This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

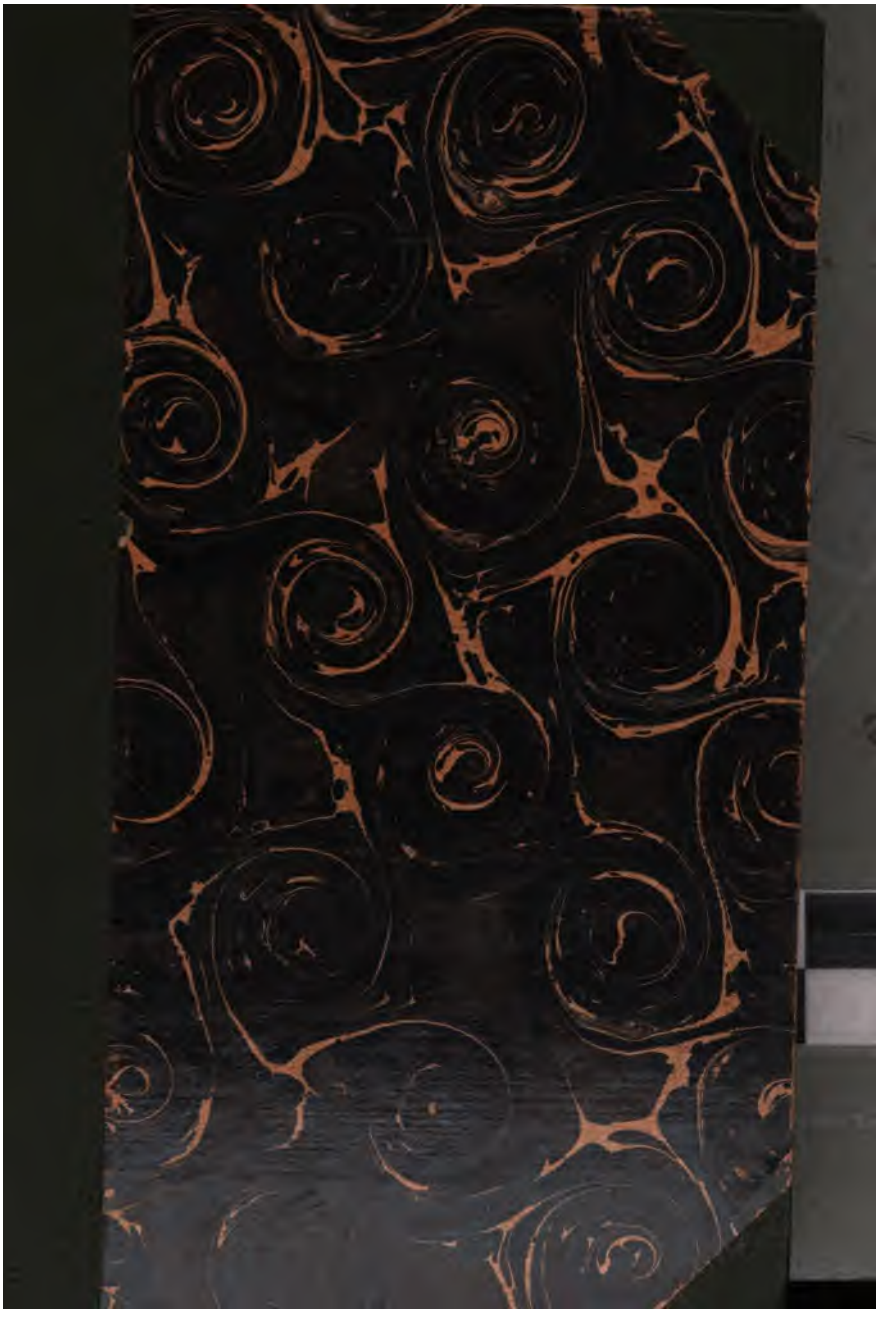
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

München

Das galante Wien.

Sittengemälde

von

Anton Johann Groß-Hoffinger.

Erster Band.

Leipzig, 1846.
Johann Friedrich Hartknoch.

PT 2281
G56G3

Die geiſtreichſten Publiciſten und Staatskünſtler, Dichter, Reformatoren, Volksredner, Zeitungsſchreiber, Deputirte, — Männer aller Parteien ſind in dem Augenblick beſchäftigt, die Grundquelle aller Uebel, woran die Menſchheit ſichtlich zu Grunde geht, zu erforſchen. Die Einen wollen ſie in den Regierungsformen, die Anderen in der Kirche, die dritten in der ungerechten Vertheilung der Glücksgüter gefunden haben, die Staatsmänner der abſolutiſtiſchen Partei wollen ſie durch Unterdrückung der Preſſe und der Gewiſſensfreiheit, die Volksmänner durch das Gegentheil, die Communiſten durch Einführung des Fourier'ſchen Hoſpitalregimentes verſtopfen. Wir wollen hier nicht unterſuchen, welche von Allen mehr Recht haben als die Anderen, nur ſo viel behaupten wir ohne Anſtand, daß wohl Alle ziemlich unaufrichtig in ihren Beſtrebungen ſind, daß ſie weniger den großen Zweck ihrer Oſtentation, als ihre perſönlichen und Corporationsvortheile, weniger die Zukunft als die kurze Spanne der Gegenwart im Auge haben, welche ihr kurzſichtiger und kleinlicher Egoismus auszumeſſen im Stande iſt.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Gegenden, wo die größte kirchliche Strenge freiwilliger Eunuchen die Ehe zu einer Feuerprobe der menschlichen Tugend und Keuschheit, zu einem lebenslänglichen Kerker für Leib und Seele gemacht hat, in Spanien, Frankreich, Italien und — Oesterreich! Wir haben es hier nur mit letzterem Lande zu thun, denn die übrigen Länder haben seit langer Zeit ihre Geschichten der Sittenlosigkeit, wozu die wohlgefälligen, blos auf den Reiz der Sinnenlust berechneten, frivolen Darstellungen erotischer Schriftsteller die bezeichnendsten Beiträge lieferten. Casanova, Boccaccio und die galanten französischen Autoren sind wichtige Beiträge zur Sittenschilderung ihrer Zeiten. Sie wurden nirgends eifriger gelesen als an jenen Höfen, wo man mit Hilfe jesuitischer Beichväter und jener rechtsgelehrten Büttel, welche zu allen Zeiten bereit waren, für Sold und Rang Gesetze gegen die menschliche Schwachheit zu erdenken und ihren sittlichen Eifer durch recht schaudervolle Erfindungen darzuthun, jene Strafen gegen Keuschheitssünden erdachte, welche noch heute so viele Gesetzbücher besudeln.

Das protestantische Deutschland hat noch so viel Sittlichkeitsgefühl gerettet, um der erotischen Literatur keinen Vorschub zu leisten; in Oesterreich ist längst dieses sittliche Gefühl fast völlig erloschen und nur die Censur hält — vielleicht nicht ohne ein faunenhaftes Bedauern — die Entstehung einer solchen Literatur zurück, während sie jedoch auf dem Theater, um das

Vergnügen nicht völlig zu entbehren, die gröbſten Anzüglichkeiten und Zweideutigkeiten geſtattete.

Weit entfernt, mit Boccaccio und Caſanova wetteifern zu wollen, habe ich nur den Zweck, zum Nutzen für den Staat und die Familie ein Bild jener zügelloſen Sitten zu entwerfen, worin ſehr viele Leſer ihre eigenen erkennen werden, um mein Vaterland zum Bewußtſein der auf ihm liegenden Schmach zu bringen. Wenn ich in meinen Schilderungen dem natürlichen Gange der Gefühle nachfolge, ſo will ich blos das ſittliche Gefühl dahin führen, wo es ſeine Verirrungen erkennt. Dies ſoll ohne Prüderie und Affectation, aber auch in keiner Weiſe geſchehen, welche meine Abſichten verdächtigen könnte. Ich halte dieſe Unternehmung für eine höchſt ernſte für mein Vaterland. Nicht nur iſt es hohe Zeit, daß dieſer ſittenſtrenge Hof ſeine Umgebungen in der Geſellſchaft erkenne und ſich nicht länger durch jenen nichtswürdigen Schein von Ehrbarkeit, Anſtand und Solidität der Aufführung täuſchen laſſe, womit Diejenigen ſich umgeben, welche Macht und Ehrenſtellen zu erlangen ſuchen durch eine ſtaatsgefährliche Heuchelei, um Neigungen zu fröhnen, welche abſcheulich ſind, ſondern auch die Geſellſchaft mit der ſodomitiſchen Nemeſis unſerer Zeiten — jenem furchtbaren Feuerregen von ſchrecklichen, heimlichen Seelenqualen — bekannt zu machen. Es ſind der Gottesgerichte in den natürlichen Ereigniſſen des Lebens, welche aus der allgemeinen Sittenloſigkeit

zu einer verzweifelten Liſt. Er ſuchte die Angelegenheiten ihres Herzens zu erforſchen und erfuhr, daß ein ungariſcher Grenadierlieutenant von ihr geliebt werde. Es gelang einem ſeiner Agenten ſich in das Vertrauen des Officiers zu ſchleichen, und er wußte es dahin zu bringen, den heißen Wünſchen des hoffnungslos liebenden Lieutenants „Gelegenheit" zu machen. Das unbeſcholtene, aber ſehr verliebte Täubchen ging in die Falle, — endlich nach einjährigem Schmachten, ſtillen Seufzern ohne Zahl, verzweifelten Liebesbriefen, erhaſchen ſie das Glück einer heimlichen Zuſammenkunft ohne Zeugen. Die Dame fliegt in die Arme ihres Geliebten, ihr Herz pocht an dem ſeinigen, es werden Schwüre und Küſſe gewechſelt, es wird eine Verſchwörung gegen eine tiranniſche Mutter gemacht — da öffnet ſich plötzlich die Thür und ein Commiſſär der Keuſchheitscommiſſion erſcheint, um das bei einer gewöhnlichen Gelegenheitsmacherei ertappte Liebespaar zu inquiriren. Wer ſchildert den Schreck und die Beſtürzung der Unglücklichen! Wohl oder übel — der Herr Lieutenant mußte ſeinen Namen nennen, eben ſo die Dame, welche nur dadurch einer öffentlichen Verhaftung entgehen konnte. Der Herr Commiſſär ſetzte ſie in einen Wagen, um ſie zu ihren Eltern zu bringen, aber ſtatt dahin die in Thränen Schwimmende zu bringen, läßt der Herr Commiſſär den Wagen auf die Landſtraße fahren. Er erklärt der Dame, daß er ſehr beklage, ſie in ſolcher Lage zu ſehen! Er tröſtet, er läßt Hoff-

nung blicken auf Befreiung. Kurz, er übereilt in etwas, berauſcht von dem Nimbus ihres Zaubers, ſeine Anträge; — aber die Dame war ſo erzürnt und ſo außer ſich vor Verzweiflung, daß ſie die Zärtlichkeit des Commiſſärs zu einem originellen Entſchluß brachte, auf welchen dieſer am wenigſten gefaßt war. Es fuhr ihr wie ein Blitz durch den Kopf: wie, wenn ich den Scandal benützte, um Karl zu gewinnen, um ſein Weib zu werden? Das Genie der Liebe iſt untrüglich, das Mittel, einen Mann zu bekommen, war heroiſch, aber konnte nicht fehlſchlagen. Was ſollte Mama anfangen mit dieſem Keuſchheitscommiſſär, dieſer in Thränen gebadeten attrapirten Tochter — welche Satisfaction konnte ſie von dem Grenadierlieutenant verlangen, wie die Schande ihres Hauſes bemänteln? Sobald die junge Dame dieſe Gedankenreihe vollendet hatte, und ſie war im Augenblick damit fertig, ſagte ſie ſehr ruhig zu dem nun ſeinerſeits bis auf den Tod erſchreckten Keuſchheitscommiſſär: „Mein Herr, ich beſtehe darauf, daß Sie Ihre Pflicht thun, und mich zu meiner Mutter bringen; — ſollten Sie einen Augenblick anſtehen, mir zu willfahren, ſo würden Sie es ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben, wenn ich dann den unverſchämten Antrag, welchen Sie mir eben gemacht haben, Ihren Vorgeſetzten anzeigen müßte.“ Alle Bitten und Gegenvorſtellungen waren fruchtlos, die junge Dame war ordentlich darauf erpicht, compromittirt werden zu wollen. Er mußte ſie als Delinquentin ihrer Mutter vorführen, berichten, was

er wußte, und einer Familienſcene mit beiwohnen, wobei wohl Niemand in ſolcher Todesangſt ſich befand, als die hochſtrenge Gerichtsperſon. Die junge Dame hatte ihre Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht. Binnen ſechs Stunden war ſie die Gattin des Geliebten und in vierundzwanzig Stunden mit ihm auf dem Wege in eine böhmiſche Garniſonſtadt. Der unglückliche Keuſchheitscommiſſär aber kam mit einem gröblichen Verweis und dem Geſpötte ſeiner Collegen durch, — denn die boshafte Clientin, welcher er allein zu ihrem Glücke verholfen, hatte ihn zwar nicht verklagt, wohl aber geſchwatzt und den genäſchigen Bock, welchen man zum Gärtner gemacht, völlig preisgegeben.

Solche Vorfälle und ein ordentlicher Aufruhr, welcher unter der dienenden Claſſe entſtand, welche in jedem Hauſe gleichwie in einem Kloſter bewacht werden ſollte, beſonders aber die Beobachtung ſachkundiger Staatsmänner, daß die Anzahl der Freudenmädchen während des glorreichen Waltens der Commiſſion ſich verdoppelt hatte, brachten die gute Kaiſerin endlich auf die Vermuthung, daß ſie nicht die rechten Mittel zur Beförderung der Sittlichkeit ergriffen haben dürfte. Eben ſo wenig hatte ihre „peinliche Halsgerichtsordnung", wonach der Ehebruch in gewiſſen Fällen mit dem Feuertode beſtraft werden konnte, den erwünſchten Erfolg. Am wenigſten ſchien ſich der Herr Gemahl der Kaiſerin aus ihrem Geſetzbuche zu machen, denn der ſchöne Kaiſer Franz hatte am Hofe der Kaiſerin ſelbſt ſein

blaues Auge mit einem keineswegs blos landesväterlichen Wohlwollen auf manche schöne Dame geworfen. Die Kaiserin aber liebte ihn wegen seiner Herzensgüte demungeachtet so sehr, daß sie selbst jenen Personen nicht gram sein konnte, welche als seine begünstigten Freundinnen galten. Als er starb, glaubte Jedermann die Fürstin *, welche Franz besonders ausgezeichnet hatte, verloren, aber Maria Theresia ging mit der ihr eigenthümlichen herzlichen Raschheit auf sie zu, ergriff sie gütig bei der Hand und sagte in Thränen ausbrechend: „Wir haben viel an ihm verloren!" Zeitlebens legte sie die Trauer nicht mehr ab und gab so einen gewiß rührenden Beweis von der Wahrheit, daß weder die Natur, noch Gottes Gesetze dem menschlichen Herzen einen Zwang auferlegen, noch ihm jene wilden Schmerzen und Rachegefühle einer durch Nichts zu versöhnenden Eifersucht eingeimpft haben, womit erst die naturwidrigen Gedanken der Priester das weibliche Herz befruchtet haben.

Kaiser Joseph schaffte alle jene strengen und thörichten Strafgesetze ab. Er ging, zum Aergerniß für die Geistlichkeit, von der Ansicht aus, daß alle Keuschheitssünden gar nicht vor den Stuhl der weltlichen Gerichtsbarkeit gehörten! Also selbst ein Blutschänder, ein Ehebrecher, ein Sodomit waren nicht straffällig! Welche Ansichten! Es wurde bei diesen Verbrechen nur auf Beschädigungen Strafe gesetzt. Es war also erlaubt, Mädchen zu verführen (Schadenersatz abgerech-

net) und Wolluſt auszuüben, worauf vor wenig Jahren der Feuertod ſtand! Das Geſchrei hierüber war nur durch einige Conceſſionen an die erzürnte Gerechtigkeit zu beſchwichtigen. Aber im Weſentlichen blieben die Geſetze, wie ſie waren — der Ehebruch wenigſtens war vor dem Geſetz erlaubt. Jede Ehe konnte aufgelöſt werden. Wenig fehlte, ſo wären die bürgerlichen Heirathen eingeführt worden. Die mariages de conscience wurden abgeſchafft, und daran that Joſeph ſehr unrecht, denn die Vorurtheile der Menſchen zwingen ſelbſt den muthigſten Vorurtheilsloſen, ſich ihnen zu unterwerfen. Aber ſein Zweck war gut. Man kann zwar nicht behaupten, daß dieſe geſetzlichen Neuerungen große Fortſchritte der Sittlichkeit bewirkt hätten, allein man bemerkte doch keinerlei üble Folgen. Denn an die Stelle des Strafgeſetzes trat das ſittliche Ehrgefühl. Die Familien ſuchten ſich durch Ehrbarkeit auszuzeichnen, nicht die Furcht vor Strafe, nur das Bewußtſein, daß man an Sittenreinheit ein koſtbares Kleinod beſitzt, welches Jedermann ſchätzt, vermag die Sittlichkeit zu erhalten. Eben die Leichtigkeit und Strafloſigkeit einer unſittlichen Handlung macht ſie doppelt verächtlich. Joſeph's Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, die Ehe leicht und frei zu machen, ſo leicht als möglich, ſo frei als möglich, das iſt ohne Zweifel das rechte Mittel, die Proſtitution des weiblichen, und dadurch die entnervende *ſchändliche Wollüſtigkeit* und niederträchtige Ver-

führungspraxis des männlichen Geschlechtes zu hindern. Wenn es erst allen Männern im ersten Stadium der Mannbarkeit möglich gemacht würde, sich zu verheirathen, so würde es bald wenige Frauenzimmer geben, welche ihren Leib wechselnden launenhaften und schändlichen Begierden verkaufen. Nur die zahllosen Gelegenheiten bringen im Manne jenen wollüstigen Charakter hervor, welchem jetzt das ganze weibliche Geschlecht zum Opfer gebracht wird. Was Joseph philosophisch dachte und redlich wollte, gab er bei vielen Anlässen kund. Er wollte das Heil beider Geschlechter. Indem er die Ehe erleichterte, ihre Auflösung zuließ, wollte er der Verführung, den Schandthaten der Wüstlinge Einhalt thun. Seine persönliche Herrschaft zeigte die Praxis seiner Gesetze, wie er sie wünschte. Das weibliche Geschlecht begriff zuerst seine wohlmeinenden Gesinnungen. Man erzählt sich zahllose fröhliche und tragische Anekdoten von seiner Intervention in der großen Krisis aller geschlechtlichen Verhältnisse. Hier nur einige. Eine junge Dame, die Tochter eines Officiers, erhielt durch eine Mittelsperson den Antrag von einem reichen und mächtigen Cavalier, ihm für einen Kaufschilling von 10,000 Fl. ihre Unschuld zu überlassen. Das arme Mädchen, hilflos und verwaist, ohne Aussicht, durch einen Gatten versorgt zu werden, nahm den Antrag an. Als der wollustglühende Seladon zum Rendezvous kam, wußte sie ihm die 10,000 Fl. abzunehmen, ohne für den Augen-

blick seine Wünsche zu gewähren. Von den Drohungen des Betrogenen verfolgt, warf sie sich dem Kaiser zu Füßen und erzählte ihm den Hergang. Der Kaiser erlaubte ihr, das Geld zu behalten, und verwies dem Cavalier seine Verführungspraktiken. Dieses salomonische Urtheil ist zwar nicht über alle Kritik erhaben, aber gewiß tadellos ein anderes in einem ähnlichen Falle. Ein junges, schönes Fräulein aus guter aber verarmter Familie gab sich einem jungen Wüstling gegen Zusicherung einer gleichen Summe preis. Die Erstlinge der Unglücklichen wurden gepflückt, aber der Preis *nicht bezahlt*. Auch sie wandte sich an den Kaiser, der den nichtswürdigen Wüstling zur Zahlung anhielt, und ihm obendrein eine beträchtliche Buße, an die Armenkasse zahlbar, auferlegte.

Man sieht hieraus, wie die Sache unter Maria Theresia gestanden. Während Frauen und Männer aus dem Volk wegen fleischlicher Sünden die fürchterlichsten Strafen erduldeten, junge Mädchen aus dem dienenden Stande auf der Folter starben, war in den vornehmen Ständen Vergebung der Sünden. Wenn es hoch kam, so gab es eine, von der mütterlichen Kaiserin angeordnete *häusliche Züchtigung* bei verschlossenen Thüren, wobei die Außenwelt selten Etwas vernahm. Allein das Volk wurde öffentlich ausgepeitscht, in Zuchthäuser und Gefängnisse geworfen, gebrandmarkt und beschimpft wegen derselben fleischlichen Vergehungen, *welche man nur* als ein Privilegium

des hohen Adels betrachtete. Vornehme Wüſtlinge kauften die Kränzchen der ehrbarſten Bürgerjungfrauen, oder blieben, wie wir geſehen, nach hochadeliger Gewohnheit den Preis für dieſe Genüſſe eben ſo ſchuldig wie für andere. Gab es dann etwa eine Klage, ſo erhielt der Cavalier vielleicht einen Verweis; war es etwa noch ein Jüngling, ſo wurde er zu Hauſe ein wenig mit Ruthen geſtrichen, aber das Mädchen kam ohne weitere Umſtände in das Zuchthaus.

Ein Fall dieſer Art bezeichnet ganz das damals übliche Verfahren. Ein Herr Baron hatte ein armes, aber höchſt tugendhaftes Mädchen, da er ſie nicht anders gewinnen konnte, geheirathet. Die Neuvermählten lebten einige Zeit glücklich, der Herr Gemahl aber war zuweilen ſehr unruhig, ein Gemüthszuſtand, welcher bald eine furchtbare Erklärung fand. Es erſchien nämlich plötzlich eine Dame aus Brüſſel im Hauſe des Barons, welche ſich als die Gemahlin deſſelben auswies, und den der Bigamie ſchuldigen Eheherrn mit einer furchtbaren Verantwortung bedrohte. Der unglückliche Geängſtigte warf ſich ſeiner zweiten Gattin zu Füßen, geſtand, daß er ſchon früher vermählt geweſen ſei, und ſo wurde das unglückliche Geſchöpf bewogen, zur Verheimlichung des geſchehenen Verbrechens beizutragen, und ſich für — die Maitreſſe des Barons zu erklären. Mit dem Muthe einer wahrhaft tugendhaften Liebe entſagte ſie dem Beſitze, dem Vermögen ihres Gemahls, und erklärte vor Gericht, was man von ihr

wollte. Alsbald wurde das legitime Ehepaar wieder vereinigt, der Baron freigesprochen, das unglückliche Opfer aber von den Gerichten zurückbehalten. Man setzte sie mit einem Beamten in einen Fiaker, und brachte sie in ein Haus, welches ihr unbekannt war. Eine gemein aussehende Frau empfing sie hier, und befahl ihr, die Kleider, welche sie an hatte, sogleich abzulegen, da sich solcher Staat für dieses Haus nicht gezieme. Anfangs glaubte die Unglückliche, sich in einem Kloster zu befinden, aber bald wurde sie schrecklich enttäuscht, als man, nachdem sie sich entkleidet, über sie herfiel, und sie einer grausamen Züchtigung unterwarf. Es war der gewöhnliche „Willkomm" für neu ankommende Züchtlinge, und das Haus, in welchem sie sich befand, war das — Zuchthaus. Aber der Heldenmuth ihres Edelsinnes wurde durch diesen schändlichen Verrath nicht gebrochen, sie gedachte in ihrer Schande und in ihren Leiden der furchtbaren Strafe, welche den Geliebten durch die Zurücknahme ihrer Erklärung treffen würde. Sie schwieg. Zwei Jahre harrte sie vergeblich der Befreiung — der Baron hatte sie vergessen, man war froh, daß sie geborgen war. Wiederholt war die Unglückliche Züchtigungen unterworfen worden, sie fing an zu siechen. Da erschien eines Tages der Kaiser in dem Hause des Jammers und der Schande. Er befragte jeden einzelnen Züchtling um sein Verbrechen, um die Art ihrer Behandlung, ihre Kost, ihre Beschwerden. Da warf sich

plötzlich eine junge Frau zu ſeinen Füßen. Schluchzen, Krämpfe, Vorboten einer Ohnmacht, überzeugten den Kaiſer, daß er es hier nicht mit einer jener gemeinen, abgeſtumpften Verbrecherinnen zu thun hatte, welche ſolchen Schmerzes unfähig ſind. Man leiſtete ihr Beiſtand, und nun erzählte ſie ihre Geſchichte. Welch' eine Scene für des Kaiſers edles Herz! Die Sache wurde unterſucht, wahr befunden, die Schuldigen beſtraft, die Unglückliche befreit und entſchädigt. Aber Alles dies war dem Herzen des Kaiſers nicht genug. Er ſah, daß er ſein Volk nur durch große Reformen vor ähnlichen Mißhandlungen von Seiten verruchter Behörden ſchützen könne, und er ließ keinen Tag vergehen, ohne ſeinem Volke eine dauernde Wohlthat zu erweiſen. Aber mit aller Macht ſeines Geiſtes war er nicht im Stande, die freche Sittenloſigkeit ſeines Adels völlig zu unterdrücken, aber er ſchreckte ſie, er ſchützte ihre Opfer, und ſtellte Gleichheit vor dem Geſetze her. Unter ſeiner Regierung nahm die freche Zügelloſigkeit der adeligen Verführer wenigſtens ab, man hörte mehr öffentliche Scandale, aber der heimlichen Verbrechen wurden täglich weniger.

Seine Nachfolger glaubten ſeinem Geiſte wieder entgegenwirken zu müſſen. Die Ehegeſetze wurden wieder ſtrenger, die Polizeivorſchriften hinſichtlich der „fleiſchlichen" Verbrechen und Vergehungen verſchärft, die Praxis der Geſetzgebung gab wieder „Rückſichten" für Vornehme Raum, das öffentliche Aergerniß wurde

ängſtlich vermieden, die Religion, wie man ſich ausdrückte, in ihre heiligen Rechte eingeſetzt. Liguorianer nahmen es auf ſich, die Keuſchheit zu befördern, ſie errichteten ein Kloſter von freiwilligen Büßerinnen, welches der Wiener gerade Verſtand ohne Weiteres ihr Serail nannte; wir wollen ſehen, was für Zuſtände hieraus erfolgt ſind.

Wer nur dreißig Jahre denkt, hat Gelegenheit zu Vergleichungen und Beobachtungen, welche ſchrecklich ſind. Noch vor dreißig Jahren war die Mehrzahl des Wiener Volkes ziemlich kräftig gebaut, hoch und ſchlank gewachſen, von einer der edelſten Menſchenracen halb aſiatiſchen Urſprungs. Das weibliche Geſchlecht, wegen ſeiner Schönheit in ganz Europa berühmt, vereinigte Grazie mit Geſundheit, die Sitten waren zwar ſchlecht, aber noch ſah man die ſchrecklichen Folgen ihres Verfalles nicht. Jetzt iſt das Bild dieſer Folgen vollendet! Man beſuche die öffentlichen Oerter, wo ſich große Maſſen des Volks verſammeln. Welche verkrüppelte, armſelige, Mitleid erregende Geſtalten, welche zwerghafte Generation, welche aſchgraue Geſichtsfarbe, welche ſieche, ſkrophulöſe, mit Geſchwüren, Finnen und Flechten bedeckte Kinder! Welche hektiſchen, verwachſenen, engbrüſtigen Weiber! Ich ſpreche nicht von Einzelheiten, nur von der Geſammtheit. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß das Regiment Hoch- und Deutſchmeiſter, deſſen Werbbezirk Wien umfaßt, das alte Militärmaß herabſetzen mußte, um ſeine Mann-

ſchaft complet machen zu können. Es gibt keine genügende Erklärung dieſer traurigen Erſcheinung als — die Wolluſt, das Gefolge ihrer Seuchen und Nervenübel und jener furchtbaren Heilmittel, welche ſchlimmer ſind als die Krankheit. Welche ſchreckliche Gemälde in den Hospitälern, Gebär- und Siechenhäuſern, in den Hütten der Armen, welche die Findelkinder aufziehen! Aber noch weit trauriger als die phyſiſchen Erſcheinungen iſt das geiſtige Bild dieſer verderblichen Degradation. Wo iſt der Frohſinn dieſer luſtigen Wiener, deren Schwänke alle Fremden ergötzten? Wo der geſunde, harmloſe Mutterwitz dieſes Völkleins lachender Philoſophen? Wo die harmloſe, gemüthliche Herzlichkeit, welche Jedermann mit freundlichen Dienſten entgegenkommt, dieſes heitere Leben und Lebenlaſſen, welches einſt Wien ſo angenehm machte? Man beſuche dieſe Schauplätze der jetzigen Volksvergnügungen, dieſe Bierhäuſer, öffentlichen Gärten, wo ungeheure Menſchenmaſſen bei einer lärmenden Muſik ſchweigend oder flüſternd, ja faſt traurig beiſammen ſitzen, dieſe öffentlichen Bälle, wo ſtatt der ſonſtigen Fröhlichkeit man jetzt Nichts findet, als ekelhaft brünſtige Tänze, in welchen ſich thieriſche Begierden in frecher Umſchlingung zu Tode keuchen. Man trete auf den Schauplatz des Lebens! Welch' ein Kampf, welche Cabalen, Chicanen, Intriguen, Verleumdungen, gegenſeitigen Verfolgungen, welche Treuloſigkeiten in Wort und That, welche giftigen Blicke des Haſſes und eiskalte

Geberden gefühlloſer Gleichgiltigkeit. Man leſe die localen Blätter und Volksſchriften: welche Unluſt zum Denken, welcher alberne Bilderkram, welche Geiſtloſigkeit! Jede ernſtere und beſſere Beſtrebung bleibt ohne Theilnahme, die Geiſter haben keine Freunde. Gleichgiltig gegen das Edle und Schöne, gleichgiltig gegen die Wahrheit, gleichgiltig gegen das Vaterland, ja gegen das eigene wie das fremde Schickſal, lebt dieſes Geſchlecht nicht mehr, nein, es ſtirbt. Nur Wolluſt und immer wieder Wolluſt reizt die Nerven dieſer depravirten Menſchheit. Faſſen wir die Erſcheinungen zuſammen; in phyſiſcher Hinſicht: Syphilis, Gicht, Skropheln, Epilepſie, Phthiſis, Ausſatz, Verkrüppelung; in moraliſcher: Brotneid, Haß, Verleumdung, Verfolgung, Mangel an Gemeingeiſt, Liederlichkeit, Sodomie, Ausſchweifung, Habſucht, Geiz, Spionage; in geiſtiger Hinſicht: gedankenloſes, blödſinniges Hinbrüten, einfältige Sucht nach zweideutigen Bonmots, Philiſterhaftigkeit, geiſtige Impotenz. Wer iſt die Mutter dieſer Kinder? Ich nenne ſie Euch — es iſt die

Venus vulgivaga!

I.

Drei Nächte.

„Champagner!“ rief eine barſch befehlende, aber noch jugendliche Stimme im Nebenzimmer des Ballſaals „zur Mehlgrube“.

„Eljen, eljen Graf Ferenczy Banya!“ tobte ein Chor von halbtrunkenen jungen Cavalieren.

„Hurrah Graf Banya!“ brüllten die Domeſtiken an einem von Wein überſchwemmten Tiſche im Hintergrunde bei der Credenz — Huſaren, Heiducken, Jäger, Bediente — umringt von halbberauſchten Mädchen, ihren Geliebten.

„Vivat — der gnädige Herr!“ ſchrie ein Aufwärter dazwiſchen, indem er ein Glas ergriff, das ihm ein Lakai vollſchenkte, „es lebe der gnädige Herr, der mehr Geld hat als der Kaiſer!“

Selbſtzufrieden lächelnd empfing der Held des Abends die Huldigungen ſeiner betrunkenen Tiſchfreunde, dann, gleichſam um den Toaſt des Kellners

zu rechtfertigen, zog er eine große Brieftaſche von rothem Saffian aus der Bruſttaſche, nahm einen Bankſchein von 1000 Fl. aus derſelben, entfaltete ihn vor Aller Augen, betrachtete ihn gegen das Licht, faltete ihn dann in einen ſchmalen Streifen zuſammen, brachte ihn als Fidibus an's Licht und ſteckte ſich die Tabakspfeife damit an.

Allgemeine Ueberraſchung, Erſtaunen — athemloſes Verſtummen — dann Flüſtern durch den ganzen Saal — ein Gemurmel der höchſten Verwunderung — was den Grafen, der ganz phlegmatiſch den koſtbaren Fidibus an ſeiner Pfeife langſam zu Aſche brennen ließ, im höchſten Grade befriedigte.

„Welche Tollheit!" murmelten die Verſtändigen und Nüchternen; „mit dem Gelde hätte der L— eine Familie glücklich machen können."

„Was brummen die Wiener Windbeutel!" kreiſchte heiſer vor Rauſch der Heiducke des Grafen, indem er mit den Fäuſten ſo gewaltig auf den Tiſch ſchlug, daß der rothe Wein aus den Gläſern über das Tiſchtuch rann — denn an dieſem Orte gab es wenig Etikette, die Cavaliere tranken wie Stallknechte unter ihren Bedienten; „möcht' ich doch, daß — teremtete — der Schwablelki ein Fidibus wäre, daß ihn mein gnädiger Herr verbrennen könnte. Du Hund von einem Deutſchen, was haſt Du geſagt?!"

Damit packte der Heiducke einen anſtändigen Wiener Bürger bei der Gurgel und würgte ihn.

„Bravo — faß an!“ riefen lachend und jubelnd die Cavaliere; — mit Mühe befreiten die Gäſte den Bürger aus der eiſernen Fauſt des Leibeigenen. Still murrend zerſtreuten ſich die mit der Scene Unzufriedenen; doch Niemand wagte es, die Herren Cavaliere in ihrem abſonderlichen Vergnügen zu ſtören. Sie befahlen unumſchränkt auf dem Balle. Die Muſik begann wieder. Die Paare ſtellten ſich zu einer Françaiſe, als Graf Banya dem Orcheſter zurief: „Ungariſch, ihr Kerle!“ — und eine Börſe dem Kapellmeiſter geradezu an den Kopf warf.

In wenigen Secunden waren alle Noten durcheinander geworfen und bald winſelte eine jener wild melancholiſchen Tanzweiſen durch den Saal, welche man von jenen jammerſeligen Zigeunergeigen auf der Puszta zu hören gewohnt iſt.

Niemand im Saale ſchien des ungariſchen Nationaltanzes kundig zu ſein. Das kümmerte den Grafen wenig. Er ſelbſt wollte als Tänzer figuriren und ſuchte nur ein Mädchen, welches mit ihm tanzen konnte. Als man ſein Vorhaben gewahr wurde, machte man halb neugierig, halb ehrerbietig Platz, und Franzi, welche längſt den Grafen mit ſtiller Bewunderung angeſtarrt hatte, die Geliebte des Büchſenſpanners Johann, eine Beszprimerin, trat mit einem Knix hervor, küßte dem Grafen die Hand und gab zu verſtehen, daß ſie den Tanz verſtehe, welcher dem gnädigen Herrn beliebte, — ohne auf die eiferſüchtige, grimmige Unruhe

ihres Geliebten zu achten. Alles Zupfen und Räuspern des armen Johann half Nichts, denn Franzi war von dem Glanze der ganzen Erſcheinung des Grafen wie bezaubert. Mit gnädigem Wohlgefallen muſterte der hochmüthige Magnat das Mädchen. Sie war als Maske in ungariſche Nationaltracht gekleidet, welche eine ſchlanke Taille hervorhob und ihre feinen Füße dem Kennerauge des Grafen nicht verbarg. Zwei dicke pechſchwarze Haarflechten fielen über eine blendende Schulter bis über die gewölbten Hüften hinab. Die Augen des feurigen Mädchens brannten wie Kohlen, und der elaſtiſche wohlgerundete Buſen präſentirte ſich auf das Einladendſte.

Mit großer Behaglichkeit würdigte der Graf dieſe Vorzüge und ein jubelnder Ausruf, begleitet von einem lachenden Wink an ſeine Freunde, ſchien auszuſprechen: „welch' ein herrlicher Fang!“ Denn gewohnt, mit ihrem Gelde und ihrem Anſehen alle ihre Wünſche durchzuſetzen, betrachtet dieſe reiche Ariſtokratie in Wien vorzugsweiſe alle hübſchen Mädchen als ihr Eigenthum — nur der Preis der Waare iſt in ihren Augen verſchieden, Bürger- und Beamtentöchter, Witwen und Waiſen, Stubenmädchen und Straßendirnen — Alles hat ſeinen Tarif in ihren Augen, von einem Gulden bis zu Tauſend aufs Höchſte für die Nacht. Sie weiß es beſſer als die betrogenen Ehemänner, daß das weibliche Herz, ſelbſt wenn es gegen Noth geſchützt iſt und von Liebe gehegt wird, für Putz und Tand immer

geneigt iſt ſich dankbar zu erweiſen, daß ſelbſt vornehme Frauen der Sehnſucht nach einem Shawl unterliegen und die anſtändigſten Bürgerstöchter immer unzufrieden ſind mit der Oekonomie des Papa und der ſtillen Eiferſucht der Mama, welche nicht die Befriedigung aller Eitelkeitswünſche geſtattet. Sie weiß, daß man nur geſchickter Mittelsperſonen bedarf, um bei einer Hofräthin zuweilen ſo ſchnell zu reuſſiren, wie bei einer Griſette. Zufolge dieſer Ueberzeugung betrachtete der Graf ſeine Tänzerin ſogleich als Eigenthum, und taxirte ſie als einfaches Stubenmädchen, als ſolche Waare, deren Preis die Liebhaberei ſelbſt beſtimmt und die Billigkeit nach Maßgabe vorhandener Vorzüge abſchätzt. Er prüfte demnach mit jenem Kennerblick, welchen er beim Ankauf ſeiner Pferde ſo oft an den Tag legte, Haare, Augen, Zähne, Stirn, Mund, Athem, Buſen, Taille, Beine, Teint, — er ließ ſie tanzen und beobachtete zufrieden die Anmuth ihrer Bewegungen — und er geſtand ſich, daß Alles von großer Vollendung ſei. „Wahrlich," ſagte er zu ſich, „mein Araber hat mehr Fehler als dieſes Mädchen, obwohl er das ſchönſte Thier in Wien iſt." Seine Freunde, welche mit gleicher Aufmerkſamkeit das ſchöne „Geſchöpf" betrachteten und ziemlich laut ausriefen: „Himmel, welche Waden, welche Bruſt — welch' —" bildeten eine Gruppe, ähnlich jenen Gruppen bei Wettrennen und Ausſtellungen — nur daß ſich dieſelben in den Geberden durch jenen Ausdruck lächelnder Verachtung unterſchied, welche dieſer

größtenheils liederliche, wollüſtige Adel niemals ſeinen Pferden zu Theil werden läßt.

Man muß indeß bekennen, daß das weibliche Geſchlecht — verdorben durch eine bodenlos ſchlechte und liederliche Erziehung, ein begehrliches Naturell und die herrſchende Carität ſittlicher Grundſätze, dieſe Verachtung großentheils verdient. In früheſter Jugend prägen ſchlechte Mütter und niederträchtige Väter ihren Töchtern nur Grundſätze des Eigennutzes ein, welche dann ſpäter von Begierde unterſtützt das weibliche Geſchlecht der Verachtung und dadurch dem ſpäteren Elende preisgeben.

Die ſchöne Franzi — obwohl zu jung um ſchon Erfahrungen zu haben — hatte im Hauſe ihrer Eltern, armer Handwerksleute in Ungarn, welche unter dem Stocke des Edelmanns-Heiducken ſtanden, von einem Grafen und von dem fabelhaften Werthe des Geldes, das ſie nie zu ſehen bekam, die übertriebenſten Begriffe erhalten. Ihr erſchien daher dieſer Graf als ein Gott, erſtens weil er ein Graf war, zweitens weil er reich und drittens weil er ſchön war. Sie tanzte mit ihm, die Welt erſtaunte. Jedermann bewunderte das Paar, als es mit jener ſtolzen, ernſten Grazie den bekannten ungariſchen Tanz ausführte. Franzi war ganz Sinnlichkeit, Anbetung, Hingebung, und da ſie ein Herz beſaß, welches für Empfindſamkeit wenig empfänglich war, ſo erſchien ihr der Ritter von der traurigen Geſtalt, ihr Geliebter, als ein höchſt erbarmungswürdiges

Weſen. Und in der That, das war er im höchſten Grade, als er in wahnwitziger Eiferſucht dem Schauſpiele zuſah und gewahrte, wie ſehr ſich der edle Graf um ſeine Geliebte bemühte; als er ſehen mußte, wie er ſie in Beſitz nahm, nach dem Tanz zur Credenz führte, mit Champagner benebelte, mit ihr ſchäkerte bis zur Unanſtändigkeit, als er gewahrte, wie er allgemach ein Gegenſtand des Spottes ſeiner Geliebten wurde, wie deren Augen kalt und zürnend auf ſeinen wüthenden Geberden weilten, dann mit Liebe und Inbrunſt ſich an den Diamant in der Buſennadel des Grafen hefteten, wie ſie dieſe, allmälig vertraulicher werdend, in die Hände nahm, damit ſpielte und plötzlich mit einem dankenden Knix ſich vor den Buſen ſteckte! Wie ſtolz ſah ſie nun plötzlich aus! Nun ſah Johann nicht mehr ihr Geſicht, nur ihren Rücken — hinter welchem andere Lüſtlinge ihre Geſtalt begierig betrachteten. Jetzt heftete der Graf ſeine Lippen an ihre weiße Hand, dann drückte er einen Kuß auf ihren weichen, ſchönen, bloßen Arm — das war zu viel für den armen Burſchen — er ſtürzte hervor, faßte Franzi beim Arm und ſagte: „Franzi — Du mußt nach Hauſe!"

Erzürnt, beſchämt, außer ſich erhob ſich Franzi von ihrem Sitz. Erzürnt, wüthend über ſo unerhörtes Wagniß eines Domeſtiken ſprangen die Cavaliere auf — Graf Banya als der Erſte, welcher kein Wort verlierend den zudringlichen Störer der Unterhaltung mit einer Ohrfeige zu Boden ſtreckte.

Johann fühlte nicht ſeine Schmach; — als er ſich aufraffte, richtete ſein erſter Blick ſich auf das Mädchen — ſie ſah mitleidlos, kaum ſich des Lachens erwehrend, ſeine Züchtigung.

„Werft ihn hinaus!“ befahl der Graf. Ein ungeheures Gedränge entſtand, man packte den Jäger — man fand es allgemein höchſt verwegen, daß der Burſche, ein elender Domeſtike, ein „Bretlhupfer“, ſich erlaubte, die noble Geſellſchaft zu beunruhigen — Ladenſchwengel mit erfrorenen Händen, welche Glacéhandſchuhe trugen, um glauben zu machen, ſie ſeien Cavaliere, Marqueure mit Lorgnetten und Schneidergeſellen mit Schnurbärten und nach dem neueſten Journal gekleidet, übernahmen es, den der Nobleſſe der Geſellſchaft zugefügten Affront zu rächen, ſie ergriffen den Büchſenſpanner beim Kragen und warfen ihn zur Thüre hinaus.

Zehn Minuten ſpäter fuhr Franzi wein- und wollluſtglühend in einem Fiaker in des Grafen Wohnung. Mit unfläthigem Spott ſahen die Kellner des Hôtels zum König von Ungarn, wie ihr Cavalier aus Nr. 11 eine Dame aus dem Wagen hob, deren Haare zerrüttet und deren Anzug in einem ſchmählichen Zuſtande war. Franzi ſah, fühlte und hörte Nichts — als den Grafen. Die Thüre des Gemachs wurde aufgeriſſen, im Nu verſchloſſen — da war von Widerſtand keine Rede mehr.

Seine gräflichen Gnaden hatten eine köſtliche Nacht, und entließen Franzi nobel beſchenkt am Morgen.

In derſelben Stunde, als ſie mit wüſtem Kopf, gähnend, und mit einer Börſe voll Geld ſpielend, nach Hauſe ging, fand der Uferwächter im Prater einen Leichnam mit der Livree eines Büchſenſpanners, bewacht von einem großen Hühnerhunde, der durch ſein Bellen und Heulen den Wächter herbeigelockt hatte. Offenbar hatte ſich ſein Herr in die Donau geſtürzt, und der Hund hatte ihn zu retten verſucht, und da er es nicht vermocht, gewiß mit unſäglicher Anſtrengung die Leiche an's Ufer geſchleppt. Menſchentreue, Hundetreue, wer kann darüber ſchwanken, welcher mehr zu trauen ſei?

Seine gräfliche Gnaden geruhten, bis nach Mittag zu ſchlafen. Dann ſpeiſten Sie mit dem köſtlichſten Appetit Auſtern, Faſan, Seefiſche, tranken viel Champagner und lobten die Wiener Stadt mit vielem Enthuſiasmus. Abends ritten Sie ſpazieren, Nachts wurde geſpielt, des Morgens zu Bett gegangen und bis drei Uhr geſchlafen. Als Seine gräfliche Gnaden wieder die Augen aufſchlug, erwachte in Hochdenenſelben neuerdings einiger Wolluſtkitzel, und Sie fanden mit Bedauern, daß Sie eine Nacht verloren hatten, deſto vergnügter beſchloſſen Sie die nächſte zuzubringen. Während Sie über die geeigneteſten Mittel nachdach-

ten, wodurch dieſer angenehme Zweck am ſicherſten zu erreichen wäre, ſchlugen die Töne einer geräuſchvollen Muſik an Ihr Ohr. Da erinnerte ſich Seine Gnaden, daß er Tags zuvor von einer Hochzeit gehört habe, welche zwiſchen einem Handwerker aus der Provinz und einer Bürgerstochter aus Wien gefeiert werden ſollte. Der Graf hatte die Braut geſehen, ſie war ſehr lieblich, ſechzehn Sommer alt, blond, blauäugig, zart wie eine Lilie, blühend wie ein Mairöschen und fröhlich wie eine Gazelle. Der gnädige Herr hatte viel Geſchmack an ihr gefunden. „Wie," dachte er ſich, indem er ſein Lager verließ, „wenn ich dem Tölpel von Bräutigam die Erſtlinge ihrer Zärtlichkeit wegfiſchte?" Der Gedanke war zu luſtig und originell, um ihn ohne Prüfung der Möglichkeit ſeiner Ausführung fallen zu laſſen. Seine Gnaden lachten unmäßig über dieſen tollen Einfall. Hätte der Graf das tragiſche Reſultat der Vergnügungen ſeiner erſten Nacht gewußt, er würde vielleicht dieſen Einfall minder ergötzlich gefunden haben. Allein ſo iſt das Walten der Nemeſis, ſie verbirgt ſich ſo lange, bis ſie ihr Opfer rettungslos gemacht hat. Graf Banya hielt daher ſeinen Einfall feſt, und verſäumte keinen Augenblick, um einen Verſuch zur Ausführung zu machen. Hier half Geld nicht allein — hier mußte ein Genieſtreich ausgedacht werden. Erfinderiſch in aller Art von Schelmerei, bedurfte er nur eines mitwirkenden Genies gleicher Art, um ſeinen verwegenen Plan auszuführen. Ein ſolches Genie fand

er an Prokop, dem Lohnbedienten des Hauſes. Dieſe Lohnbedienten in der Kaiſerſtadt ſind ein furchtbarer Schandfleck für dieſelbe. Die Polizei, welche ſie zuweilen als Werkzeuge braucht, iſt ſehr nachſichtig gegen ſie, und obgleich dieſe Menſchen in der Regel mit den ehrenvollſten Zeugniſſen verſehen ſind, gibt es ſchwerlich eine zweite Claſſe der Bevölkerung in Wien, welche aufgelegter zu allen erdenklichen Niederträchtigkeiten wäre. Sie ſind die Generalagenten der Wolluſt; ſchamlos und verſchmitzt, kalt und vorſichtig, mit allen Familienverhältniſſen genau bekannt, durch ihre polizeilichen Connexionen in alle Myſterien des Lebens eingeweiht, haben dieſe Menſchen die Ehre, das Lebensglück, die Unſchuld, ja zum Theil den Wohlſtand der Familien in ihrer Hand. Sie ſind in den Geſetzen ſo erfahren, um ſich niemals eine Blöße zu geben, und wiſſen ihren Opfern mit ſolcher Geſchicklichkeit durch eine Verkettung von Ränken und niederträchtigen Verbindungen mit allen Freudenmädchen, Kupplerinnen, Wucherern, Senſalen, Advocatenſchreibern, mit Beamten und ſelbſt hohen Perſonen, deren Leidenſchaften ſie bedienen, das Geld abzunehmen, daß man ſie als die Haupturſache des Ruins vieler hoher Häupter der Ariſtokratie, fremder Cavaliere, ſelbſt Prinzen betrachten kann. Einige von ihnen beſitzen eigene Häuſer, Viele von ihnen werden ſehr reiche Leute, Einige beſchließen ihre Laufbahn im Zuchthauſe, Andere, die Ungeſchickten, werden Bettler und Vagabonden. Wenn es unter

ihnen redliche Leute gibt, ſo ſind ſie gewiß nur an ihrer Armuth zu erkennen.

Prokop war einer der Matadore dieſes Metiers, er verſtand es wie Keiner, einen reichen Cavalier zum Bettler zu machen, und hatte ſeiner Kunſt bereits eines der ſchönſten Vorſtadthäuſer zu danken. Wenn man berechnet, daß dieſer Beſitz wegen der vielen Perſonen, mit welchen er ſich in die Beute theilen mußte, kaum zwei Procent von dem Gelde ausmachen konnte, um welches die Opfer gebracht worden, ſo kann man ſich einen Begriff von dem Verderben machen, welches dieſe Menſchen anrichten. Der erſte Weg, den dieſer Agent des Satans ſeine Opfer führte, war der des wohlfeilen Vergnügens. Er wußte es dahin zu bringen, daß ſie bald geſättigt wurden, daß die Anſprüche ihrer Begierden ſich ſteigerten und raffinirten, natürlich wurde die Befriedigung immer theurer. Eine ſehr ſchöne, ſcheinbar ſehr vornehme und höchſt ſolide Dame mußte dann das Verfahren auf die Spitze treiben. Man konnte ſich ihr nicht anders nähern, als durch koſtbare zarte Geſchenke, etwa eine Equipage, einen Shawl, einen koſtbaren Schmuck. Dergleichen führte zum Derangement der Finanzen. War man erſt ſo weit, dann begann erſt die rechte Plünderung. Man führte das Opfer dem Wucher in die Arme. An dieſen Mann wendete ſich der Graf mit ſeinem Plane. Prokop befand ſich bei den Hochzeitgäſten, er war Beiſtand des Ehepaars, welchem es an Connexionen

fehlte, eine Würde, welche ihm ein Douceur von einigen Thalern einbrachte. Dieſe hohe Würde verhinderte jedoch den Grafen nicht, ſeine ganze Hoffnung auf dieſen Beiſtand zu ſetzen. Er wurde berufen, und lachend bot ihm der Graf eine Belohnung von 100 Ducaten, wenn er den Neuvermählten zu des Grafen Gunſten um die Freuden der Hochzeitnacht betröge.

Prokop war nicht der Mann, um vor Schwierigkeiten zurückzuſchrecken. Nichts iſt unmöglich, war ſein Sprichwort. Und in der That hatte er ſchon ſo viele anſcheinende Unmöglichkeiten beſiegt, daß er weder an irgend eine ſtichhaltige Tugend, noch an ein unüberwindliches Hinderniß glaubte. Er verſprach daher, ſogleich zu recognosciren, gab Hoffnung und entfernte ſich raſch, um mit dem Oberkellner das Nöthige zu verabreden. Von ihm erfuhr er, daß für das Ehepaar eine gemeinſchaftliche Stube bereit ſei, an welche eine andere verſchloſſene anſtoße. Dieſe Auskunft genügte. Von einer Ueberredung oder Verſuchung der Braut konnte keine Rede ſein, ſie liebte ihren Bräutigam ſo ſichtlich, und zudem war weder Zeit noch Gelegenheit, um mit ihr zu ſprechen. Sie mußte *getäuſcht* werden — der Graf mußte die Stelle des Gemahls vertreten, ohne daß ſie es gewahr würde. Der Graf mußte einen Schlüſſel zur Thüre der Schönen haben, der Kellner gab den Hauptſchlüſſel. Der Bräutigam mußte aufgehalten werden, dazu bedurfte es nur einiger Flaſchen Champagner, welche der Lohnbediente preis-

gab. Die Braut mußte früh zu Bette gehen, dazu bedurfte es nur einer lärmenden, etwas unzarten Unterhaltung der Hochzeitgäſte, und auch dieſe wußte der Lakai in Gang zu bringen. Endlich mußte es in der Hochzeitkammer an Licht fehlen, auch dafür ſchaffte man Rath, indem der Kellner gleichſam aus Verſehen ein ſo kurzes Licht in die Stube ſtellte, daß es keine halbe Stunde anhalten konnte. Von einer züchtigen Braut war ohnehin nicht zu erwarten, daß ſie mehr Lichtvorrath begehren würde. Alles ging nach Wunſch, und die Heldenthat wurde vollbracht.

Während der Bräutigam, vor Trunkenheit lallend, im Saale einſchlief, beſtieg Graf Banya das Brautlager, welches ihm doppelt reizend erſchien, da es von allen Blumen einer herzlichen Liebe, von kindlicher Unſchuld und Schamhaftigkeit duftete. Das war kein erkauftes Vergnügen, es war entzückende Hingebung von Leib und Seele. Alles ging ohne allen Verdacht ab, der Graf hatte an jede kleine Vorſicht gedacht. Als er ſich endlich von der eingeſchlafenen Huldin wegſchlich, legte er, als einen Tribut an ſein Gewiſſen, einen Brief mit einer Börſe voll Gold ſo auf das Tiſchchen neben ihrem Bette, daß ihr erſter Blick beim Erwachen darauf fallen mußte. Um jedoch jedem möglichen Mißgeſchick zu entgehen, hatte er ſchon voraus Poſtpferde beſtellt, und reiſte, nach dem vollbrachten ſchändlichen Raube an der argloſen Unſchuld, dem Scheine nach zu einem Thore hinaus, um durch ein

anderes wieder nach Wien zurückzukehren und dieſer Stadt der Grazien nicht zu früh den Rücken zu wenden. Wer aber ſchildert die Scene der Verwirrung, der Wuth, der Beſtürzung, der Scham und Verzweiflung, als der Bräutigam, früher nüchtern geworden, als zu vermuthen war, am Morgen in das Zimmer ſeiner Braut ſchlich, und dort die Börſe ſammt einem Brief folgenden Inhalts fand:

„Schönſte aller Grazien!

„Während Dein Bräutigam, den Wein mehr als Dich liebend, Morpheus in die Arme ſank, hat ein Mann, dem Deine Reize alle Sinne verwirrten, die Blume Deiner Unſchuld gepflückt, um zeitlebens die Erinnerung an ſein genoſſenes Glück mit ſich zu tragen. Verzeih' dem Betrüger, den Deine Schönheit ſo berauſchte, und nimm Dich in Acht, jemals Deinem Gatten von der Hochzeitnacht aus Irrthum Etwas zu erwähnen, was Dich, Du Schuldloſe, und mich, den Schuldigen, verrathen müßte. Beiliegendes Geſchenk hat die Beſtimmung einer Ausſteuer und freiwilligen Buße."

Der Graf Banya war von dieſem Abenteuer, deſſen Folgen wir ſpäter erfahren werden, und dem glücklichen Erfolge aller ſeiner galanten Unternehmungen ſo erluſtigt, daß er noch einige Wochen in Wien

zu bleiben beſchloß. Er kehrte daher nach einer kleinen Spazierfahrt beim anbrechenden Morgen in die Stadt zurück, und fuhr mit ſeinem Gepäck vor das Hôtel zum Matſchakerhof, das damals berühmteſte Hôtel, daſſelbe, wo die Verſchwörung des Biſchofs Martinowicz entdeckt wurde durch einen Lohnlakai — vielleicht (!) der einzige wichtige Dienſt, welchen die geheime Polizei der Regierung erwies. Dieſer Matſchakerhof war für alle galante Abenteurer wahrhaft claſſiſcher Boden, hier verſammelte ſich Alles, was Geld und Luſt hatte, es auszugeben; Cavaliere, reiche Rentiers, Spieler von Profeſſion, Kundſchafter aller Nationen, Alles bewacht und umgeben von den lauernden Blicken geheimer Polizeiagenten, welche hier als Kellner, Lohnbediente, Stubenmädchen, Aufwärter, Hauſirer, Barbiere ꝛc. fungirten, Alle für einen Tagelohn von einem Silberzwanziger; allein jeder Fremde von einigem Beobachtungstalente bemerkte gar bald, daß dieſe lauernden Blicke weniger auf die Geheimniſſe der Fremden, als auf die Vermögensumſtände, die Freigebigkeit oder die Wünſche derſelben gerichtet waren, wovon ſie zu profitiren hoffen durften. Denn die Erfahrung hatte dieſe Menſchen längſt gelehrt, daß es weit einträglicher ſei, den Wünſchen und Bedürfniſſen der Fremden zu dienen, als ſie zu verrathen. Daher erhielt die Polizei meiſt nur höchſt unbedeutende Berichte durch ihre Agenten, deren Wichtigkeit von dem niedrigen bis zum höchſten Beamten durch alle Stu-

fengänge der bureaukratiſchen Polizeiverfaſſung vergrößert wurden und endlich mit zahlreichen Ausſchmückungen das Ohr des Monarchen erreichten. Kaiſer Franz, dieſer geradſinnige, verſtändige Monarch, durchſchaute die Nutzloſigkeit des Inſtituts der geheimen Polizei lange, es war ihm ein Greuel, aber die Praktiken der franzöſiſchen Kundſchafter machten es ſcheinbar nothwendig. Indeſſen äußerte Franz oft ſeine Entrüſtung über ſeine Polizei in der unverholenſten Weiſe. „Wenn Jemand mich einen Eſel nennt," pflegte er zu ſagen, „ſo weiß ich es in einer Stunde, wenn aber einer meiner Unterthanen um's Leben gebracht wird, oder ſtaatsgefährliche Umtriebe ſtattfinden, da iſt die Polizei immer die Letzte, welche Etwas davon weiß."

In dieſem Gaſthofe, einem der Hauptquartiere der Polizei, ſtieg nun Graf Banya ab, um neue Unternehmungen vorzubereiten. Hierher berief er Prokop, welcher ihm die Nachricht brachte, daß das Ehepaar in der übelſten Gemüthsverfaſſung abgereiſt ſei, nachdem man ſich vorher nach den im Hauſe wohnenden Gäſten ſorgfältig erkundigt hatte. Es handelte ſich nun um ein neues Vergnügen für den gnädigen Herrn. Da der Herr Graf ein großes Mißtrauen hatte gegen ſolche Bekanntſchaften, welche er nicht ſelbſt aufgeſucht hatte, ſo wurde vor der Hand beſchloſſen, Abends im Theater eine Recognoscirung der ſchönen Welt vorzunehmen. Eine Loge wurde beſtellt, eine ſehr gute Theaterlorgnette in Stand geſetzt, eine ſorgfältige Toi-

lette gemacht, viel Geld beigeſteckt, kurz, es war eine mit aller Umſicht vorbereitete Expedition.

Es gibt Dinge unter der Sonne, welche man täglich ſieht, ohne ſie zu begreifen, ohne ſie zu glauben; wenn in der Geſellſchaft nämlich einmal jener Geiſt der Depravation das ganze Leben zu durchdringen im Begriff ſteht, dann bemächtigt ſich der Menſchen jene ſtumpfſinnige, thieriſche Theilnahmloſigkeit, vermöge welcher ſie die furchtbarſten Schickſale und Leiden, welche ſie umgeben, als Etwas betrachten, was nicht anders ſein kann, als ganz natürlich, was man ertragen müſſe. In Wien gilt einmal der furchtbare Fluch, den das Verhängniß ausgeſprochen zu haben ſcheint:

„Deine Töchter ſollen verderben in Schande und Elend!"

dieſer Fluch, welcher das Verderben der Kinder dieſer Töchter, den Ruin der ganzen Geſellſchaft ausſpricht, als eine natürliche Vorausbeſtimmung. Lachend ſagt man ſich, das Weib iſt ja geboren dazu, daß es von dem Manne beſchlafen werde. Ob Kunz oder Hans die Erſtlinge pflückt, was liegt daran? Das iſt die Philoſophie dieſer Generation, dieſer jungen, lebensluſtigen Männer, welche ſelbſt ſchon größtentheils Baſtarde, Kinder der Wolluſt, der Proſtitution und gemeinſten Unzucht, jener unfläthigen, liebloſen, thieriſchen Vermiſchung ſind, wodurch die Familien aufgelöſt und die Bande der Geſellſchaft zerriſſen, alle edleren Gefühle der

Gatten-, Eltern- und Geſchwiſterliebe verdrängt und aufgeopfert werden.

Dieſer Graf Banya — und wie Viele giebt es in Wien ſeines Gleichen! — hatte in 48 Stunden ein bis dahin noch ſchuldloſes Mädchen auf immer der Schande zugeführt, einen armen Menſchen zur Verzweiflung getrieben, das Glück einer Ehe auf immer getrübt, wo nicht vernichtet.

Wollte man nun berechnen, wie viele Opfer ein ſolcher Wüſtling in ſeinem ganzen Leben in Jammer ſtürzt, und wie viele ſolche mehr oder minder reiche, verwegene Wüſtlinge in Wien leben, es würde eine ſchauderhafte Statiſtik geben.

Graf Banya hatte keinen Begriff davon. Er folgte ſeinen Lüſten wie einer Naturnothwendigkeit, und hielt jedes Mittel für gut, kraft ſeines Rechts als geborner Edelmann.

Von Kindheit gewohnt die Beiſpiele ſeines Standes zu ſehen, keinen Augenblick daran zweifelnd, daß erſtens alle übrigen Stände, dann insbeſondere das weibliche Geſchlecht nur für ihn da ſeien — nur von ſeinen Gnaden lebten, denkt er ſo wie Alle ſeines Gleichen in Wien, welche mit ihren Lorgnetten und ſchamloſen Geberden ſich auf der Straße, im Theater, im Concerte euren Weibern und Töchtern ſchamlos präſentiren, welche ſich nicht geniren, ihrer drei bis vier Arm in Arm euch nachzufolgen, um die „Adreſſe“ zu erfahren. Binnen 24 Stunden iſt dann gewöhnlich

ſchon irgend ein Schritt der Verſuchung geſchehen, und wehe euch, wenn eure Hausfrau, Tochter, Schweſter, irgend eine Schwachheit an ſich hat, ſie wird von beſtochenen Dienſtboten einer abgefeimten Kupplerin verrathen, welche nie ſelbſt auftritt, aber die ganze Intrigue leitet!

Das Theater iſt das Hauptobſervatorium dieſer liederlichen Geld- und Adels-Ariſtokratie, welcher in der Regel alle und jede gründliche Bildung abgeht, welche ſchon von ihren Vätern Nichts gelernt hat, als das Handwerk der Galanterie und die Kunſt Ehrenſtellen zu erlangen und hohe Aemter durch Schürzenprotection oder Beſtechung!

Hier ſind Billeteure, Logendiener, Souffleure, Lampenputzer ꝛc. dienſtwillig und flink bei der Hand, zu Allem aufgelegt, um ein Stück Geld zu verdienen — ein ganzes Hilfscorps von Agenten der Wolluſt. Da iſt nicht leicht eine Familie, deren Namen und Verhältniſſe ſie nicht kennen — ſie kennen den ganzen Markt, ſie kennen die Kunden und die beliebteſten Waaren, und die Nemeſis will es haben, daß unter den letzteren ſich ſelbſt Töchter der hohen Ariſtokratie befinden, wiewohl durch dieſe ſchlechten Sitten die Race der Ariſtokratie auf eine ſo erbarmungswürdige Weiſe herabgekommen iſt, daß ſie keine ſehr beliebte Qualität erzeugen kann. Die niederſten und höchſten, gebildetſten und roheſten Claſſen ſind am meiſten herabgekommen, nur die Mittelclaſſen liefern noch jene

friſchen, zarten, lieblichen, fröhlichen Geſchöpfe, welche der Stolz des Wiener Marktes ſind.

Hier hatte Banya einen Flor der ſchönſten Mädchen in Logen und Gallerien vor ſich, welche nicht minder begierig ſind die Blicke der Cavaliere auf ſich zu ziehen, wie dieſe es ſind einen Blick der Erwiederung zu erlangen. Aber Banya ließ gleichgiltig ſeine Blicke über die Maſſe ſchweifen und nur auf einem Punkte ruhen, wo eine weibliche Geſtalt von der äußerſten Schönheit ſich gleichwohl durch ihre Zurückgezogenheit und ihre beſcheidene Anſpruchloſigkeit der allgemeinen Aufmerkſamkeit zu entziehen wußte. Der orientaliſche Schnitt ihres Geſichts zeigte die edelſten Formen der griechiſchen Antike, ſo wie ihr ganzer höchſt ebenmäßiger ſchlanker Körperbau, welchen ſelbſt die damalige unvortheilhafte Mode nicht verunſtalten konnte. Was aber mehr auffiel als ihre Schönheit, war der Geiſtesadel, welcher ſich über ihr Geſicht verbreitete, die hinreißende Anmuth ihres ſanften weichen Geberdenſpiels, der Ausdruck ihrer Taubenaugen, welche dennoch voll ſtillen Feuers waren. Ihre Geſichtsfarbe war blaß, von blendender Weiße ihre Haut, und eine Hand beſaß dieſer Inbegriff aller weiblichen Schönheit und Grazie, welche ſo zart und klein, wie die eines Kindes von zehn Jahren, dabei aber ſo weich geformt und rund — weiß und fein — daß ſie verdient hätte, wie jene berühmten Hände Napoleons und der Fürſtin Metternich, einen weltgeſchichtlichen Ruf zu erlangen. Die Augen

des lüſternen Grafen konnten ſich nimmer von dem Anblick des holden Geſchöpfes trennen, aber eine gewiſſe heilige Scheu ſagte ihm, daß hier Nichts für ihn zu hoffen ſei. Die Familie war offenbar ſehr wohlhabend, ſehr anſtändig, von den feinſten Sitten. Ein anweſender Herr mit einer kleinen Ordenskette und ſehr edler Phyſiognomie ſchien ihr Vater zu ſein. Prokop beobachtete hinter dem Stuhl jeden Blick ſeines Gebieters — dieſer war unruhig, bewegt, ungeduldig, faſt übellaunig.

„Ja, Euer Gnaden!“ flüſterte der Dämon von Lakai, „Die wird viel koſten.“

„Was koſten, Du Narr — ſo reich bin ich nicht zu bezahlen, was Die werth iſt — Die iſt nicht zu haben.“

„Ach — pah!“ ſagte Prokop, „ſchwer freilich — aber nicht unmöglich. Sie iſt die Tochter des Hofraths Polczewicz, die Leute haben Vermögen, ſie wird wahrſcheinlich ſchon verlobt ſein — dennoch —“

„Wie, Du hoffſt? — Kerl, wenn Du Die in mein Lager bringſt, zahle ich Dir die Revenüen eines halben Jahres meiner Güter.“

„Ich allein kann es nicht!“ ſagte Prokop, „dazu brauchen wir die Madame Dörflinger.“

Banya ſprang auf und beſtürmte Prokop mit Fragen. So ſchwer es ihm wurde, ſich von dem Anblick des reizenden Weſens zu trennen, ſo konnte er doch auch mit ſeinem wildaufgeregten Blute nicht län-

ger bleiben, er mußte ſich mit Hoffnungen und Plänen beſchäftigen, um ſich zu zerſtreuen.

Madame D. war die berühmteſte Gelegenheitsmacherin der Reſidenz. Sie war die Zuflucht aller reichen Wollüſtlinge, ſie nannte ſehr hohe Perſonen ihre guten Freunde, man begegnete ihr mit vieler Auszeichnung und ſie hielt ein Haus wie eine Fürſtin.

Noch in derſelben Stunde begab ſich Banya mit dem Lohnbedienten dahin. Mad. D. ſaß eben mit einigen in Sammt und Seide gekleideten Damen am Spieltiſch, ſie empfing, nachdem ſie der Lohnbediente aviſirt hatte, den Grafen als ihren alten Bekannten und verließ augenblicklich das Spiel, um ihm etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen — in der That aber um zu vernehmen, welch' ein glückliches Ungefähr ihr einen ſo koſtbaren Kunden zuführe. Als B. ihr ſeine Hoffnungsloſigkeit geſtand, lächelte ſie höhniſch — „Mein Freund," ſagte ſie, indem ſie auf ein Cabinet wies, „hier in dieſem Cabinet hat J. D. die ſchöne Fürſtin Henriette Kukofska mit dem Grafen St. Grivois geſchlafen — ſie eine Spröde von der zäheſten Gattung, er ein Menſch mit einem Paviansgeſichte, — was ſoll mir dieſe Hofrathstochter für Schwierigkeiten machen? Es kann Sie tauſend, vielleicht zweitauſend Ducaten koſten — das iſt Alles."

Und in der That hatte Mad. D. einen ausgezeichneten Credit. Man vertraute ihr blindlings, denn außer der Thatſache, welcher ſie ſich ſelbſt rühmte,

wußte man von ihr, daß ſie einer hohen Perſon aus Verſehen ſeine eigene Tochter zugeführt hatte, und daß man ihr nur die Perſon, welche man liebte, bezeichnen durfte, um ſeine kühnſten Wünſche zu erreichen. Graf B. empfahl ihr ſehr überflüſſiger Weiſe Eile — denn dieſe ehrbare Dame wußte wohl, daß ſolche Händel ſchnell ausgeführt werden müſſen, ehe die Laune der Einbildungskraft der Männer ſich verflüchtigt. „Ich brauche nur 36 Stunden," ſagte ſie — „kommen Sie übermorgen Mittags zu mir — wir werden dann ſehen, welche Fortſchritte gemacht worden ſind."

Seine gräflichen Gnaden ſchliefen zwar unruhig, aber doch getröſtet.

Am zweiten Tage darauf um 12 Uhr ſtand Graf Banya wieder vor Mad. D., welche, ſtolz auf einem Sopha ſich hinlehnend, ihn ſehr nachläſſig empfing. „Setzen Sie ſich, guter Graf; wie müſſen Sie dieſe 36 Stunden gelitten haben, ich beklage Sie von ganzem Herzem."

Graf Banya fühlte dieſer Frau gegenüber eine Art von Demüthigung — ich möchte ſagen Ehrerbietung. Vor einer ſolchen Frau gab es ja wie vor Gott kein Geheimniß. Man mußte ihr Alles beichten, alle Schwachheiten des Gemüths und der Sinne ihr offenbaren, alle Niederträchtigkeit des Willens, alle Schändlichkeit ſeiner Grundſätze aufdecken. Vor dieſer

Frau galt weder Rang noch Titel, hier konnte man weder Hoheit noch Stolz zeigen, hier machte Geld Alles gleich, und Niemand durfte hoffen, dieſer Frau irgend ein Gefühl der Achtung einzuflößen. Dieſe Frau hatte Alles zu ihren Füßen, ſo zu ſagen, ſchmeichelnd, ſich in Verſprechungen überbietend, um ihre ſeltſamen Wohlthaten betteln geſehen, den hohen Adel mit ſeinen oberherrlichen Geburtsvorrechten girrend um den Kuß einer Taglöhnerstochter, die Gerechtigkeit, die furchtbare — ihr ſo verächtlich — in der Perſon hoher Gerichtsperſonen, bettelnd um die Liebe der ſchönen Sünde, die Dichtkunſt von ſehr proſaiſchem Kitzel gefoltert — das armſelige Ding, welches nur im beſten Fall ein Paar Goldſtücke opfern konnte, ja ſelbſt die heilige Kirche in der Perſon mächtiger Prälaten! Wahrlich, genug für eine ſolche Frau, um ihr alle Welt verächtlich zu machen, um ſich über das Urtheil derſelben hinauszuſetzen und ausſchließlich dem Gotte zu dienen, vor welchem heute alle Autoritäten — das hiſtoriſche Recht, die Moral des Jahrhunderts, die Religion, Poeſie und die ganze Geſinnungstüchtigkeit unſerer prahleriſchen, heuchelnden Zeit in den Staub ſtürzen, dem Gott der Wolluſt!

„Was glauben Sie wohl, Graf," fuhr Mad. D. fort, die ſich daran zu beluſtigen ſchien, die größten und vornehmſten Herren dieſer Schöpfung vor ſich gedemüthigt zu ſehen, welche gewohnt ſind Männern

mit Hochmuth zu begegnen, deren Schuhriemen aufzulösen sie nicht würdig sind, „was glauben Sie wohl hoffen zu dürfen? Hier liegt ein Briefpaket auf dem Tische, dessen Inhalt Sie betrifft. Soll ich Ihnen sagen, was darin ist?“

Banya war ganz außer sich vor Spannung und Erwartung; aber Mad. D. — um in ihm das Gefühl des Werths seiner „Errungenschaft“ zu steigern, ließ ihn sehr lange in Ungewißheit — endlich aber erhob sie sich stolz wie eine Semiramis, welche einem Sclaven die Freiheit und das Leben schenkt und sprach: „Wohlan — erbrechen Sie dieses Paket, es enthält — den Schlafkammerschlüssel.“

Verblüfft, fast entsetzt und doch wie berauscht vor wonnigen Hoffnungen, ergriff der Graf den Schlüssel — ungläubig zögernd und sagte: „Im Ernst — oder ist es Scherz?“

„Wenn ich Ihnen sage, es ist der Schlüssel zu Fräulein Herminens Schlafgemach in Hietzing Nr. 14 im Gartenhause. Sie sind dort Nachts um 12 Uhr erwartet, die Gartenthüre wird offen sein. Oder haben Sie keinen Muth zu dem Abenteuer?“

„Ha, Muth!“ rief der Graf triumphirend. „Für solchen Preis Muth die Hölle zu bekämpfen.“

„Das habe ich von Ihnen erwartet. Gehen Sie nun, bereiten Sie sich vor, das Fräulein glücklich zu machen.“

Damit reichte sie ihm die Hand zum Kusse, welche

er wirklich ergriff und mit Inbrunſt küßte. Er nahm Abſchied. —

„Noch Eins!“ ſagte die Dame ihn zurückrufend, „vergeſſen Sie nicht, daß Sie keine gemeine Dirne vor ſich haben. Sie wird Ihnen vielleicht eine Scene ſpielen, um ſich zu beſchönigen — gehen Sie darauf ein, benehmen Sie ſich als gebildeter Cavalier und Mann von Geiſt — ſchwärmen Sie ein wenig — Adieu!“

Mit dieſen flüchtig hingeworfenen — aber ſehr berechneten Belehrungen entließ Madame den von ſeinem Glücke ganz trunkenen Cavalier.

Wie glücklich war er! Welche Emotion — welche ſüße Angſt und noch ſüßere Hoffnung! Er konnte zwar nicht begreifen — aber das Wort der Frau war untrüglich. Sie hatte den Preis in Empfang genommen — ſie war in Geldſachen ſehr gewiſſenhaft, denn ſie wußte, daß ihr Credit, ihre Ehre davon abhing, daß ſie niemals gegen die Ordnung handelte. Ihr Ruf war desfalls ſo gloriös wie der des Hauſes Rothſchild — und vielleicht, wenn man die Zuſtände dieſer närriſchen Zeit gründlich unterſucht, iſt der ganze Geld-, Grundſatz-, Talent-, Charakter-Credit der meiſten Menſchen eben auf nichts Anderem beruhend, als auf dieſer Vorſicht einer Kupplerin.

Punkt 12 Uhr war Graf Banya auf ſeinem Poſten. Seine Reitpferde warteten auf der Landſtraße zu nicht geringer Verwunderung des Hietzinger Nacht-

wächters, welchem der luſtige Jockei ein Mährchen auf-band.

Eine helle Mondnacht machte den geheimen Beſuch etwas gefährlich. Auch konnte der Graf nicht eine gewiſſe Bangigkeit unterdrücken, welche ihn ſonſt bei ſeinen Unternehmungen nicht zu beläſtigen pflegte.

Auch hatte nie ein Weib ſolchen Eindruck auf das Gemüth des Wüſtlings gemacht. Er fühlte Mitleid mit ſeinem Opfer neben einer verzehrenden Sehnſucht, einer raſenden Leidenſchaft. Fieberiſch fröſtelnd ſchlich er zu der offenen Gartenthür in einen dichten buſchigen Garten. Einige Laubengänge wurden durchſchritten — plötzlich ſtand er mit hochpochendem Herzen vor der Thüre des Pavillons. Nichts regte ſich, — nur ſein Gewiſſen. Durch welche Mittel hatte dieſer Teufel von einem Weibe dieſen Engel berückt? Doch Banya war nicht der Mann Räthſel zu löſen — er ging ohne zu denken wohin ihn die Leidenſchaft trieb. Die Thüre wurde geöffnet — eine zweite präſentirte ſich offen, worin ein rothes Lämpchen brannte und eine Dame völlig angekleidet auf einem Sopha ſaß. Beim Eintritte des Grafen hatte ſie ſich raſch erhoben. Sie war todtenbleich vor Aufregung und Schrecken, zitterte am ganzen Leibe und rang nach Worten.

„Alſo doch," ſagte ſie endlich zu Banya, der bei dem Anblick dieſer unſchuldvoll herrlichen Geſtalt wie geblendet von einer heiligen Erſcheinung zu ihren Füßen niederſank, „alſo haben Sie es doch gewagt — verwe-

gener, furchtbarer Menſch — nun, Sie ſehen, ich hatte den Muth, Sie unter ſolchem Sie verdächtigenden Scheine zu empfangen — was wollen Sie mir ſagen?"

Noch lag Banya zu ihren Füßen. Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Das war nicht der Empfang einer Kokette, welche ihn glücklich machen wollte. Er erinnerte ſich jedoch der Worte der Kupplerin. Das iſt die Scene! dachte er. Und nun begann er darauf „einzugehen". Er ſchilderte die Raſerei ſeiner Leidenſchaft — er ſchwor und log wie Don Juan. Das ſchwärmeriſche Mädchen fing an ruhiger zu werden — ſie ſchien zu begreifen. „Warum aber mußten Sie mich durch die Drohung erſchrecken, ſich vor meinem Fenſter zu erſchießen — wie Sie geſchrieben, wenn ich Ihnen nicht eine Unterredung geſtattete — ich habe Ihren Brief erſt erhalten, als Alles zu Bette war — mein Kammermädchen brachte ihn, Schreck, Ueberraſchung, Furcht vor dem Jähzorn meines Vaters ließen mich zu keinem anderen Entſchluß kommen, als Sie zu erwarten. Jetzt aber, Herr Graf, ſage ich Ihnen auf die furchtbare Weiſe Ihrer Bewerbung, daß Ihr Stand, Ihr Vermögen, Ihre — Eigenſchaften Sie berechtigen, offen und ehrlich beim hellen Tage um ein Mädchen zu werben, — ich ſage Ihnen, daß ich durch den heftigen, obwohl unangemeſſenen Ausdruck Ihrer — Liebe gerührt bin, — gehen Sie — verlaſſen Sie mich, und der erſte Blick, womit ich Ihren öffentlichen Beſuch in unſerem Hauſe empfangen werde,

wird Ihnen mehr ſagen, als ich Ihnen jetzt zu ſagen im Stande bin.“

Bei dieſen Worten wendete ſich das Fräulein ab, um eine Thräne zu verbergen. Banya aber, wie ein geſchickter Jäger ſeinen Vortheil wahrnehmend, ſtürzte auf ſie und bedeckte ſie mit Küſſen — welche die Unglückliche lehrten, daß der ungeſtüme Wüſtling ſich nicht mit einem Geſtändniß begnügen wollte. Umrankt von ſeinen Armen kämpfte ſie, um ſich loszureißen, aber der Graf ließ nicht ab von ſeinem Opfer, vergebens war ihr Bitten, Flehen, Weinen, wie ein Kind nahm ſie der Graf auf ſeine Arme und trug ſie auf ihr Lager — ſie fühlte ſich entblößt — da rang ſie eine ihrer Hände los, ergriff die Haare des Grafen und ſchrie laut, aber doch mit vor Wuth, Angſt und Scham gedämpfter Stimme:

„Nein, Du ſollſt Deinen Zweck nicht erreichen, Ungeheuer; fort von hier, ſonſt iſt's Dein Tod — Menſch, der Du nur kamſt, mich zu verderben! — —“

Von einer unerklärlichen Gemüthsbewegung ergriffen, ſank der Graf auf ſeine Kniee — der Mond beleuchtete ſein ſchönes glühendes, in Thränen ſchwimmendes Geſicht — das Mädchen fühlte ſich ſonderbar ergriffen. Dann erhob er ſich wieder, ſtürzte wieder auf ſie und rief ſtolz und wild: „So wirbt der Graf Banya um ſein — Weib!“

Erſtickt von ſeinen Küſſen ſank Hermine aufs Lager — ſie war erſchöpft von dem Kampfe — erhitzt,

exaltirt, außer ſich — ihre Arme wehrten nicht mehr ab, nur ihr klopfendes Herz vertheidigte ſich durch ſeine Schläge — aber in ihrem Auge glänzte bereits eine Gluth, die ſie nie gekannt, der feurige Athem der Wolluſt hatte ſie berührt — ſie war überwunden. — —

Aber kaum war das neue Bubenſtück des Grafen vollbracht, als man die Stimme des Vaters der Unglücklichen vernahm, er hatte die ſchöne Mondnacht nicht ſchlafen können, glaubte die Stimme ſeiner Tochter gehört und eine männliche Geſtalt im Garten bemerkt zu haben. Er kam herbei, den Namen ſeiner Tochter rufend — Schande mehr fürchtend als den Tod ſeines Kindes; — ein alter Diener hatte ihm gemeldet, daß das Stubenmädchen des Fräuleins von verdächtigen Perſonen Beſuch empfange, — mit einer Piſtole bewaffnet eilte er herbei und fand zu ſeinem Erſtaunen das Stubenmädchen im Garten ſitzen.

„Was machſt Du hier? — was geſchieht? — was iſt vorgefallen? — rede oder ſtirb!“

Das Mädchen fiel auf die Kniee und geſtand, daß das Fräulein einen Beſuch empfangen habe.

Mit Blitzesſchnelligkeit war Hermine indeß aufgeſprungen — nicht mehr das ſchüchterne Mädchen, nur das entſchloſſene Weib — und ſtürzte den Grafen in ein Nebengemach, das ſie feſt verſchloß.

„Fort, durch's Fenſter,“ ſagte ſie; „Gott ſei mir gnädig, wenn Du mich betrogen haſt.“

Der Graf — höchſt befriedigt durch dieſe neue

Emotion, konnte nicht umhin, in dieſer Gefahr dem Fräulein noch einen Kuß zu rauben, dann beeilte er ſich zu fliehen, raffte ſich zuſammen, ſprang zu dem angezeigten Fenſter hinaus und eilte in raſchen Sprüngen der Gartenthür zu. Aber der Vater des Fräuleins hatte ihn geſehen, verfolgte ihn — ein in der ſtillen Nacht furchtbar hallender Knall, und eine Kugel pfiff an des Grafen Schläfe vorbei. Er war gerettet.

Des andern Tages hieß es in Hietzing, Diebe hätten im Garten[illegible]hauſe des Hofraths eingebrochen, wären aber verjagt worden. Der Nachtwächter, welcher den Grafen [illegible]ch dem Schuß in geſtrecktem Carriere mit ſeinen[illegible] Jo[illegible]on reiten geſehen, meinte aber, es ſei doch [illegible]arg mit den Fortſchritten der Cultur, da ſich die Diebe ſchon Reitpferde und Jockeis hielten.

Des andern Tages hielt es der Graf Banya für ſeine Pflicht, der Mad. Dörflinger ſeine Viſite zu machen. Er erzählte ihr mit vieler Begeiſterung das göttliche Abenteuer dieſer Nacht. Der Piſtolenſchuß allein gefiel der Dame nicht. Das konnte Aufſehen machen, zu Unterſuchungen führen. Indeſſen — ſie hatte überall Freunde. —

Graf Banya war ſo zufrieden mit dem ihm erwieſenen Dienſte, daß er der Dame aus freiem Antrieb

noch einen ſchönen Shawl verehrte. „Die Dame," ſagte er, „habe zwar faſt zu viel Scene gemacht, aber dadurch nur ſein Vergnügen erhöht." Ganz weich geworden vor Glückſeligkeit dankte er dieſem Weibe in den zärtlichſten Ausdrücken, umarmte ſie mehrere Male, nannte ſie ſeine liebe, ſchöne Mama — und reiſ'te, da ſeine Kaſſe erſchöpft war, ſehr vergnügt nach Hauſe.

Madame D. aber notirte in ein rothſammetnes Portefeuille den Namen des Fräuleins, die Wohnung, und das Datum des Abenteuers, denn die Kenntniß dieſes Geheimniſſes war ein gutes Mittel, dem Fräulein künftig mehr Fügſamkeit zu lehren.

Es war Abend. „Eljen, Graf Banya!" Mit dieſem hundertſtimmigen Jubelruf empfing das Landvolk ſeinen Gutsherrn, welcher, zu Pferd anlangend, in den Hof ſeines Schloſſes ritt. Eine ohrenzerreißende Janitſcharenmuſik, von einer Truppe Zigeuner ausgeführt, begleitete den obligaten Volksjubel der Leibeigenen. Ein Mädchen tanzte ein Solo in dem Kreiſe geigender, ſingender, jubelnder Zigeuner. Fröhlichkeit belebte den ganzen Kreis. — Der Graf war über den frohen Empfang ſehr befriedigt, — er ſtieg vom Pferde, ließ ſich von ſeinen Dienern die Hände küſſen und trat, ſeinen Schnurbart zwiſchen den Fingern drehend, zu der Gruppe der Zigeuner, aus welcher ihm das tan-

zende Mädchen unſchuldvoll wohlgefällig entgegenlächelte. Hätte der junge Wüſtling ſich auf den Blick der Unſchuld verſtanden, er würde durch das offenbare Beſtreben des Kindes ihm zu gefallen nicht ermuthigt worden ſein, den Eintritt in ſein Haus durch eine neue Brutalität zu ſegnen! Aber ſeine Gnaden war in ſo glücklicher Laune! Seine reizenden Abenteuer in Wien, eine ſehr angenehme Reiſe mit anmuthigen Begegnungen, deren letzte ihn veranlaßte, ſeinen Reiſewagen einer jungen Edeldame aus der Nachbarſchaft zu überlaſſen, um Anlaß zu haben ſie wieder zu ſehen und ſelbſt die Reiſe bis zu ſeinem nahen Wohnſitz zu Pferde zu machen, zahlloſe Blicke, Händedrücke, Seufzer, Küſſe, welche auf dieſer Reiſe gewechſelt worden waren, hatten den Grafen in einen wahren Rauſch des Vergnügens verſetzt. Er ſchwor bei allen Teufeln, daß er der glücklichſte Kerl unter der Sonne ſei, und daß er niemals für eine einzige dürftige Blume, deren Blüthen bald durch die Zeit entblättert werden, den ganzen ewig blühenden Roſengarten der Liebe entbehren wolle, — das iſt, niemals zu heirathen. Unaufhörlich beſchäftigten ſeine Phantaſie die rohen Vergnügungen der Sinnlichkeit, unaufhörlich ſann er auf Benutzung jeder Gelegenheit, dieſe Vergnügungen zu vermehren. So wie des Säufers ſämmtliche Gedanken ſtets mit ſeiner Leidenſchaft ſind, ſo waren des Wollüſtlings ſämmtliche Gedanken immer auf die Wolluſt gerichtet, daher er beim Anblick dieſes reizenden 14jährigen

Kindes in der frohen Scene nur wieder eine willkommene Gelegenheit ſah zur Befriedigung ſeiner frivolen Laune.

„Heda, Du braunes Mädel" — rief er daher aus, „ich möchte doch ſehen, ob Dein Fell ſo braun iſt wie Dein Geſicht." Und ehe das Mädchen ihn verſtehen konnte, ſtürzte der Graf ſich unter dem Gelächter der Dienerſchaft, welche den Einfall des luſtigen Grafen köſtlich fand, auf das arme Zigeunerkind, entblößte ſie bis über die Hüften, und entließ ſie dann lachend unter ſchmutzigen Scherzreden, indem er ſeine höchſte Zufriedenheit mit einigen gemeinen Flüchen bekräftigte.

Das Mädchen, erſt ſo luſtig, floh weinend und das Geſicht ſich verhüllend in die Arme einer älteren Zigeunerin. Sie war keine Prezioſa, keine romantiſche Geſchichte knüpfte ſich an ihre Geburt, nicht das Blut eines Edelherrn, nein, das Blut eines gemeinen Vagabonden rollte in ihren Adern, ſie hatte keine Erziehung genoſſen, das Gefühl der Schicklichkeit war ihr von keiner franzöſiſchen Gouvernante eingeprägt worden, die allgütige Mutter Natur hatte ihr allein das edle Gefühl gelehrt, das ihr junges Herz jetzt zuſammenpreßte — das Gefühl der Scham. Und dieſe Mutter, welche jetzt das Geſicht ihres geliebten Kindes in ihre Schürze verbarg, ſie war keine Edeldame, und doch war ihr Mutterherz eben ſo ſtolz wie das einer Königin.

Dieſes ſtolze Mutterherz, welches keine Kränkung ſeiner zarten Gefühle verzeiht, es trieb die Bettlerin zu einer fanatiſchen Wuth, welche ſich in Verwünſchungen ergoß.

„Höre, Du wilder Graf!“ rief ſie. „Höre meinen Segen über Dich und Dein Haus! Verflucht iſt Dein Same! Drei Zeichen ſind an Deiner Stirn, die der Teufel gebrandmarkt hat. Drei Zeichen ſpielen um Deinen Mund. Drei Male trägſt Du an Deinem Leib. Sie bedeuten, daß Du drei Kinder zeugen wirſt. Das erſte wirſt Du tödten; das zweite wird Dich tödten; das dritte wird über Deine Leiche lachen.“

Lachend hörte der Gutsherr dieſe Verwünſchungen. Die Zigeuner zerſtreuten ſich und der Edelherr begab ſich in der vergnügteſten Laune in ſeine Gemächer, um ſich zu entkleiden und vor dem Einſchlafen die ſchlüpfrigen Bücher des Grafen Grecourt zu leſen.

Siebzehn Jahre waren ſeit dieſen Heldenthaten des Grafen verfloſſen. Der Graf lag krank auf ſeinem Schloſſe darnieder — ſein Körper, durch Wolluſt entnervt, ſiechte vorzeitig dahin, ſeine dunklen Locken waren grau geworden, ſein Scheitel war von Haaren entblößt. Er fühlte zum erſten Male die Qualen der Einſamkeit des menſchlichen Herzens — doppelt in einem Lande, wo die Cultur ſo darniederliegt, daß ſie dieſe einſamen Schlöſſer auf der unbebauten, auf viele Meilen entvölkerten Haide zu wahren Gefängniſſen

macht, wenn ſie von den ſtillen Freuden des Familienlebens verlaſſen ſind. So lange des Grafen Jugendkraft ausgereicht hatte zu angeſtrengten Spazierritten, Jagden und allen jenen ritterlichen Vergnügungen der Landedelleute, hatte er ſeine Einſamkeit niemals empfunden. Aber ſeine Lenden waren zu ſchwach, um ein Pferd zu tummeln, und die Wölfe, welche er ſonſt zu jagen liebte, heulten in der öden Winternacht, ſeine Schwäche gleichſam verhöhnend, unter den Mauern des Edelſitzes. Der Diener, welcher den Kranken pflegte, war in tiefen Schlaf geſunken — ſein Athemholen, das Heulen des Schneewindes und der Wölfe, machten einen ſchauerlichen Eindruck auf die Seele des Hinſiechenden, welchem der kalte Schweiß über die Stirne rann. Er zitterte, eine unſägliche Angſt preßte ihm die Bruſt zuſammen, es graute ihm vor dieſer einſam ſchauerlichen Winternacht, welche er durchwachen mußte. Jeder Laut erſchreckte ihn, und die Stille entſetzte ihn, wenn die Wölfe aufhörten zu heulen und der Sturm ſich auf Augenblicke legte. Plötzlich ſchlug ein greller Schrei an ſein Ohr — die Wölfe hatten aufgehört zu heulen — es war offenbar der Hilferuf eines Menſchen, welcher von ihnen angefallen worden war. Nach einer Pauſe, während welcher der Unglückliche mit den Beſtien zu ringen ſchien, erneute ſich das Geſchrei mit entſetzlicher Heftigkeit — es war kein Zweifel, ein Menſch war auf dem Punkte, unter den Thoren des Edelſitzes zerriſſen zu werden. Die Hunde im Schloſſe,

ſonſt ruhig und furchtſam beim Herannahen der ſchlimmen Gäſte, erhoben ein furchtbares Gebell.

„Joſi, Joſi, wach' auf!“ ſchrie der Graf, indem er ſeinen Diener rüttelte.

Langſam kam dieſer zu ſich, während der Kampf draußen mit den Wölfen fortdauerte. Man hörte das Lechzen der blutgierigen Beſtien, wenn das unglückliche Opfer zu ſchreien aufhörte, um Athem zu holen — es war keine Minute zu ſeiner Rettung zu verlieren. Die Diener des Hauſes erwachten allmälig — man holte Flinten und Fackeln herbei, um die Wölfe zu verſcheuchen. Inzwiſchen hatte das Geſchrei, ſchwächer und ſchwächer werdend, aufgehört, und es ſchien ſich ein Kampf unter den Wölfen um ihre Beute entſponnen zu haben. Als die Leute hinaustraten in's Freie, flohen die Beſtien vor dem Fackellichte, und man fand, gräßlich zerfleiſcht und in ſeinem Blute ſchwimmend, einen jungen Menſchen, welcher mit dem Tode zu ringen ſchien. Seine Kleider waren völlig zerfetzt von den Zähnen der Wölfe, und zahlloſe Wunden bedeckten Leib und Geſicht des Unglücklichen. Man brachte ihn in die Geſindeſtube, wo der Hausarzt des Grafen, der den Edelſitz nie verlaſſen durfte, ihm ſeine Hilfe angedeihen ließ. Als Joſi in das Zimmer des Grafen trat, um ihm Bericht zu machen über das Vorgefallene, fand er ihn in einer tiefen Ohnmacht liegen. Das Gefühl der Menſchlichkeit, welches den Geſunden nie ſonderlich beläſtigt hatte, raubte dem Kranken die

Beſinnung. Erſt durch angeſtrengte Bemühungen gelang es, ihn in's Leben zurückzurufen. Allein ſeine Krankheit verſchlimmerte ſich von dem Augenblick an in hohem Grade. Mehrere Wochen ſchwebte er in Lebensgefahr, und als er endlich geneſen war, hatte er ſein Gedächtniß faſt völlig verloren. Als er ſich dann langſam auf die Ereigniſſe während ſeiner Krankheit beſann, fragte er Joſi, welcher es vermieden hatte, davon zu ſprechen, nach dem Unglücklichen, deſſen Gefahr einen ſo furchtbaren Eindruck auf ihn gemacht hatte.

„Er iſt gerettet!“ ſagte Joſi.

„Wo iſt er?“

„Hier im Schloſſe.“

Der Graf machte eine fragende Miene der Verwunderung — denn er war eben nicht bekannt dafür, Unglücklichen eine Freiſtätte zu bieten.

„Herr!“ ſagte Joſi ſeiner Frage und ſeinem Unwillen zuvorkommend, „wir hätten uns nicht unterſtanden, aber der Burſche ſcheint Euer Gnaden zu kennen. Er trug einen Zettel bei ſich, worauf Ihr Name geſchrieben ſteht — dann hat er allerhand ſonderbare Reden geführt, welche ich nicht wieder zu ſagen mich getraue, außer wenn es Euer Gnaden durchaus wollen.“

Natürlich wurde der Befehl gegeben.

„Der Burſche,“ ſagte Joſi, „iſt total blödſinnig. Er giebt nur abgebrochene Reden von ſich. Als wir

ihn fragten, ob er Etwas an Sie zu beſtellen gehabt, ſagte er: »nein«. Auf die Frage, wer ihn geſchickt habe, ſagte er: »ſein Vater«. Dabei murmelte er mehr vor ſich, als um uns zu antworten, folgende Aeußerungen: »Schlechter Kerl, der Graf — mein Vater hat's geſagt, — ſchlechter Kerl mein Vater auch, — viel geſchlagen, meine Mutter auch geſchlagen, weil ſie mich nicht zu dem Grafen ſchicken wollte, — ſchlechter Kerl, ſagte ſie auch, er wird ihn umbringen, — Mutter geſtorben — Vater mich geſchlagen, fortgejagt, — wollte nicht zu dem ſchlechten Kerl — aber Nichts zu eſſen — mußte fort, — Mutter recht gehabt — nicht gut geweſen, daß ich kommen bin — Wölfe mich gebiſſen — ſehr weh, viel Blut, — ſchlechter Kerl, der Graf«. Mehr war aus ihm nicht herauszubringen."

Im höchſten Grade erſtaunt, ließ Graf Banya den Kretin vor ſich bringen. Der Unglückliche trat mit trotzigem Geſicht vor ihn. Welch' eine Geſtalt — welch' ein wilder Ausdruck des Halbwahnſinns in ſeinem durch fürchterliche Narben bedeckten Geſicht!

„Schlechter Kerl, der Graf!" murmelte der Burſche halblaut — der Gutsherr ſchien ihm ſehr zu mißfallen.

„Wer biſt Du, Burſche?" fuhr ihn Banya an.

„Armer Hanſi!" antwortete der Menſch mit einem wehmüthigen Ausdruck; „armer Hanſi — Mutter mich heißen ſo."

„Haſt Du Papiere bei Dir?"

„Da!"

Es war der Taufſchein. Er wies aus, daß der Arme Sohn eines Tiſchlers aus Preßburg, Namens Winter, und im J. 1809 geboren ſei.

„Armer Hanſi, Hurenſohn!" fuhr der Kretin fort. „Alſo iſt das nicht Dein Taufſchein?"

„Ja!"

„Alſo biſt Du in der Ehe geboren — wer nannte Dich Hurenſohn?"

„Vater — ſchlechter Kerl."

„Haſt Du Etwas an mich zu beſtellen — einen Brief oder ſonſt Schriftliches?" fuhr der Graf unruhig zu fragen fort.

„Ja — da — ha — ha — luſtige Hochzeit!" blökte der Kretin mit einem dummen Gelächter.

Haſtig griff Banya nach dem Papier, um es zu leſen. Während er es entfaltete, las und wieder las, mit dem Fuße ſtampfte, nachſann und zu rechnen ſchien, maß ihn der Kretin vom Kopf bis zum Fuße mit dummer Neugierde, um ſeinen Mann abzuſchätzen. Allein das Reſultat dieſer Muſterung ſchien nicht günſtig für den Grafen, alle Mienen des Blödſinnigen ſprachen einen Abſcheu aus, der durch das lebhafte Geberdenſpiel Unglücklicher ſeiner Art beſonders auffallend hervortrat — und um ſo unverſtellter, da die Blicke des Grafen, welchen er ſcheu auswich, nicht auf ihn gerichtet waren. Der Graf kämpfte indeſſen mit

einer auffallenden Bewegung — denn auf dem Papier ſtanden die Worte, welche alle Zweifel niederſchlugen: Graf Banya. — Hochzeitnacht 18. Juni 1808. — Geburtstag des Ueberbringers 17. März 1809. In dem verſiegelten Couvert lag der Brief des Grafen an jene Braut im König von Ungarn.

Mißmuthig, beſtürzt, verlegen — ergriffen — entſetzt warf der Graf einen wilden, ſtarren — prüfenden Blick auf dies entſtellte Menſchenantlitz und rief: „Alſo wäreſt Du mein —“

Das Wort ſtarb ihm auf den Lippen — denn in dieſem Augenblick hatte der Kretin ſeine Muſterung vollendet, ſein verwerfendes Urtheil, ein grimmiger Abſcheu, ein geheimnißvoll unwillkürlicher aber gründlicher Haß, ein bitterer Hohn — ein Fluch hatte ſich in einen einzigen Blick des Unholds concentrirt — und ein ſchrecklicher Zufall wollte, daß der Blick des Grafen dieſem gräßlichen Blicke begegnen mußte. —

Auf dieſem Blicke betroffen, erröthete der Blödſinnige, aber ſeine empörte Natur konnte es nicht vermeiden, ſeinen Gefühlen Worte zu geben — plötzlich laute, krampfhaft hervorgeſtoßene Worte, über welche ſich der unwiſſende Menſch ſelbſt keine Rechenſchaft geben konnte, welche aber ſich ihm nebſt einer furchtbaren fixen Idee tief eingeprägt hatten, weil er ſie unter Schlägen und Schimpfreden oft hatte hören müſſen: „Schlechter Kerl, der Graf!“

Dieſer Blick und dieſe Worte trafen den Schuld-

bewußten wie ein Blitz der rächenden Gottheit. Er taumelte entſetzt zurück. Dieſe Worte, mit einer Stimme geſprochen, welche nichts Menſchliches an ſich hatte, welche ein Unſinniger ſprach, welcher die Schuld des Grafen weder wußte noch begriff, und daher von einer höheren Macht inſpirirt ſchien, dieſer durch Nichts veranlaßte Abſcheu des Menſchen vor ſeinem leiblichen Vater, ſie hatten für den Grafen die ſchwere Bedeutung eines Gottesgerichts. Erſchöpft von dem Eindruck dieſes ſchrecklichen Augenblicks, warf er ſich auf ein Fauteuil, legte ſeine Hand vor ſeine Augen, um nicht wieder dieſem Blicke zu begegnen, verſank auf einige Minuten in ein ſtumpfſinniges Hinbrüten, und befahl endlich mit abgewandtem Blicke, den Unglücklichen hinwegzuführen, ihm es an Nichts fehlen zu laſſen und weitere Befehle abzuwarten. Nach einigen Tagen befahl er, den Kretin zu leichten Dienſten im Hauſe zu verwenden, nach ſeiner freien Wahl, und gab ihm die Kleidung eines Heiducken. Der Unglückliche aber wählte zu ſeinem Berufsgeſchäfte die Pflege der — Hunde, welchen er allein zugethan war, denn ſie hatten ihm das Leben gerettet, und der hochedle Graf Banya, deſſen Geſchlecht bis auf die Zeit Arpads zurückreichte, deſſen Name in der Geſchichte des Landes mit Ruhm bedeckt war, hatte den Schmerz, täglich Morgens ſein edles Fleiſch und Blut als Hundewärter in ſeinem Hauſe zu ſehen, weil der Unglückliche in der That zu nichts Anderem zu brauchen war,

und er ein beſſeres Loos weder begreifen noch wünſchen konnte!

Des andern Tages ſchloß ſich Banya in ſein Cabinet ein und ſchrieb folgenden Brief an den Hofrath Polczewicz:

„Domine spectabilis!

„Nichts iſt bitterer als Vaterſchmerz. In dem Augenblick, wo ein Gefühl der Natur in mir erwachte, an das ich bis heute nicht gedacht, das mich in dem Augenblick auf das Furchtbarſte quält, ſchreibe ich an Sie, um Mitleid zu finden vor Ihrem Vaterherzen, das ich ſo bitter gekränkt habe. Eine furchtbare, langwierige Krankheit hat meinen Lebensmuth gebrochen, ſo daß ich plötzlich fühle, wie einſam ich bin, und daß ich zu meinem eigenen Verderben das heiligſte Familienglück mit Füßen getreten habe. Warum iſt aber der Himmel auch ſo grauſam, der wilden Leidenſchaft des jungen Wüſtlings den grauenvollen Spiegel aller jener Schickſale, welche er über ſich und Andere bringt, nicht vor Augen zu halten! Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, Domine, denken Sie ſich, ich liege vor Ihnen auf meinen Knien, und bitte, beſchwöre Sie bei Ihrem ehrwürdigen grauen Haupte und bei dem meinigen, welches meine Sünden gebleicht haben, geben Sie mir mein Kind, meinen Sohn, den ich ſo lange verleugnet, und retten Sie mein einſames, altes Herz vor Verzweiflung. Dieſes wilde Wollüſtfeuer, wel-

ches mich zum Verbrecher machte, es iſt erloſchen, der ſchöne verführeriſche Graf Banya, der Ihre Tochter, das Muſter der Tugend und Keuſchheit, verdarb, iſt ein Greis, der auf ſeinen Knieen ſeine Sünden bereut, der keine Wünſche mehr hat, als den einzigen Sohn, den er ſeiner Sünde und der Liebe Ihrer Tochter dankt, an ſein Herz zu drücken, ihm alle ſeine Güter zu überlaſſen, ſeinen Namen und ſein Glück zu bewachen — nicht wie ein Vater — ach, ich verdiene es nicht, der Vater des Kindes Ihrer Tochter zu ſein — nein, wie ein Sclave, wie ein treuer Hund. Ich weiß, Domine, ich habe dieſe Gnade von Ihnen nicht verdient, mein Sündertrotz gegenüber dem Zorne Ihres beleidigten Vaterherzens, als Sie mir ein Jahr nach jener unglückſeligen Nacht unter wohlverdienten Ehrenkränkungen mein Kind anboten, und ich es ausſchlug, als ich meine Frechheit ſo weit trieb, dieſes Kind zu verleugnen, machte mich unwürdig der Vaterrechte, — nicht mein Recht, nicht meine Reue, nicht die zweifelhafte Beſſerung meines Charakters kann Sie beſtimmen, meine Bitte zu gewähren, meine einzige Hoffnung beruht darauf, daß es Ihnen nicht gleichgiltig ſein kann, das Kind Ihrer Tochter durch meine Anerkennung ſowohl meines alten ehrlichen Namens, als meiner ſämmtlichen Güter theilhaftig zu machen. Ich habe viel Jammer über Ihr Haus gebracht! Durch mein Verbrechen ward Ihre reizende Tochter, der Spiegel

aller Tugend und Schönheit, gezwungen, um ihre Ehre zu retten, den alten Präsidenten zu heirathen, welchem Sie allein das Geheimniß vertrauen konnten, ohne besorgen zu müssen, daß der Fehltritt Ihrer Tochter seine Zärtlichkeit und Achtung schmälern werde. — Ach, Domine, ich bin ein Bösewicht — glauben Sie mir, so haben Sie mich nie verachtet, wie ich mich selbst, wenn ich denke, dieses reizende Geschöpf ist durch mich verdammt, ihr Leben an der Seite eines hinsterbenden Greises zu vertrauern! Hätte doch die Kugel mich getroffen, welche Sie mir in jener Nacht zugedacht! Ich wage es nicht einmal, um Ihre Verzeihung zu bitten, denn solche Unthat verzeiht kein Vaterherz. Aber eben dieser Vaterschmerz muß Barmherzigkeit haben mit dem meinigen, weil er ihn allein begreifen kann. Furchtbar ist der rächende Arm der Gottheit. Ich habe eines der unglücklichen Kinder meines Leichtsinns gefunden — ach, Domine, — unter welchen Umständen, in welchem Zustande — einem Thiere mehr ähnlich, als einem Menschen, unempfindlich für Alles, was ich ihm bieten konnte, Ehre, Reichthum, Macht! Dieses Ereigniß hat mich mit Schrecken erfüllt. Lassen Sie mich hoffen, daß das Kind Ihrer Tochter mich als Vater begrüßen wird, ich weiß, es lebt, die Mutter wird es nicht verlassen haben, wie der unnatürliche Vater. Armer unglücklicher, gemißhandelter Vater, schenken Sie mir meinen Sohn,

laſſen Sie mich ihm meinen Namen, meine Güter abtreten, und dann — wenn Sie noch Luſt haben eine Kugel durch mein Gehirn zu jagen — kommen Sie, ich nehme das Duell an, welches Sie mir vor ſiebzehn Jahren angeboten — Ihnen gebührt der erſte Schuß auf drei Schritte. —"

Thränen ſtürzten über die bleichen Wangen des Kranken, als er dieſen Brief ſchloß, woraus wir leicht entnehmen, an welche Perſon er gerichtet war; — aufgelöſt in die bitterſten Gefühle, und convulſiviſch weinend ſchloß der abgehärmte Wüſtling den Brief, und ſeine Thränen träufelten den Balſam der Hoffnung in ſein Herz. — Da — wie ein Hohnlachen der Hölle — erſcholl plötzlich ein dem Wiehern eines Pferdes ähnliches Gelächter. Es war der unglückliche Kretin, er hatte ſich von dem Hofraume aus auf den Balcon begeben, dort am Fenſter das weinende Antlitz des Grafen geſehen, und fand ſich durch den Anblick zu dieſem Ausbruch ſeiner thieriſchen Luſtigkeit gereizt. Beſchämt ſprang der Graf von ſeinem Stuhle auf, indeß ihn der Blödſinnige immer fortwiehernd anglotzte, dann aber ſich mit den gewohnten Worten: „ſchlechter Kerl, der Graf!" hinweg begab.

Der Graf aber, erſchüttert durch dieſe gräßliche Störung, nahm ſeinen vollendeten Brief und warf ſich vor einem Bilde des Heilands auf die Kniee. Es war dieſes Bild ein altes Erbſtück von Altamonte,

welches, ſo lange Banya lebte, noch nie eines Blickes von ihm gewürdigt worden war. „Herr mein Gott!“ ſchrie der Gepeinigte, „giebt es keine Barmherzigkeit für den Wollüſtling und Verführer? — ja ich erkenne, er iſt der größte Sünder, denn er zerſtört das Glück ganzer Geſchlechter; — aber Gott iſt barmherzig, Gott muß verzeihen, was Menſchen nie verzeihen können!“

So mit ſelbſtpeinigenden Gedanken und Worten gegen ſich raſend, rang er vor dem Bilde die Hände; — der Heiland aber — ſo hatte ihn der Künſtler dargeſtellt — blickte ſterbend nach Oben, dem Zielpunkte der allerletzten Hoffnung — und aus ſeinem halb geöffneten Munde ſchien das Gebet zu flüſtern: „Herr, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun!“

Vier Wochen harrte der Graf vergeblich auf die Antwort des Hofraths. Sein Gemüthszuſtand war ein bedauernswürdiger. Seine Nerven waren immer in gereiztem Zuſtande und — ſeltſam — der ſieche Sünder ergab ſich dem Menſchenhaſſe, als ob er ſelbſt das Opfer der Sünden dieſes Geſchlechts ſei. Er hatte Anfälle von Wuth, in welchen ihm Niemand nahen durfte als der Kretin, gegen deſſen Rohheiten er immer wehrlos blieb. Die Wieſen kleideten ſich wieder in friſches Grün, die Lerchen begannen ihre heiteren Morgengeſänge, die ganze Natur erwachte — nur in der Seele des Wüſtlings wurde es nicht mehr Frühling!

Die Macht der Gewohnheit ließ in ihm allmälig nur ein Gefühl wieder erwachen, das einzige, welches dem Wüſtling zu ſeinem Elende bis an's Ende treu bleibt, um ihn durch Nichtbefriedigung und Ekel zu peinigen — den Kitzel der Wolluſt.

Die Erinnerung an die in Wien verlebten Orgien erwachte in ihm, er beſchloß noch einmal ſich in dieſen heißen Strom der niedrigſten Lüſte zu ſtürzen, um ſich zu betäuben, ſein Gewiſſen darin zu erſäufen.

Wien war das alte! Nur noch lebendiger, nur noch üppiger, nur noch glänzender, aber er war nicht mehr derſelbe. Seine Augen ſchwelgten noch heute an den ſchlanken, wollüſtigen Frauengeſtalten, die an ihm vorüberſchwebten, aber keiner ſeiner Blicke wurde mehr erwiedert, die Augen der Schönheit und Jugend wandten ſich ab von dieſem Bilde der Verlebtheit. Der geübte Verführer ſah ſich ſeiner Waffen beraubt, ſeine ſteifen Mienen hatten jenes bezaubernd anmuthige Lächeln verlernt, welches die Herzen bezwingt, in ſeinem Blicke war das Feuer der Jugend erloſchen, und unheimlich leuchtete daraus nur die kalte Gluth der — Begierde. Nur gemeine Dirnen öffneten ihm gefühllos ihre Arme und ſättigten die matten Triebe des Wüſtlings. Bei allen ſeinen jetzigen Vergnügungen fand er immer einen Gefährten, der ihm jede Luſt verdarb, und ihn um jedes Vergnügen hinterliſtig betrog — den Ekel.

Noch blieb ihm die Hoffnung ſeinen Sohn zu

finden. Der Hofrath war abweſend von Wien. Er hatte mit dem Präſidenten und ſeiner Tochter eine Reiſe nach Italien gemacht — man erwartete ihn erſt im Herbſte. Der Graf beſchloß ihn zu erwarten. Allein der Herbſt kam und noch immer blieb die Familie in Italien. Der Herbſt verging, der Winter war bereits eingetreten, und noch immer harrte der Unglückliche vergebens auf Rückkunft oder Nachricht. Alle ſeine Briefe blieben unbeantwortet, und ſo verzögerte ſich ſeine Hoffnung und ſeine Furcht. Inzwiſchen lebte der Graf in jenem gefühlloſen Taumel niedriger Vergnügungen, ſeine Zeit zwiſchen Trunkenheit und Wolluſt theilend.

Ein Troſt blieb dem Elenden — er fand in der Reſidenz zahlloſe Schickſalsgenoſſen. Da waren Männer aus allen Claſſen der Geſellſchaft, welche gleich ihm in ganzen Schaaren die Straßen auf und nieder wandelten, um die erbarmungswürdigen Truppen der weiblichen Proſtitution zu muſtern. Ihre ganze Zeit war dieſer Muſterung gewidmet, des Mittags auf dem Graben, des Abends in allen Straßen oder in den großen Proſtitutionshäuſern Wiens, welche eine gewiſſenloſe Gewohnheit und eine unmoraliſche Induſtrie den Wüſtlingen der Reſidenz gewidmet haben, wo ſich täglich die induſtrióſeren Freudenmädchen verſammeln, um zum Aergerniß für ehrbare Familien von einer Schaar junger und alter Cavaliere, wohlhabender Juden und anderer Müſſiggänger mit der ſchamloſeſten Oſtentation be-

legert zu werden und ihre Adreſſen unter die hohe Ariſtokratie zu vertheilen: den Theatern. Die Productionen dieſer Theater ſind — wer kann es den Directoren verdenken, welche bei der Verſunkenheit des Geſchmacks und der moraliſchen Theilnahme an der Kunſt auf dies einzige Mittel ihre Kaſſen zu füllen angewieſen ſind? — faſt ausſchließend der Sinnlichkeit gewidmet. Glänzende Decorationen, wollüſtige Gruppen junger Mädchen, wahre Bajaderen, ſchmutzige Anzüglichkeiten, Couplets voll cyniſcher Laune, epikuräiſche Lieder und luſtiger Schnickſchnack, das iſt ſo ziemlich das tägliche Brot, welches hier an eine in Liederlichkeit, Wohlleben und Frivolität ſchwimmende Population vertheilt wird. Hier war auch Graf Banya ein täglicher Gaſt, wo ſeine abgeſtumpften Sinne immer neue Reizmittel aufſuchten.

Eines Abends begab er ſich noch vor dem Schluſſe der Vorſtellung hinweg. Eine unerklärliche Unruhe trieb ihn von dannen. Die Straßen waren wegen der grimmigen Kälte bereits ſehr einſam geworden, die ganze Natur war erſtarrt, der Schnee kniſterte unter ſeinen Schritten, ein beißender Nordwind jagte ihm feinen Staubſchnee in's Geſicht. In ſeinen Mantel ſich hüllend beſchleunigte er ſeine Schritte, denn aus ſeinem entnervten Körper war die natürliche Wärme entflohen. Da hörte er auf dem Glacis unter einem Baume Etwas wimmern, und fand im Schnee liegend ein kleines Mädchen von kaum vier Jahren in elende

Lumpen gehüllt. Zähneklappernd flehte die Kleine um ein Almoſen!

Wer begreift die Grauſamkeit dieſer Induſtrie des Elends und der Verzweiflung! Man ſetzt auf dieſe Weiſe die Kleinen aus, um durch das Mitleid, welches ein ſolcher herzzerreißender Anblick erweckt, oft eine ganze Proletarierfamilie zu ernähren — um den Preis eines Mordes! Die armen Kinder müſſen bald erliegen. Aber wer bekümmert ſich darum, wenn ſie eingeſcharrt werden? Die Nachbarn ſehen darin eine Wohlthat des Himmels, die Eltern weinen nicht an dem Grabe der Erlöſ'ten, die ſie nicht ernähren können. Die Polizei hat keine Augen für dieſen Jammer, und wenn ſie auch zuweilen dieſe unglücklichen Kinder aufgreift, vielleicht um ſie zu züchtigen (!), ſo werden ſie doch bald den unnatürlichen Eltern zurückgeſtellt.

Das Herz des Grafen war durch ſeine Seelenleiden weich geworden. Er fragte nach ihren Eltern.

„Hab' kein Vater und kein Mutter!" wimmerte die Kleine.

„Wo wohnſt Du alſo?"

„Bei einer alten Frau — hab' Nichts geſſen heut' — darf nicht nach Hauſe kommen, bis ich einen Gulden erbettelt — krieg' ſonſt Schläg'."

„Nun, da haſt Du den Gulden — komm', ich will Dich nach Hauſe bringen."

Mit Mühe raffte ſich die Kleine auf, — der Graf hüllte ſie in ſeinen Mantel und trug ſie in den nahe-

ſtehenden Wagen. Das Kind machte eine entlegene Vorſtadt namhaft, wohin ſie gebracht werden wollte — einen jener zahlreichen Schauplätze des tiefſten Menſchenelends, wo Diebe, Freudenmädchen und Bettler die ganze Einwohnerſchaft bilden. In einem elenden Kellerloche fand Banya des Mädchens Nährmutter bei einer Talglampe und einem Glaſe Branntwein ſitzen, die Reſte einer, wie es ſchien, keineswegs dürftigen Mahlzeit vor ſich.

Modell zu dem Bilde von Satans Weibe!

Das Geſicht über und über mit jenem entzündlichen Roth bedeckt, welches man Kupfer nennt, ein glaſiges, thränendes Auge, verzerrte, wilde Züge und eine Miene, welche über alles menſchliche Gefühl zu höhnen ſchien, vollendeten eine Erſcheinung, die nicht widerwärtiger gedacht werden kann.

Als das Weib einen ſo vornehmen Mann in die Stube treten ſah, errieth ſie ſogleich den Zuſammenhang der Dinge. Ihre Induſtrie hatte ſichtlich heute goldene Früchte getragen — es handelte ſich nun darum, das Glück des Tages gut auszubeuten. Ehe der Graf an's Fragen kommen konnte, hatte ſie ihm ſchon hundert Male die Hände geküßt, ihm hundert Lügen vorgeſchwatzt, und eine Schilderung ihres Elends entworfen, welche durch ihr Geſicht wohl nicht Lügen geſtraft wurde, aber dieſes Elend als ein ſelbſtverſchuldetes auswies. Das Kind war, ſo ergab es ſich, die Tochter eines Freudenmädchens, welche ihr gegen Ent-

geld vermiethet worden war. Außerdem gab das Weib ſchlechten Dirnen Unterpfand, und ernährte ſich von allen Praktiken des entmenſchten Elends.

Das Gefühl der eigenen Schuld iſt zuweilen nachſichtig gegen fremde, wenn auch größere. Obwohl der Graf keinen Augenblick das wahre Verhältniß dieſes ſchmählichen Hausweſens verkannte, ließ er doch ſein Mitleid uneingeſchränkt walten, legte eine Banknote auf den Tiſch und wollte ſich ſchweigend wieder entfernen, als er plötzlich im Hintergrunde der Stube einen weiblichen Kopf neugierig aus einem Bette hervorragen ſah. Eine reiche Fülle völlig aufgelöſ'ten blonden Haares, ein Paar pechſchwarzer Augen, eine blendend weiße entblößte Achſel und ein Geſicht vom vollkommenſten Schnitt, waren Gegenſtände, welche unter allen Umſtänden noch ſeine Aufmerkſamkeit erregten. Die Alte beobachtete mit ſichbarer Freude den Eindruck, den dieſe unvermuthete Erſcheinung auf den Grafen machte, ſie gab ihm ſogleich einige Winke, welche ihn einluden, noch zu bleiben, der Graf ſchwankte, konnte aber ſich nicht von dem reizenden Anblick in ſo häßlicher Umgebung trennen. Unverwandten Blickes ſtarrte er auf die liebliche Erſcheinung hin, welche ihrerſeits ihn mit ſehr unbefangener Neugierde betrachtete, dann ſich kichernd unter der Decke verbarg. Endlich beſchloß der Graf dazubleiben, und das Abenteuer, das ſich ihm darbot, in Ermangelung eines reizenderen, von mehr Anſtand umgebenen, mitzunehmen. Er nahm ohne Umſtände

einen Stuhl und das Anerbieten einer Flaſche Wein an, welche die Alte herbeizuholen ſich erbot, um den halberſtarrten Cavalier zu erwärmen, und ſchickte ſich an der Gaſt einer Bettlerin zu ſein. Ach, dieſe hohe Ariſtokratie, wie iſt ſie ſo herablaſſend gegen die niedrigſten Perſonen, gegen Freudendirnen, Kupplerinnen, Bettlerinnen, Marqueure, Kellner, Lakaien, Dienſtboten aller Art, wenn es ſich um ihr Vergnügen handelt! Es giebt nichts Liebenswürdigeres, nichts Beſcheideneres, als das Benehmen eines hochgebornen Libertins, der oft die höchſten Würden bekleidet, wenn er einer Mutter die Erſtlinge ihres Kindes abſchwatzt, ein armes Mädchen durch Geſchenke verlockt, einen Ehemann zu Conceſſionen der ſchimpflichſten Art zu bewegen trachtet. — Die Präliminarien unzweideutiger Winke, Blicke des Einverſtändniſſes, waren bald geſchloſſen.

„Wer iſt dieſes Mädchen?“ fragte der Graf mit halbleiſer Stimme.

„Bſt — leiſe,“ flüſterte die Alte, „die ſcheint noch ganz friſch — ſie iſt erſt heute Abend zu mir zu Bette gekommen — iſt geſund wie ein Fiſch, luſtig wie eine Ziege und unerfahren wie ein kleines Kind. Das wäre Etwas für Euer Gnaden — man muß aber vorſichtig ſein.“

„Zwanzig Gulden!“ entgegnete der Graf, „wenn Ihr ſie bewegt, mit mir in mein Hotel zu fahren.“ Zwanzig Gulden! Der Graf war ſehr ökonomiſch geworden. In dem Grade als ſein Vergnügen abge-

nommen hatte, war auch ſeine Taxirung deſſelben geſunken. Er war klug geworden, er liebte nur noch das leicht zu Erringende, wobei Nichts zu wagen war. Er hatte ein Gewiſſen! Unſchuldige Mädchen zu verführen war nicht mehr ſeine Sache — er begnügte ſich mit der Nachleſe. Das iſt die Moral der alten Wüſtlinge, welche Erfahrungen klug gemacht hat: ohne Gefahr, ohne Beunruhigung ihres Gemüths und wohlfeil zu genießen!

Demungeachtet waren dieſe zwanzig Gulden ein Gegenſtand von Bedeutung für ein armes Mädchen, welches nichts beſaß als ein Hemd, einen ſchlechten Anzug und ein Paar Schuhe. Es war noch immer der zwanzigfache Tagelohn der Schande!

Ohne zu antworten, trat die Alte an das Bett des jungen Mädchens und ziſchelte ihr Etwas leiſe in's Ohr. Die Unterredung war lebhaft, bündig, bald geſchloſſen. Das Reſultat derſelben war, daß ſich die Dirne im Bette aufrichtete, einen Blick auf den Grafen warf und einen ihrer nackten Füße auf den Boden ſetzte. Der Graf wendete ihr voll ariſtokratiſcher Delikateſſe den Rücken zu und das Mädchen begann ihre Toilette. In zehn Minuten war ſie beendigt und der Graf ſchloß ſie in ſeine welken Arme. Sie duldete ſtumm ſeine Liebkoſungen mit jener hingebenden Gleichgiltigkeit, welche verlorenen Mädchen eigen iſt, und folgte unter Ziſcheln und Vorſichtsmaßregeln gegen die Neugier der Nachbarn dem Grafen in den Wagen.

Seine Gnaden unterhielten ſich ſehr gut auf dem Wege.

Abermals — wie vor ſo vielen Jahren — ſah man den Grafen ein unbekanntes Mädchen auf ſein Zimmer führen. Abermals ziſchelten und lachten die Garçons — aber ſeine Beute folgte ihm nicht wie damals mit der Inbrunſt wollüſtiger Sehnſucht nach ſeiner Umarmung, ſondern wie ein gekauftes Schlachtthier. —

Bald war die ſchwache Flamme ſeiner Begierden verlöſcht. Auf wenige Augenblicke des Vergnügens folgte eine lange Nacht. Der Graf entſchlief bald in den Armen der Dirne, welche ſich jetzt von ihm loswand und ſich in dem Lager des Wüſtlings aufrichtete. Sie wollte und konnte nicht ſchlafen. Ein Fieberfroſt des Abſcheues ſchüttelte ſie, als ſie den ſchlafenden, abgehärmten, dürren Wüſtling betrachtete. Die Erinnerung an die vollbrachte Schändung und Entweihung aller natürlichen Gefühle, welche ſie von dieſem Gerippe abſtießen, erzeugte in ihr einen Ingrimm gegen ihren Käufer, der nur allzu natürlich iſt. Verächtlich hafteten ihre Blicke auf der Jammergeſtalt des Sünders. Tauſend Gedanken fuhren ihr durch den Kopf, ihre Phantaſie malte ſich das Leben und die Schickſale des Menſchen aus, dem ſie heute zum flüchtigen Vergnügen dienen mußte, um morgen einer Anderen Platz zu machen. Der empörende Gedanke, wie viele arme

Mädchen ihre natürlichen Gefühle, ihre Ehre, ihre Geliebten verleugnen und verlaſſen müßten, um dieſen reichen Wüſtlingen ſich hinzugeben, brachte ihr junges Herz in Aufruhr. O, wüßten doch dieſe Lüſtlinge, welch' ein Haß gegen ſie in den Herzen der Opfer lebt, welche ihnen ſchmeicheln und ſie mit Liebkoſungen überhäufen, die nur von Gedanken des Fluchs begleitet ſind! Das Mädchen konnte nicht aufhören zu rechnen und zu betrachten, mit den Blicken einer Judith über dem Haupte des Holofernes. Sie rechnete zuſammen, wie viele Jahre der Elende zähle, wie viele Nächte ſo viele Jahre enthalten und wie viele Mädchen ſie ausfüllen mußten! Sie berechnete, welche Summe die Vergnügungen des Grafen gekoſtet haben mögen und wie viele arme Mädchen auf Lebenszeit dadurch hätten verſorgt werden können. Sie fand — wenn ſich ein ſolcher Wüſtling nur einen Monat mit einer Beiſchläferin begnügen könnte, er jährlich 12 dieſer Unglücklichen, welche von der Schmach leben, einer geordneten, ehrlichen Erwerbsart hätte zuführen können — indeß ſo Alle elend bleiben!

Sie machte ſo eine Entdeckung, welche allen großen Geſetzgebern unſeres Zeitalters entgangen iſt, daß die Summen, welche der Wolluſt geopfert werden, hinreichten, das ganze weibliche Geſchlecht vor Proſtitution zu retten, ohne dieſen Reiz der Abwechslung, welchen unſere geſellſchaftlichen Einrichtungen auf alle Weiſe begünſtigen, indem ſie durch eine gefängnißartige Ein-

richtung des Eheinſtitutes zwei Drittheilen des männlichen Geſchlechtes unmöglich machen, ſich in dem paſſenden Alter zu vermählen und ſo zwei Drittheile des weiblichen den Wüſtlingen preisgeben! Aber ſie war weit entfernt, die Folgerungen auf die Einrichtungen der Geſellſchaft zu machen — der Schlußpunkt ihres Raiſonnements concentrirte ſich in der Ueberzeugung, welche alle Mädchen ihres Schickſals theilen: daß die Männer haſſenswerthe Ungeheuer ſind! Und nun dieſer abgelebte Libertin, dem ſo viele ihres Gleichen mit ihrem Leibe hatten dienen müſſen, um den Schandpreis ihrer Entwürdigung mit Kupplerinnen und dem kleinen, furchtbaren Wucher der Vermiether und Vermietherinnen von elenden Strohlagern zu theilen, wie ſcheußlich erſchien er ihren, von ſtiller Wuth leuchtenden Augen! Sie durchbohrte ihn mit ihren Blicken. Sie ergriff einen auf dem Nachttiſch liegenden Dolch des Grafen, den er ſtets auf der Reiſe führte, und ergötzte ſich an blutigen Gedanken. Die Bruſt des Wüſtlings lag entblößt vor ihr, hier pulſirte dieſes kalte, niederträchtige Herz, — zwiſchen ihm und jener Stahlſpitze, welche ſie ſpielend mit gräßlichen Gedanken an ſeine welke Haut anſetzte, war nur ein halber Zoll Raum — zwiſchen Tod und Leben! Wie, dachte ſie, hat er nicht zehn Mal den Tod verdient? Dieſes Scheuſal, der ihren Leib, ihren jungen, blühenden Leib genoſſen? Elektriſch durchzuckte ihre Hand eine mordluſtige Bewegung ihres Herzens. —

Der Dolch berührte des Grafen Bruſt mit einem ſtumpfen, ſchwachen Stich — er erwachte.

„Was machſt Du da, närriſches Mädchen?“ ſagte er gähnend.

„Ach,“ entgegnete ſie, mit unbefangen kindiſcher Leichtfertigkeit lachend, „ich wollte Sie wecken, mein Schätzchen, und ſpielte mit Ihrem Dolch, indem ich dachte, wie leicht es wäre Sie zu erſtechen.“

„Tolles Kind!“ ſagte der Graf, „geh — verhalte Dich ruhig, laß mich ſchlafen.“

„Ach, mir iſt die Zeit ſo lang,“ erwiderte das Mädchen mit ſichtlicher Bangigkeit, „ſchlafen Sie ja nicht wieder ein.“

Aber in den nächſten Augenblicken war er wieder dahin. Seine Natur forderte Ruhe — ſein Herz war ohne Argwohn gegen das leichtfertige Kind. Kannte er doch dieſe Mädchen und ihre Gutmüthigkeit! Wären ſie nur halb ſo ſchlimm als das Geſchlecht, welches ihr Richter und Verderber zugleich iſt — welche Unthaten müßten in den Proſtitutionshäuſern geſchehen!

Er ſchlief wieder. Mißmuthig verließ das Mädchen das Lager. Um ſich die Zeit zu vertreiben, begann ſie den Inhalt der Stube zu muſtern. Zuerſt das Ameublement, den herrlichen Divan, die Spiegel, Vorhänge, Teppiche, die Uhren und Vaſen. Solche Pracht war ſie wenig gewohnt um ſich zu ſehen. Ach wie ſchön müßte es ſein, in ſolcher Stube zu wohnen, auf ſo weichen Stühlen zu ſitzen! Hierauf betrachtete

ſie des Grafen Taſchenuhr, ſeine koſtbare Lorgnette, ſeine ſilbernen Sporen und ſeine ſchweren Ringe. Welch ein Schatz in ihren Augen! Dann blätterte ſie in Taſchenbüchern mit ſchönen Stahlſtichen. Plötzlich aber fiel ihr Blick auf des Grafen Brieftaſche. Ihr Herz pochte! Wie vieles, vieles Geld mag wohl darin ſein! Wohl mehr als ſie jemals geſehen. Er ſchläft feſt — was kann es ſchaden, ſie zu unterſuchen? Zitternd ergreift die Unglückliche das Portefeuille und öffnet es. Alle Taſchen und Fächer waren voll Banknoten. Sie zählte 50 — 100 — 1000 — 2000 — ihre Sinne vergingen. Welch' ein Loos, wenn ſie dieſe Summe beſäße! — und doch nur das Reiſegeld des Fremden, für ihn eine entbehrliche Summe. Der Tag war angebrochen, das Haus geöffnet, noch ſchlief Alles. Wie, wenn —? Schnell, oder nie!

Jetzt fiel ihr Blick wieder auf den entnervten Schläfer. Iſt es nicht eine Wohlthat, dieſem ſiechen Wüſtling einen Theil der Mittel zu rauben, wodurch er ſich das Leben verkürzt? Ihr Herz ſchlug heftig — das Gewiſſen ſprach keine Sylbe gegen dieſen Diebſtahl. Keine Gefahr ſchien vorhanden — in einer Stunde — ehe er erwachte, konnte ſie außer der Stadt ſein.

Der Entſchluß war gefaßt, — die Brieftaſche in dem Buſentuch verborgen, — die Thüre leiſe geöffnet und wieder zugelehnt; — mit leiſen Schritten ſchlich ſie die Treppe hinab. Niemand begegnete ihr — jetzt

hatte sie die Hausflur erreicht. — Da wurde sie plötzlich angerufen von einem Diener des Hauses: es war nur ein leichtfertiger Gruß, den er ihr zurief; aber die Unglückliche — nicht erfahren in den Verstellungskünsten der Diebe — erschrak und das Portefeuille fiel zu Boden — einige Banknoten fielen heraus und der Wind spielte mit ihnen. Sie entfloh — aber bald ward sie von dem Kellner eingeholt und — in Thränen schwimmend, schreiend und wehklagend, auf das Polizeihaus geschleppt.

Desselben Tages war Banya's Gut der Schauplatz einer seltsamen Scene.

Während der Graf in Wien seinen gewohnten Vergnügungen lebte und vergeblich der Ankunft des Hofraths harrte, ging es auf seinem Gute sehr lustig und lebendig zu. Ein Husarenregiment hatte dort Posto gefaßt und in seinem Schlosse befand sich der Stab des Regimentes, der Oberste, die Auditeure und der Feldpater. Schon drei Monate hauste das Regiment auf dem Gute des Grafen und ließ es sich wohlgefallen. Die Herren Officiere ergaben sich ihrem beliebten Friedensgeschäfte und verführten alle junge Mädchen auf zwei Meilen in der Runde. Es war das lustigste Regiment der Cavallerie, berühmt durch die tollen Abenteuer seiner Officiere und Soldaten, welche einen ununterbrochenen Krieg gegen die Ruhe der Fa-

milien führten. Unter den jungen Leuten dieſes Regiments zeichnete ſich der blutjunge Cadet Niklas Yurgo beſonders durch ſeine leichten Sitten, ſeine galante Verwegenheit, ſeine zahlreichen Schulden und eine Wildheit aus, welche an's Fabelhafte grenzte. Er ritt die Pferde todt, ſpielte um Summen, welche einen Kröſus arm gemacht haben würden, fluchte wie ein Heide und ſchlug ſich im Duell wie ein junger Löwe. Allein das Regiment ſollte nicht lange auf dieſen Edelſtein ſtolz ſein, ſein wüſtes Leben verzehrte ſeine Jugendkraft ſo ſchnell, daß es nur eines jener „kleinen Unfälle" bedurfte, welche die Ritter der Galanterie ſo leicht treffen, um ihm das Lebenslicht auszublaſen. Er ſtarb wie ein Held, und ſeine letzte Bitte an ſeine Cameraden war: ein luſtiges Begräbniß.

Es war natürlich Nichts den Ueberlebenden willkommener, als die Erfüllung dieſes letzten Willens. Es wurden mit Einwilligung des Oberſten, der kein Philiſter war und für den Verſtorbenen eine beſondere Schwachheit gezeigt und ihn nie ſtreng beſtraft hatte, alle Anſtalten dazu getroffen. An dem Tage, wo Graf Banya in Wien beſtohlen worden war, wurde der junge Menſch auf ſeinem Gute begraben. Man borgte die Kutſche des Grafen aus dem Edelhofe, der blödſinnige Heiducke übernahm es ſie zu kutſchiren und legte den roſenfarb angeſtrichenen und mit luſtigen Karikaturen bemalten Sarg hinein. — Der Feldpater beſtieg im Ornat ſein Pferd, Cadetten und Officiere

umgaben den Wagen, und ſo ging es fort nach dem Kirchhof, unter dem Geläute der Glocken und luſtigen Gejauchze der Bauern, welche man betrunken gemacht hatte. Nichts war toller und durch die Contraſte intereſſanter zu ſehen, als dieſer Leichenzug, escortirt von einer aufgelöſten Schaar Huſaren, Gemeiner, Cadetten, Officiere unter einander mit Cigarren und Tabakspfeifen im Munde, links und rechts über Gräben und Hecken ſetzend, einen dicken, ſchnurbärtigen Regimentspfaffen auf einem tollen, jungen Pferde, welches die luſtigſten Sprünge machte, angeführt von Trompetern, welche die luſtigſten Weiſen ſpielten! Anfangs ging der Zug langſam, im Schritte, und auf ein gegebenes Zeichen begann die luſtige Schaar, unter Begleitung der Hörner, einen tollen Grabgeſang, welchen ein Camerad des Verblichenen gedichtet und componirt hatte. Die Melodie war nach einer jener wilden, melancholiſchen Nationalweiſen erfunden, welche man ſo oft in den Theatern bei Aufführung von Nationaltänzen hören kann. Die Pfeifen wurden bei Seite gehalten, die Cigarren eine Weile aus dem Munde genommen, die Pferde zu einem langſamen Schritt angehalten, und ſo ſang die luſtige Huſarenſchaar folgende Strophen:

Es liebt' drei Mädchen auf einmal,
Der luſtige Huſarencadet —
Die Erſte war die beſte Wahl,
Ihr brach das Herz der Huſarencadet.
Hurrah, Hurrah!

Das zweite Mägdlein lobesan,
Du luſtiger Huſarencadet,
Die führte Dich gar ſauber an
Und machte Deine Sünde wett.
Hurrah, Hurrah!

Die Dritte, ach, ſo weiß und roth,
Du luſtiger Huſarencadet,
Die macht' Dich frei von aller Noth
Und brachte den Tod Dir in's Bett.
Hurrah, Hurrah!

D'rum nehme Dir ein Beiſpiel d'ran,
Huſarencadet, Huſarencadet,
Und führe keine Mädchen an,
Damit's Dir nicht ſo geht.
Hurrah, Hurrah!

Und wenn ein Mädchen Dir behagt,
Huſarencadet, Huſarencadet,
Gleich bei dem Herrn Papa gefragt:
Wie's um die Hochzeit ſteht?
Hurrah, Hurrah!

Und ſprich ein Ave Maria
Vor Deiner Liebſten Bett,
Und laß Dich ſchimpfen „Herr Papa"
Im Eh'ſtandslazareth!
Hurrah, Hurrah!

Und wiege Eya Popeya
Mit Deiner Hand ein Hurenkind,
Eya, popeya — ha — ha,
Dann biſt Du ein completes Rind.
Hurrah, Hurrah!

Hurrah, Hurrah! nun ging's im ſcharfen Trabe dem Kirchhof zu! Wie flogen nun die Dolmane, wie

flatterte des Feldpaters weißes Prieſterhemd, ja der Todte ſelbſt hüpfte mit dem Sarge, in der Staatskaroſſe des Grafen, luſtig empor, als der blödſinnige Kutſcher die Pferde und den Wagen über Stock und Stein jagte! In wenigen Minuten war die Grabſtätte erreicht, das grauſige Thor wurde knarrend der luſtigen Schaar aufgethan, welche nun ſtille ward und von den Pferden abſaß, um den Todten zu beſtatten. Als man den Sarg hinabſenkte, da träufelte wohl manche Thräne eines Cameraden auf den Schnurbart, die Pfeifen und Cigarren wollten nicht recht brennen und der Feldpater begann nun die Einſegnung. Als er die jungen Tollköpfe in ſo guter und erbaulicher Stimmung ſah, holte er ſachte eine Schrift aus dem Habit hervor, ſetzte ſeine Brille auf die Naſe und meinte nun die zuchtloſe Schaar mit einer Strafpredigt zu überraſchen. Allein die luſtigen Burſche hatten ſein ſchnödes Vorhaben errathen, ſich ganz ſtille zu Pferde geſetzt und brannten nun auf ein ſtilles Zeichen eine Salve von Piſtolenſchüſſen über das Grab los, indem ſie, über die Gräber ſetzend, mit einem wilden Hurrahgeſchrei davon jagten. Kaum hatte der Pater noch Zeit, ſich auf ſein Pferd, unter Zurücklaſſung ſeiner Salbung und ſeines Aufſatzes, zu ſchwingen, ehe dieſes davon ſprang, und ſo ſah man denn den ehrwürdigen Diener des Herrn mit der Brille auf der Naſe, ohne Hut und mit über die Hüften geſchürzter Kutte, in dem tollſten Carriere den luſtigen

Huſaren nachjagen, — während der Blödſinnige an dem verlaſſenen Grabe einige Thränen fallen ließ. Der Beerdigte hatte ihn ſo mild und freundlich behandelt, ſeiner Gebrechen niemals geſpottet und ſogar mit einer mitleidigen Vorliebe für den Kretin oft verſucht, dem Halbthiere einige menſchliche Ideen und Gefühle beizubringen. Er war ihm dafür dankbar — und weinte an ſeinem Grabe!

Die Unterſuchung über den Diebſtahl des Mädchens hatte begonnen. Der Graf mußte ſich wider Willen bequemen vor dem Polizeigerichte zu erſcheinen, um mit der Diebin und ihrer Unterſtandhalterin confrontirt zu werden. Das unglückliche Mädchen ſtand ſchluchzend und am ganzen Leibe zitternd mit gebundenen Händen da, und wurde von dem betrunkenen, alten Weibe in einer Weiſe getröſtet, welche die Schrecken, von welchen ſie beherrſcht, nur noch vermehrten.

„Flenne nicht, dummes Ding," ſprach ſie, „wer hieß Dir mauſen! — aber mach' Dir Nichts daraus — was wird's geben ... ein Paar Fleberwiſche und ein Jahr Spinnſchule, das iſt Alles."

Der Graf ſaß mit abgewandtem Geſichte neben dem Commiſſär und wurde zuerſt über den Hergang des Diebſtahls vernommen.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Graf Banya."

„Alt?"

„Vierzig Jahre."

„Verheirathet?"

„Nein."

„Wohnhaft?"

„Zu Lujos-Baraſany an der Theiß."

„Sie wohnten hier?"

„Im König von Ungarn, ſeit 20 Jahren mein regelmäßiges Abſteigequartier."

„Sie beſtehen auf Ihrer Ausſage, daß dieſes Mädchen Sie beſtohlen hat?"

„Ja."

„Iſt das Ihre Brieftaſche?"

„Sie iſt es."

„Haben Sie ihr dieſelbe nicht etwa blos anvertraut?"

„Nein — ſie hat ſie mir, während ich ſchlief, entwendet."

„Haben Sie ſonſt noch Etwas anzugeben?"

„Leider noch einen Umſtand — ich vermuthe, daß dieſe Dirne mich ſelbſt hat ermorden wollen. Ich erwachte in der Nacht plötzlich und überraſchte ſie, als ſie einen Dolch mir an die Bruſt ſetzte. Es iſt unglaublich, wie ein junges Mädchen ſchon ſo verworfen ſein kann."

Hierauf an die betrunkene Alte ſich wendend, fuhr der Commiſſär mit dem Verhöre fort:

„Wie heißt Sie?"

„Franziska Schabacz."

„Woher?"

„Aus Veszprim.“

„Wie alt?“

„Fünfunddreißig.“

„Wie lange in Wien?“

„Zehn Jahre.“

„Wovon lebt Sie?“

„I nun — ich vermiethe Betten.“

„Wohnt dieſes Mädchen ſchon lange bei Euch?“

„Seit vorgeſtern.“

„Kennt Ihr ſie ſchon von früher?“

„Nein — ich habe ſie nie geſehen.“

Während der Commiſſär mit dem Dictiren des Protokolls beſchäftigt war, hatte die Angeklagte für dieſe Ausſagen kein Gehör. Verſunken in eine verzweifelte Troſtloſigkeit, war ihre Phantaſie nur mit der ſchrecklichen Strafe und der Schande, welche ihr bevorſtanden, beſchäftigt. Der Graf war ſichtlich durch die Scene gepeinigt. — Die Alte aber ſchüttelte, mit ſich ſelbſt ſprechend, ein Mal über das andere ihr Meduſenhaupt.

„Hm“ — murmelte ſie vor ſich hin — „meine Karten, meine Karten — ſollte das ausgehen, was ich geſtern mir aufgeſchlagen? Es wäre gut und ſchlecht — na, wollen ſehen, wie das ausgeht — es kommt oft verdreht.“

Der Commiſſär wendete ſich hierauf an die Beklagte, welche, aufgeſchreckt aus ihrer Betäubung, durch ſeine barſchen Fragen zuſammenfuhr und lange keine Worte finden konnte.

„Wie heißt Du?"

„Lore Schabacz."

„Wie?" rief der Commiſſär, „iſt das nicht der Name dieſer Alten?"

„I nu," ſagte die Alte etwas ſtutzig, „es heißen wohl mehr Hunde Braſchl!"

„Woher biſt Du gebürtig?"

„Von hier."

„Wer ſind Deine Eltern?"

„Ich habe keine."

„Alſo ein Findelkind?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Wie alt?"

„Siebzehn Jahre."

Mit wachſender Spannung hatte die Alte zugehört — jetzt brach ſie plötzlich in den Ausruf aus:

„I Potztauſend — das trifft ſich curios. Sage mir, Kind, weißt Du Deinen Geburtstag?"

„Ja, es iſt der 15. März 1809."

„Hi, hi," lachte die Alte wild auf, „das iſt richtig — erlauben der gnädige Herr Commiſſär wohl eine Frage an den Herrn, der hier ſitzt und im König von Ungarn wohnt?"

Befremdet wandte ſich der Graf um — die Alte trat nahe an ihn heran, faßte ihn ſcharf in's Auge und brach dann in ein gemeines, wieherndes Gelächter aus.

„Himmelelement, er iſt es," ſchrie ſie und ſchlug ſich in die Hände, „i das iſt ja prächtig! — aber, Euer

Gnaden, Sie ſind von den Mädchen ſchön zugerichtet worden, ich hätte Sie nicht wieder gekannt — hi, hi, hi — das iſt ein Spaß! — wiſſen Sie denn, Herr Graf, wer das Mädchen iſt und wer ich bin?"

Halb erſtarrt, blieb ihr der Graf die Antwort ſchuldig. Auch ihm dämmerte beim Anblick dieſes Weibes eine Erinnerung auf, welche in dem Geſichte des Mädchens ſich noch mehr aufklärte. Die Alte geberdete ſich immer toller und ſchrie endlich halb erſtickt vor Lachen:

„Hi, hi, Herr Graf, das trifft ſich, die da iſt Ihr Kind und ich bin ihre Mutter!"

Der Graf ließ, wie von einer Ohnmacht befallen, ſein Kinn auf die Bruſt fallen. Er hatte das Weib erkannt.

„Wiſſen Sie nicht mehr, hi, hi," fuhr die Alte fort, „auf der Mehlgrube — hi, hi, Champagner, Buſennadel — Tanz, König von Ungarn; — bin freilich nicht mehr ſo ſchön wie damals; — nun das iſt luſtig — da wäre ja die ganze Familie beiſammen. Komm, Lore, weine nicht mehr, nun kann Dir nicht mehr viel geſchehen — der da wird Dich ſchon herausbringen — der hat Geld wie Miſt, ſage ich Dir — aber Blitz, biſt Du ein Mädel — faſt ſo wie ich war — nun warte, es ſoll noch ein luſtiges Ende nehmen."

Das Mädchen aber war todtenbleich geworden. Ihre Thränen waren vertrocknet, ein kaltes Entſetzen ſpiegelte ſich in ihren verwirrt blickenden Augen, ihre Zähne klapperten aneinander und ſie ſank zu Boden.

„Unmöglich," ſagte der Commiſſär, „wie, Sie hätte ſiebzehn Jahre ſich nicht um Ihr Kind bekümmert, hätte niemals nach ihr gefragt?"

„Nein, hi hi," entgegnete die Alte, „das habe ich wahrhaftig nicht gethan, ich hatte keine Zeit dazu — ich glaubte, das Mädel wäre längſt geſtorben."

Zweifelnd blickte der Commiſſär auf den Grafen — der Ausdruck von den peinlichſten und grauenhafteſten Seelenfoltern auf ſeinem plötzlich eingeſunkenen Geſicht beſtätigten nur zu deutlich die ſchreckliche Thatſache. Erſchüttert von der Scene, vermochte der Beamte nicht in der Unterſuchung fortzufahren.

„Wahrlich, ein gräßliches Wiederfinden," ſagte er zum Grafen, „ich will die Pein dieſer Scene nicht erhöhen durch eine Fortſetzung des Verhörs — es iſt für heute geſchloſſen."

Wankend erhob ſich der Graf von ſeinem Stuhl — er vermochte es nicht, ſeine Augen zu erheben, — die Angeklagte wurde ſammt ihrer luſtig ſchwatzenden und jubelnden Mutter hinweg, und der Graf, mit Beiſtand zweier Polizeidiener, welche ſeine Schritte unterſtützten, in ſeinen Wagen gebracht. Er hatte für den Augenblick die Sprache verloren!

Lore Schabacz war kaum wieder in ihr Gefängniß gebracht worden, als ſie in heftige Fraiſen fiel, woraus ſie nach kurzen ſchrecklichen Leiden der Tod erlöſte. Ihre Mutter aber ward wegen Kuppelei zum dritten Male in das Zuchthaus gebracht.

Acht Tage nach dieſem ſchrecklichen Ereigniß fuhr der Reiſewagen des Grafen Banya in den verödeten Hof ſeines Edelſitzes. Man hatte ſeine Ankunft vorausgewußt, aber Niemand war da, ihn zu empfangen. Das ganze Schloß ſchien ausgeſtorben. Einer Leiche mehr ähnlich, als einem Lebenden, ſtieg der Graf aus ſeinem Wagen. Nichts ſchien ihn zu befremden, obgleich dieſe Verlaſſenheit des Hofes ſchweres Unheil anzukündigen ſchien, welches Niemand ihm zu melden wagte. Erſt auf der Hausflur kam ihm der blödſinnige Heiducke entgegen, der ihm, die Zähne fletſchend und widerwärtig ſtammelnd, einen Brief entgegenhielt.

„Brief angekommen, Herr — großes Glück — Sohn angekommen, — junge Graf Banya — Herr!“

Mit convulſiviſcher Freudehaſt griff der Graf nach dem Schreiben. Es enthielt nur folgende Worte:

„Ueberbringer iſt Ihr Sohn!

Rom, den 1. October 18**

Hofrath v. Polczewicz.“

Da ſchien die Eisrinde ſtarrer Verzweiflung zu ſchmelzen, — Thränen ſtürzten über ſeine Wangen, ein letzter Troſt war ihm alſo geblieben, der Himmel hatte ihn nicht ganz verlaſſen. — —

„Wo — wo iſt mein Sohn?“ ſchrie er jauchzend, „ſchnell, führe mich zu ihm. — “

Der Heiducke lachte und blieb unbeweglich ſtehen.

„Hörſt Du, Burſche? — ich ſage Dir, führe mich

zu ihm — ſchnell — laufe ſo ſchnell Dich Deine Füße tragen — ich werde Dir folgen!"

„Gut, Herr — kommen — laufen!"

Damit begann der Kretin in raſchen Schritten dem Hofe zu enteilen. Keuchend folgte der Graf — luſtig ſpringend und trällernd der Heiducke voran — querfeldein aus dem Dorfe hinaus in's Freie. Jetzt bog er auf einen kothigen Weg mit breiten Wagenſpuren ein — es war der Weg zum Friedhof. Vergebens rief der Graf dem Heiducken zu anzuhalten, in dem Wahne, der Burſche habe ihn in ſeinem Blödſinn mißverſtanden, — umſonſt, immer raſcher eilte er dem grauſigen Ziele zu.

Die Thore des Platzes, wo alle Menſchenleiden Ruhe finden, Unglückliche und Verbrecher, Arme und Reiche, Verlaſſene und Waiſen, waren offen — an einem friſchen Leichenſteine ſaß ein Mann und ſchrieb mit einem Pinſel deſſen Inſchrift. Er hatte ſoeben den letzten Buchſtaben vollendet. Hier blieb der Kretin ſtehen und wies auf den Stein und ſeine Inſchrift hin.

„Hier, Graf — hier Sohn!" ſtammelte mit lebhaftem Geberdenſpiel der Blödſinnige.

Außer ſich vor Athemloſigkeit und Entſetzen, ſtürzte der Graf herbei und ſtieß den Maler hinweg.

Er las: Hier liegt

Niklas Jurgo

Graf von Banya,

Huſarencadet im Regimente *.

Ein Schrei — ein ſchwerer Fall mit der Stirne auf den Grabſtein — ein Aechzen — und der unſelige Vater hatte ausgelitten. Sein Blut dünge den Grabhügel — er war eine Leiche.

Der blödſinnige Heiducke aber trat gleichgiltig heran, ſtieß ihn mit dem Fuße, lachte mit wahnſinniger Freude hell auf und ſagte lallend: „Schlechter Kerl der Graf!“

Ueber die Kirchhofsmauer aber ſah auf die Scene ein wildblickendes Zigeunerweib. „Hoho — hoho,“ ſchrie ſie, daß es wiederhallte, „wilder Graf Banya, Banya — Fluch der Verfolgten: ſchwerer Fluch, ſicherer Fluch!“

Ueberflüſſiges Kapitel
oder
Moral der Fabel.

Hätten wir allein mit Leſern zu thun, welche mit uns in allen Dingen gleicher Meinung ſind, ſo könnten wir hier unſere Geſchichte ſchließen. Eine ſolche Vorausſetzung wäre aber, gegenüber dem Widerſpruchsgeiſte unſeres Zeitalters, wenig zu rechtfertigen. Die glückliche Zeit der Romanſchreiber, wo dieſe noch ein gläubiges Publicum fanden, iſt vorbei, man forſcht dem Zuſammenhange der Urſachen und Wirkungen nach, und findet gar leicht in demſelben die Lücken und falſchen Conſequenzen auf. Ich liebe ſolche Leſer.

Die Empfindſamen, welche ſich über ihre Bewegung keine Rechenſchaft geben können, die Weich-

müthigen, welche jeden Seufzer, welchen der Erzähler ſeine redenden Perſonen ausſtoßen läßt, mit ihren Thränen begleiten, deren Theilnahme, Schmerz wie Freude, nicht das Reſultat einer vernünftigen Reflexion iſt, welche ebenſo leicht angeregt werden von einer ſchlechten Dorfpredigt, wie von tiefer und gründlicher Beredtſamkeit eines oratoriſchen Genies, ſie können nicht in die Tiefen größerer Motive eindringen, als jene, welche mit dem Faden der Geſchichte unmittelbar verwebt ſind. Für jene Leſer alſo, welche wir meinen, fügen wir hier noch ein trauriges Capitel an — das allertraurigſte gewiß von allen — für eine auserwählte Minderzahl. Dieſes Capitel kann von Allen überſchlagen werden, welche etwa noch intereſſante Begebenheiten erwarten. Der Held der Geſchichte iſt todt — „des Lajus ganzes Haus" iſt verdorben — Niemand von den Ueberlebenden kann die Theilnahme des Leſers noch höher ſpannen. Der blödſinnige Grafenſohn bleibt leben, aber welche ſchöne Dame intereſſirt ſich für ihn, welcher witzige Herr findet den Tölpel würdig, daß man ſeinem Schickſale auch nur einige Minuten Aufmerkſamkeit widme? Denn ſo grauſam iſt die menſchliche Natur beſchaffen, daß ſie, obgleich ſelbſt ſo unvollkommen, nur das Vollkommene liebt und mitleidlos ſich von Gebrechen und Schwachheit abwendet.

Wie kam es, fragt uns der denkende Leſer, wie kam es, daß dieſer Niklas Yurgo blos zu dem Zwecke,

die Nemesis der Geſchichte zu vervollſtändigen, ſterben mußte? Iſt dies nicht unwahrſcheinlich? Wir ſind bereit zu antworten.

Kennſt Du, mein kritiſcher Leſer, jene koſtbaren Anſtalten der Humanität, welche man Erziehungshäuſer, Militärakademien, Penſionen nennt? Weißt Du, wie glücklich ſich die Familien ſchätzen, wenn ſie ihre Kinder dort auf eigne oder Staatskoſten unterbringen? Welche Fülle von Kenntniſſen erwerben ſie dort, welche feine geſellige Bildung, welche Eleganz in ihren Bewegungen! Welches Glück, wenn es einem Vater oder einer ſchönen Mutter gelingt, denjenigen Sprößling, worauf man oft ſeine größten Hoffnungen ſetzt, in dem Coſtüme eines Thereſianers, Neuſtädter Akademiſten, Emanueliſten ꝛc., ſeinen neidiſchen Verwandten vorzuführen! Welcher Haß, welche grimmige Mißgunſt weckt ſolches Glück in dem Herzen Derjenigen, welche durch Mangel an vornehmen Bekanntſchaften, an Lebenstakt, Geld und Einfluß darauf angewieſen ſind, die Erziehung ihrer Kinder ſelbſt zu beſorgen! Wie viele Familien richten ſich zu Grunde, um ihre Kinder in ſolchen Inſtituten gegen Entrichtung hoher Penſionen erziehen zu laſſen, wie viele verwenden alle ihre Einkünfte darauf, um dann im Alter zu darben!

In ein ſolches Inſtitut hatte die Präſidentin ihren Sohn bringen laſſen, nachdem er bei armen Verwandten bis zum achten Jahre aufgezogen worden war. Niklas

Yurgo — ſo hatte man den Kleinen taufen laſſen, um den Namen der Familie nicht preiszugeben, — genoß alle Bildung eines jungen Cavaliers. Er lernte die Algebra, Geometrie, die Strategie, er lernte Reiten, Fechten, Tanzen, er lernte drei Sprachen — er lernte Alles, nur nicht die Kunſt nützlich und glücklich zu werden. Es iſt eine traurige Erfahrung, daß faſt alle mit einem lebhaften Temperamente begabten jungen Leute in dieſen Inſtituten den Keim zu ihrem moraliſchen Verderben in ſich aufnehmen. Die meiſten der Zöglinge dieſer Inſtitute — höchſt wunderbarer Weiſe häufig durch ein Mißverhältniß ihren Familien entfremdet, ergeben ſich, ſo wie ſie in das freie Leben hinaustreten, einem exceſſiven Lebenswandel, wenn ſie nicht das Glück haben, von dem Auge eines ſtrengen und liebenden Vaters überwacht und geleitet zu werden. Daß es dem jungen Yurgo an einer ſolchen zärtlichen Ueberwachung fehlte, daß er einer Familie angehörte, welche ſich vor ihm verbarg und den mit ſo vielen angebornen und angeeigneten Vorzügen ausgerüſteten jungen Menſchen ſich ſelbſt überlaſſen mußte, führte ihn ſeinem vorausbeſtimmten Schickſale entgegen. Es konnte nicht anders kommen, wie es kam! Die Mehrzahl dieſer Verwaiſten fallen in dem jugendlichſten Mannesalter der Wolluſt zum Opfer! Die Schmeicheleien unmoraliſcher Frauen verführen ſie, die Cameraden machen ſie mit den Myſterien des vergnügten Lebens bekannt — zügellos bricht ſich das Feuer der Jugend

Bahn und erliſcht endlich in dem Strome verderblicher Wollüſte. In ſeinem funfzehnten Jahre ſchon war Niklas Yurgo in ein Huſarenregiment getreten — er hielt ſich für den Sohn eines armen Verwandten des Hofraths, die Präſidentin nannte ihn ihren Neffen. Ohne es zu wiſſen, war er ſtets in der Nähe ſeines Vaters. Als dieſer endlich die Urkunde ſeiner Anerkennung an den Hofrath ſandte, machte dieſer den jungen Mann von Rom aus mit ſeiner Abkunft bekannt. Die Urkunde wurde an den Oberſten des Regiments geſchickt, und dieſer hatte ſich vorbehalten, dem Grafen bei ſeiner Rückkunft mit Vorführung ſeines Sohnes eine freudige Ueberraſchung zu bereiten. Wir haben geſehen, auf welche traurige Weiſe dieſe Abſicht vereitelt worden war. Dem Oberſten blieb keine andere Gelegenheit, im Sinne der ihm von dem Hofrathe, ſeinem Jugendfreunde gewordenen Aufträge zu handeln, als den Namen des Grafen Banya auf den Grabſtein des Jünglings ſchreiben zu laſſen.

Dieſe Aufklärungen genügen zu der Nachweiſung, daß das Schickſal des jungen Mannes keineswegs etwas Außerordentliches, ſondern in der That das gewöhnliche Loos dieſer Kinder der Liebe ſei, welche von der Sorgfalt ihrer Erzeuger verlaſſen werden, und in früher Jugend ſolche Selbſtſtändigkeit ſchon erlangen, welche ihnen verderblich werden muß. Der Fluch des Leichtſinnes ihrer Väter weiht ſie dem Verderben.

Nach dem Tode des Grafen von Banya ſchritt man zur Eröffnung ſeines Teſtaments, welches er ſchon vor ſeiner Abreiſe nach Wien, in Vorahnung ſeines Schickſals, in die Hände eines Advocaten gelegt hatte. Es fand ſich darin die Beſtimmung, daß, im Falle es nicht gelingen ſollte, ſeinen mit dem Fräulein * erzeugten Sohn ausfindig zu machen, oder im Falle ſeines Ablebens, der blödſinnige Heiducke Univerſalerbe aller ſeiner Güter ſein ſollte. Die Verwandten des Grafen aber proteſtirten gegen dieſen letzten Willen, der Blödſinnige konnte ſeine Rechte nicht wahrnehmen, und begriff Nichts von allen dieſen Ereigniſſen. Doch hatten die gewaltſamen Erſchütterungen, welche die ſo furchtbaren Ereigniſſe in ſeiner Seele hervorbrachten, ſeinen wahnkranken Geiſt in Etwas gelichtet. Er begann geordneter zu denken, er grübelte dem Zuſammenhange der Ereigniſſe nach, und es fing in ihm an Tag zu werden. Die Dienerſchaft des Hauſes bemühte ſich mit beſonderer Sorgfalt um ihn. Sein Schickſal machte ihn zum Gegenſtande der allgemeinſten Theilnahme. Woran Niemand früher dachte, wurde nun von allen Nachbarn mit Eifer erwogen und beſprochen, ob es nicht möglich ſei, den Blödſinn des Armen zu heilen. Man hatte an ihm eine beſondere Vorliebe für die melancholiſchen Töne des Cymbal beobachtet, und beſchloß Verſuche zu machen, durch dieſes Mittel auf das Gemüth des Einfältigen zu wirken. Ein Zigeuner, welcher dieſes Inſtrument mit beſonderer Kunſt-

fertigkeit und Empfindung zu ſpielen wußte, mußte ihm täglich Stunden lang vorſpielen. Die alte Wahrſagerin wurde berufen, um ihren Rath zu ertheilen, und ſie verkündete aus den Linien ſeiner Hand, daß der Kranke geneſen werde durch einen Heiltrank, den nur ſie zuzubereiten verſtehe. Sie war das furchtbare Orakel des Hauſes — man traute ihr übernatürliche Kräfte zu, und überließ daher den Kranken völlig ihrer Pflege und Sorgfalt.

Inzwiſchen aber nahm der Prozeß wegen des Teſtamentes einen beunruhigenden Verlauf. Alles gab die Hoffnung auf — allein die Zigeunerin nicht. Sie hatte den Pflegevater des Unglücklichen aufgefunden, den Zuſammenhang der Dinge erforſcht. Sie lieferte die Beweiſe, daß ihr Schützling der natürliche Sohn des Grafen, und von ihm anerkannt worden ſei.

Sie hatte alle Zeugen herbeigebracht, deren Ausſagen von Nutzen ſein konnten, und brachte es durch ihren natürlichen Verſtand dahin, daß die ungeheure Erbſchaft von dem Tribunale dem Blödſinnigen zugeſprochen und ihm ein Sequeſter aufgeſtellt wurde. Allmälig gelang ihr auch, was den geſchickteſten Aerzten nicht gelingen wollte, den Geiſt des Kranken der Geneſung entgegenzuführen. Sie erkannte, daß ſein Seelenzuſtand mehr die Folge einer brutalen Erziehung und völlig verwahrloſ'ten Bildung ſei. Je mehr der Unglückliche ſich von einer bisher ungewohnten liebreichen Sorgfalt umgeben ſah, je klarer wurden ſeine

Gedanken. Die Zigeunerin war eine geſchickte Lehrmeiſterin; zwar ohne alle Kenntniſſe — wußte ſie doch ihrem Zögling richtige Begriffe beizubringen und die Welt ihn kennen zu lehren, in welcher er bisher ein Fremdling ſchien. Sie behandelte ihn wie ein Kind, dem man erſt gehen und ſprechen lehrt, und ihre Methode erwies ſich als vollkommen zweckmäßig. Nach einem Jahre kannte man den Blödſinnigen nicht mehr. Seine Wißbegierde war erwacht, denn er hatte angefangen das Leben zu begreifen. Nur eine gewiſſe concentriſche Richtung ſeines Geiſtes blieb von ſeiner Krankheit zurück. Dieſe war hauptſächlich auf jene unglückſelige Menſchheitsverhältniſſe gerichtet, welche mit ſeinem Schickſale im Zuſammenhange ſtanden. Zwar galt er deshalb bei den Altagsmenſchen immer noch für einen Blödſinnigen, aber wer ſeinen Geſprächen ohne Vorurtheil zuhörte, konnte ihn eben deshalb für ein Genie halten.

Vor einigen Jahren ereignete ſich in einem Wiener Kaffeehauſe eine Scene, welche den Anweſenden vielen Stoff zum Lachen, noch mehr aber zum Nachdenken darbot. Ein wohlgekleideter Mann ſaß an einem Tiſche, welcher von neugierigen Zuhörern umringt war, und perorirte in folgender Weiſe, ohne ſich durch die Späße und das Gelächter mancher der Zuhörer irre machen zu laſſen.

„Meine Herren!“ ſagte er ernſthaft, „ich will Ihnen beweiſen, daß Sie ſehr wahrſcheinlich der Mehr-

zahl nach Ihre eigenen Großväter, Väter, Söhne, Brüder und Geſchwiſterkinder ſind. Es iſt Tauſend gegen Eins zu wetten, daß ſich Einige unter Ihnen befinden, deren Kinder Ihre Neffen, deren Schweſtern Ihre Tanten ſind. Es iſt ganz etwas Gewöhnliches, daß Einer der Vater ſeiner Schweſtern iſt, was Sie aber ſchwerer begreifen werden, iſt, daß Einer ſogar der Schwiegerſohn ſeiner leiblichen Tochter ſein kann."

„Ha, ha, das iſt ſchnurrig!" ſagten die Umſtehenden, „beweiſen Sie uns das einmal."

„Nichts leichter!" antwortete der Mann ruhig, indem er ſich die Pfeife ſtopfte, „vorher aber müſſen Sie mir einige Fragen beantworten, worauf ich Ihnen weiter das Behauptete nachweiſen will. Sind Sie gewohnt, meine Herren, wenn Sie zu einem Mädchen gehen, um ſich mit ihr zu beluſtigen, ſich ihren Taufſchein vorlegen zu laſſen, ehe Sie ihr Lager beſteigen?"

„Nein!" — antworteten Alle lachend — „nicht einmal um ihren Zunamen fragen wir."

„Gut alſo — da nun Ihre Väter und Brüder ſehr wahrſcheinlich eben ſo wenig gewiſſenhaft ſind, ſo werden Sie zugeben, daß es Ihnen geſchehen kann und ſogar muß zuweilen, daß Sie die Töchter ihrer Väter und Brüder umarmen. Geſchieht es nun, daß Sie mit Ihren natürlichen Schweſtern Kinder erzeugen, ſo ſind dieſe Kinder ihre Schweſtern und Tanten zugleich, umarmen Sie aber Ihre Bruders- oder Schweſterkinder, ſo entſtehen die wunderlichſten Verwandt-

ſchaftsverwirrungen hieraus. Da es ſich nun auch ereignen kann, daß Sie unbewußt mit ihren eigenen Enkelinnen Kinder erzeugen, ſo kann es geſchehen, daß ſie Ihre eigenen Schwiegerſöhne und Großväter Ihrer Kinder, dieſe aber Ihre eigenen Tanten und Onkel werden."

„Das geht in's Blitzblaue!" ſagte ein Zuhörer, „aber es iſt die Wahrheit."

Nachdem der drollige Calculant über die Blutsverwandtſchaften dieſes Zeitalters noch hundert verſchiedene Variationen dieſer Möglichkeiten ausgeführt zur allgemeinſten Beluſtigung, fuhr er mit unerſchütterlichem Ernſte fort:

„Ich habe Ihnen alſo nur noch zu beweiſen, daß dieſe Möglichkeiten nicht nur Möglichkeiten ſind, ſondern daß es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß die Meiſten unter Ihnen aus ſolchen Blutvermiſchungen des eigenen Geſchlechts entſtanden ſind, oder doch damit in zahlloſen unnatürlichen Verſchwiſterungen ſich befinden. Wir wollen ganz davon abſehen, daß die Sitten in den Familien ſo beſchaffen ſind, daß kein Vater weiß, weſſen Kinder er aufzieht, daß es ſelbſt in den geordneten Familien ſich ereignen kann, daß ein Mann die Tochter ſeines Vaters heirathet, ſondern nur die vagabondirende Liebe und ihre Kinder in's Auge faſſen. Bedenken Sie, meine Herren, daß ein geſunder Mann von einigem Temperamente im Durchſchnitt jährlich nur funfzig verſchiedene Frauenzimmer zu ſeinem Ver-

gnügen auserwählt, ſo giebt das vom zwanzigſten bis zum vierzigſten allein gerechnet nicht weniger als tauſend Perſonen, welche von ihm Mutter werden können — wahrlich mehr als der Sultan zu ſeiner Dispoſition hat. Unter dieſen Tauſend werden von einem geſunden und liebenswürdigen Mann, bei welchem das Gefühl der Gegenliebe eintreten kann, wenigſtens Zweihundert geſchwängert. Dieſe Zweihundert zur Hälfte männlichen und zur Hälfte weiblichen Geſchlechtes gerechnet — geben im Laufe der Jahre gewiß tauſend Gelegenheiten, ſich untereinander, als Brüder mit Schweſtern zu vermiſchen, aus deren Vermiſchung wieder Kinder entſtehen; — der Vater aber wird, wenn er, wie gewöhnlich geſchieht, auf die Muſterung ausgeht, in ſeinem 37ſten Jahre etwa wenigſtens funfzig Freudenmädchen kennen zu lernen Gelegenheit haben, welche ſeine Kinder ſind, — bleibt er aber bis zu ſeinem 53ſten Jahre ein Wüſtling, ſo kann er leicht dreihundert Nachkommen die Straßen der Stadt als feile Dirnen durchſtreichen ſehen. Ich glaube, dieſe beiſpielsweiſe Berechnung genügt, um zu beweiſen, daß ſolche Begegnungen nicht nur möglich, ſondern im höchſten Grade wahrſcheinlich ſind, — wodurch wieder bewieſen iſt, daß das heilige Sacrament der Ehe und der Bannfluch der Kirche nicht im Geringſten verhindern, daß — wenn obige Berechnung auf die Geſammtbevölkerung angewendet wird — ſich nach einer ſehr vorſichtigen Wahrſcheinlichkeitsberechnung das Reſultat zeigt, daß

das ganze Menſchengeſchlecht in der jetzigen geſellſchaftlichen Einrichtung ſich in fortgeſetzter blutſchänderiſcher Gemeinſchaft reproducire, und daher die Vielweiberei der Türken, welche doch ihrer Kinder und Weiber ſicher ſind, gegen unſere ſittliche Civiliſation gehalten, ein Ideal von einem moraliſchen Inſtitute iſt, wogegen unſere Civiliſation in ſittlicher Hinſicht tief unter dem Beiſpiele von Sodoma und Gomorrha ſteht."

Bei dieſem Schluß der Beweisführung lachten nur wenige der Herren, indem ſie den Sprecher für einen Narren erklärten, der Narr aber zog aus ſeiner Taſche zwei Bogen Papier heraus und zeigte ſie ſeinen Zuhörern. „Sehen Sie, meine Herren," ſagte er, „hier haben Sie zwei Stammbäume, wie ſie gewiß kein Menſch gern für die ſeinigen ausgeben würde. Und doch, meine Herren, giebt es mehr Familien, auf welche dieſe Stammbäume paſſen, als jemals von allen Monarchen der Welt in den Adelſtand erhoben worden ſind. Der eine ſtellt die natürliche Nachkommenſchaft eines galanten Cavaliers dar, mit der ganzen Anzahl ſeiner Frauen, Geliebten, Beiſchläferinnen, Kinder und Enkel, welche ſich mit ihrem hochadeligen Blute unter die Proletarier, in Armenhäuſer, Gefängniſſe und Zuchthäuſer verlieren, der zweite ſtellt den Stammbaum eines in hohen Würden ſtehenden Baſtards dar, welcher in gerader Linie von einem Roßwärter abſtammt und die Linie des Hauſes aufrecht hält!"

II.

Der Spanier in Wien.

Armer Don Juan!

Es giebt wenig junge Männerherzen — erſchrecken Sie nicht darüber, ſchöne Leſerin! — welche nicht die reizenden Abenteuer Don Juan's trotz ihres traurigen Endes, trotz des ſteinernen Gaſtes und der Höllengeiſter mit den Hexenmehlfackeln höchſt anziehend und nachahmungswürdig finden. Wenn es demungeachtet wenige Don Juan's giebt — die verliebten Straßenritter, welche jeder feilen Schürze nachlaufen, rechne ich nicht — ſo iſt dies weniger der Tugend der jungen Männerherzen zuzuſchreiben, als ihrem Mangel an Herz, ihrer Ungeſchicklichkeit, die ſie allein verhindert, in die unrühmlichen Fußtapfen dieſes muthigen Seladon zu treten. Danken Sie daher dem Himmel, meine liebenswürdigen Damen, der dem Manne einen ſo großen Theil Unbehilflichkeit und Zaghaftigkeit vor der weiblichen Tugendſtrenge gegeben, denn ohne dieſe wäre die Männertreue ſo ziemlich fabelhaft. Daß es übrigens für einen ehrlichen Mann kein kleines Stück Arbeit iſt, ein Don Juan zu ſein, und daß eben ſo viel Muth dazu gehört, als unverdroſſene Ausdauer, beweiſe ihnen folgende traurige Geſchichte.

Don Riego war eine gute ehrliche Haut, edel, ſchwärmeriſch, verliebt, in ſich ſelbſt mißtrauiſch und bis zum zwanzigſten Jahre ohne Liebſchaft. Er hatte nicht den Muth, einer Dame galant die Hand zu küſſen, ihr eine Schönheit zu ſagen, er zitterte, wenn ihn eine anſah und glaubte ſich immer verſpottet. Er ſah überall ſeine Schulcameraden in Liebeshändel verſtrickt, man ſchnappte ihm ein Mädchen nach dem andern vor der Naſe weg, und die jungen Damen meinten, er ſei ein Einfaltspinſel, und trieben nur Kurzweil mit ſeiner Schüchternheit. Don Riego verging faſt vor Sehnſucht und machte jämmerliche Gedichte über ſeinen ungeſtillten Liebesſchmerz. Bald war es eine Blonde, bald eine Braune, in die er ſich vergaffte, aber da er nie dazu kam, ſich ein Herz zu nehmen, um zu ſagen: ich liebe Dich! ſo wurden ihm Blonde und Braune weggeſiſcht. Darüber war Don Riego höchſt betrübt, und ſchon überließ er ſich verzweifelnden Gedanken, als ihn das Glück unvermuthet begünſtigte, und ihn mit einem Male in den Liebeshimmel einführte.

Der Zufall wollte, daß der Vater Riego's im Dienſte des königlichen Hauſes ſtand. Don Carlos, welcher immer Emiſſäre brauchte, welche ihm kein Geld koſten, hörte von der Melancholie des jungen Riego. Er ſtellte dem Vater vor, wie zuträglich ſeinem Sohne das deutſche Klima ſein würde. Don Riego reiſte demnach mit einem ſchwer von Liebesſehnſucht belaſteten Herzen nach Deutſchland, wo er für die Armee

des guten Königs Ritter aufſuchte, welche ſich ſelbſt beköſtigen konnten. Da er ſelbſt aber keine Kriegsluſt in ſich verſpürte und es ihm im Grund ſeines Herzens vollkommen einerlei war, ob der König von Spanien Don Carlos oder Donna Iſabella heiße, ſo beſchloß er ſich ein wenig in der Welt umzuſehen, und einige Zeit in Wien zu bleiben.

Der junge melancholiſche Spanier mit dem bleichen Geſicht und tugendſamen Weſen, welches man gar nicht ſpaniſch fand, ſuchte alle ſeine Landsleute in Wien auf, deren es einige gab, welche mit ihm gleich friedliche politiſche Geſinnungen theilten. Man machte ihn mit einer Dame bekannt, welche ſoeben von einem ſeiner Landsleute Witwe geworden war. Aber der arme Junge war ſo blöde und traurig, daß er ſich gar nicht zu benehmen wußte. Er machte die linkiſcheſten Verbeugungen, ſetzte ſich Stunden lang vor ſeine Dame hin und ſprach kein Wort, es wäre denn: „wie geht es? — haben Sie wohl geſchlafen? — ſchönes Wetter — herrliches Wetter — glauben Sie, daß es regnen wird? — ich muß meinen Regenſchirm holen.“ Damit empfahl er ſich dann in aller Eile, als ob ihm der Kopf brannte, um ſich auf der Straße zu geſtehen, daß er ein Erztölpel und ein höchſt unglücklicher Liebhaber ſei.

Donna Laura, etwas roth von Haaren, etwas mager, doch mit lebhaften Augen und voller Anmuth und Liebesgluth, nahm ſich die Mühe, dem armen

Jungen aus dem Traume zu helfen. Sie hatte einen Liebhaber, der ſie vernachläſſigte, ſie ſuchte Zerſtreuung; ſie hatte einen Prozeß in Spanien und brauchte einen Advocaten, und zu Beiden ſchien ihr Don Riego, der eben in Salamanca die Rechtsſtudien vollendet hatte, gut genug. Sie rief ihn zu ſich und trug ihm ihren Rechtshandel ſo geſchickt vor, daß Don Riego ſogleich Feuer fing. Eines Abends ließ ſie ſich von ihm ſchlafend finden; Don Riego trat leiſe zur Ottomane hin, betrachtete ſie mit klopfendem Herzen über die Maßen lange, faßte ſich ein Herz, und — küßte ſie. Sogleich fühlte er ſich ganz elektriſirt, er wagte einen zweiten Kuß, Donna Laura ſtreckte träumend die Arme aus und umfing ihn. — Don Riego war ganz berauſcht von Entzücken, Donna Laura erwachte in den Armen des über ſeine Kühnheit erſtaunten Don Riego und zürnte ihm nicht. Sie laſen mit einander ein moraliſches Buch und küßten ſich, ſo oft eine rührende Stelle darin vorkam, wie zufällig, indem ihre Köpfe ſich immer beim gemeinſchaftlichen Leſen ſo ſehr näherten, daß ſie ſich berühren mußten. Sie wiederholten dieſe Lectüre zu verſchiedenen Malen. Die Folge davon war, daß — Don Riego ganz raſend wurde vor Liebe und zu Hauſe einen zwei Bogen langen Liebesbrief an Donna Laura ſchrieb, worin er ſie um des Himmels willen bat, ihn zu lieben und ihr der Länge und Breite nach bewies, ſie müſſe ihn heirathen. Allein Don Riego war ein armer Schlucker und dieſe

Art der Liebeswerbung war nicht nach dem Geſchmack der Witwe. Sie ſah ein, daß ſie eine Thorheit zu machen im Begriffe ſtand, verſöhnte ſich mit ihrem Liebhaber und heirathete ihn. Am Tage der Hochzeit forderte Don Riego den glücklichen Bräutigam heraus, und da er ſehr hitzig focht, bekam er einen Stich in den Unterleib und wurde ohnmächtig nach Hauſe getragen. Als er wieder zu ſich kam, ſchwor er den Weibern Rache, ließ ſich curiren und trat mit dem löblichen Vorſatz in die Welt, alle hübſchen Mädchen und Weiber zu verführen.

Don Riego war ein hübſcher Mann von intereſſanter Phyſiognomie, voll Leidenſchaft und Feuer. Das hatten die ſchönen Wienerinnen ſehr bald beobachtet, und der ſchöne Spanier war an allen Nähtiſchen und zwar an ſehr eleganten Nähtiſchen der Gegenſtand vieler ſtillen Seufzer. Wenn der arme Schlucker zuweilen auf einem Miethgaul in den Prater ritt, verdunkelte er alle Wiener Cavaliere, welche in den Augen der Damen neben dieſem Hidalgo mit kräftigen runden Lenden und von hohem Wuchſe keine vortheilhafte Figur ſpielten. Die reizendſten Damen in vierſpännigen Wagen, mit großen Wappen, übten ihr Privilegium der koketteſten Unverſchämtheit mit ihren goldgefaßten Augengläſern auf eine Weiſe aus, welche ihn nicht in Zweifel laſſen konnte darüber, daß er auf dem Punkte ſei, bei den Damen unerhörtes Glück zu machen. Man ſchickte Bediente aus, ſeinen Stand, ſeinen Namen auszukund-

ſchaften, was Don Riego immer getreulich hinterbracht wurde, und nicht wenig dazu beitrug, ſeine Zuverſicht zu erhöhen. Er bekam, obgleich er ohne große Bekanntſchaften war und nur mit Glücksrittern Umgang hatte, Einladungen in die vornehmſten Häuſer. Reiche Judendamen und arme Gräfinnen quälten ihre Ehegatten, Liebhaber, Brüder und Söhne ſo lange, bis ſie die Bekanntſchaft des ſchönen Spaniers aufſuchten und ihn in's Haus brachten. Denn eine galante Wiener Dame weiß alle ihre männlichen Verwandten auf das Geſchickteſte zu ſogenannten Elephanten abzurichten. Die ſchönen Spanier waren damals eben in der Mode und hatten bei der galanten Welt einen gewiſſen Credit, denn ein vornehmer Spanier, der bei Weitem nicht Riego an Schönheit glich, hatte erſt unlängſt Heldenthaten der Galanterie verübt, welche das ſpaniſche Vollblut in das ſchönſte Licht ſetzten.

Don Riego war kein Einfaltspinſel mehr. Der Roſengarten der Liebe war ihm aufgethan — er zögerte nicht einzutreten. Er hatte unverſehens gelernt ſeine Gefühle auszuſprechen. Er ſchwor zu gleicher Zeit einem Dutzend jungen Mädchen und Frauen ewige unverbrüchliche Liebe und Treue. Man glaubte ſeinen ſchmachtenden Augen und Alles ging vortrefflich. Er hatte das Geheimniß gefunden, Allen zu gefallen, er geberdete ſich wie ein Unſinniger und hörte nicht auf zu ſchwören und zu fluchen, bis er das Herz ſeines Opfers überwunden. So trieb er es eine gute

Weile fort, und einige Skandale und Duelle abgerechnet, verſpürte er keine ſonderlich unglücklichen Folgen ſeiner amoroſen Feldzüge. Die armen Mädchen, die er betrog, tröſteten ſich entweder, indem ſie ſich andere Liebhaber in aller Eile anſchafften, oder ſie verbargen ihren Verdruß ſo gut ſie konnten.

Es iſt nun eine bekannte Sache, daß die treuloſeſten und flatterhafteſten Liebhaber den Wiener Damen keineswegs die verhaßteſten ſind. In je größerem Rufe der Liederlichkeit ein junger Mann ſteht, in deſto größerem Anſehen ſteht er bei den Damen. Banquiersfrauen, Hofräthinnen, Generalinnen, Kaufmannsfrauen, Putzmacherinnen, Weiber und Mädchen aller Standesclaſſen riſſen ſich um ihn, Jede wollte von ihm einmal hintergangen werden, denn Keine hielt das Unglück für ſo groß, ihre Tugend zum —ten Male zu verlieren. In den jüdiſchen Familien herrſcht ein ſchöner Brauch, welcher Nachahmung verdient, die Damen ſchließen nämlich mit den Gatten einen geheimen Ehevertrag, wonach es jedem Theile frei ſteht, ſeinen Vergnügungen nachzugehen, nur hat der Gemahl die beſondere Verpflichtung, ſeiner Frau die Geliebten in's Haus zur Auswahl zu ſtellen, denn dieſe Damen haben ſehr ſtrenge Begriffe von weiblicher Ehre und würden es höchſt anſtößig finden, den Männern nachzulaufen. Der Herr Gemahl gibt daher Soireen, Aſſembleen, Pickenicks, Hausbälle und Haustheater, er verproviantirt ſeine Frau mit jungen Malern, Dichtern, Be-

amten, Officieren und Cavalieren. Sie borgen dann den Auserwählten Geld, um es nie zurückzuverlangen, ſtellen ihnen ihre Equipagen und Pferde, Cigarren und ſonſtige Bequemlichkeiten zur Verfügung und ſind nur zufrieden, wenn ihre Frauen glücklich ſind und ihnen Ruhe laſſen. In ein ſolches Haus ward nun Don Riego eingeführt, wo man ihn auserſehen hatte, den Endymion in einem Tableau darzuſtellen, in welchem die Dame des Hauſes, ein junges hübſches Weibchen von zweiundzwanzig Sommern, die Rolle der Diana übernommen hatte. Man hatte des Spaniers herrliche Geſtalt zu dieſem anmuthigen Spiele benutzt, weil ſie wegen der unbehilflichen Ausſprache des Fremden im Theater nicht anders zu placiren war. Der junge Spanier war artig genug, den dargeſtellten Moment des Belauſchens nicht ganz ſeiner Rolle gemäß zu benützen und der Dame einen Kuß zu rauben, über welchen alle anweſenden Damen grün und gelb vor Aerger wurden. Das Verhältniß wurde immer pikanter, aber Don Riego fing bald an ſich zu langweilen und — an einem ſchönen Abend, als der Mond leuchtete und Philomele ſang, verirrte er ſich mit einer Dame aus der Geſellſchaft, welche einem ungariſchen Magnaten ewige Treue geſchworen hatte, beim Nachhauſeführen in einem Garten mit einem ſehr dichten Bosquet, wo ſie — ich glaube, mit einander ein Sonett dichteten. Der Herr Gemahl, welcher zufällig, in der Sittencultur noch weit zurück, keinen galanten Vertrag mit der Dame geſchloſſen hatte,

überraſchte das dichtende Paar, es entſpann ſich ein Fauſtkampf, zu welchem die Dienerſchaft herbeigerufen wurde — kurz der Skandal war fertig und in vierundzwanzig Stunden in allen vornehmen Cirkeln bekannt. Die Folge davon war, daß Don Riego gar nicht mehr allen Einladungen folgen konnte, und ſeine Geſchäfte ſich eintheilen mußte. Er machte es wie die Aerzte, welche die meiſten Stunden des Tages Viſiten machen, aber zu gewiſſen Zeiten zu Hauſe zu ſprechen ſind, wo ſie ſolche Kunden, von welchem nicht viel zu holen iſt, um ſie dennoch mitzunehmen, ſchnell abfertigen, um nicht ihre koſtbare Zeit zu verlieren. „Von Stunde an hörte man nur von dem Spanier ſprechen. Wie ein berühmter Räuberhauptmann hinterließ er auf allen Schritten Schrecken und Verzweiflung. Ehemänner warfen ihn zur Thüre hinaus, ohne ihn los zu werden, Mütter rangen die Hände über verführte Töchter, indem ſie heimlich dachten, das Unglück wäre doch minder ſchrecklich, wenn ſie ſelbſt die Opfer des wollüſtigen Tigers geworden wären. Die hohe Polizei miſchte ſich in die Händel, Don Riego erhielt nachdrückliche Verweiſe, in den Kirchen predigte man über den „der da ſucht, wen er verſchlinge.“ Nichts malt den Schrecken der jungen Mädchen, welche ihm begegneten, und an welchen er — vorüberging! Nichts die allgemeine Beſtürzung der Liebhaber, welchen er die Mädchen verführte. Begegnete ihm Einer am Arme der Dulcinea und ſah ihn

von Weitem, ſo ergriff er ſchleunigſt die Flucht — nicht ſo ſehr aus Furcht vor dem holden Unhold, als vor den Blicken ſeiner Getreuen, denn dafür war er bekannt: — ein Blick und das Einverſtändniß war fertig. Man behauptete ſogar, er verſtünde ſich auf gewiſſe Winke und Zeichen, um gleich bei der erſten Begegnung Stunde und Ort des Rendezvous zu beſtimmen; aber das war pure Verleumdung — die Damen ſchickten ihm ſelbſt ihre Adreſſen oder ließen ſich von ihm zufällig finden.

Allein die Rache ſollte nicht lange ausbleiben; unter den zahlreichen Opfern ſeiner Verführungskunſt befanden ſich drei, welche ihn leidenſchaftlich, wahr und treu liebten. Die Eine, Seraphine, war blond, ſanft und ſchwärmeriſch, und war aus Liebe zu Don Riego ihrem Manne davon gelaufen, obſchon Don Riego ſie davon abhalten wollte, und ſie ſchwor, ſie wolle lieber in Elend leben mit Don Riego, als bei ihrem Manne bleiben, der ſie dann auch unbarmherzig den Folgen ihrer Thorheit überließ. Die Andere, Anna, eine feurige, ſchwarzäugige Lembergerin, hatte aus Liebe zu Riego, obſchon ſie arm war, die Hand eines reichen, jungen und liebenswürdigen Cavaliers ausgeſchlagen. Die Dritte, Caroline, ein braunes Fräulein aus altadeligem Hauſe, ließ ſich aus Liebe zu ihrem Riego von ihrem Oheim enterben, der ihre ſchlechte Aufführung mit ihrem Geliebten höchlich mißbilligte. Alle Drei waren ſchön wie die Engel und feſſelten

Don Riego ſo, daß er für keine Vierte mehr Augen hatte.

Seraphinens Gemahl war ein handfeſter Gaſtwirth, welcher vordem als Hausknecht in demſelben Gaſthof fungirt, und ſich während dieſer Bildungszeit zu ſeinem nachherigen Berufsgeſchäfte eine beſondere Gewandtheit in allen körperlichen Verrichtungen angeeignet hatte. Er konnte Holz ſpalten wie ein Seſſelträger, er konnte Laſten tragen wie ein Numero von der Mauth — und beſonders Prügel austheilen wie Beide. Niemand hatte es ihm jemals hierin zuvor gethan, er warf ſtets eigenhändig alle ungebührlich lärmenden Gäſte ſo kunſtgerecht zur Thüre hinaus, daß ihnen das Wiederkommen auf immer verleidet war, und ſeine Aufwärterin wußte von einer Ohrfeige ſeiner Hand zu erzählen, welche ihr drei Zähne eingeſchlagen und den Kinnbacken verrenkt hatte. Riego kannte alle dieſe Vorzüge dieſes ſeltenen Mannes, aber er war Hidalgo. Nie wohnte die Furcht in einem echten Spanierherzen. Obgleich er dieſem Gladiator eine ziemliche Summe Geld für Champagner und Mahlzeiten ſchuldig war, riskirte er doch den furchtbaren Zorn dieſes Mannes, der ihm ewige Rache geſchworen hatte. Als Don Riego nun eines ſpäten Abends ganz beſeligt von Seraphinen ging und ſich eben die Thränen trocknete, welche er vor der Geliebten beim Schwur ewiger Liebe und Treue vergoſſen hatte, fühlte er ſich, ehe er nur Zeit hatte ſich umzuſehen, gepackt, geohrfeigt, mit Füßen

getreten, beſpuckt und mit Schimpfworten überladen, welche noch heute allen Nachbarn, die ſie hörten, vielen Stoff zu vergnügten Erinnerungen darbieten. Niemand kam ihm zu Hilfe, obgleich Leute genug verſammelt waren; dafür aber lachten die Anweſenden um ſo bereitwilliger, theils über die Berſerkerwuth des gekränkten Gaſtwirths, dem ſeine Frau entlaufen war, theils über das mörderliche Zetergeſchrei ſeines Opfers, dem man die Prügel eben ſo herzlich vergönnte, wie dem groben geizigen Wirth den Aerger. Seraphine ihrerſeits, welche den Lärm hörte und ſeine Urſachen errieth, hütete ſich wohl, ſich blicken zu laſſen; als aber das Ungethüm glaubte, er habe ſeiner beleidigten Gattenehre genug gethan, und ihn ſtöhnend liegen ließ, eilte ſie herbei, führte den ganz Zerſchlagenen auf ihre Stube und überhäufte ihn mit Zärtlichkeiten. „Armer Riego," ſagte ſie, „er hat Dich übel zugerichtet, aber was ſchadet das, es iſt vorbei, wir beſitzen uns, und das iſt genug, nicht wahr, geliebter Riego?" — „Ach," ſagte Riego, „ich glaube aber bei alle dem, meine Theure, daß es beſſer geweſen wäre, wenn wir uns hätten beſitzen können, ohne daß ich geprügelt werde." Das half aber nun Alles nichts — die Prügel konnte ihm, wie man zu ſagen pflegt, ſelbſt der Papſt nicht mehr nehmen. Er ſchätzte ſich glücklich, daß er nun keinen zweiten Rival dieſes Schlags zu fürchten hatte, denn der ſchönen Anna verabſchiedeter Cavalier war ſo ſchmächtig wie ein Häring, aber voll Wuth

und von einem Temperamente wie ein oberſteiermärkiſcher Hochofen. Dieſer forderte ihn auf Piſtolen, und gequetſcht und geblaut wie er war, mußte er dem Othello Rede ſtehen. Seine Hand konnte kaum die Piſtole halten — aber der Ehre mußte genug gethan werden, die Ehre des Gaſtwirths koſtete ihm einen blauen Rücken, die Ehre des jungen Cavaliers aber mußte er mit zwei Fingern ſeiner Hand bezahlen, welche ihm kurz abgeſchoſſen wurden. Aber mit welcher ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit empfing ihn dagegen die ſchöne Anna, als er mit dem Arm in der Binde ſie beſuchte! „Verwundet für mich," rief ſie voll Freuden aus, indem ſie weinte vor Vergnügen, „welch' ein Glück!" Don Riego fand den Ausdruck ſonderbar und ſchnitt ein fürchterliches Geſicht, aber die ſchöne Anna verbeſſerte ſich augenblicklich, indem ſie ſchnell hinzuſetzte, „welch' ein Glück, daß die Kugel nicht in die Bruſt fiel — ich wäre auf Deiner Leiche geſtorben!" Zum zweiten Male tröſtete ſich Don Riego und dankte dem Schöpfer für ſeine Rettung, aber die Rechnung war noch nicht quitt — er hatte noch einen dritten Rächer zu bekämpfen, welcher furchtbarer als ſeine Vorgänger war, denn er ging nicht mit offenen Waffen zu Werke — den Oheim Carolinens. Dieſer, um den Wolf von der Fährte ſeines Lammes abzubringen, machte einen ſehr fatalen letzten Verſuch. Er legte dem heißen Liebhaber im Garten ſeiner Nichte, mit welcher er es ſo wohl meinte, daß er — wäre es

anders thunlich geweſen, gern ihrem Geliebten eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, ſchmählicher und hinterliſtiger Weiſe eine ſehr gut beſchaffene, oft erprobte Fuchsfalle.

Don Riego ſchrie wie Mars auf dem Schlachtfelde. Man kam ihm zu Hilfe, man befreite ihn aus dem verdammten Eiſen, man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über den Urheber dieſer Bosheit; aber Caroline war nicht im Zweifel darüber, denn ihr Onkel hatte ihr vorausgeſagt, was er thun werde. „Aber Nichts, Nichts ſoll uns trennen," ſchrie Caroline außer ſich, „und wenn er Dir auf allen Deinen Schritten Fuchseiſen legte, wir werden uns dennoch ewig lieben — ewig, ewig!" Don Riego erwiderte Nichts, ſeine Hand ſchmerzte ihn und ſein Fuß hinkte, ſein Rücken ächzte und ſein Herz war voll Bitterkeit. In dieſem Zuſtande mußte der Arme der eiferſüchtigen Caroline noch ein Märchen aufſchwatzen, wie er ſeine Finger verloren hatte und daſſelbe ſpäter der geſchiedenen Gaſtwirthsfrau wiederholen. Man kann ſich nichts Erbärmlicheres denken, als die Geberden des ſo glücklich Liebenden. „Fürwahr," ſagte er zu ſich, „ich weiß nicht, zu welcher Zeit ich übler daran geweſen bin: als ich unglücklich liebte, oder ſeit ich ſo unerhört glücklich liebe!"

Allein Riego war jung — er verſchmerzte bald ſeine Unfälle. Er fühlte nur einige Tage das Uebergewicht der körperlichen Leiden, dann gewann die

Seligkeit der Liebe wieder die Oberhand. Gelähmt, hinkend und kreuzlahm wie er war, humpelte er doch frisch und munter täglich zu seinen drei Grazien, zuerst zu Anna auf der Windmühle, dann zu Carolinen in der Alservorstadt, endlich zu Seraphinen auf die Landstraße. Das waren täglich vier Wegstunden zu machen, wegen der Entfernung dieser Vorstädte, aber um so gesicherter war das Geheimniß seiner dreifachen Glückseligkeit. Er konnte mit Recht von sich sagen: Ter quaterque beatus sum! Die drei Grazien nahmen nun seine ganze Zeit in Anspruch, denn er wollte keine vermissen und sich nie vermissen lassen, aus Furcht, daß man ihn aufsuchen könnte.

Die Opfer, die sie ihm gebracht, machten, daß er sie liebte bis zur Raserei. Keine wußte von der Andern, und Don Riego wußte die Sache so geschickt anzufangen, daß sie ihm nicht hinter seine Schliche kamen. Er brachte bei einer Jeden täglich einige Stunden zu und hing seine übrige Praxis an den Nagel. Anfangs fühlte sich Don Riego in diesem dreifachen Liebeshandel ganz über alle Maßen glücklich; da eine Jede an einem andern Ende der Stadt wohnte, so hatte er zwar unzählig viel zu laufen, aber Don Riego war jung, hatte gesunde Beine und hielt die Strapazen aus. Allein es währte nicht lange, so fingen alle drei Engel an, vom Heirathen zu sprechen; Don Riego gerieth dadurch in einige Angst, denn er hatte nicht den Muth und die Kraft, Eine um der Andern willen

zu verlaſſen. Sie liebten ihn Alle gleich heftig, und Don Riego hatte ein gutes Herz. Einige Wochen gingen mit Ausflüchten hin, aber bald war ſeine Kunſt zu lügen völlig erſchöpft. Keine war mit den paar Stunden zufrieden, die er bei ihr zubrachte. Sie verleiteten ihn Eine nach der Andern, durch Thränen und Bitten, ganze Tage bei ihnen zuzubringen. Die Folge davon war, daß des andern Tages die andern Beiden ihn mit Vorwürfen überhäuften und ihn halb zu Tode quälten. Seraphine fing an zu kränkeln, ſie wurde blaß und hinfällig. — Don Riego konnte ſie in dieſem Zuſtande nicht verlaſſen und tröſtete ſie mit neuen -- Lügen und Meineiden. Anna, über ſein Ausbleiben höchlich erboſt, zeigte eine ſo wüthende Eiferſucht, daß er ſich nicht mehr zu helfen wußte. Da ihr Zorn aus Uebermaß der Liebe entſprang, ſo konnte er nur ſeine Leidenſchaft vermehren. Caroline weinte Tag und Nacht, und drohte, ſich das Leben zu nehmen, wenn er ſie ſo einſam laſſe. Aus dieſem Zuſtande der Dinge entſprangen allmälig die unleidlichſten Martern für Don Riego. Es verging kein Tag ohne die heftigſten Scenen, und Don Riego nahm ſich die Sache täglich mehr zu Herzen. Er ſah keinen Ausweg, kein Mittel fiel ihm bei, ſich zu helfen. Riß er ſich von Zweien los, um die Dritte zu heirathen, ſo verzweifelten die Anderen. Was ſollte aus Seraphinen werden, die ihr Mann verſtoßen hatte, wenn er ſie verließ, was aus Anna, die in üblen Ruf ge-

rathen, keine andere Partie finden konnte, was aus Carolinen, die von ihren Verwandten verſtoßen war? Zudem liebte er alle Drei gleich innig. War er bei der Einen, ſo ſehnte er ſich nach der Anderen. Er konnte die Nacht kein Auge zuthun und ward von den ſchrecklichſten Träumen geplagt. Die drei Engel bemerkten bald, daß ihn ein geheimer Kummer verzehre. Sie drangen in ihn, um die Urſache zu erfahren, und weinten ſo bitterlich, daß Don Riego, welcher ſie ihnen nicht ſagen konnte, noch leidender wurde als zuvor.

„Was fehlt Dir, mein Riego?“ ſprach Seraphine; „bei unſerer Liebe beſchwöre ich Dich, ſage mir das Geheimniß, das Dich drückt.“

„Ach,“ ſagte Riego, weil er doch Etwas ſagen mußte, „ich bin ſo unglücklich, weil — weil ich noch immer nicht Dich ganz beſitzen, Dich heirathen kann. Es hat eine Schlacht in Spanien gegeben, wo mein Oheim —“

„Ach, wenn es nur das iſt,“ ſagte Seraphine verſchämt, „beſitzen wir uns denn nicht ſchon lange? Mache Dir keinen Kummer deshalb, wenn es auch noch vierzehn Tage dauert — ich mache mir Nichts daraus und laſſe die Leute reden. Aber Du mußt mich nie wieder allein laſſen, das ſchwöre mir.“

Riego ſchwor; — aber wie ein Dolchſtich fuhr es ihm durch's Herz, — ach, wie lange harrte heute ſchon Anna auf ihn, die gute Seele, wie wird ſie in Unruhe ſein! — Es litt ihn nicht länger; da er aber

ſoeben geſchworen hatte, Seraphinen nicht allein zu laſſen, ſo ſchützte er, um nur hinauszukommen, einen natürlichen Fall vor, für welchen eine Ausnahme von der beſchworenen Regel ſich von ſelbſt verſtand. Er mußte ſich von einem Nachbar einen Hut borgen und lief nun, was er konnte, ſeine halbe Meile zu der unglücklichen Anna. Er fand ſie in Thränen aufgelöſt.

„Alſo liebſt Du Deine Anna nicht mehr, alſo biſt Du mir untreu geworden? — O Gott, ich wußte es wohl, Du würdeſt mich verlaſſen.“

Zu ihren Füßen fallend, bat der Unglückliche um Verzeihung. „Ach, Anna,“ ſagte er, und er fühlte, daß er nicht übertreibe, „wenn Du es begreifen könnteſt, wie ſehr ich Dich liebe, — nur der Tod kann uns trennen — ich werde Dich niemals verlaſſen!“ und nun ſchwor er wieder über ſeine exemplariſche Treue und log ſo fürchterlich über die Urſachen ſeines Ausbleibens, daß der Satan ſelbſt in der Hölle über ſeine Kunſt zu lügen erſtaunte.

Aber kaum hatte er Anna mit Mühe beſchwichtigt, kaum hatte er ihre Thränen aufgeküßt, kaum war jener ſelige Augenblick der Verſöhnung eingetreten, als Don Riego neuerdings einen Dolchſtich in ſeinem Herzen ſpürte: — es ſchlug die ſiebente Stunde — es war der äußerſte Termin, bis wo er Carolinen hatte zu kommen verſprechen müſſen — ſonſt, beim keuſchen Monde! wäre er ein Verräther an Liebe und Treue, ſonſt wäre es als eingeſtanden und bewieſen zu be-

trachten, daß er eine Andere ihr vorzöge! Himmel, welche Gefahr — er mußte ſich losreißen. Weinend, jammernd, fluchend über ſein Geſchick — über ein Geſchäft, wovon Leben und Tod abhinge, ſeine Ehre auf dem Spiel ſtehe — trennte er ſich von der unbefriedigten Anna, und wieder ging's über Stock und Stein, Hals und Kopf, eine halbe Meile weit zu Carolinen. Zwar fiel ihm auf dem Wege ein, was ſich wohl Seraphine denken werde, wenn er drei Stunden an einem Ort verweile, wo nur ſo viele Minuten den meiſten Menſchen ſchon zu lange dünkten — aber was halfs? — fort mußte er; — hinterdrein vertraute er auf den Gott der Lügner — Mercurius, dem dieſer Mann einen Altar von purem Golde ſchuldig war.

Caroline flog jubelnd an ſein Herz — ihre Liebkoſungen wollten kein Ende nehmen. „Herz meines Herzens," ſagte ſie, „nun mußt Du immer bei mir bleiben, ich laſſe Dich nicht mehr fort, Du haſt mir geſtern geſchworen, es ſei Dein letztes Ausbleiben von länger als einer Stunde, nun gilt es Wort zu halten."

Der Angſtſchweiß rann dem Armen über die Stirne! Das war eine Hetze, ſo gut wie eine unter dem grauſamen Kaiſer Nero. Er begann einzuſehen, daß es ſo länger nicht fortginge — er beſchloß, heroiſch zu handeln.

Er hatte irgendwo geleſen von einem Ritter, der zwei Frauen hatte, dies ſchien ihm einen Ausweg zu

bieten. Mußte er auch Eine opfern, ſo war doch die Mehrzahl gerettet. Er wollte mit den beiden Auserwählten in ein Land entfliehen, wo die Geſetze die Mehrzahl der Frauen geſtatten. Er forſchte demnach ſeine Geliebten aus. „Was würdeſt Du thun," fragte er Carolinen, halb im Scherz, „wenn ich neben Dir noch eine Frau hätte?" Caroline ſah ihn groß an, und fing dann bitterlich zu weinen an. Er hatte Mühe ſie zu tröſten. „Wie kannſt Du ſo grauſam fragen, Herz meines Herzens," ſagte ſie, „ich würde ſterben!" Tags darauf ſtellte er nun dieſelbe Frage an Anna, nachdem er ſie mit ganz erſtaunlichen Lügen getröſtet. „Ich würde Dich umbringen," ſagte ſie wüthend. Bei Seraphinen war er nicht glücklicher. Sie ſchwor bei allen Heiligen, daß ſie ſich um's Leben bringen würde. Don Riego war in Verzweiflung. Er fing an zu ſiechen. In der Nacht träumte er, die kranke Caroline auf der Bahre liegen zu ſehen. Ein anderes Mal fühlte er den Dolch der ſchönen Anna in ſeinem Herzen. Ein drittes Mal ſah er im Traume Seraphinen, die ſich in's Meer ſtürzte. Da er eine gute Conſtitution hatte, ſo würde er bald von ſeiner Krankheit geneſen ſein, hätte er ſich pflegen können. Der Arzt rieth ihm das Bett zu hüten. Er theilte dies ſeinen Geliebten mit und eine Jede wollte nun nicht mehr von ſeiner Seite weichen, ihm Arzenei reichen, ihn pflegen und erheitern. Da er aber nicht alle Drei zu ſich nehmen konnte, ſo ſuchte er ſeine Leiden zu unter-

drücken, verſicherte ſich wohl zu befinden und fing an — Blut auszuwerfen. Er machte, wie vorher, täglich ſeine drei Liebesreiſen. Ein hitziges Fieber befiel ihn — mühſam ſchleppte er ſich zu Seraphinen, zu Anna, zu Carolinen. Als er von dieſer wegging, fiel er auf der Straße ohnmächtig nieder. Man brachte ihn in das Hoſpital, wo er eine Stunde ſpäter, mit den drei Namen Seraphine, Anna, Caroline auf der Zunge, ſeinen Geiſt aufgab!

Drei Tage ſpäter, an einem mondhellen Abende, eine Stunde nach dem Begräbniß, wankten drei weibliche Geſtalten, tief in Trauer gehüllt, einem friſchen Grabe zu. Sie kamen, um mit ihren Thränen ſein Grab zu netzen. Seraphine ſtürzte ſich weinend am Hügel nieder und rief: „O, mein Riego!"

Anna kam herzu und wehklagte ſchluchzend mit gerungenen Händen: O, mein Riego!"

Caroline ächzte, als ſie zur Thüre des Kirchhofs herein kam: „O, mein Riego!"

Als ſie die beiden Damen am Grabe knien ſah und nirgend anderswo ein friſches Grab gewahrte, ſo fragte ſie mit erſtickter Stimme den Todtengräber um das Grab Don Riego's. Er wies ſie dahin, wo die Beiden knieten. „Verzeihen Sie," ſagte Anna zu Seraphinen kleinlaut, „gewiß ſind Sie eine Schweſter des Verſtorbenen?" — „Schweſter?" ſagte Seraphine, indem ſie ihr Näschen putzte, „daß ich nicht wüßte, ich bin ſeine Geliebte." — „Verzeihen Sie, meine Da-

men," ſagte Caroline, welche hinzugetreten war, mit zitternder Stimme: „Sie ſind gewiß Schweſtern des Unglücklichen?" Alle ſahen ſich verwundert an, ſtanden auf und trockneten ihre ſchönen Augen. Es erfolgte eine Erklärung. „Das Ungeheuer!" rief Seraphine; „der Böſewicht!" ſagte Anna; „der Elende!" ſchrie Caroline. Alle hatten aufgehört zu weinen und verwünſchten den treuloſen Todten. Sie ſuchten ſich eilends andere Liebhaber, und weinten nie wieder um Riego. Armer Don Juan, und doch warſt Du aus Liebe zu ihnen geſtorben!!!

III.

Der schöne Leopold

oder

drei Grazien.

Vor dem Laden eines Modehändlers hielt im Mai 1807 eine prächtige Equipage. Reich galonirte Livreebediente zierten Kutſchbock und den Tritt hinter dem Wagenkaſten mit ihren aufgeputzten Puppen — das Pferdegeſchirr war reich mit Silber beſchlagen und die Pferde hatten auf den Köpfen einen Wald von Helmbüſchen, welche den hohen Rang Deſſen anzeigen ſollten, welchem dieſe Equipage gehörte. Nichts imponirt den guten Wienern mehr, als ein ſolches Paar ſtolzer Holſteiner Pferde — der einzige Schlag Pferde, welcher in ſeiner Haltung und ſtolzen abgemeſſenen Bewegung ganz jenen altariſtokratiſchen Hochmuth verſinnlicht, welcher ſeit funfzig Jahren ſo viele Todeswunden erhalten hat. 1807 war der hohe Adel in Wien noch in einem Flor, welcher von den heutigen Menſchen nicht mehr begriffen wird. Eine herrſchaftliche Equipage war damals noch dem Volke ein wahres Heiligthum, welches man mit jener frommen Scheu betrachtete, wie den Tabernakel am Hochaltare einer Kirche. Es war daher nicht zu verwundern, daß ſich ſogleich eine Gruppe Neugieriger um den prachtvollen,

mit einem großen Wappen geſchmückten Wagen verſammelte und Einer den Anderen haſtig fragte, welcher fürſtlichen oder gräflichen Familie dieſe Equipage angehöre. Aber Niemand wußte Beſcheid, Wappen und Livree waren in Wien unbekannt. Aus dieſem Wagen ſtieg eine Dame, welche gleich ſehr durch ihre außerordentliche Schönheit, wie durch ihre prachtvollen Gewänder die Augen blendete. Sie trug ein carmoiſinrothes Sammtkleid mit kurzen Ermeln nach der damaligen Mode, welche ein Paar ſchneeweiße Arme bloß ließen, deren Anblick weit mehr als der reiche Brillantſchmuck der mit Koſtbarkeiten etwas überladenen Dame die Blicke feſſelte. Ein türkiſcher Shawl ſchmiegte ſich um ihre junoniſchen Schultern und ihren Buſen bedeckte ein feines Gewebe, deſſen Durchſichtigkeit Reize verrieth, welche im Stande waren, die Ruhe eines Plato zu gefährden.

Die Dame begab ſich in den Laden, wo ihr ehrerbietig ein junger Mann entgegentrat, welcher ein lebendiges Modejournal darſtellte, der erſte Commis, in deſſen Wirkungskreis die Bedienung der Damen lag, da er unter allen Ladendienern der ſchönſte und in allen jenen kleinen Künſten der Schmeichelei und Koketterie ſehr erfahren war, welche die Wiener Damen an einem Commis ungern vermiſſen. Man hieß ihn deshalb auch den ſchönen Leopold — ein Beiname, welchen er durch ein Paar herrliche Augen, eine ſehr ebenmäßige ſchlanke Geſtalt und einen

mädchenhaften Teint wohl verdiente. Die Dame verlangte feine Brüſſeler Spitzen, welche damals ſehr in der Mode waren, und verweilte bei deren Prüfung ſehr lange. Der ſchöne Leopold mußte ihr alle Vorzüge der feinen Arbeit erklären, und um genau zu ſehen, geriethen die beiden Köpfe der Prüfenden ſo nahe aneinander, daß es dem ſchönen Leopold ungewöhnlich heiß wurde. Zwar war er dergleichen ſchon zu gewohnt, um in Verlegenheit zu gerathen, aber dieſer verſchleierte Götterbuſen, deſſen warme Atmoſphäre ſeine Wangen liebkoſte, der ſeinen Augen und Lippen ſo nahe war, berauſchte ihn dermaßen, daß er in einige Verwirrung gerieth und ſein Geſicht ſich mit einer fliegenden Hitze bedeckte, welche ſich nicht verbergen ließ. Die Dame war mit dem Eindruck, den ſie machte, nicht im mindeſten unzufrieden, ſie ſah ihm, während ſie ſprach, ſo mild und freundlich in's Geſicht, daß ihm das Herz zu pochen begann und er endlich alle Faſſung verlor. Der Preis wurde nach langwierigem Markten feſtgeſetzt, ausgezahlt und der Commis in den liebreichſten Ausdrücken erſucht, die Waare Abends nach acht Uhr in die Wohnung der Dame zu bringen, da ſie ihm noch einige Beſtellungen und Aufträge mittheilen wolle. Wonnetrunken geleitete der Commis die Dame an ihren Wagen — ein herablaſſend freundlicher Gruß und die Holſteiner entführten das reizende Weſen.

Zur feſtgeſetzten Stunde erſchien der ſchöne Leopold

in dem ihm angezeigten Hotel. Er fand ein prachtvolles Palais, zahlreiche Dienerſchaft, im Hofe angeſpannte Equipagen. Der Portier fragte ihn um ſein Anliegen und man führte ihn durch eine Menge Gemächer in das Vorzimmer der Dame, wo einige Kammermädchen mit den Putzangelegenheiten ihrer Dame beſchäftigt waren. Man empfing ihn mit einem leichten Lächeln und meldete ihn der Dame. Die Thüren wurden geöffnet — durch ſchwere Thürvorhänge hindurch drang der Glückliche in ein reizendes Boudoir, wo er die Gebieterin auf einem ſeidenen Divan in ſo reizender Attitude fand, daß ihm der Athem ſtockte. Hatte die Schöne ſchon am Morgen ihn in bedeutende Verwirrung gebracht, ſo hatte ſie es jetzt offenbar darauf angelegt, ihn um den Verſtand zu bringen. Sie war in jenen wollüſtigen, reichen, durchſichtigen Stoff gekleidet, unter welchem man keineswegs Steifröcke zu tragen pflegte, ſondern weiße ſchmiegſame Unterkleider, welche dem Körper ſich ſo weich und in zarter Drapirung anlegten, daß alle Formen ſich verriethen, — denn man hatte damals vielleicht noch weniger körperliche Unvollkommenheiten zu verbergen, wie heute, weil die Generation kerniger, geſünder und ſchöner war, als diejenige, welche ſie hervorbrachte. Man nannte dieſen reizenden Stoff, wenn ich nicht irre, Linnon. Buſen und Achſel waren wohl bis an den Hals bedeckt, aber womit! Mit einer Creppchemiſette, welche, wie eine indiscrete Kammerzofe, alle Geheimniſſe aus-

plauderte. Der Kopf unbedeckt, doch ſehr ſchön friſirt, ſchwelgte in einer Fülle kaſtanienbrauner Locken, welche, duftend von allen Aromen der vier Welttheile, eine Atmoſphäre um die Liebliche verbreitete, welche alle Sinne in Aufruhr bringen mußte. Trotz dieſer verführeriſchen Toilette fand der ſchöne Leopold den Muth, ſeine Pappſchachteln auf den Tiſch zu ſtellen, aber ſeine Verwirrung, ſeine Blicke ſagten deutlich: Grauſame, alſo willſt Du mich tödten? Es lag ein Vorwurf in dieſen, von zahlloſen unterdrückten Seufzern begleiteten Blicken, ſie flehten um Erbarmen, um Befreiung von einem Anblick, welcher alle Martern leidenſchaftlicher Wünſche ohne Erfüllung erregte. Aber die Tigerin weidete ſich an ſeinen Qualen — ſie hatte nicht die mindeſte Eile und es ſchien ihr zu gefallen, dieſen bis über die Ohren im Fegefeuer der Sehnſucht ſteckenden Ladendiener langſam in ſeiner eigenen Hitze zu braten. Sie hatte ſo viel an den Waaren auszuſetzen und zu tadeln, ſo viel zu zanken über zahlloſe kleine Dinge, die ſie beſtellt und die er vergeſſen hatte, daß er nie fertig werden konnte, mit einer ſtockenden, unaufhörlich nach Luft ſchnappenden Stimme ſich zu entſchuldigen. Dabei kam ſie ſo oft zufällig mit ſeinen Händen, mit ſeinen Haaren in ſtreifende Berührungen, daß ihn ein heißer Schauer nach dem anderen befiel. Endlich gab ihr der Satan einen Einfall ein, welcher der Geiſtesgegenwart des armen Ladendieners den Gnadenſtoß verſetzte. „Ich muß dieſe Spitzenchemiſette

probiren, wenn ſie mir nicht paßt, müſſen Sie ſie wieder mitnehmen.“ Dabei fing das Teufelsweib an die Stecknadeln von ihrem Crepptuche zu löſen und den Schwanenhals, die weißen Schultern, den Buſen zu entblößen. Dann reichte ſie mit zartem Erröthen dem beſtürzten Commis die Chemiſette mit den leiſen Worten: „Sie ſind wohl ſo gefällig, einen Augenblick mein Kammermädchen zu machen.“ Zitternd ergriff der Unglückliche das Spinngewebe, um es auf die glänzenden Schultern zu legen, — doch wie ungeſchickt! der Vordertheil kam auf den Rücken — er mußte den Fehler wieder gut machen, die Chemiſette wieder ſachte abheben, — aber jetzt war es um ihn geſchehen — Leben oder Tod — er fiel auf ſeine Kniee und verbarg ſein Geſicht in ſeine Hände.

„Aber was iſt denn das?“ ſagte die Dame, ohne jedoch im Mindeſten überraſcht zu ſein — „was machen Sie denn da auf der Erde?“

„Ach, Euer Gnaden!“ war das Einzige, was er hervorbringen konnte, er ſchämte ſich aufrichtig und ſah nun zitternd Schimpf und Schande entgegen.

Aber mit Nichten, die Dame ließ ihn ganz ruhig auf den Knien liegen, heftete ſich ihre Chemiſette um Bruſt und Schultern und ſetzte ſich dann, den Seladon immer liegen laſſend, auf das Sopha. Endlich, nachdem ſie lange überlegt hatte, erbarmte ſie ſich ſeiner, ging auf ihn zu, nahm ihm die Hände von dem ſchamrothen Geſicht und führte ihn wie ein Kind an

der Hand zum Sopha, wo ſie ihm befahl, ſich neben ihr niederzuſetzen. Leopold wußte nicht wie ihm geſchah, denn Alles das konnte nur die Schonung einer vornehmen Dame ſein, welche ſie ihm angedeihen ließ, um ihm den Text tüchtig zu leſen. Er ſetzte ſich mit einem Armeſündergeſicht und zu Boden geſchlagenen Blicken auf den ſeidenen Divan, nicht ohne heftig zu erſchrecken, als er plötzlich in die weichen, elaſtiſchen Kiſſen tief einſank, und mit den Händen, zur großen Beluſtigung der Dame, unwillkürlich nach einem Anhaltspunkte haſchte.

„Mein Herr," ſagte die Dame endlich, „es ſcheint, daß ich Ihnen einigermaßen gefalle?"

„Oh," ſagte der Commis, „oh — oh —"

„Ich muß Ihnen geſtehen, daß ich Ihnen in Betreff deſſen Etwas mitzutheilen habe," fuhr die Dame beobachtend fort.

Nun wird ſie mich gleich einen ſchamloſen Wicht ſchelten, dachte Leopold.

„Ich muß Ihnen nämlich ſagen, daß auch Sie mir nicht mißfallen und daß — daß ich Sie deshalb zu mir beſtellt habe."

Jetzt erwachte plötzlich ein Löwenmuth in dem beglückten Kammerdiener. Alle Schüchternheit war hinweg, er war wieder ganz — Ladendiener, nämlich keck wie eine Fliege vor dem Gewitter. Theatraliſch nieder auf die Knie fallend, ergriff er ohne

Umſtände die Hand der Schönen, küßte ſie mit Inbrunſt und declamirte mit gewohnter Hardieſſe:

„Nicht möglich, göttliches Weib! Ich bin der glücklichſte Sterbliche. So wiſſen Sie denn, daß ich Sie — daß ich Euer Gnaden liebe zum Raſendwerden — daß ich —"

„Genug der Betheuerungen," unterbrach ihn die Dame, „auch muß ich mir Ihre Freiheiten verbitten, junger Mann, ſo lange, bis Sie mir erſt einige kleine Fragen genügend beantwortet haben. Ich kenne Sie, Sie ſind ein lockerer Zeiſig, aber nicht ohne einige gute Eigenſchaften. Antworten Sie mir auf die Frage: Wollen Sie mich heirathen?"

Verblüfft ſah ſie der Ladendiener an, er wußte nicht, was er von dieſer Frage halten ſollte.

„Ich frage Sie nochmals: Wollen Sie mich heirathen?"

„Aber, mein Himmel," ſtammelte der Betäubte, „wie ſoll ich es wagen, Ihnen zu antworten — ſind Sie denn nicht —"

„Schon verheirathet — wollen Sie ſagen. Sie denken, ein Mädchen würde wohl weder die Freiheit, noch den Muth haben, Sie ſo allein bei ſich zu empfangen — und Sie haben nicht unrecht — ich bin ſo zu ſagen verheirathet, aber doch nicht der Form nach, ich bin kein Mädchen, aber auch keine Frau."

Immer mehr ſtaunte der Commis. „Wie verſtehe ich das?" ſtammelte er.

„I nun — ich will es Ihnen mit einem Worte sagen: Ich bin die Geliebte des Fürſten N*.“

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf und begab ſich an den Spiegel, um Etwas an ihrem Haare zu ordnen.

„Sie werden begreifen,“ fuhr ſie hier gelaſſen zu ſprechen fort, „daß ein ſolches Verhältniß manches Unangenehme hat. Ich habe Verwandte, welche hohe Würden bekleiden, es liegt ihnen daran, daß mein Verhältniß einen Deckmantel erhalte — ich habe zehntauſend Gulden jährliche Rente, ich kann Ihnen ein Amt verſchaffen, Sie können mich beſitzen — was haben Sie mir zu antworten?“

Leopold war nicht der Menſch, welcher an zu großer Zartheit des Ehrgefühles litt, das würde wenig zu einer Stellung gepaßt haben, wo er täglich ſein Ehrenwort verpfänden mußte, daß gewiſſe Stoffe, welche in einer Vorſtadt Wiens erzeugt wurden, engliſches Fabrikat ſeien, er fühlte ſich berauſcht, beglückt von ſolchen Ausſichten, das war ganz ſeine Methode Glück zu machen und er hatte längſt ſich mit der Hoffnung getragen, daß er es auf ſolche Art auch machen werde.

Wir können die weitere Entwickelung des Falles übergehen. Es iſt für den Leſer genug zu wiſſen, daß der ſchöne Leopold — obgleich er, außer einem Bischen Franzöſiſch, Nichts gelernt hatte — in acht Tagen bei einer Geſandtſchaft angeſtellt war und mit ſeiner ſchönen Gemahlin vierzehn Tage ſpäter auf Urlaub

nach dem Seebade Scheveningen reiſte, wo der Fürſt N* für ſeine Gicht die Sommerkur gebrauchte.

Achtzehn Jahre ſpäter trat eines Morgens der mit einem Orden geſchmückte Kammerrath Simmer, in welchem wir unſern Commis wieder finden, in das Schlafgemach ſeiner, noch mit ihrer Toilette beſchäftigten Gemahlin und es entſpann ſich zwiſchen den Ehegatten folgendes Geſpräch.

„Ich bringe ſchlimme Botſchaft zum Morgengruß, Madame — unſer Prozeß mit den Erben des Fürſten iſt verloren, wir ſind in die Koſten verurtheilt und die Zahlung Ihrer Penſion iſt eingeſtellt."

„Schlimm, ſehr ſchlimm, mon ami, ich war aber darauf gefaßt, mich überraſcht dieſes Unglück nicht, welches ich ſeit vier Jahren erwartet habe."

„Aber was nun beginnen? Sie wiſſen, daß uns von allen den Schätzen, welche durch Ihre Hände gingen, Nichts geblieben iſt. Das Haus, welches Sie zu führen gewohnt waren, hat uns ruinirt. Wir ſind Bettler."

„Bettler? So ſchlimm iſt es wohl nicht, mein Freund, bleibt uns nicht Ihre Gage — wir werden uns einſchränken, die Equipage verkaufen und von dieſer Gage leben müſſen."

„Von meiner Gage? Was fällt Ihnen ein, meine

Theure! Sie wiſſen, daß ſie kaum hinreicht, meine Bedürfniſſe zu decken, vielweniger eine Familie zu ernähren."

„Sie werden Ihre Bedürfniſſe kleiner machen müſſen, wie ich die meinigen — unſere Töchter haben ihre Ausbildung vollendet, wir werden auskommen."

„Unſere Töchter, meine Liebe — vielleicht, vielleicht auch nicht — Sie wiſſen, daß —"

„Mein Herr, Sie nehmen einen Ton an, der beleidigend iſt."

„Wie es beliebt, Madame; — ich habe nicht die Abſicht Sie zu beleidigen, zumal nachdem Sie ein ſo großes Unglück betroffen hat. Ich erkläre Ihnen nur ganz einfach, daß ich mich nicht für verpflichtet halten kann, Ihre Familie zu ernähren. Meine Gage, wie geſagt, reicht nur für mich aus."

„Was höre ich, Undankbarer, Du wagſt es? Wem dankſt Du dieſe Gage? Mir. Wem dankſt Du bei Deiner Unfähigkeit Deinen Rang? Mir. Wem dankſt Du ſelbſt dieſes Band in Deinem Knopfloch, als mir?"

„Gemach, meine Theure, Sie ereifern ſich ohne Noth und Nutzen. Sie haben es mir ſo oft vorgeworfen, daß ich Ihnen und nur Ihnen Alles danken müſſe, daß ich Anlaß genug hatte nachzudenken, wie hoch ich in Ihrer Schuld ſtehe. Voyons, laſſen Sie uns abrechnen, es iſt, wie Sie ſehr gut fühlen, Zeit dazu. Ich war ein armer Handlungsdiener, als ich

das Glück hatte, Ihre Blicke auf mich zu ziehen, ich war offenbar zu keinem glänzenden Looſe weder durch meine Fähigkeiten, noch durch meine Geburt berufen. Aber ich war jung, geſund, glücklich, froh. Ich hatte mein Auskommen — ich ſtand nicht an der Thüre des Mangels. Ich konnte ein ehrliches Mädchen mit einiger Mitgift heirathen, ein Geſchäft etabliren und als redlicher Kaufmann eine immerhin geachtete Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft einnehmen. Sie ſelbſt haben mir dies oft zugeſtanden, und als Sie noch freundlicher gegen mich dachten, ein großes Opfer darin erblickt, daß ich mein Loos an das Ihrige knüpfte. Laſſen Sie uns nun abwägen, was Sie mir für jene beſcheidenen, aber heiteren Lebensausſichten dargeboten haben. Die erſte Blüthezeit unſeres Glückes war für mich eine Reihe der bitterſten Kränkungen. Ich liebte Sie, Madame, wahrhaft und innig, und mußte verzichten darauf, in Ihnen gleiche Gefühle zu erwecken, ich mußte es dulden, daß ein Greis Ihre Reize entblätterte, daß junge Männer, welche Ihnen gefielen, Ihr heißes Blut kühlten, mir blieb nur der Nachtiſch von der offenen Tafel Ihrer Reize, und Sie müſſen mir geſtehen, daß derſelbe nie von einem innigeren Gefühle gewürzt war. — Ich ſpielte in Ihrem Hauſe eine traurige Figur. Ich war Demüthigungen ausgeſetzt, welche mir jede Lebensfreude verbitterten. Von allem Glanze des Reichthums und einer ausgezeichneten Stellung umgeben, war ich, von Ihren Gäſten den

vornehmen Welt abwärts bis zu unſeren Domeſtiken, für Jedermann eine Zielſcheibe des Spottes. Alle Unehre Ihres Lebenswandels fiel auf mich zurück, ich war nicht Herr in meinem Hauſe, wie ich es nicht war in meinem Ehebett. Noch mehr! Als Sie in Gefahr waren, die Liebe des Fürſten zu verlieren, weil ein Officier es ihm verrathen hatte, daß noch Andere von Ihnen beglückt würden, mußte ich mich, um dem Fürſten Sand in die Augen zu ſtreuen, mit dem angeblichen Verleumder ſchlagen. Sie baten mich auf Ihren Knieen, das Duell anzunehmen, und wollten mit einem der Secundanten verabreden, daß er die bleiernen Kugeln mit aus Korkholz verfertigten vertauſchen ſollte. Aber die Liſt mißlang — der Secundant des Officiers, welcher nicht viel von meinem Muthe hielt, war aufmerkſam, es wurden wirkliche Bleikugeln geladen und ich erhielt einen Schuß in den linken Arm, der mich zum Krüppel machte. — Doch laſſen Sie uns von materiellen Vortheilen ſprechen. Sie hatten ein Einkommen wie eine Fürſtin, aber Sie lebten auch wie eine Perſon von der höchſten Geburt. Sie hielten Equipage, Dienerſchaft, kurz, Sie brauchten was Sie hatten, und mir blieb Nichts als ein elendes Taſchengeld. Sie verwalteten Ihre Einkünfte ſelbſt und ich war faſt immer auf meine Gage angewieſen. Von allem Luxus, der Sie umgab, hatte ich keinen Mitgenuß, Ihre Equipage diente nur Ihnen, die Lakaien gehorchten nur Ihnen, die koſtbarſten Mobilien zierten

nur Ihre Gemächer. Ich war in Ihren Augen nie mehr als das, was man den Elephanten nennt. Was alſo hatte ich von allem Ihrem Reichthum? Nichts als mein tägliches Brot, welches ich mir unter allen Umſtänden redlich hätte erwerben können. Was haben Sie mir verſchafft, außer dieſem täglichen Brot? Nichts als Schimpf und Schande, ein unzufriedenes, gedemüthigtes Herz und das bittere Bewußtſein, meine Ehre in einer unwürdigen Stellung umſonſt und für Nichts aufgeopfert zu haben. Ich frage Sie nun, ob Sie das Geringſte in dieſer Abrechnung unrichtig finden können?"

„In der That, nein, mein Herr, nur das Eine erlaube ich mir zu bemerken, daß ein Mann Ihrer Art unter allen Umſtänden in eine unwürdige Lage hätte gerathen müſſen — doch was hilft Streit und Zank — wir müſſen uns verſtehen. Ich bin vor der Welt Ihre Gemahlin, meine Kinder gelten als die Ihrigen — ich ſehe, was ich von Ihnen zu erwarten habe, aber Sie werden auch begreifen, daß Sie ſchon aus Klugheit, wenn auch nicht aus Pflichtgefühl, auf einen Ausweg denken müſſen. Was ſollen wir thun — oder, wenn Sie wollen, was ſoll ich thun?"

„Ich habe bereits daran gedacht. Es müßte mich Alles trügen, oder es gäbe ein Mittel unſer Haus fortzuführen, wie es iſt. Ich erlaube Ihnen bemerklich zu machen, daß Ihre Töchter erwachſen und alle Drei an Schönheit das Ebenbild ihrer Mutter

ſind. Schönheit war das Capital, welches Ihnen ſolche Zinſen an Glanz und Reichthum einbrachte — ich denke, dieſes Capital iſt verdreifacht und folglich das Unglück nicht ſo groß, wie es ſcheint."

„Ich verſtehe — es iſt ein trauriges Hilfsmittel, aber es iſt ein Hilfsmittel. Zwar habe ich immer davon geträumt, für meine Töchter gute Partien zu finden, und der Chevalier Roſonbon von der belgiſchen Geſandtſchaft —"

„Hat mir ſoeben einen Brief geſchickt, worin er mir erklärt, daß er durch neuere Verhältniſſe gezwungen ſei, auf das Glück, Iſabellen zu beſitzen, Verzicht zu leiſten. Wahrſcheinlich hat er erfahren, daß unſer Proceß verloren iſt. Wir haben keine Hoffnungen von dieſer Seite her."

„Dann haben Sie recht, es bleibt uns und unſeren Kindern nichts Anderes übrig. Es giebt keine anderen Wege mehr, Mädchen ohne Vermögen zu verſorgen."

An einem herrlichen Maitag des Jahres 1822 ereignete ſich in der Kärnthnerſtraße eine Scene, welche ſo eigenthümlich und auffallend war, daß der Vorfall bald ein allgemeines Stadtgeſpräch wurde. Drei junge Mädchen von der ausgezeichnetſten Schönheit, deren Aelteſte kaum achtzehn, deren Jüngſte noch nicht ſechzehn war, alle Drei nach dem neueſten Modejournal

und gleich in roſaſeidene Gewänder gekleidet, ſpazirten ſehr langſam durch die Straße. Das Benehmen dieſer jungen Mädchen war ziemlich frei und kokett, doch konnte ein Menſchenkenner beobachten, daß dieſes freie Benehmen nur die Folge einer nachläſſigen Erziehung, keineswegs aber ein Zeichen der verlorenen Unſchuld war. Alle Drei blühten wie Roſen, das herrliche Email ihres Teints war makellos, ihre Lippen waren friſch und roth, ihre Augen ſtrahlten von Munterkeit und jugendlicher Gefallſucht. Hinter den Mädchen gingen, die Shawls derſelben tragend, zwei Bediente, deren Livree über alle Maßen auffallend und mit dem reichſten Goldtreſſen-Schmuck überladen war. Da es nun eine bekannte Sache iſt in Wien, daß Damen von hohem Range und anſtändiger Familie — was nicht immer identiſch iſt — auf der Straße jede Schauſtellung eines auffallenden Putzes und Gepränges ſorgſam vermeiden und über die Maßen einfach gekleidet zu ſein pflegen, ſo iſt man ziemlich darin übereingekommen, jede Ausnahme von dieſer Regel als ein Zeichen zu betrachten, daß mit ſolchem Glanz Nebenabſichten verbunden ſind. An und für ſich erregte ſchon die außerordentliche Schönheit der jungen Mädchen die Aufmerkſamkeit aller Vorübergehenden, allein ihre Kleidung, ihr freies Benehmen und die aufgeputzte Livree hinter ihnen, bewirkte ein ſolches Aufſehen, daß bald eine Anzahl neugieriger junger Leute ihren Schritten folgten. Ein Paar junge Ca-

valiere waren die Erſten, welche ihnen nachgingen, um ihre Wohnung zu erfahren, viele Andere folgten ihrem Beiſpiel, und bald hatten die jungen Damen ein Gefolge von zwei Dutzend muthwilliger Pflaſtertreter aus der eleganten Welt, welche hinter ihrem Rücken ſich höchſt ausgelaſſen geberdeten. Die Folge davon war einer jener Straßenaufläufe, welche ſich in Wien bei der geringſten Veranlaſſung zu bilden pflegen. Man kann es alle acht Tage faſt in Wien ein Mal ſehen, daß Tauſende von Menſchen auf dem Stephansplatze ſtehen bleiben, um einen Geier zu beobachten, der auf dem Thurme eine Taube ſpeiſt — eine Veranlaſſung der Neugierde, welche hier vielfach gegeben war, da es ſich hier um drei reizende Täubchen handelte, welche von einem Dutzend Geier verfolgt wurden. Mit Mühe gelang es den plötzlich von allen Seiten umringten Mädchen, ſich in einen Fiaker zu flüchten und unter Zurücklaſſung ihrer Dienerſchaft, in Thränen ſchwimmend, einem Skandal zu entfliehen, welches ſie bei mehr Erfahrung hätten vorausſehen können. Die Bedienten ihrerſeits ſuchten ſo gut es ging der Neugierde zu entkommen, aber im Punkte des Zartgefühls nicht ſo leicht verletzbar wie die Damen, flüchteten ſie ſich nicht mit ſolcher Haſt, daß nicht einige Cavaliers Gelegenheit gehabt hätten, ihnen die ſpröde Auskunft über Namen und Wohnort der Mädchen mit Ducaten zu bezahlen. Weinend kamen die Mädchen nach Hauſe und klagten der Mama den erlebten Affront; aber die

gute Mama lachte über den Schmerz ihrer Kinder und tröſtete ſie mit den Worten über die ganze Scene:

„Nun, was iſt das für ein Unglück — die Wiener ſind neugierig, Ihr ſeid hübſch, habt Aufſehen gemacht ... danket Gott, daß er Euch nicht zu Vogelſcheuchen gemacht hat.“

Der Troſtgrund war gut — die Mädchen tröſteten ſich. Papa war zwar etwas mißlaunig, aber auch er tröſtete ſich und verſank in ein tiefes Nachdenken.

Zu dem Hausweſen des Kammerrath Simmer gehörte ein junger Menſch, welcher die Mädchen in mannigfachen ſchönen Künſten, als Zeichnen, Declamiren, Schönſchreiben unterrichtete und das Gnadenbrot im Hauſe genoß. Er beſorgte zugleich Simmers Rechnungen und war dem Hauſe ſehr anhänglich und ergeben. Die Mädchen behandelten ihn wie einen Bruder, neckten und quälten ihn wo ſie konnten — aber natürlich waren ſie zu ſchön, als daß er ihnen hätte gram werden können. Die ſittliche Aufſicht im Hauſe war ſehr vernachläſſigt, eine alte Dienerin, welche früher der Dame Kammermädchen war, kümmerte ſich wenig darum, und ſo nannten die Mädchen den jungen Emil ſpottweiſe ihren Hofmeiſter und trieben Kurzweil mit ihm. Emil war aber ſo ſanft und edel, ſo keuſch und voll Einfalt, daß es ihm niemals in

den Sinn kam, dieſe Vertraulichkeit zu mißbrauchen. Man hätte ſagen können, er wäre ſpröde gegen die Mädchen, welche ſich mit ihm balgten, welche ihn zuweilen mit gemeinſamer Gewalt überfielen, ihn durch Liſt und Gewandtheit zu Boden warfen und die tollſten Ausgelaſſenheiten trieben, — denn immer war er es, den ſie ſeiner Schüchternheit und Ehrbarkeit wegen den „heiligen Aloiſius" nannten, welcher dem Scherz ein Ende machte, ſobald er in irgend eine Unſchicklichkeit ausartete.

Emil war ſich ſelbſt überlaſſen — er hatte weder Vater noch Mutter, ſein Vormund kümmerte ſich um ihn wenig. Dennoch hatte er ſich gern der Täuſchung hingegeben, ein Glied der Familie zu ſein. Er begriff ſehr ſpät, welchen Umſtänden dieſes Hausweſen ſeinen Glanz zu danken hatte. Was fremde Leute ihm ſagten, glaubte er nicht — aber bald wurde es in ihm licht über die Verhältniſſe des Hauſes, als er bei Durchſicht der Rechnungen ſeines Herrn zufällig auf die Proceßakten ſtieß, welche den Handel der Dame des Hauſes mit dem Fürſten N* aufdeckten — und zwar bis auf die kleinſten Details. Zu derſelben Zeit bemerkte er, wie die Einkünfte des Hauſes aus anderen Quellen kamen wie bisher, er fand Schulden vor und begriff nun erſt, auf welchem Boden er ſtand.

Unter den drei Mädchen hatte er Alwinen, die Jüngſte, am meiſten liebgewonnen. Zwar wußte er nicht, weshalb, denn Alwine, ein Kind von ſechzehn Jahren,

ſpielte ihm gerade die tollſten Streiche und ſchien es darauf abgeſehen zu haben, ihm das Leben ſauer zu machen. Sie war es, die ihm des Morgens ſtatt des geſtoßenen Zuckers Salz zum Kaffee brachte, die jede ſeiner Bewegungen, ſeinen Gang, ſeine Geberden nachahmte und verſpottete, die ihm Tinte in die Streuſandbüchſe goß, in ſein Schlafzimmer eine Menge Grillen brachte, welche dem Armen den Schlaf raubten, und tauſend Poſſen trieb, die manchmal recht boshaft waren. War er dann aber böſe, ſo kam ſie leiſe hinter ſeinem Rücken herangeſchlichen, ſchlang ihren Arm um ſeinen Hals und ſah ihm mit dem ſchalkhaften reizenden und ſo unſchuldvollen Auge in das verdrießliche Geſicht, ohne ein Wort zu ſprechen. Ach, ſie wußte ja ſelbſt nicht, was ſie fühlte — ſie war nur muthwillig ſo lange er es geduldig hinnahm, — aber wenn ſich ſein Geſicht verfinſterte, empfand ſie einen ſo wahren innigen Kummer, daß ein Blick hinreichte, um dem Gekränkten zu ſagen: „Du biſt mir theuer!“

Emil hatte das zwanzigſte Jahr zurückgelegt. Er war aber, von Kindheit ſich ſelbſt überlaſſen, an Verſtandesreife ſeinem Alter vorangeeilt. Nur ſein Herz begriff Nichts von den Schlechtigkeiten dieſer Welt, ſein Verſtand hatte ſie längſt durchſchaut. Als Emil die Quellen des Wohlſtandes der Familie entdeckt hatte, als er bemerkte, daß ſie vertrocknet waren, als er dem ungeachtet keinerlei Anſtalten zu Einſchränkungen erſah, als er gewahrte, wie man ihn allmälig bei

Seite ſchob, Geheimniſſe vor ihm hatte, als er entdeckte, daß die Mädchen gegen ihn ſcheu, zurückhaltend und fremd wurden, und zwar in dem Grade, als ſie gegen mehrere ſehr ſchnell mit der Familie bekannt gewordene Hausfreunde vertraulich geworden waren, daß ſie plötzlich koſtbaren Schmuck, prächtige Kleider, Putz und Tand aller Art aus unbekannten Einkommequellen erhielten, da tagte in ihm die Gewißheit auf, daß die Mädchen von ihren eigenen Eltern dem Verderben geweiht wurden. Sein Kummer hierüber wurde zu einer Art ſtillen Verzweiflung, da er wohl einſah, in ſeiner Stellung habe er nicht das geringſte Recht, ſich in die Angelegenheiten des Hauſes einzumiſchen. Seine einzige Hoffnung beruhte auf Alwinen. Er wollte ſie warnen — er wollte von ihr erfahren, wie es um dieſe plötzlichen Geheimniſſe ſtünde, wie weit die Gefahr gediehen ſei. Er bat ſie um eine geheime Unterredung: die jungen Leute fanden ſich in einem öffentlichen Garten.

Alwine empfing den jungen Menſchen ziemlich ceremoniös — ihre natürliche Unbefangenheit war bereits einem Weſen gewichen, welches der Vorbote des ſittlichen Verderbens iſt. Dieſer Empfang, indem er die Hoffnungen Emils faſt völlig niederſchlug, ermuthigte ihn doch zu einer Sprache, welche er ſonſt nicht gewagt haben würde. Der Groll, welchen er empfand, löſte ihm die Zunge.

„Alwine," ſagte er, „ich weiß nicht, ob es Ihnen

bekannt iſt, daß mir Ihr Schickſal nicht gleichgiltig iſt, — daß ich Sie und Ihre Schweſtern wie ein Bruder liebe."

„Warum ſollte ich daran zweifeln?" ſagte Alwine, „ſind Sie doch mit uns aufgewachſen — aber was fehlt Ihnen? — wären Sie nicht ſo traurig, ich müßte über Ihre Feierlichkeit lachen."

„Wollen Sie mir, theure Alwine, wollen Sie mir redlich und wahr auf einige Fragen antworten, wenn ich Ihnen ſage, daß davon mein Leben abhängt?"

Bei dieſen Worten ergriff er in heftiger Aufregung die Hand des Mädchens. Seine bewegte Stimme, die in ſeinen Augen zitternden Thränen rührten ſie — mit einem kindlich zutraulichen Blick antwortete ſie herzlich:

„Ja, gewiß, ich will es!"

„Wiſſen Sie, daß Ihr Vater einen wichtigen Proceß verloren und mit ihm ſein Vermögen, ſeine Einkünfte?"

„Ich weiß es!"

„Wiſſen Sie, aus welchen Quellen er den Aufwand beſtreitet, den Sie dennoch machen?"

Das Mädchen ſtockte. Nach einigem Nachdenken ſagte ſie entſchloſſen:

„Hören Sie, Emil, ich will offen mit Ihnen reden. Ich ſehe wohl, wo das hinaus will. Meine Schweſtern haben mich auf die Scene vorbereitet. Ich

ſehe, daß ſie recht hatten. Sie ſind eiferſüchtig, lieber Emil. Ich will Ihnen ſagen, was ich weiß. Die Mutter hat glänzende Ausſichten mit meinen Schweſtern. Der Graf Mirois und der Banquier Zoller bewerben ſich um ſie. Aber die Sache iſt noch ein Geheimniß. Zoller hat meinem Vater Vorſchüſſe gemacht. Es ſind noch Familienhinderniſſe vorhanden, welche eine Verbindung auf beiden Seiten hindern. Niemand darf von dieſer Sache Etwas erfahren — hören Sie, bei Ihrer Ehre, Emil. Nun wiſſen Sie Alles.“

„Lug und Trug,“ rief Emil erzürnt aus. „Alwine, ich ſehe, um was es ſich handelt: man hintergeht Sie, man bereitet Sie vor, man führt Sie in's Verderben!“

Verdrießlich wandte ſich Alwine ab:

„Ach, Sie ſind doch heute in einer abſcheulichen Laune — wiſſen Sie, daß Sie ſo ganz und gar häßlich ausſehen? Sie ſind eiferſüchtig und mißtrauiſch. Ich will Ihnen Alles ſagen. Die Mutter hat mich längſt gewarnt vor Ihnen. Ich ſehe, ſie hatte Recht. Sie meint es gut mit ihren Kindern. Sie wiſſen ſelbſt, wir haben unſer Vermögen verloren — ich bin ein armes Mädchen und Sie ſind noch ärmer als ich. Ich bin Ihnen von Herzen gut, aber Sie können, wenn Sie mich lieb haben, nicht meinem Glück im Wege ſtehen wollen. Meine Mutter hat mich aufgeklärt, was ein armes Mädchen zu erwarten hat.

Sie kennt die Welt — wir nicht, am wenigſten Sie, Emil. Schlagen Sie ſich die Grillen aus dem Kopf, Emil, und beunruhigen Sie mich nicht mehr. Leben Sie wohl — ich muß nach Hauſe, wir fahren heute mit dem Banquier Zoller nach Laxenburg."

Damit ließ ſie Emil ſtehen und entfloh.

„Wie ich Ihnen ſage, Herr Kammerrath!" ſagte eine bejahrte, anſtändig, doch ärmlich gekleidete Frau zu Simmer, welcher auf eine briefliche Einladung ſich zu ihr begeben hatte — ungefähr acht Tage nach dieſem letzten Rendezvous Emils mit Alwinen, „wie ich Ihnen ſage, ſechstauſend Gulden ſind in meinen Händen, und ich bin beauftragt, Ihnen dieſe Summe anzubieten, wenn Sie Ihre jüngſte Tochter bewegen, dem jungen Cavalier eine Nacht zu ſchenken. Auch hat Ihr Advocat bereits Deckung für viertauſend Gulden in Händen, welche morgen von Ihnen bezahlt werden ſollen, — ich habe die Anweiſung des Cavaliers in Händen — Sie ſind von aller Sorge befreit, wenn Sie den Antrag annehmen. Da Ihre beiden anderen Töchter öffentlich von dem Grafen und dem Banquier ausgehalten werden, ſo ſehe ich nicht ein, was Sie für Bedenklichkeiten in Bezug auf Alwinen haben. Alſo erklären Sie ſich — wollen Sie oder nicht?"

Der Herr Kammerrath war in großer Unruhe. Ein ſolcher offener Handel, ein ſo unverblümter An-

trag verletzte ſein „Ehrgefühl“. Dieſe Frau, ſah er, machte wenig Umſtände mit ihm, ſie war offenbar eine gemeine Perſon — wie leicht konnte er compromittirt werden. Zu jeder anderen Zeit hätte er aus Vorſicht den Antrag ausgeſchlagen, aber morgen waren die Wechſel fällig, ſein Amt, ſeine „Ehre“ — Alles ſtand auf dem Spiele.

„Wohlan — ich will,“ ſagte Simmer ſeufzend — „was habe ich zu thun, um das — Geld in meine Hände zu erhalten?“

„Mein Cavalier verlangt nichts Anderes, als einen Brief Ihrer Tochter, worin ſie ihm anzeigt, daß ſie den Antrag annimmt, daß ſie weiß, um was es ſich handelt.“

Ohne ein Wort zu ſagen, verabſchiedete ſich Simmer, und verſprach in einer Stunde wiederzukommen.

Wirklich kam er — bleich, verſtört, zitternd — den Schweiß ſich von der Stirne trocknend und händigte dem Weibe einen verſiegelten Brief ohne Adreſſe ein. Die Alte erbrach denſelben und las bedächtig und langſam folgenden Inhalt:

„Mein unbekannter Freund!

„Indem ich Ihnen für das mir überſandte herrliche Geſchenk, noch mehr aber für die meinem Vater geleiſtete Hilfe innigſt danke, halte ich es für meine Pflicht, Alles zu thun, was im Stande ſein kann, einem ſo edlen Mann für ſeine Groß-

muth erkenntlich zu ſein. Ich werde heute Abend Ihrer Einladung folgen, und bitte Sie nur zur möglichſten Schonung meines Rufs alle erforderliche Vorſicht zu beobachten.

Alwine."

„Das iſt deutlich," ſagte die Alte, „und hier, mein Herr, das Capital, worüber ich Sie bitte mir einen Empfangſchein auszuſtellen."

Simmer, fortwährend in der größten Aufregung, that, wie ihm geheißen worden, raffte die Obligationen und Banknoten zuſammen, legte drei Hundert-Guldenſcheine auf den Tiſch und empfahl ſich. Aber die Frau eilte ihm auf dem Fuße nach und gab ihm das zurückgelaſſene Geld mit den Worten zurück:

„Mein Cavalier hat mir ſtrenge unterſagt, von Ihnen eine Erkenntlichkeit anzunehmen, — er war ſo überaus großmüthig gegen mich, daß ich dieſe Kleinigkeit ausſchlagen kann."

„Der Mann iſt alſo enorm reich, wie es ſcheint," ſagt Simmer, ſich erſtaunt wieder umwendend.

„So vermuthe ich."

„Wie denn," fuhr Simmer fort, „wäre es nicht denkbar, daß ſich ein geordnetes Verhältniß zwiſchen ihm und meiner Tochter entſpänne? Ich geſtehe, daß die ungenirte Manier dieſes Herrn mir etwas peinlich iſt."

„Sehr möglich," ſagte die Frau, „ja es ſcheint

ſehr wahrſcheinlich. Der Mann iſt bizarr, vielleicht iſt er ein Engländer.“

„Sie kennen ihn alſo auch nicht?“

„Nein!“

„Sonderbar, indeſſen — er muß ſehr reich ſein.“

„Gewiß —“

„Hören Sie, Madame, wenn Sie es dahin bringen könnten, wie ich ſagte — ich würde ſehr erkenntlich ſein.“

Mit dieſen Worten verabſchiedete ſich Simmer, und trug ſeine Silberlinge und das Bewußtſein nach Hauſe, ſein leibliches Kind an die gemeinſte Wolluſt verkauft zu haben.

Emil war nicht mehr zu kennen. Still und in ſich verſunken weilte er oft ganze Tage lang in ſeiner Schreibſtube, ohne ſich blicken zu laſſen. Sein Entſchluß gedieh bald zur Reife — er mußte dieſes Haus meiden, ihm entfliehen. Alwine wich ihm ſichtlich aus, ſie vermied alle Geſpräche mit ihm, die übrigen Perſonen des Hausweſens folgten ihrem Beiſpiel — Emil war überflüſſig. Er packte daher ſein Bündel, nahm Abſchied und wollte eben das Haus verlaſſen, als Alwine auf ſeine Stube kam. — Sie war mit äußerſter Sorgfalt coeffirt — ihre Kleidung war ſehr geſchmackvoll — zum erſten Male mit jener Koketterie geordnet, welche bereits darauf abzielte, ihre jugendlichen

Reize geltend zu machen. Der kleine reizende Buſen war unverdeckt, die zarten Schultern entblößt, ihre Taille, gut umſchloſſen, zeigte das Ebenmaß ihrer überaus zarten Geſtalt auf das Vortheilhafteſte.

„Emil," ſagte ſie, „wir müſſen alſo ſcheiden — Sie ſind doch nicht böſe?"

Dabei ſchwammen ihre Augen in Thränen. Sie war in einer außerordentlichen Aufregung, ihr Geſicht glühte, ihr Athem war befangen, ſie zitterte heftig.

„Was ſoll ich hier?" ſagte Emil, „ich müßte von Stein ſein, um nicht vor Gram zu vergehen, über das, was ich ſehe."

„Ach, Emil!" entgegnete Alwine, „warum müſſen Sie uns gerade heute verlaſſen, es iſt ein ſehr wichtiger Tag für mich — o wenn Sie wüßten — Emil, Emil, ich bin recht traurig."

Emil zuckte ſchweigend die Achſeln — eine Pauſe — dann ſetzte er ſich an den Flügel, wo er ſo oft mit Alwine zuſammen muſicirt hatte, und ſpielte eines jener zarten melancholiſchen Liedchen, welche Alwine ſo liebte, obgleich ihr Gemüth ſo froh und heiter war, wie das einer Lerche. Er ſpielte nicht lange — aber mit welcher Empfindung! — als ihm die Thränen ſtromweiſe über die Wangen liefen. — Es war jedoch eine heitere Ruhe in ſeinem Schmerze, welche mit der Aufregung Alwinens ſeltſam contraſtirte. Sie ſaß hinter ihm auf einem Stuhle und bald vernahm er ihr heftiges, krampfhaftes Schluchzen. Plötzlich aber fühlte

er ſich umhalſ't, krampfhaft umſchlungen, erſtickt von Küſſen, gebadet in heißen Thränen. — O ihr herzloſen Wüſtlinge, möchtet ihr den tiefen Seelenſchmerz begreifen, womit die Unſchuld Abſchied nimmt von ihrem Genius!

Sie hielten ſich lange umſchlungen, aber endlich wand ſich Emil von ihr los, trocknete ihre und ſeine Thränen und ſagte trocken und gefaßt:

„Sei ruhig, meine Schweſter, das biſt Du mir in dem Augenblick geworden, — ich rette Dich und wäre es aus den Klauen der Hölle.“

In dem Augenblick öffnete ſich die Thüre — die Mama trat ein — ſie begriff ſogleich die Scene und fragte ernſt, aber nicht mit jener mütterlichen Strenge, welche nur einer tugendhaften Mutter erlaubt iſt:

„Was ſoll das?“

„Ich habe Abſchied genommen von Emil,“ ſagte Alwine, indem ſie ihrer Mutter folgte. „Das iſt Alles.“

Emil verließ wenige Augenblicke darauf das der Sünde und Schmach geweihte Haus.

Alwine aber kehrte zu ihren Schweſtern zurück. Sie hatten noch ſo viel zu ordnen an ihrem Putz, ſie mußten die unſchuldige Seele beruhigen, ſie vorbereiten auf Das, was ihr bevorſtand, und ſie entledigten ſich ihres Auftrags mit aller Fineſſe der weiblichen Falſchheitskünſte. Eine gefallene Schweſter hat für

ihre noch ſchuldloſe kein Erbarmen! Nur jenen Spott, der wie ein freſſendes Gift auf die Unſchuld fällt, nur jene heiteren Schwänke, welche den Ernſt ſittlicher Betrachtungen verſcheuchen, nur jene proſaiſche Verſtandesrechnung, womit man die Einwendungen des beſſeren Gefühles ſchlagend widerlegt!

„Ach, gottlob!“ ſagte Henriette, „daß der Phantaſt fort iſt. Er hätte unſer gutes Alwinchen noch verrückt gemacht. Dieſe Tollheit — Nichts zu haben und von goldenen Bergen träumen — in ſtiller Hütte vier Wochen zu hungern und dann die Frau wegjagen — das ſind die Ausſichten, die er Dir bieten konnte. Er iſt ein completer Narr und hat keine Welterfahrung — man muß ihn ziehen laſſen. Nein, unſer Alwinchen iſt nicht beſtimmt, von einem ſolchen Betteljungen gepflückt zu werden. Er wird ſchon irgend eine Küchenmagd finden, welche ihn tröſtet.“

Alwine antwortete Nichts; aber die Schweſtern hatten die koſtbaren Brillantohrringe, die Armbänder und feinen Ketten vor ihr ausgebreitet, welche ihr der Unbekannte angeblich geſchickt hatte. Sie ſprachen von ihren eigenen Ausſichten — auf große Güter, Landhäuſer, Equipagen, hochadelige Titel, — ach, welch' ein armſeliges Schickſal hätte ihr Emil bieten können, ihr, die gewohnt war in Seide und Sammet zu gehen, nie zu arbeiten, ſich den ganzen Tag zu putzen und täglich bis Mittag zu ſchlafen! Es gelang den Troſtgründen der Schweſtern, ſie zu beruhigen, man hatte

nur noch ihr Schamgefühl abzuſtumpfen, ihre ſinnliche Eitelkeit zu erwecken.

„Wahrlich, Schweſter," ſagte die Aelteſte, „Du biſt ſchöner als wir, dieſer niedliche Buſen, dieſe blendende Weiße und Zartheit der Haut und — ha, ha — wahrhaftig, Du wirſt mehr Glück machen, als wir."

Dabei tätſchelten ſie ihre Wangen und Schultern, umarmten ſie mit einer gewiſſen Inbrunſt und neckten ihre Schamhaftigkeit auf mancherlei Weiſe. Es war in dieſem Hauſe ſchon jener Ton heimiſch, welcher Alles verdirbt um ſich her, welchem kein weibliches Weſen nahe treten darf, ohne Abbruch an ſeiner Reinheit zu leiden, ohne ſeine Seele zu beflecken.

So beredtſam iſt nicht die Liebe, nicht die Begeiſterung, wie die Verruchtheit verdorbener Weiber, welche ein Opfer mit ſich in's Verderben reißen wollen. So uneigennützig iſt nicht die Tugend, wie das Laſter, welches verführt, nur um des Laſters willen, nur um der Befriedigung wegen, ein Geſchöpf mehr in ſeinen Abgrund geriſſen zu haben. Die Gefallenen können den Gedanken nicht ertragen, daß ſich Andere über ihre ſittliche Verworfenheit erheben ſollen: Mütter ſuchen ihre Töchter, Schweſtern ihre Schweſtern zu verderben, um ſie ſich gleich zu machen. Welche Beredtſamkeit, welche Täuſchungen, welche Lügen wurden aufgeboten, das Kind zu überzeugen, ſie gehe ihrem Glücke entgegen, der Wüſtling, der ihrer begehre, wünſche ihr ſehn-

lichſt Rang, Vermögen, Alles zu Füßen zu legen. Es komme nur darauf an, ſeiner Leidenſchaft nicht zu widerſtreben, ihn durch Ergebung in helle Flammen zu ſetzen. Endlich war das Werk gelungen, das Opfer glaubte, hoffte, glühte — man konnte auf ſie vertrauen, anf ihre ſinnliche Schwäche, ihre Eitelkeit, ihre „Aufklärung". Die Philoſophie des Eigennutzes ſollte die Henkerin ihrer Unſchuld werden. Man entließ ſie mit Glückwünſchen, man beneidete, ſchmeichelte, vergötterte ſie. Verwirrt, betäubt, berauſcht von ſchwärmeriſchen Hoffnungen, ſtieg ſie in den Wagen — Kußhände, lächelnde Winke, verſtellte neidiſche Seufzer begegneten den letzten Blicken, welche ſie auf ihr väterliches Haus warf, — der Wagen rollte fort, ſie ſollte nicht wieder zurückkehren.

Zehn Minuten — länger nicht — brauchten die leichtfüßigen Ungarpferde, um das geſchmückte Opfer an den Ort zu bringen, wo das Rendezvous ſtattfinden, ſie die erſte Nacht außer dem väterlichen Hauſe in den Armen eines ihr fremden Mannes zubringen ſollte. Welche Vorſtellungen ſtürmten auf ſie ein, welche Bangigkeit, welche Gluth der Phantaſie! Sie war blindlings den Rathſchlägen ihrer Mutter gefolgt — welchen anderen ſollte ſie folgen? Zwar begriff ſie nicht, welchen Grund ein reicher, junger, wohlgebildeter Mann haben ſollte, ſo geheimnißvoll, ſo unzart

ihren Beſitz zu erſtreben — aber die Mutter mußte das beſſer verſtehen.

Der Wagen hielt vor einem kleinen niedlichen Häuschen — mit klopfendem Herzen ſtieg ſie aus, eine Frau von gutmüthigem freundlichen Weſen empfing ſie und führte ſie in das erſte Stockwerk, in das Innere einer ganz einfach, aber anſtändig möblirten Stube.

„Machen Sie es ſich bequem," ſagte die Frau, „nehmen Sie vorlieb mit den Bequemlichkeiten, welche ich Ihnen bieten kann — ich gehe, den Herrn, der Sie erwartet, zu rufen."

Man ließ ſie allein.

Sie hatte erwartet in einen prächtigen Salon geführt zu werden — wie contraſtirte dieſe beſcheidene Stube mit ihren Erwartungen! Eine unbeſchreibliche Angſt bemächtigte ſich ihrer: — wie ſollte ſie ſich benehmen, mit welcher Miene den Fremden empfangen? Rings um ſich fand ſie Gegenſtände, welche für einen Tempel des Vergnügens übel gewählt waren. Religiöſe Bilder bedeckten alle Wände und auf einem Spiegeltiſch ſtand ein großes Crucifix. Ihre Blicke konnten ſich nicht davon trennen — dieſe ernſte Mahnung ſtimmte zu ſehr mit einer inneren Stimme überein, welche ihr Vorwürfe machte. Sie dachte der Mahnungen des Prieſters, der ihr die Begriffe von Religion und Tugend beigebracht hatte. Zwar hatte ſie von ihren Eltern oft dieſer Vorurtheile ſpotten

gehört, aber ihr Herz widerſprach den kalten Lehren einer Vernunft, welche ſie nicht faſſen konnte. Zweifel erwachten in ihr, Zweifel, welche ihr kindlich vertrauendes Herz nie gekannt hatte, denn ſie liebte dieſe Mutter, welche ſie preisgab.

Ihre Aufregung wuchs mit der Dauer ihrer Einſamkeit. Sie horchte auf jedes leiſe Geräuſch — immer noch blieb ſie allein. Sie erinnerte ſich einer frommen Gewohnheit: bei jedem wichtigen Schritt, den ſie unternahm, zu beten. Sehnſüchtig nach innerer Beruhigung richteten ſich ihre Blicke auf das Kreuzbild — aber ſie zitterte ſich ihm zu nähern.

„Wäre es nicht Gotteslästerung, zu beten," dachte ſie, „wenn man im Begriff ſteht zu ſündigen!" Schauder begleiteten dieſen Gedanken.

„Sündigen — warum ſoll — warum muß ich ſündigen? — mein Herz trieb mich nicht hierher — mein Gewiſſen hielt mich zurück — warum muß ich ſündigen?"

Vergeblich ſuchte ſie ſich der Beweggründe ihrer Handlung zu entſinnen. Die Künſte der Verführung hatten ihren nur auf den Augenblick berechneten Zauber verloren, die Ausſichten, welche man ihr vorgeſpiegelt, hatten in ihrem Gedächtniß nicht gewurzelt, ihr natürlicher Verſtand fand keine Rechtfertigung für einen Schritt, der eben ſo leichtſinnig als verdammlich war. Sie erſchrak vor der Entdeckung, die ſie machte, daß man ſie nur durch ununterbrochenes Zureden, Schmei-

cheln, Verhöhnen, Vorwürfe und Drohungen dahin gebracht hatte zu gehorchen. Zu dieſen Gedanken geſellte ſich eine kindiſche Furcht. Wie, wenn man ſie hierher verlockt hätte, um ſie zu berauben, zu ermorden?

In dieſer Stimmung hörte ſie plötzlich im gedämpfteſten Pianiſſimo einen Flügel ſpielen. Horch, dies Präludium klang ihr bekannt — „Emil, Emil, Emil," rief ſie unbewußt aus, „ach, mein Emil, mein guter, ſanfter Emil!"

Sie bedeckte ihr Geſicht mit den Händen — ſie weinte — ſie gedachte ſeiner Worte, ſeiner ſtummen Zärtlichkeit, ſeiner Vorwürfe, — ja gewiß, er hat Recht — er liebte ſie ja — er ſagte die Wahrheit — „ja, ſie führen mich in's Verderben, ſie wollen mich tödten, — fort — hinweg, ehe es zu ſpät iſt! —"

In Todesangſt ſpähte ſie nach den Fenſtern — dicke Finſterniß lag auf der Straße, nach der Thüre — ſie war — aus Vorſicht — geſchloſſen, ihre Furcht erreichte den Grad des Schreckens, und unbewußt fing ſie plötzlich an zu ſchreien: „Emil, Emil, Emil!"

Da flog eine Thüre auf — ſie traute ihren Augen nicht — ein Traum oder ein Engel in ſeiner Geſtalt — ſie flog in ſeine Umarmung. Dann — jetzt hatte ſie den Muth dazu — ſtürzte ſie vor das Crucifix und betete laut: „Mein Gott, ich danke Dir, daß Du mich gerettet haſt!"

Jetzt fürchtete ſich das Kind nicht mehr, jetzt ward ihr plötzlich heimlich in der Stube, jetzt war die Phantaſie geheimer Sinnlichkeit von ihr entflohen, jetzt haderte ihr Gewiſſen nicht mehr, ihr Inneres war ruhig, ſie trachtete nicht mehr zu entfliehen.

„Aber erkläre mir doch, Emil," ſagte ſie endlich, „wie konnteſt Du wiſſen, ahnen ...? — wie kamſt Du hierher?"

Emil zögerte zu antworten.

„Ein guter Genius," ſagte er endlich, „hat Dich bewacht; — komm, höre mich an — ich muß Dir eine Geſchichte erzählen, meine liebe, liebe Schweſter, es wird Dir Alles klar werden — vielleicht auch wird Alles gut — es kommt auf Dich an, — aber unterbrich mich nicht — höre mich bis zu Ende."

Mit dieſen Worten führte er ſie zu einem Sopha, nahm ihre Hände in die ſeinigen und nach wiederholtem Athemholen begann er folgende Erzählung, worauf er ſich offenbar lange vorbereitet hatte.

„Es ſind ungefähr zwanzig Jahre her, als in dieſer Stube hier vor dieſem Crucifix, im Angeſicht dieſer frommen Bilder hier, eine fromme, gute, ehrwürdige Frau das Zeitliche mit der Ewigkeit vertauſchte. — Sie war die Witwe eines braven Officiers, welcher in der Schlacht geblieben war; ſein Tod brach auch ſeinem Weibe das Herz und an ihrem Sterbelager weinte eine Waiſe — eine Tochter, ſo ſchön, blühend, jung, wie Du — und nicht minder

froh und, verzeih' mir das Wort, leichtſinnig. Die gute Frau, welche Dich hierher geführt, ihre Tante, nahm ſich der Verwaiſten redlich an; ſelbſt arm, konnte ſie ihr zwar keinen Erſatz für ihren Verluſt bieten, aber ſie vor Mangel und Schande durch Arbeit und mütterliche Strenge ſchützen. Aber Theodore war beſſere Tage gewohnt, dieſes mühſelige verborgene Leben, welches ihre Tante gewohnt war, ſagte ihr wenig zu, ſie war eitel, gefallſüchtig — junge Männer ſtellten ihr nach und ſpotteten ihrer Ehrbarkeit. Man ſtellte ihr vor, welche glänzende Lage ſie erreichen könnte durch die Vorzüge ihres Körpers und Geiſtes. Ein junger Mann, Adjutant eines Herzogs, verführte ſie und bewog ſie zu entfliehen. Die gute beſorgte Tante konnte ihre Spur nicht auffinden — endlich aber an einem Sonntage, wo ſie ſich Erholung gönnte, entdeckte ſie die Verborgene — kaum traute ſie ihren Augen — in fürſtlichen Gewändern, in einer prachtvollen Equipage, deren Pferde ihr den Koth in's Angeſicht ſpritzten. Sie glaubte, eine Aehnlichkeit äffe ſie, und fragte um den Namen der Dame — ein Vorübergehender ſagte ihr lachend: „Ja das iſt ein ſchönes Weibsbild — es iſt eine Maitreſſe des Herzogs, der alle vier Wochen eine Andere hat — die wird's auch nicht lange treiben." Noch zweifelte ſie an der Identität der Perſon, welche ſie ſah, mit ihrer Nichte, aber eingezogene Erkundigungen überzeugten ſie, daß ſie richtig geſehen hatte. Ihre erſte Sorge war nun, ihre

Nichte zu retten. Durch Bitten und Drohungen gelang es ihr, ſich Gehör zu verſchaffen, denn ſie war als nächſte Anverwandte berechtigt, ſich ihrer Nichte anzunehmen. Das verführte Opfer, ſchon zu tief in ihrer Verirrung verſunken, empfing ſie mit einer erheuchelten Reue, ſie verſprach das Verhältniß mit dem Herzog, der als Libertin und Wüſtling berüchtigt war und nicht einmal an eine ernſtliche Liaiſon für immer dachte, abzubrechen und einen jungen, rechtlichen Mann zu heirathen, den ſie zufällig kennen gelernt, und welcher ſie zu verſorgen im Stande ſei. Die Tante erkundigte ſich nach dem jungen Mann bei einem Kaufmanne, in deſſen Dienſten er geſtanden, den er aber verlaſſen, um wegen ſeiner angeblichen Geſchicklichkeit als Secretär bei einer Geſandtſchaft angeſtellt zu werden, und erfuhr nichts Nachtheiliges über ihn. Wirklich wurde die Heirath vollzogen und die befriedigte Tante überließ nun die ſcheinbar Reumüthige, unverdient Beglückte mit Ermahnungen und Segensſprüchen ihrem Gatten. Allein bald erfuhr ſie zu ihrem Schrecken, daß dieſe Heirath von des Herzogs Adjutanten eingeleitet worden, um das Verhältniß mit dem Herzog, in deſſen Dienſte der junge Mann plötzlich übertrat, zu bemänteln. Unter ſolchen Umſtänden betrachtete die Tante ihre Mündel für verloren, und die Unglückliche war es in der That. Nach drei Monaten ſchon ſuchte ſich der Herzog ihrer zu entledigen, er fertigte ſie ein für alle Mal mit einer bedeutenden Summe

ab, ließ ihr aber außerdem eine kleine Penſion auszahlen. Die Unglückliche hätte noch Zeit gehabt, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, aber gewöhnt an Luxus, Pracht und einen ausſchweifenden Lebenswandel, fiel ſie aus einer Hand in die andere, und man nennt eine Unzahl von reichen Cavalieren und Kaufleuten, welche allmälig durch ihre Verſchwendung zu Grunde gerichtet wurden, ohne daß die Zügelloſe dadurch bereichert worden wäre; ſie verſchwendete Alles! Denn wiſſe, mein Kind, der Erwerb des Leichtſinns geht den Weg des Leichtſinns. — Inzwiſchen hatte ſie drei Töchter geboren — unterbrich mich nicht, Du mußt Alles hören — drei Töchter, deren Väter man nicht kannte — welche in Wohlleben und Luxus auferzogen wurden, ohne die Quelle kennen zu lernen, woraus derſelbe beſtritten wurde. Der Herzog ſtarb — die Penſion wurde nicht mehr ausgezahlt. Allein die Unglückliche hatte alle Künſte der Intrigue kennen gelernt. Sie begann einen Proceß gegen die Erben des Herzogs und ſuchte zu beweiſen, daß ihre Kinder ſeine natürlichen Töchter ſeien. Allein die Erben bewieſen durch ihren Sachwalter die Unmöglichkeit dieſer behaupteten Thatſache durch unumſtößliche Beweiſe, ſie wieſen der Klägerin eine Reihe von Ausſchweifungen nach und machten viele Perſonen namhaft, welche in der Zeit vor der Geburt dieſer Kinder mit ihr im vertraulichen Umgang geſtanden hatten — denn mehrere dieſer Perſonen waren ſelbſt Erben des Herzogs. Die

Unglückliche war jetzt ihrer letzten Stütze beraubt. J
Reize waren verwelkt, — sie warf einen Bl
auf ihre Töchter und beschloß sie nun f
den Erwerb der Schande heranzuziehen.
wurden ihnen in frühester Jugend leichtsinnige Gru
sätze beigebracht, ihre Sinnlichkeit erregt, ihrer Gef
sucht geschmeichelt —"

In heftiger ahnungsvoller Bewegung erhob
Alwine, aber Emil ließ ihre Hände nicht los:

„Bleib', Alwine!" rief er und eine Thräne pe
über seine Wange; „bleib', bei Deinem Leben, h
mich ruhig zu Ende. Es gilt Dein — und m
Leben."

„Eines Tages," fuhr Emil mit vor Bewegu
stockender Stimme fort, „kurz nach dem Verluste
Processes und nach der Erklärung ihres Gemahls, i
er für Kinder nicht sorgen wolle, welchen er ni
das Leben gegeben — schickte diese unnatürli
Mutter ihre Töchter in auffallender Kleidung auf
Straßen Wiens — sie sollten Aufsehen machen
man sollte sie als der Schande geweihte Opfer kenn
lernen — sie sollten die Blicke der Reichen auf
ziehen. — Die Unglücklichen gingen, ohne den Pl
zu kennen, den man hatte; es entstand ein Straß
skandal, der, wie die Mutter wohl berechnet ha
die Waare bekannt machte. Die Namen der d
Mädchen wurden von der galanten Welt in die L
gister der käuflichen Dirnen eingezeichnet, m

gab ihnen den Handwerksnamen: „Die drei Grazien.“

Emil ſprach dieſe Worte mit einem bittern, grauſamen Nachdruck, der die beabſichtigte Wirkung nicht verfehlte. Laut ſchluchzend verbarg Alwine das von ihrem Geliebten ſo wohlthätig gepeinigte Geſicht in ſeine Hände und ſtammelte: „Ach Gott, mein Gott, hör' auf — ich ertrag' es nicht!“

„Du mußt bis zu Ende hören,“ fuhr Emil unerbittlich fort. „Gott wird Dir Kraft verleihen. — Höre mich weiter. Bald — denſelben Tag kam es wie die Mutter erwartet hatte. Kuppler und Kupplerinnen gingen aus und ein in dem ſchmacherfüllten Hauſe — die reichſten Wüſtlinge machten ihre Anträge — man wählte unter ihnen für die noch ſchuldloſen, aber ſchon ſittlich vorbereiteten Mädchen, die jüngſten, welche das vortheilhafteſte Aeußere hatten — und bald waren die beiden älteren Töchter geopfert. Als dieſe endlich — und gar bald die Täuſchung erkannten, als ſie gewahrten, daß der Preis für ihre Herabwürdigung das ganze Haus erhalten müſſe, als es zu ſpät war umzukehren, ſchloſſen ſie mit der Mutter ein Bündniß, auch die dritte Schweſter in den Erwerbsſtand zu ſetzen. Nichts ſchien ihnen, den Geopferten — welche ſich gern opferten — billiger. Wenige Tage noch — und auch dieſe war verloren.“

Hier geſtattete ſich Emil einen Ruhepunkt, wäh-

rend deſſen er ſich zu dem Schluſſe ſeiner furchtbaren Erzählung ſammelte. Zitternd, mit niedergeſchlagenen Augen und heftig pochendem Herzen hörte Alwine ihn bis zu Ende.

„Zu der Zeit, als dies geſchah," fuhr er, die Augen ſenkend, fort, „befand ſich in dem Hauſe dieſer unglücklichen Mutter ein junger Mann, welcher die jüngſte der Schweſtern mehr liebte als ſein Leben! — —"

„Dieſer junge Mann hatte lange Nichts von Allem, was vorging, begriffen. Ein Zufall aber ſpielte ihm die Acten jenes furchtbaren, ſchändlichen Proceſſes in die Hände, er fand darin die ganze Lebensgeſchichte dieſer Mutter und auch den Namen und die Adreſſe ihrer ehrwürdigen Tante, welche man ſo frech war, ſelbſt als Zeugin vor Gericht zu laden. Er beſchloß Alles zu wagen, um — nachdem es zu ſpät war für die Anderen — wenigſtens ſeine Geliebte vor dem Schickſale ihrer Schweſtern zu retten. Aber leider war das Gift der Verführung in ihr Herz gedrungen. Jeden Augenblick konnte ſie geopfert werden. Der junge Mann wandte ſich zuerſt an den ewigen Sachwalter aller Unglücklichen — an ſeinen Schöpfer. Dieſer gab ihm einen Gedanken, einen Plan ein, deſſen Ausführung zwar viele ſeiner Lebenshoffnungen zerſtören, ihn der Ausſicht auf ein minder beſchwerliches Leben berauben, aber wenigſtens ſicher zum Ziele führen mußte, wenn in dem Herzen

ſeiner Geliebten, das er vollkommen kannte als urſprünglich edel und ſanft, nur noch ein Reſt von Tugendgefühl ſich fand. Es galt, ihr mit einem ſchrecklichen Schlage den Abgrund zu zeigen, an welchen man ſie ſpielend geführt hatte. Es galt ein Mittel zu finden, um nöthigen Falls das bereits geſchmückte Opfer mit Gewalt und Hilfe der Gerichte ſeinen Eltern zu entreißen. Es galt dieſe Eltern zu beſtimmen, ihr Kind herauszugeben und den Wüſtlingen zuvorzukommen. Alles dies war — bei den großen Rechten der Eltern über ihre Kinder, Mangel an Beweiſen und Einverſtändniß mit dem Opfer — nur auf eine Weiſe möglich: — man mußte den Eltern ihr Kind abkaufen. Der junge Mann kannte den Preis, um welchen die beiden älteren Töchter verkauft worden waren — die ganze Stadt kannte ihn — es wurden funfzehntauſend Gulden Schulden und Proceßkoſten davon getilgt, es waren alſo zu dieſem Handel, um des Erfolgs ſicher zu ſein, zehntauſend Gulden um ſo mehr erforderlich, da man Beweiſe des Handels bedurfte, um Zwangsmittel gegen die Eltern zu gewinnen. Der junge Mann — unter Vormundſchaft ſtehend, hatte keine Hoffnung, eine ſolche Summe aufzutreiben, aber das Erbe ſeines Vaters betrug dieſe Summe. Durch Bitten, Eide, Thränen brachte er den Vormund dahin, auf ſeine Gefahr ihm dies Erbe herauszugeben. Der Umſtand, daß der Vater jener Töchter ihm viertauſend Gulden ſchuldete,

trug dazu bei, ihn zu bestimmen, der Redlichkeit de jungen Mannes zu vertrauen und ihm den Betra seines Erbes gegen eine, eigentlich gesetzlich ungiltig Abtretungsurkunde herauszugeben. Durch Bitten un Vorstellungen brachte der junge Mann es dahin, da jene ehrwürdige Tante die Rolle einer Kuppleri übernahm, um ein Kind ihrer Nichte zu retten un dieſe zu überführen, daß eine Mutter in Stande war, ihr Kind zu verkaufen un den Preis größtentheils für ſich zu behalten Sie nahm es auf ſich, den Antrag ſo zu ſtellen, da der Beweis des Handels nöthigenfalls gerichtlich ge führt werden konnte. Zwei Zeugen hörten bei offene Thüren, obgleich ungeſehen, den Antrag und deſſen An nahme, eine eigenhändige Quittung des Vaters ver ſtärkte den Beweis, der Preis wurde gezahlt, da Opfer zur beſtimmten Stunde geliefert: alle Beweiſ ſind in Ordnung, die Eltern haben kein Rech mehr auf ihr Kind! Man kann es ihnen entzie hen, unter gerichtliche Vormundſchaft ſtellen — es iſ wenn es will, auf immer gerettet!"

Die letzten Worte ſprach Emil mit Jubel — den Alwine lag bereits laut weinend in ſeinen Armen.

„Und das haſt Du für mich gethan! —" ſchluchzt ſie, ihn an ſich preſſend und ſeine Hände, ſeinen Mun mit Küſſen bedeckend, — Du, mein Emil — D haſt Dein ganzes Vermögen, Deine Zukunft geopfer für mich — und ich, bin ich denn werth dieſes Opfers

o Gott! verzeih' mir — verlaß mich nicht — verlaß mich nie — ich will Deine Magd ſein — für Dich arbeiten mit meinen Händen — für Dich beten! — ach, Du biſt kein Menſch — Du biſt ein Heiliger, Du mein Engel, mein guter Geiſt, mein Emil."

So ſich ergießend, warf ſich das Mädchen zu ſeinen Füßen — aber dann ſich wieder beſinnend, fragte ſie halb zweifelnd:

„Aber, Emil, iſt denn dieſe ſchreckliche Geſchichte — Du nannteſt keine Namen —"

„Sie iſt die Deiner Mutter und die Deinige. Und dieſe würdige Frau, welcher Du Alles dankſt, iſt Deine brave Großtante."

Dieſe ſtand unter der Thüre mit nickendem Kopfe und leiſe weinend. Nun trat die fromme Frau herzu, legte ſegnend ihre Hände auf das Haupt ihrer Enkelnichte und ſchloß ſie dann mit Inbrunſt an ihr Herz. Die Engel im Himmel freuten ſich einer geretteten Seele.

Es war acht Uhr Morgens. Madame Simmer war etwas unruhig — Alwine kehrte noch immer nicht nach Hauſe zurück.

„Ach, es war doch unrecht, Madame," ſagte die älteſte Tochter, „die Arme ſo allein fortzuſchicken, ohne zu wiſſen wohin — ja ohne den Namen des Mannes zu kennen, dem wir ſie anvertraut haben."

„Einfältiges Ding," antwortete Mama, „bei einem Manne, der ein ſolches Opfer bringen konnte

um ein einziges Rendezvous, bei dem iſt ſie gut a
gehoben, wer es auch ſei. Sind wir doch nicht im Lan
der Menſchenfreſſer — was kann man ihr anhaben!

Nicht ſo beruhigt zeigte ſich der Herr Pap
Ihm war bei der ganzen Sache nicht wohl zu Mut
Dieſe rapide Unterhandlung, ohne alle Façon, ha
ihn bange gemacht, er ahnte nichts Gutes.

„Habt Ihr den Fiaker nicht gefragt, der ſie hol
wohin er ſie gefahren?“

„Man hat ſich ſeine Nummer gemerkt,“ erwide
Madame, „allein er war geſtern Abend nicht m
aufzufinden.“

„Seltſam,“ bemerkte Herr Simmer, „der Ma
geht ſehr geheimnißvoll zu Werke — auch die Fre
mit der ich geſprochen, war nicht mehr zu finde
Man behauptete, ſie in dem Hauſe, wo ſie zwei St
ben auf einen Monat gemiethet hatte — blos, wie
ſcheint, zu dieſer Unterredung — gar nicht zu kenne
Es ſcheint etwas Beſonderes hinter dieſer Sache zu ſteck
wenn nicht etwa eine Perſon vom höchſten Range –

In dem Augenblicke wurde Emil gemeldet —
wünſche mit Herrn Simmer eine Unterredung un
vier Augen. Der Herr Kammerrath empfing dieſe Anm
dung mit einer gewiſſen Bangigkeit, die Damen ſtaunt

„Was will nur dieſer fatale Menſch noch in u
ſerem Hauſe? — es ſcheint, daß er ſich in unſ
Familienangelegenheiten miſcht — fertigen Sie ihn g
ab, Herr Gemahl — ich bitte darum.“

„Verlaſſen Sie ſich darauf!“ antwortete dieſer und begab ſich auf ſein Cabinet, wo ihn Emil in ernſter Haltung erwartete. Der junge Mann hatte alle ſeine Schüchternheit abgelegt, er fühlte ſeine Würde gegenüber einem ſolchen Menſchen.

„Was wünſchen Sie, mein Freund?“ fragte der Kammerrath ziemlich barſch.

„Mein Herr,“ antwortete dieſer, „ich komme, Sie um die Hand Ihrer Tochter Alwine zu bitten, und zwar um eine augenblickliche, von Ihnen und Ihrer Frau unterzeichnete ſchriftliche Einwilligung.“

Erſtaunt, erſchrocken über dieſen Ton, rief Simmer aus:

„Wie? — was? — Sie verlangen meine Tochter — und in dieſem Tone? — Sie, ein Menſch ohne Vermögen, Rang, der kaum für ſich ſelbſt ſorgen kann?“

„Mein Herr,“ fuhr Emil mit Nachdruck fort, „was meinen Ton betrifft, ſo bitte ich Sie, über dieſe Aeußerlichkeit hinwegzugehen, — es handelt ſich um das Glück Ihrer — Tochter, wenn ich ſo ſagen darf. Was mein Vermögen betrifft, ſo bin ich allerdings ſeit 24 Stunden völlig verarmt — mein Erbe, welches mein Vater mir hinterließ, mit der Beſtimmung, daß es mir im 24. Jahre eingehändigt werden ſolle, bis wohin ich mich ſelbſt fortzubringen ſuchen müſſe, um die Mühen des Lebens kennen zu lernen, unter Aufſicht meines Vormundes, dem er auf dem Sterbebette verſprechen mußte, mich niemals ohne die dringendſte

Noth zu unterſtützen — iſt dahin. Allein ich habe durch Verwendung dieſes meines Vormundes eine Anſtellung als Secretär des *ſchen Theaters erhalten, welche mich in den Stand ſetzt, eine Frau nothdürftig, aber ehrlich zu erhalten. Ihre Tochter liebt mich, ſie ſteht mir an Geburt und Vermögen gleich, gegen meine Moralität iſt Nichts einzuwenden, kein Vorwurf, kein Makel laſtet auf mir, wie Ihr eigenes Zeugniß beſtätigt, — ich glaube unter ſolchen Umſtänden berechtigt nicht nur, nein — verpflichtet zu ſein, Alwinen vor dem ſchmählichen Schickſale zu retten, wozu ſie ihre Eltern beſtimmt haben."

Der Herr Kammerrath war ſichtbar beſtürzt, ſuchte ſich aber zu faſſen und nahm eine erborgte Würde an.

„Welche Frechheit! — wiſſen Sie, junger Mann, mit wem Sie ſprechen? — was berechtigt Sie zu einer ſo unerhörten Schamloſigkeit? — glauben Sie, ich werde meine Tochter einem Habenichts an den Hals werfen, auf Ihre Vorſpiegelung von einer Stellung hin, welche, abgeſehen davon, daß ſie meiner Tochter unwürdig iſt, noch dazu völlig unſicher iſt?"

„Hören Sie mich bis zu Ende, mein Herr," entgegnete Emil gelaſſen, „Sie ſagen, ich wiſſe nicht, mit wem ich ſpreche ... mein Herr, ich weiß es: mit einem Glücksritter, der es nicht verſchmäht hat, ſich zum Deckmantel des ſchändlichen Gewerbes eines ſittenloſen Weibes herzugeben, mit einem Manne, der ſeine Töchter an die Schande verhandelt und den Preis

dafür verſchwendet, — Sie ſehen, ich weiß, mit wem ich ſpreche."

„Elender!" ſchrie der Kammerrath, „wo ſind die Beweiſe Ihrer Anklagen? — Sie werden mir Rede ſtehen vor Gericht —"

„Nach Belieben, — die Beweiſe werde ich Ihnen liefern, denn nicht nur liegen die Acten Ihres ſchändlichen Proceſſes den Gerichten vor, ſondern ich habe Ihre eigene Handſchrift zum Beweiſe Ihrer Schändlichkeit in Händen. Kennen Sie dieſe Papiere?"

Mit dieſen Worten hielt Emil dem Vernichteten ſeine eigene Quittung vor die Augen. Allein noch gab ſich der Entlarvte nicht verloren.

„Wie kommen Sie zu dieſem Papier? Was beweiſt es?"

„Es beweiſt, mein Herr, daß Sie geſtern um 11 Uhr Morgens Ihre Tochter Alwine an einen Ihnen völlig unbekannten Mann verkuppelt und dadurch den Pranger verdient haben!"

„Wie können Sie mir das beweiſen? — Beweiſe, Herr, Beweiſe!" rief der Verzweifelnde.

„Beweiſe? Hier ſind ſie. Hier ſehen Sie Ihre Beſtätigung über den Empfang von 6000 Gulden, hier den Brief, den Sie Ihrer Tochter dictirten, hier die von zwei Ohrenzeugen unterzeichnete Beſtätigung, daß Sie gegen 10,000 Gulden Ihre Tochter auf eine Nacht einer Ihnen unbekannten Perſon überlaſſen haben, und um den Beweis vollſtändig zu

machen, wird die Aussage Ihrer Tochter genügen, von der Sie in diesem Augenblick nicht wissen, wo sie sich befindet. Ich aber weiß es, mein Herr; — wissen Sie denn, mein Herr, daß ich es selbst bin, dem Sie Ihre Tochter schmählich verhandelt haben, und daß ich, der sein ganzes Vermögen geopfert hat, um seine Geliebte vor Schande zu retten, ein Recht habe von Ihnen zu verlangen, daß Sie nicht einen Augenblick zögern, Ihre Einwilligung zu einer ehelichen Verbindung zu geben. Wählen Sie nun, mein Herr, zwischen der ungesäumten Erfüllung meines Begehrens und dem Pranger."

Der Herr Kammerrath war niedergedonnert auf einen Stuhl gesunken. Der Angstschweiß rann ihm in dicken Tropfen von der Stirne.

„In der That, mein Herr," stammelte er, „das ist ein schweres Complot gegen einen ohnehin unglücklichen Mann — gönnen Sie mir etwas Ruhe — Bedenkzeit —"

„Wozu Bedenkzeit, mein Herr?" ließ sich plötzlich die Stimme der unnatürlichen Mutter vernehmen, welche die ganze Scene behorcht hatte, „wozu Bedenkzeit?" wiederholte sie mit einem boshaften Accent, „die Sache ist sehr einfach: wir können bei diesem Complote Nichts verlieren — wir haben das Vermögen des jungen Herrn in Händen, er will und muß für Alwinen sorgen, wir haben eine Last weniger — unterzeichnen Sie, mein Herr, und ich werde Ihrem

Beiſpiele folgen — die beiden jungen Leute mögen zuſehen, wie ſie mit dem Leben fertig werden."

In der That blieb nichts Anderes übrig — die ehrenwerthen Eltern gaben in aller Form Rechtens ihre Einwilligung zur ehelichen Verbindung ihrer Tochter Alwine mit Emil. Als dies geſchehen war, ſtellte ſich die unnatürliche Mutter vor den jungen Mann hin und ſagte, indem ſie ihre Worte mit furioſen Blicken begleitete:

„Jetzt, mein Herr Schwiegerſohn, verlaſſen Sie augenblicklich dieſes Haus, und ſagen Sie meiner Tochter, daß ſie zeitlebens mir nicht unter die Augen treten ſoll, — daß ſie niemals, und wäre ſie dem Hungertode nahe, auf den Beiſtand einer Mutter rechnen dürfe, welche ſie verrieth, — daß ſie von mir enterbt und verſtoßen iſt. Sagen Sie ihr, daß, wenn ſie bettelnd jemals vor meine Schwelle kommt, ich ſie mit Füßen von mir ſtoßen und allem Elende unerbittlich preisgeben werde, welches ſie treffen wird. Sagen Sie ihr dies, und nun — Adieu!"

Emil aber entgegnete ſanft und mild wie ein Seraph, der zu einem gefallenen Engel ſpricht: „Ich aber ſage Dir, Du unglückſeliges, verblendetes Weib: — wenn einſt der freche Muth der Sünde von Dir gewichen, wenn Dich die Rache des Himmels getroffen, wenn Deine Kinder Dich verlaſſen werden, von deren Entwürdigung Du lebſt und in Wohlleben ſchwelgſt, wenn Reue und Verzweiflung Dein Herz

zerreißen, Mangel, Elend, Krankheit Dich getroffen haben werden, dann erinnere Dich des Kindes, das Du im Uebermuthe Deiner Sünde verſtoßen haſt, und Du wirſt an ihrem reinen Buſen eine letzte Zuflucht finden, wo Du Dich mit Gott verſöhnen und im Arme der kindlichen Liebe ſterben kannſt. Vergiß dieſe Worte nie in den Wechſelfällen Deines ſchmählichen Lebens, und lerne Gott fürchten, der die Tugend nicht verläßt und deſſen Arm Dich züchtigen wird. Lebt wohl!"

Zehn Jahre ſpäter — in einer elenden Dachkammer — von Allem entblößt — lag eine arme Frau im Sterben. Ein Prieſter reichte ihr die letzte Wegzehrung.

„Haben Sie keine Verwandten, keine Angehörigen, mit welchen Sie ſich verſöhnen könnten, ehe Sie vor den Richterſtuhl Gottes treten?"

„Ach, hochwürdiger Herr," ſagte ſie mit matter, erlöſchender Stimme, „ich habe Niemand — mein Mann hat mich verlaſſen, meine Kinder, ach Gott — zwei von ihnen verließen mich und ließen mich darben, — auch waren ſie arm, nährten ſich von der Proſtitution von heute auf morgen — die Eine ſtarb im Hoſpitale — die Andere iſt im Gefängniß — die Dritte habe ich verſtoßen — ich entfloh ihrer kindlichen Liebe — ſie lebt fern von mir glücklich — weiß mich nicht zu finden — es iſt zu ſpät — ich habe Niemand."

Und ſie ſtieß ihren letzten Seufzer aus.

IV.

Das Genie wider Willen,

oder

wie man heute als Schriftſteller ſein Glück macht!

(Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers.)

„Ach, meine Herren Collegen! Auch ich bin so frei, ein Schriftsteller zu sein. Ach, verzeihen Sie mir! Ich weiß, daß ich nur durch Zufall dazu gekommen bin, durch den Zufall meiner Geburt. Ich weiß, daß ich Nichts bin, rein gar Nichts, daß ich nicht einen Funken Witz und Geist besitze, nicht für einen Pfennig Verstand und nicht für einen Dreier Gelehrsamkeit. Ich weiß, daß ich nicht würdig bin, dem Geringsten unter Ihnen die Schuhriemen zu lösen — ach, ich weiß es, niemals habe ich das Geringste hervorgebracht, was der Beachtung werth wäre, ich kann mich weder mit Ihren strahlenden Talenten, noch mit Ihren enormen Kenntnissen, am wenigsten mit Ihrer diamantenen Gesinnung messen. Ach, ich bekenne, daß ich viel zu schwach bin, um Gesinnungen zu haben, daß ich niemals ein gesinnungstüchtiger Scribent gewesen — die Gewalt der Umstände hat mich in allen Zeiten beherrscht, und ich habe nur die einzige Entschuldigung für mich, daß auch Alexander, Carl der Große und Napoleon an dieser Schwachheit gelitten; aber dies ist wenig, denn es waren Tirannen; — Sie

aber, meine Herren, wer kann es beſtreiten, Sie ſtehen über der Menſchheit und ich verdiene nicht in Ihren Reihen zu ſtehen. Ich verdiene weder als Geſchichtſchreiber, noch als Dichter, noch in irgend einer Kategorie einen Rang, denn ach, ich habe keine Geſinnung — ich kann es niemals zu Grundſätzen bringen, ich habe in allen Zeiten eine niederträchtige feige Angſt vor der Gewalt und überzeugenden Beredtſamkeit der 2 bis 3000 Kanonen gehabt, welche den Continent beherrſchen, und ſeinen zwei Millionen Bajonetten gering gerechnet, ich habe dem Kaiſer von Rußland den Krieg zu erklären niemals den Muth gehabt, und eine gewiſſe feige Unbehaglichkeit hat mich in allen Zeiten abgehalten, dem türkiſchen Sultan einen Naſenſtüber zu geben. Dann war ich zeitlebens immer ſo eigenſüchtig, nach Brot zu ſtreben, ich habe es niemals begreifen können, wie man leben kann, ohne zu eſſen. Ich habe mir, meinen Kindern zu Liebe, manche Hudelei gefallen laſſen, ohne zu meinem Schwert — der Feder, zu greifen — ohne eine Rede an das Volk zu halten, ich habe vor manchem Schuft den Hut gezogen und manchem Dummkopf meinen Reſpect bezeigt. Auch hat ſich mein Verſtand niemals ſo hoch erheben können, manche der Theorien der Zeit zu begreifen, z. B. wie man die Geſellſchaft in Ordnung halten könne ohne alle Gewalt, und wie es möglich ſei, die Güter dieſer Erde völlig gleichmäßig zu vertheilen."

„Ich bin übrigens einem ſeltſamen Aberglauben ergeben, ich geſtehe meine Schwachheit, ich glaube an Gott, das iſt, eine ſouveräne Weltvernunft, welche Alles beherrſcht, welche alles Ueble rächt, — entſchuldigen Sie dieſe Kleinlichkeit meines Geiſtes. Ich ſetze dieſe Geſtändniſſe meinen Schilderungen voran, um Ihnen zu beweiſen, daß ich nicht ſo frech bin, irgend Jemand unter Ihnen eines ſolchen Charakters zu beſchuldigen, wie ich einen ſchildern werde. Dieſer Charakter iſt ein reines Ideal meiner ſchwachen Einbildungskraft, es exiſtirt nirgends, in keinem Lande, am wenigſten in Deutſchland. Vergönnen Sie mir daher dieſe unſchuldigen Spiele meiner Phantaſie, womit ich Nichts bezwecke, als Sie zu amüſiren und Ihnen ein Bild darzuſtellen, wie ſchlecht manche Schriftſteller unſerer Zeit ſein könnten, wenn ſie nicht ſo gut wären. Ich will Ihnen nur zeigen, welchen Grad von Verruchtheit Leute unſeres Standes erreichen, in welche ſchreckliche Sclaverei das wahre Talent und die wahre Geſinnung verfallen könnten durch die Herrſchaft der Coalition der Mittelmäßigkeit, wenn nicht die Geſinnungstüchtigkeit und das Genie das Scepter des Tages führten. Ich will Ihnen eine Welt ſchildern, wie ſie nicht iſt, einen Zuſtand, welcher in Deutſchland gar nicht möglich iſt, eine Laufbahn des Glückes, des Ruhmes und der Niſance, welche in unſerem Vaterlande, wo es nur Charaktere, Genies, Geſinnungen giebt, gar nicht gedacht

werden kann. Wer weiß es nicht, daß man in Deutſchland nur Genie zu haben braucht, um fortzukommen, eine glänzende Laufbahn zu machen? Wer weiß es nicht, daß nur die Wahrheit uns Lorbeern bringt, daß nur Talentloſigkeit und Feigheit zu einem dunklen Schickſal verurtheilt ſind? Alſo noch ein Mal, dieſe Schilderungen ſind aus der Luft gegriffen, ſie haben nur die Beſtimmung, dem Genie, welches in Deutſchland im Wohlleben und in Ehre ſchwelgt, ein Bild des Elends zu veranſchaulichen, welches es ſein Glück ſchätzen und den Himmel preiſen läßt, der es das Licht der Welt in ſeinem Vaterlande hat erblicken laſſen."

„Denken Sie ſich daher, meine Herren, eine Welt — es iſt aber kaum denkbar — eine Welt, ſage ich, in welcher der Ruhm des Schriftſtellers nur durch die gemeinſten und niedrigſten Umtriebe leicht und ſicher erkauft werden könnte, in welcher das Genie hilflos, ohne Erwerb, verachtet und mit Füßen getreten würde, in welcher blos der Geiſt der Induſtrie und der Klugheit die Lorbeeren, welche dem Talente beſtimmt ſind, erreichen könnte, wo die miſerabelſte Feigheit Triumphe des Muthes feierte, wo Alles nur durch Speculation zu erreichen wäre!"

„Denken Sie ſich eine Welt, wo die ſogenannte Schürzenprotection die koſtbaren Preiſe des literariſchen Ruhmes vertheilte, wo man durch die Dankbarkeit einer belobten Sängerin ein berühmter Dichter, durch

die Zärtlichkeit der Maitreſſe eines Theaterdirectors ein großer Dramaturg, durch die Heirath einer ſchönen Theaterprinzeſſin ein weltberühmter Publiciſt und durch die Protection einer Phryne ein Hiſtoriograph des erſten Ranges werden könnte."

„Denken Sie ſich eine Welt, worin Täuſchung, Hinterliſt, Betrug und Jeſuitismus ſo um ſich gegriffen hätten, daß die gemeinſten Epikuräer, Atheiſten, Materialiſten und geheime Verächter alles Beſtehenden als gleißneriſche Publiciſten zum Theil in hohen Würden fungirten, indeſſen geheime Kundſchafter und Diener des macchiavelliſtiſchen Polizeigeiſtes als große Volksmänner, als liberale Freiheitsapoſtel, als berühmte radicale Journaliſten dem breitgeſchlagenen Publicum mit hohlen, nichtsſagenden Gemeinplätzen das Gaukelſpiel einer „geſinnungstüchtigen" Vertretung heiliger Volksintereſſen vormachten, insgeheim aber ſich beſolden, oder durch lockende Ausſichten beſtimmen ließen, Charaktere, welche den politiſchen Verführungskünſten durch beſonnene Mäßigung ausgewichen ſind, dem Volke als Tirannenknechte zu verdächtigen."

„Denken Sie ſich eine Welt, worin ſolche Komödianten allen Lohn der Volksgunſt ernteten, wo eine verderbliche Jeſuitenklugheit die Sinecuren, welche der Parteigeiſt ſeinen Günſtlingen vertheilt, durch geſchickte Taſchenſpielerkünſte ſolchen Induſtrierittern zuzuwenden wüßte, welche allein vom Eigennutze beherrſcht, die

Aufmerkſamkeit des Volkes von ſeinen Bedürfniſſen ab, auf ſolche Zeitfragen lenkten, welche nur ein völlig nutz- und zweckloſes Abdreſchen unpraktiſcher Ideen veranlaſſen und das Volk um die koſtbare Zeit betrügen, welche es nutzbringend auf ſeine Wohlfahrt verwenden könnte."

„Es wäre ſchrecklich!"

„Eine ſolche Welt will ich Ihnen ſchildern."

„Herr von Mops iſt ein literariſcher Winkelagent geworden. Von der Natur völlig geiſtig verwahrloſt, zu keinem praktiſchen Weltberufe tauglich, beſitzt er kein anderes Talent, als das Talent — der Induſtrie. Durch große Mühe hat er es dahin gebracht, einen Bericht leidlich zu ſtyliſiren. Er beginnt ſeine Laufbahn, indem er die Bekanntſchaft der Schauſpieler, Jongleurs, Taſchenſpieler, Concertanten und Tänzer ſucht. Da er aber unter dieſen immer eine größere Zahl findet, welche ihn nicht zu bezahlen geneigt iſt, ſo hat er immer Gelegenheit, ſein Talent im Schmähen, Spotten, Höhnen, Verdächtigen zu üben."

„Alſo Herr von Mops ergreift die Profeſſion eines literariſchen Winkelagenten, die erſte Stufe ſeiner ſeltſamen Glückslaufbahn, welche ſo ſicher und breit getreten iſt, daß Nichts dazu gehört, als grenzenloſe Unverſchämtheit und Gewiſſenloſigkeit, um darauf fortzukommen. Der Mann, der dieſe Laufbahn betritt, darf aber keine Schwachheit haben, er darf weder empfindlich für das Schöne, noch irgend ſchüchtern gegen

die Wahrheit und das Gute ſein, ſondern muß immer bereit ſein, dem Intereſſe Beides zu opfern. Da dieſe Glücksritter weder Schriftſteller noch Negocianten ſind, ſondern ein Mittelding von beiden, ſo glaube ich ſie nicht beſſer zu benamſen, als literariſche Winkelagenten."

„Ich will verſuchen dieſe Race zu charakteriſiren. Es gibt aber ſo viele Thoren und mauvais sujets dieſer Gattung, daß mir bange wird, dieſen Charakter zu zeichnen. Es iſt hier gar nicht möglich, keine Individualität zu treffen. Sage ich, der lit. W. iſt unverſchämt, ſo ſchreien hundert unverſchämte Schlingel zugleich: „da hat er mich gemeint." Sage ich, er iſt ein Ignorant, ſo melden ſich gleich alle kritiſirenden Ignoranten, und deren Zahl iſt Legion, und Jeder meint, es iſt gar nicht möglich, daß ein Anderer auch ein Ignorant ſei. Meine Verlegenheit wird noch größer bei dieſer Charakterſchilderung, da der Charakter dieſes Menſchen nur darin beſteht, daß er keinen Charakter hat. — Wie ſchildere ich dieſes Chamäleon, wo fang' ich an, wo hör' ich auf! Welch ein Heer von Candidaten auf obigen Titel marſchirt vor meiner Seele auf! Jeder, der ein ſchlechtes Bewußtſein in ſich trägt, hebt die Rechte gegen mich auf. Sage ich, der lit. W. iſt häßlich von Geſtalt, ſo fallen alle häßlichen Scribenten über mich her; ſage ich, er iſt ſchön, ſo iſt es noch ſchlimmer, denn dann hält der häßlichſte Pavian die Schilderung für ſein Portrait. Alſo ſage ich, er iſt

intereſſant von Phyſiognomie, das heißt ſeine Phyſiognomie iſt das Intereſſe. Sagt man nicht, man könne auf jedem Geſichte den Charakter leſen? Nun wohl, auf keinem Geſichte könnt ihr deutlicher leſen, als auf dem des lit. W. Iſt das nicht intereſſant? Es ſteht darauf mit Fracturbuchſtaben geſchrieben: ich bin der unverſchämteſte Pilz auf Gottes Erdboden. Meiner enormen Eitelkeit kommt nur meine Unwiſſenheit und Niederträchtigkeit gleich. Theaterdirector, Schriftſteller, Dichter, Künſtler, Fabrikant, nimm Dich in Acht, ſobald Du mich ſiehſt oder ich Dich ſehe. Wenn Du die Spitze meiner Naſe gewahrſt, ſo wirf Dich nieder auf den Bauch und laß Dich von mir ausplündern. La bourse ou la vie! Ich zerreiße Deine Ehre, ich beſudle Deinen Namen, ich ſchneide Dir Deinen Erwerb ab, ich verleumde Dich, ich mache Dich lächerlich. Biſt Du auch ein armer Teufel, ſo tractire ich Dich ſo lange mit Maulſchellen, bis Du Deinen Rock verkaufſt und den Erlös mir lieferſt. Haſt Du gar Nichts, ſo gebe ich Dir einen Fußtritt und laſſe Dich laufen."

„Willſt Du wiſſen, wie der lit. W. ſein edles Handwerk treibt? Seine Methode iſt ſicher. Er erkundigt ſich zuerſt darnach, wie Du ausſiehſt, ob Du einen Höcker haſt, welchen üblen Gewohnheiten Du Dich überlaſſen, kurz, jeden kleinen Makel Deiner Perſon und Deiner Conduite. Dann forſcht er emſig nach, ob Du Schulden haſt, ob Du der Schönheit

oder dem Gott des Weines mehr huldigſt, als es für Dich gut iſt, wie Deine Kleidung beſchaffen iſt, kurz, alle jene Blößen, welche Du um ſo weniger verbirgſt, da ſie nicht zur Sache Deiner Kunſt, Deiner Fähigkeit gehören. Glaubſt Du nun im Bewußtſein Deines Werthes vor der Kritik ſicher zu ſein, ſo biſt Du verloren, armer Mann, und keine Macht der Erde rettet Dich vor den Verleumdungen und Bosheiten des lit. Winkelagenten."

„Der lit. Winkelagent hat ſeine Zeit, wo er in der Mode iſt. Nichts iſt nämlich geeigneter, allgemeinen Beifall zu finden, als eine recht unverſchämte Perſiflage von Allem, was eben Geltung hat. Nichts lieſt die Welt lieber, als ein Pasquill auf einen großen Mann, und je verehrungswürdiger eine Sache, ein Individuum iſt, deſto mehr kitzelt es jene Maſſe von kleinen Alltagsmenſchen, das man häufig Publicum nennt, wenn ſie beſudelt werden. Die Welt liebt die Mediſance mehr als das Verdienſt, den Spott mehr als die Kritik, die Unverſchämtheit eines Bologneſer Spitzes, der allen Leuten in die Waden fährt, mehr als die Treue eines braven Haushundes, den geſchwätzigen Papagei mehr als die Nachtigall. Der lit. W. iſt nicht ohne natürlichen Mutterwitz, den er ſehr geſchickt durch zwei Drittheile Zuſatz claſſiſchen Witzes fremder Leute, die er in aller Unſchuld um ihre Gedanken beſtiehlt, zu ergänzen weiß, ihm ſteht Nichts zu hoch und kein Skandal, keine Lüge, keine Verleumdung iſt ihm niedrig genug,

um nicht ſeinen Pasquillen ein pikantes Intereſſe zu verleihen. Es geht mit ihm, wie mit dem großen Affen in Paris. Man weiß nun, das Thier iſt boshaft, es iſt unanſtändig, es iſt grob und ungehobelt, es verunreinigt die Hand, die ihm ſchmeichelt, aber man liebt die Beſtie gerade wegen ſeiner häßlichen Fehler, die vielen Spaß geben. Als weiland der Pariſer Orangoutang noch lebte, gab es keinen Miniſter, keinen Publiciſten, keinen Redner, keinen Schauſpieler, keine Sängerin, keine Tänzerin, welche ſo allgemein beliebt, ſo populär geweſen wäre, als das garſtige Vieh, welches ſeine Freunde durch die ſcheußlichſten Grimaſſen verſpottete, ſie mit Koth warf, die vorwitzigen Kinder, welche ihm zu nahe kamen, maulſchellirte, und vor den Zuſchauern jede Art von Ungezogenheit beging. Man brachte ihm Zuckerwerk, das feinſte Obſt, man cajolirte und fetirte ihn, und konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem merkwürdigen Thier, und zwar blos deshalb, weil es alle Untugenden und häßlichen Eigenſchaften an ſich trug, welche das Thier vom Menſchen unterſcheiden."

„Sobald Herr von Mops ſich auf jene Höhe des Charakters erhoben hatte, welche ich eben verſucht habe zu charakteriſiren, begab er ſich zu Fräulein Singſchön, einem Geſchöpf von nicht ſehr ausgezeichneten Talenten, aber großer körperlicher Schönheit. Sie hatte einigen Unterricht genoſſen, ſie hatte eine dünne, gefällige, anſprechende Stimme, aber Nichts von

allen den glänzenden Eigenſchaften, welche eine Künſtlerin ausmachen; denn ſie diskonirte oft, ſpielte ſehr hölzern und declamirte wie ein Lehrer des dramatiſchen Geſanges. Ihre Mimik beſtand darin, zuweilen die rechte, zuweilen die linke Hand zu erheben, die Hand an den Buſen zu legen, die Augen zu verdrehen und die Hände zu falten, wenn ſie nicht mehr wußte, was ſie thun ſollte. Demungeachtet urtheilte Herr von Mops richtig, daß ſie ſchön genug ſei, um auf dem Theater ihr Glück zu machen, doch bedurfte ſie eines Führers, der ſie auf den dornigen Pfaden der Theaterwelt leitete. Die Journale, auf welche Fräulein Singſchön in ihrer Unſchuld nicht pränumerirt hatte, riſſen ſie, wie man zu ſagen pflegt, ſchmählich herunter und Herr von Mops war nicht der Läſſigſte im Schmähen. Er begab ſich alſo zu ihr, küßte ihr ehrerbietig und galant die ſchöne weiche Hand und ſtellte ſich der Niedergeſchmetterten als der berühmte Recenſent von Mops dar. Fräulein Singſchön empfing ihn mit jener ehrerbietigen Scheu, welche Künſtlerinnen gegenüber der Kritik zu empfinden pflegen, Herr von Mops begegnete ihr dagegen mit jener herablaſſenden, unverſchämten Vertraulichkeit, womit Leute ſeines Schlages den Künſtlerinnen zu begegnen pflegen. Er machte ſie väterlich auf die Mängel in ihrer Ausbildung, auf ihren Vortrag, ihre Declamation aufmerkſam, er ließ ihr die Hoffnung blicken, daß er ſich ihrer einſt annehmen werde, und ſchloß mit der Verſicherung,

daß ſie niemals Succeß machen werde, wenn die Kritik ſie nicht unterſtütze, denn das Publicum ſei eine reine Null und bald gewonnen, habe man erſt den ſtrengen Kunſtrichtern Genüge geleiſtet. Fräulein Singſchön antwortete mit niedergeſchlagenen Augen, daß ſie ſich durch Fleiß und Wachſamkeit auf jede ihrer Bewegungen bemühen werde die Nachſicht der Kunſtrichter zu gewinnen, ſie verſicherte, daß ſie noch zu jung ſei, um an einem glücklichen Erfolge ihrer Studien verzweifeln zu dürfen, ſie verſprach einen berühmten Singlehrer zu nehmen, und Herr von Mops verabſchiedete ſich ſcheinbar zufrieden mit ihrem ernſtlichen Streben, aber in der That ſehr unzufrieden über die Sprödigkeit der Schönen, welche ihre Hand zurückzog, ehe er ſie küſſen konnte und ſeine zudringliche Vertraulichkeit mit ſichtlicher Kälte aufgenommen hatte."

„Als ſie das nächſte Mal auftrat, wurde ſie ärger als je von den Blättern mitgenommen, und Herr von Mops hatte die Unverſchämtheit, im Poſtillon zu ſchreiben: „Demoiſelle Singſchön habe weder Stimme noch Schule, ſei eine talentloſe Anfängerin und verdiene gar keine Beachtung von der Kritik." Fräulein Singſchön war außer ſich, der Theaterdirector hatte ein Wort von baldiger Beendigung ihres Gaſtſpieles fallen laſſen — ſie ſuchte Hilfe bei der Cenſur. Sie hatte gehört, daß dieſe allmächtig ſei, und flehte nun einen für weibliche Schönheit empfindſamen Cenſor um Hilfe

an. Dieſer, durch ihre Reize gerührt, gab ihr einige wohlwollende Winke.“

„Mein liebes Kind,“ ſagte er ihr, „Sie kennen die Welt noch nicht. Die Cenſur geſtattet den Blättern keine Freiheit über Angelegenheiten des Staates zu ſprechen, man muß ihnen doch Etwas laſſen, worüber ſie ſich frei ausſprechen dürfen. Indeſſen giebt es wohl Mittel, ſich die Cenſur günſtig zu machen — aber ſie werden nicht nach Ihrem Geſchmack ſein. Sie haben ſchöne Augen, eine ſehr vortheilhafte Geſtalt — wenn es Ihnen gelungen, irgend eine einflußreiche Perſon ſich geneigt zu machen, — es iſt nicht ſchwer, aber, wie geſagt, ſchwerlich nach Ihrem Geſchmack. Aber Sie werden leicht einen jungen Ritter finden, der für Sie zu Felde zieht, aber ohne Opfer an Geld und — Sie verſtehen mich — werden Sie Ihren Zweck ſchwerlich erreichen. Mein Himmel, die Welt iſt einmal ſo, die berühmteſten Notabilitäten der Kunſtwelt haben auf dieſe Weiſe ihr Glück gemacht — Sie müſſen durchaus auf dieſer Bahn ſich die Gunſt eines einflußreichen — Literaten zu gewinnen ſuchen. Wodurch — das muß ich Ihrem Lebenstacte überlaſſen — bei dem Einen hilft Geld, bei dem Andern — Liebenswürdigkeit, — bei den wichtigſten Perſonen dieſer Art nur Beides.“

Fräulein Singſchön hatte nicht viel Witz nöthig, um den Sinn dieſer Rathſchläge zu begreifen — allein Unſchuld und ein je ne sais quoi machten ihr es un-

möglich, denſelben zu folgen. Sie hatte wohl bemerkt, daß ſie auf den Herrn von Mops einen ſtarken Eindruck gemacht habe, aber ſeine Art um Gunſt zu werben gefiel ihr nicht — ſie mochte ihm keine Hoffnung geben. Herr von Mops kam ſie zu tröſten, er wurde ſehr vertraulich, ſehr unverſchämt, ſie wies ihm die Thüre. Des andern Tages erſchien eine Kritik gegen ſie, welche ſie in Verzweiflung brachte, denn der Director ſchickte ihr dieſelbe mit dem Bedeuten zu, daß ihr nächſtes Gaſtſpiel ihr letztes ſein werde."

„An demſelben Tage erhielt ſie von dem Herrn von Mops einen Brief, worin er ihr verſprach, wenn ſie ihm eine Unterredung geſtatte, den disguſtirten Theaterdirector zu beſänftigen und die Kritik ihr zu verſöhnen. Fräulein Singſchön bewilligte ihm eine — Unterredung."

„Herr von Mops kam auf den Flügeln der Liebe und Unverſchämtheit. Fräulein Singſchön empfing ihn mit dem Blatte in der Hand, wo er in einer pöbelhaften Kritik kein gutes Haar an ihr gelaſſen hatte. Sie war außer ſich vor Wuth und ließ derſelben um ſo mehr die Zügel ſchießen, da ſie entſchloſſen war, den ſchnöden Preis für die Gunſt der Kritik nur im äußerſten Nothfalle zu bezahlen.

„Herr von Mops ſtürzte ihr zu Füßen. „Göttliche, Reinſte, Tugendhafteſte, der Wahnſinn der Liebe hat mich zu dieſem verzweifelten Mittel hingeriſſen wiſſe, daß ich Dich anbete, vergöttere —"

„In der That, mein Herr," ſagte die Schöne, „das iſt ein ſehr ſeltſames Mittel um Liebe zu werben. Ich habe Ihnen auf Ihre Erklärung Nichts zu antworten, als ſuchen Sie Ihre Impertinenzen wieder gut zu machen, wenn Ihnen an meiner Freundſchaft Etwas gelegen iſt. Adieu!"

„Des andern Tags las ſie in den Blättern: „Fräulein Singſchön hat unverkennbar Spuren von Talent. Man muß Nachſicht haben mit ihr."

„Der Theaterdirector bewilligte noch drei Gaſtſpiele."

„Herr von Mops ließ nicht lange auf ſich warten. Aber Fräulein Singſchön hatte ſo viel Lebenstact gelernt inzwiſchen, daß ſie ihn nur die Hand küſſen ließ; dabei aber ihre Vorwürfe erneuerte. Herr von Mops raubte ihr eine Roſe von dem jugendlichen Buſen und ſchrieb in die „Blätter für dramatiſche Kunſt":

„Fräulein Singſchön hat ſich ungemein zu ihrem Vortheil geändert. Sie ſingt wahrhaft ſchön, aber ihre Stimme iſt noch etwas umflort."

„Abermals bewilligte der Director drei Gaſtſpiele. Abermals kniete Herr von Mops vor ihr. Abermals ließ ſie ſich die Hände küſſen und verſprach für das nächſte Mal einen — Kuß. Das electriſirte ihn — er fühlte ſchon einige Begeiſterung für ihr ſchönes Kunſtvermögen und ſchrieb:

„Fräulein Singſchön iſt ein Engel. Ihre Stimme übertrifft an Schmelz die der Sängerin Vespermann,

an Schönheit erreicht ſie faſt jene der Sonntag. Sie erweckt die ſchönſten Hoffnungen."

„Der Kuß wurde bezahlt — aber nicht mehr, indeſſen wußte Herr von Mops, welches Glück ihm bevorſtand. Das Erſte, was er für ſeine Clientin that, war, daß er ſie bewog, auf alle Journale zu pränumeriren, — das Zweite, daß er Geld borgte, um es wieder an Collegen zu verborgen, — das Dritte, daß er die Claque allarmirte, — das Vierte, daß er ein Concert zum Beſten der Armen arrangirte, welche unter der Protection einer erlauchten Perſon ſtehen, — das Fünfte, daß er einen großen Lorbeerkranz machen ließ, — das Sechſte, daß er 400 Freibillets vertheilte, — das Siebente, daß er im ſchwarzen Frack mit Fräulein Singſchön herumfuhr, um hohe Perſonen zu ihrem Benefice einzuladen. Das Blatt, worin Herr von Mops regelmäßig referirte, berichtete aber:

„Fräulein Singſchön, die Rivalin der Madame Paſta, eine Künſtlerin, verſchwenderiſch von Natur und Kunſt ausgeſtattet, die Perle unſerer Oper, wird morgen in der Rolle der Veſtalin einen Triumph mehr feiern. Kein wahrer Kunſtfreund wird ſich dieſen Genuß entgehen laſſen. Logen und Sperrſitze ſind genommen. Fräulein Singſchön muß da bleiben — es wäre eine Schmach für unſere Oper, wenn ſie ſich dieſe Acquiſition entgehen ließe."

Der Triumph wurde gefeiert, das Publicum ſtaunte, wie weit es dieſes „Genie" in ſo kurzer Zeit

gebracht hatte. Am Schluß der Vorſtellung zehnmaliges Herausrufen. Ein Lorbeerkranz fiel von der Galerie, es regnete Sonette, und ein Schauſpieler bekränzte auf der Bühne die große Primadonna Fräulein Singſchön."

„Herr von Mops fuhr mit der Huldin nach Hauſe. Sie war ganz aufgelöſt in Freudenthänen. „Aber iſt es denn wahr, Adolph," ſagte ſie, „daß ich ein ſo unerhörtes Genie bin?" fragte ſie den Recenſenten, der einen Arm um ihre Taille geſchlungen hatte."

„Freilich, mein Engel," ſagte er.

„Man ſtieg aus dem Wagen — Herr von Mops entblödete ſich nicht, die Dame in ihr Zimmer zu begleiten. Das Kammermädchen wurde zu Bett geſchickt — denn Fräulein Singſchön hatte mit Herrn von Mops noch viel zu rechnen und zu ſprechen. Die Kaſſe wurde unter Händedrücken der Dankbarkeit gezählt — aber jetzt fing Fräulein Singſchön an von ihrem engen Mieder incommodirt zu werden — das Kammermädchen ſchlief ſchon. Unter Sträuben und Schmollen wurde Herrn von Mops die Erlaubniß gegeben ihre Stelle zu vertreten — das Mieder wurde gelüftet —"

„Ach, dieſer gute Mops — wie viel habe ich ihm zu danken," dachte Fräulein Singſchön, „ohne ihn wäre ich niemals ein Genie geworden. Wie kann ich ihn belohnen, er iſt ſo uneigennützig, mein Triumph koſtet mich kaum die halbe Einnahme!"

„Unter dieſem Selbſtgeſpräch fühlte ſie das Mieder fallen. —"

„Herr von Mops feierte nun ſeinen Triumph!"

„Seit dieſer Schäferſtunde las man im Laufe eines Zeitraumes von einem Jahre in verſchiedenen Zeitſchriften folgende weltgeſchichtliche Nachrichten:

1. Es geht in der ſchönen Welt das Gerücht, Fräulein Singſchön werde ſich mit dem geiſtreichen Journaliſten, Herrn von Mops, dem Schrecken aller ſchlechten Schauſpieler, vermählen. „Les beaux esprits se rencontrent."

2. Es iſt nun ausgemacht, daß die ſchöne liebenswürdige, berühmte Sängerin Singſchön den genialen Herrn von Mops heirathen wird.

3. Geſtern fand die Vermählung zwiſchen dem Fräulein Singſchön und dem geiſtreichen H. v. Mops ſtatt. Alle Notabilitäten der Kunſtwelt verherrlichten das Familienfeſt.

4. Geſtern trat Fräulein Singſchön zum erſten Male als Frau von Mops-Singſchön auf. Man hat ihr ein Ständchen gebracht.

5. Frau von Mops-Singſchön ſoll eine Einladung zur großen Oper nach London erhalten haben. Da bleiben, da bleiben, Gageerhöhung — es wäre eine Schande für die Direction, uns ein ſolches Juwel entführen zu laſſen!

6. Frau von Mops-Singſchön muß wegen intereſſanter Umſtände die Bühne meiden.

7. Herr von Mops hat der Direction ein Stück eingereicht. Jedermann iſt geſpannt darauf. Wir erwarten von der Direction guten Tact, eine glänzende Ausſtattung. Abgeſehen davon, daß H. v. Mops ein eminentes Talent iſt, muß die Direction dem Gatten unſerer unvergleichlichen Singſchön Rückſichten erweiſen.

8. Frau von Mops-Singſchön iſt unpäßlich.

9. Frau von Mops-Singſchön hat ihren Gatten mit einem Söhnlein beglückt. Ob der Kleine wohl ſchon Witze macht?

10. Frau von Mops-S. wird demnächſt eine Kunſtreiſe nach Paris und London antreten.

11. Frau von Mops-S. iſt in Berlin aufgetreten und hat Furore, Entuſiasmo erregt.

12. London. Signora von Mops-Singſchön, Kammerſängerin des Kaiſers von Oeſterreich (?), aus Neapel gebürtig (?) und mit einem ſpaniſchen Grand (?), Ritter vieler hohen Orden (?), vermählt, hat ſich hier hören laſſen. Man begreift nicht recht, warum dieſe Dame mit ihrem hohen Herrn Gemahl ſo weit gereiſt iſt, um ein beiſpielloſes Fiasco zu machen.

13. Paris. Signora Mops-Singſchön, Gemahlin des Chevalier (?) Mops, eines ruſſiſchen Diplomaten (?), hat hier geſungen und iſt ausgelacht worden.

14. Wien. Den neueſten Zeitungsberichten aus London und Paris zu Folge hat Frau von Mops dort

tauſend Pfund Sterling eingenommen und iſt vergöttert worden. Wir dürfen ſtolz ſein, ſie die Unſrige zu nennen.

15. Stuttgart (Utopien). Madame Mops-Singſchön, Hofſängerin des Königs der Franzoſen, hat hier geſungen. Man iſt conſternirt über die Bravour dieſer Primadonna. Hier bleiben, hier bleiben.

16. München. Madame Mops hat hier geſungen ohne Beifall.

17. Wien. Endlich befindet ſich unſere gefeierte Primadonna wieder in unſeren Mauern.

18. Frau von Mops-Singſchön iſt nach der geſtrigen Vorſtellung im Jubel nach Hauſe gebracht worden. Mehrere junge Cavaliere ließen ſich die Ehre nicht nehmen, ihren Wagen zu ziehen. Graf R. hat ein Taſchentuch, Baron L. einen Handſchuh, Ritter v. L. einen Schuh der Gefeierten erobert.

19. Wien. Brief an den Stephansthurm.

Ich bin außer mir vor Bewunderung! nicht etwa über die ſchönen Füße der Taglioni und ihre ſpaniſchen Tänze, obgleich ich Beiden nicht abhold bin, ſondern über die außerordentliche Begebenheit, daß Sie noch ſtehen. Freund, man verleumdet Sie! Wankelmuth, Schwindel, Hinfälligkeit ſind von Ihnen entfernt, Sie haben eine ungeheure Natur und das haben Sie niemals glänzender bewieſen, als vor ungefähr vierzehn Tagen, wo ſich ſo Verkehrtes zugetragen hat, daß es mich nicht gewundert hätte, wenn Sie des andern Ta-

ges auf der Spitze geſtanden hätten. Hat man nicht unlängſt in allen Journalen behauptet, unſere Zeit ſei eine hochſtrebende? Nun denn, ein Theil dieſer köſtlichen Generation ſtrebt nach nichts Geringerem, als dem goldenen Seelenfrieden der Thierheit. Iſt das nicht hohes Streben einer ſtolzen Philoſophie, welche ganz auf die Würde der Menſchheit Verzicht leiſtet, um nicht die Koſten derſelben zu tragen? Man überläßt dieſelbe heut zu Tage gern ſeinem Bedienten, und ſteckt ſich ſelbſt in die bequeme Hülle eines Wiederkäuers. Sie ſahen es, aber Sie glaubten es nicht. Ich, mein Freund, glaubte, aber ſah es nicht. Man erzählte mir nämlich eines Morgens, es habe ſich in hieſiger guter Stadt ereignet, daß eine ziemliche Anzahl junger und alter Leute ſich verabredet habe, um die Aeußerlichkeiten ihres menſchlichen Standes zu ſparen und ſich in das Zugvieh einzurangiren. Man ſetzte hinzu, dieſe Geſellſchaft habe ihren ſelbſtgewählten ſchönen Beruf durch fünfzigmaliges Brüllen vorher dargethan.

Ein Spitelberger Nachbar, der mir alles dies mit boshaftem Lachen hinterbrachte, fand es unglaublich. Ich nicht. Wir ſind ſo weit Philoſophen geworden im neunzehnten Jahrhundert, um Stand, Anſehen, Vernunft, Talent und Sitte zu verachten als elende Vorurtheile. Daß alle Standesunterſchiede Unſinn ſeien, iſt von ſolchen Philoſophen längſt klar bewieſen worden, par consequence wurde nicht minder dargethan, daß

die Menſchen alle gleich ſeien, und wie die Zeiten immer fortſchreiten, kommt man endlich zu der Entdeckung, daß auch zwiſchen den Menſchen und den Thieren kein Unterſchied ſei. Und mit Recht! Unſere Voreltern behaupteten, der Verſtand ſei das weſentliche Unterſcheidungszeichen, wodurch der Menſch über dem Thiere ſtehe. Nun bitte ich Sie, mein Herr Stephansthurm, mir einen Verſtand bei jenen Geſchöpfen nachzuweiſen, welche einer Tänzerin oder Sängerin ſolche Ehren erweiſen und ſich ſelbſt animaliſiren? Ich finde daher die Vorſätze der oben bemeldeten Societät höchſt löblich und ſchlage dem Jahrhundert vor, demnächſt für gleiche edle Beſtrebungen des Zeitgeiſtes eine allgemeine europäiſche „Animaliſirungs-Akademie" zu errichten. Die Lehrgegenſtände in dieſer zeitgemäßen Anſtalt ſind folgende und müßte für jeden derſelben ein von den Zöglingen zu honorirender Profeſſor angeſtellt werden. Ich theile Ihnen meinen Studienplan zur Beurtheilung mit.

Lehrplan.

Erſtes Hauptſtück. Animaliſches Exercitium.

a) Die Kunſt, ſeinen Beifall auf unvernünftig thieriſche Weiſe auszudrücken durch Brüllen, Wiehern, Blöken, würde täglich eine Stunde erlernt.

b) Die Abrichtung auf vier Füßen, das Trampeln, Strampfen, Ausſchlagen ꝛc.: eine Stunde.

c) Für das Wiederkäuen täglich acht Stunden.

d) Für die verſchiedenen Verrichtungen der Zugthiere, das Einfahren mit und ohne Glacéhandſchuhen täglich eine Stunde, welche von der Schlafzeit abgebrochen werden muß.

Zweites Hauptſtück. Tractament.

a) Jeder Zögling erhält täglich zwei Bund Stroh zum Liegen, vier und ein halbes Achtel Hafer und zwei Büſchel Heu. Da jedoch zu vermuthen ſteht, daß unſere gelehrigen Candidaten auch fernerhin der Hafer ſtechen würde, ſo kann man ihnen ſtatt deſſelben Häckſel füttern.

b) Das Getränk beſteht in reinem Waſſer, damit kein Uebermuth und kein Geiſt in ſie komme.

Drittes Hauptſtück. Disciplinar-Vorſchriften.

a) Jeder Zögling muß an derſelben Stelle ſchlafen, wo er frißt und alle anderen phyſiſchen Geſchäfte verrichtet.

b) Die Uebertretung der Stallordnung wird ſcharf geahndet.

Viertes Hauptſtück. Dauer des Lehrcurſes.

Die Dauer des Lehrcurſes iſt je nach den Anlagen und dem Alter der Zöglinge verſchieden. Die Jugend iſt der Erfahrung nach gelehriger, aber ſie iſt wankelmüthig und kehrt leicht zu den menſchlichen Gewohnheiten zurück. Daher wird eine Lehrzeit von zehn Jahren erforderlich ſein zur Heranbildung eines jun-

gen Zöglings, wohingegen ältere bereits im zweiten Jahre von der Akademie mit dem Zeugniß „als vollendetes Zugthier“ entlaſſen werden.

Fünftes Hauptſtück. Bedingungen der Aufnahme.

Es wird kein Zögling in die Akademie aufgenommen, der nicht ſehr gute Anlagen und die Vollendung der erforderlichen Vorbereitungsſtudien nachweiſen kann. Jeder zur Aufnahme würdig Befundene muß vorher unumſtößlich dargethan haben, daß er längſt auf ſeine höhere Beſtimmung Verzicht geleiſtet, daß er keinen Sinn für das Edle und Große beſitze, daß er weder für eine ſchöne Idee, noch für einen erhabenen patriotiſchen oder menſchenfreundlichen Beruf zu entbrennen im Stande ſei, daß er nie durch Etwas in Entzücken verſetzt wurde, als durch enge Tricots und wohlgebildete Beine, höchſtens für eine ſchöne Stimme, für welche wie bekannt auch die Thiere Empfänglichkeit beſitzen, daß er keine größere Ehre kennt als den Pantoffel einer Tänzerin zu küſſen, und nach keiner anderen Auszeichnung jemals geſtrebt hat, als einen Fetzen von einem zerriſſenen Taſchentuch zu erhalten. Wenn er Alles dies dargethan hat, ſo wird ihm, beſonders nach abgelegter Ahnenprobe, vom dem Prüfungscomité das Zeugniß der vollkommenen Befähigung zur Aufnahme in die Animaliſirungs-Akademie ertheilt.

Leben Sie wohl, ich bin wie immer der Ihrige.

20. Man ſagt, Madame Mops-Singſchön wolle ien wieder verlaſſen. Die abgeſchmackten Artikel der lechten Kritik werden ſie wohl nicht in ihrem ſchönen treben beirren! Weiß Frau von Mops nicht, daß) alle Freunde des Schönen mit Indignation von m ſchmählichen Treiben gewiſſer unberufener Spötter wenden? Nein. Die kunſtſinnigen Wiener wiſſen ie ſolche Perle, ein ſolches „Ereigniß" zu ſchätzen. öge ſie jenen Intriguen gegen ihren Genius Ver-)tung bieten! Möge ſie uns noch viele Kunſtgenüſſe rbieten! Das Vaterland würde untröſtlich ſein, einen chen Schatz zu verlieren.

21. Wien. Von dem geiſtreichen Herrn von ops, Gemahl unſerer gefeierten Primadonna, iſt ge- rn eine dramatiſche Bearbeitung des hiſtoriſchen toffes über den berüchtigten Räuber, der Schinder- nns genannt, zur Aufführung gekommen. Welche ziehungen auf unſere Zeit, welche witzige Anſpie- ngen, welche Fülle von Poeſie und Humor! Schade, ß die Dichtung für das Faſſungsvermögen unſeres blicums zu hoch gegeben war, nur die feiner ge- dete Klaſſe wußte alle Vorzüge des Stückes gebüh- nd zu ſchätzen.

22. Die Theater in Hamburg, Berlin, Dres- n, Bremen, Prag, Graz, Preßburg und Hietzing ben das Stück des Herrn von Mops beſtellt.

23. (Ein ungeleſenes Blatt.) Es wirft ein abſcheuliches Licht auf unſere Kritik, daß man ſich nicht ſchämt, ein ſo elendes Machwerk wie dieſes Stück des Herrn Mops anzupreiſen. Es iſt complet durchgefallen, trotz vierhundert Freibillets und dem wüthenden Applaus bezahlter Claqueurs.

24. (Daſſelbe Blatt.) Welchen Begriff muß ſich London und Paris von unſerer Kunſtbildung machen, wenn eine Sängerin, der Alles fehlt, Stimme, Declamation, Kunſtbildung, Tournure, als Primadonna bei uns figurirt! Wir haben Choriſtinnen in Menge, aus welchen man einige Dutzend ſolcher Primadonnen machen könnte.

25. (Hamburg.) Die hier erſcheinende Zeitung — „Kein Blatt vor den Mund" — iſt in Oeſterreich verboten worden, weil Madame Mops darin beſchuldigt wird, daß ſie ihren Ruf und ihr Glück blos den Umtrieben ihres Gemahls und gewiſſen galanten Verhältniſſen zu danken habe. Man liebt in Wien nicht das Skandal in den Journalen — man duldet es nur außer denſelben.

26. Berlin. Sind die Wiener toll? Der Schinderhannes wurde hier aufgeführt, weil er uns durch Wiener Blätter als ein Meiſterwerk der dramatiſchen Dichtkunſt empfohlen war. Der Eckenſteher Nante würde ſich ſchämen, ſolchen Schund geſchrieben zu haben.

Dieſe letzteren Zeitungsnachrichten machten Herrn von Mops etwas bedenklich und verdrießlich, — er berechnete, daß ſeine Herrlichkeit kaum noch ſechs Monate ſich behaupten könne. Aber ein Heldenherz verzagt niemals. Herr von Mops begriff nur die Nothwendigkeit, neue Stützpunkte für ſeinen Ruhm aufzuſuchen. Er berechnete ſeinen und ſeiner Frau natürlichen Fond an Talenten und fand, daß er niemals zureichen würde zur geſicherten Behauptung ſeiner Stellung. Aber ſeine Frau war ſchön — genug in einer Stadt, wo die Liebe unumſchränkt gebietet.

Unter den zahlreichen Anbetern ſeiner Gattin befand ſich Graf Sollio, ein alter verlebter Pavian, welcher ſich einbildete liebenswürdig zu ſein, weil er durch Geld ſich die ſprödeſten Schönheiten unterwarf. Dieſer Mann, deſſen ganzes Leben in Theaterintriguen und galanten Skandalen aufging, hatte große, einflußreiche Connexionen, obwohl er ſelbſt kein Amt bekleidete. Sein Handwerk war Straßen auf Straßen ab zu laufen, um allen ſchmutzigen Gaſſendirnen die Cour zu machen. Er war mit ihnen Du und Du und protegirte ſie auf die humanſte Weiſe. Er warb aus ihren Reihen die Linientruppen der Theatercorps, Figurantinnen und Choriſtinnen, und wußte durch gute Freunde alle ſeine ehemaligen Geliebten auf die eine oder andere Weiſe unterzubringen, ohne daß es ihm Etwas koſtete.

Dieſer Mann mußte Herrn von Mops zu einer neuen Baſis für ſeine Stellung verhelfen.

Herr von Mops ſagte daher zu ſeiner ehrbaren Gattin:

„Meine Liebe, wir müſſen ein Opfer bringen. Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie liebe — aber unſer Ruf iſt im Abnehmen, die Journale machen eine ſaure Miene ſo oft ich Lobeserhebungen über uns bringe. Man muß uns fürchten lernen, da man uns nicht zu lieben ſcheint.“

„Was ſoll ich thun?“ fragte Madame Mops.

„O, es handelt ſich nicht um Etwas zu thun, ſondern nur — — — Sie kennen den Grafen Sollio. Er hat Ihnen erſt neulich ein Dutzend Artigkeiten geſagt. Jedermann weiß, was das zu bedeuten hat. Er hat großen Einfluß, er iſt in gewiſſem Kreiſe allmächtig. Sie wiſſen, ich liebe Sie über Alles in der Welt, aber wir müſſen für unſere Kinder ſorgen. Es iſt keine Kleinigkeit, aus ihnen allen berühmte Künſtler einſt zu machen, gleichviel, ob ſie Talent haben oder nicht. Wie geſagt, wir müſſen ein Opfer bringen!“

„Wenn Du meinſt, lieber Mann ...“ antwortete Frau von Mops. Wir wiſſen nicht, was ſie dabei dachte.

Graf Sollio empfing das Ehepaar mit großer Herablaſſung. Obgleich Perſonen von nicht unbedeu-

tendem Range im Vorzimmer warteten, hatten doch Herr und Madame Mops das hohe Glück, ſogleich vorgelaſſen zu werden.

„Ew. Excellenz," ſagte Herr von Mops, indem er ſich bis zur Erde verneigte, „hochgräfliche Gnaden, ich unterſtehe mich Ihnen meine Frau vorzuſtellen."

Madame Mops verneigte ſich und ſchlug die Augen nieder.

„Wir kommen, hochgräfliche Gnaden um Hilfe zu bitten, Hilfe gegen Verfolgung und Bosheit —"

Madame Mops begleitete dieſe Rede mit einigen Thränen.

Seine hochgräfliche Gnaden waren gerührt. Sie ließen ſich herab, ihr einen theilnehmenden Blick zu ſchenken.

„Was machen Sie da, meine ſchöne Frau? ... ich bin Thränen aus ſo ſchönen Augen nicht gewohnt. Sprechen Sie, meine Gute, erholen Sie ſich, faſſen Sie ſich, ich bin gern ein Vater der Bedrängten. Was giebt es? — gewiß wieder eine Ungezogenheit von dieſer Rotte ſchlechter Journaliſten?"

„Ach!" ſeufzte Madame Mops.

„Es iſt ſchrecklich," ſagte Herr von Mops, „denken ſich gräfliche Gnaden, meine Frau, immer bemüht geweſen, dem hohen Adel Genüge zu leiſten, anerkannt in Berlin, London, Paris —"

Madame Mops zerfloß in Thränen.

„Ich verſtehe," ſagte der Graf, „der Ausfall in

der geſtrigen Nummer der Thalia — ja er war boshaft, ich war indignirt darüber, — ſein Sie verſichert, ich werde mich für Sie bei der Cenſur verwenden — ich traue mir einigen Einfluß zu; — auch Ihnen, lieber Mops, hat man übel mitgeſpielt und Sie haben doch Talent, entſchiedenes Talent —"

„Hochgräfliche Gnaden vernichten mich," ſagte der Belobte, indem er ſich wieder tief verneigte, „ſolches Lob aus dem Munde eines ſo großen Kunſtkenners und Kritikers, der Leſſing verdunkelt — es berauſcht mich."

„Ach," ſagte Madame Mops, die etwas ſchamroth wurde, „wir kennen recht gut unſere Schwächen —"

„Schwächen?" beliebte der Herr Graf zu ſcherzen. „Haben Sie Schwächen, ſchöne Kleine? — glücklich der, für den Sie Schwächen haben — Sie ſind ein glücklicher Mann, Herr von Mops."

„O, allzu viele Gnade!" rief Mops.

„Wie?" fuhr der Graf fort, indem er lachte, „wenn ich nun für meine Protection eine Belohnung verlangte — wie, wenn ich —"

„Alles zu Befehl, gräfliche Gnaden," unterbrach ihn Herr von Mops, „Alles, unſere Herzen — ewig dankbar — ſchätzen uns glücklich."

„Nun, nicht zu voreilig, lieber Mops, ich könnte zum Beiſpiel einen Kuß von Ihrer Frau verlangen —"

„O, Ew. Gnaden!“ entgegnete Mops ſchweifwedelnd, „o, welche Kleinigkeit!“

Madame Mops blickte verſchämt zu Boden, hob dann den Blick zu dem Grafen und ſeufzte recht theatraliſch.

„O, welch' ein Glück, von Dir geküßt zu werden!“ ſchien ihr Blick zu ſagen. „Grauſamer, was zögerſt Du, ich bin die Deinige!“

Seine gräfliche Gnaden waren ſo zufrieden mit dem Ehepaar, daß er es bat, ſich doch niederzulaſſen.

„Apropos!“ ſagte der Graf, „ich habe gehört, Sie wollen nach Deutſchland reiſen —“

„Ich reiſen?“ ſagte Herr von Mops, „ich habe Nichts davon gehört,“ doch ſchnell begreifend, ſetzte er haſtig hinzu: „ja doch, weil Euer Gnaden ſchon Alles wiſſen, ich reiſe, wichtige Geſchäfte, in acht Tagen —“

„In acht Tagen erſt?“ fragte der Graf gedehnt.

„Verzeihen — habe mich verſprochen, wollte ſagen in zwei Tagen, nein, morgen — heute noch — ich habe große Eile.“

Seine gräfliche Gnaden waren ſehr vergnügt.

„Nun denn, reiſen Sie mit Gott — ich werde dafür ſorgen, daß Ihre Frau ein Engagement auf Lebenszeit erhält, — was Sie betrifft — haben Sie kein neues Stück fertig? ich will mich dafür verwenden!“

„O ja, drei für eines!“

„Schicken Sie mir die Manuſcripte, ich will ſie alle unterbringen.“

Herr von Mops machte Miene niederzuknieen.

„Engel von einem Herrn — nein, dieſe Herzensgüte verdient Anbetung! — wie, und ein Mann Ihrer Art wird verkannt! —“

„I nu,“ ſagte der Graf, ihn huldvoll aufhebend, „die Welt iſt und bleibt undankbar. Aber Sie ſind es gewiß nicht, meine Lieben. — Apropos, wo wohnen Sie, falls ich Ihnen Etwas zu berichten hätte, zu welcher Stunde ſind Sie zu Hauſe, Madame? — denn es könnte ſein, daß die Ungeduld, Ihnen eine frohe Nachricht zu bringen, mich veranlaßte ſelbſt zu kommen.“

„Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht,“ ſchrie Mops außer ſich, „unſer Haus wird ſolche hohe Gnade und Herablaſſung zu ehren wiſſen — unſere Enkel werden noch davon unterrichtet werden, — ach, engliſcheſter Herr — Sie verblenden, Sie betäuben uns — zu viel, zu viel Gnade!“

Seine gräfliche Gnaden lächelten höchſt vergnügt und entließen die Beglückten, indem Sie ſich herabließen, Frau von Mops in die Wangen zu kneipen.

„Adieu, meine Liebe, adieu, mein Guter, reiſen Sie glücklich — denken Sie zuweilen an mich, kleine Schelmin — ich werde gewiß an Sie denken.“

Herr von Mops ließ ſeine Frau jedoch nicht zur Thüre hinaus, ſondern trat ſelbſt, rückwärts marſchirend,

unter zahlloſen Verbeugungen hinaus, ließ, wie aus Verſehen, die Thüre in's Schloß fallen, ehe ſeine Frau Zeit hatte ihm zu folgen, da ſie ſich eben verneigte — man hörte ein leiſes Schnalzen, wie von einem geraubten Schmätzchen, die Thüre wollte nicht aufgehen — aber endlich gelang es der Gattin ſie zu öffnen und ſich mit einer Verbeugung zu empfehlen.

Den beiden Ehegatten war ganz feierlich zu Muthe.

„Unſer Glück iſt gemacht, das kann große Folgen haben!“ ſagte Herr von Mops.

„Ach, er iſt aber gar zu garſtig!“ ſagte Madame Mops, ſich ein wenig ſchüttelnd.

„Schadet nichts, ſchadet nichts, mein Kind, müſſen an unſere Zukunft denken — gleich vorbei — Pah!“

In einer Stunde war Herr von Mops auf der Reiſe. Abends um neun Uhr aber brachte der Herr Graf der Strohwitwe den unterſchriebenen Contract — warum noch ſo ſpät Abends? Davon ſchweigt die Geſchichte.

Drei Tage darauf wurden dem abgereiſten Gemahl zweihundertſiebzig Empfehlungsbriefe des Grafen und ſeiner Bekannten an Theaterdirectoren, Schauſpieler, Künſtler, Diplomaten, Cavaliere und Kaufleute nachgeſchickt. Schriftſteller verſprachen einander zu loben, Directoren Gaſtſpiele, Redacteure gute Kritiken, große Herren Protection — Alles für den Preis, Herrn von Mops, den ausgezeichneten Schriftſteller,

Dichter, Publiciſten ꝛc. nach Kräften in ſeinen ſchönen Beſtrebungen zu unterſtützen. Zwei Jahre hatten alle Bühnen, Journale und Directionen mit den Gegendienſten zu thun, während welcher zehn arme talentvolle Schauſpieler und fünf Dichter halb verhungerten.

Neue Zeitungsnachrichten:

Dresden. Der berühmte, geiſtreiche Schriftſteller Herr von Mops aus Wien weilt in unſeren glücklichen Mauern. Er gab geſtern einem gewählten Cirkel Vorleſungen, und entzückte Alles durch ſeinen ſprühenden Geiſt.

Leipzig. Herr von Mops weilt hier. Eine berühmte Buchhandlung hat ihn aufgefordert, die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben.

Berlin. Herr von Mops wird der erſten Aufführung ſeines Drama's „Ein Bonmot" beiwohnen. Alles ſtaunt hier über den Geiſt dieſes Dichters. Er wird in die vornehmſten Cirkel geladen.

Hamburg. Von dem berühmten Mops iſt ſoeben ein Roman erſchienen, welcher Bulwer, Sue, Balzac und Victor Hugo beſchämt. Der Titel iſt „Phöbus" — recht bezeichnend für ein ſo ſtrahlendes Talent.

Kiel. (Ein kleines Blatt.) Durch Zufall kam uns ein Exemplar des Romanes „Phöbus" in die Hände, von welchem die Journale ſo vielen Lärm machen.

Hier iſt der Inhalt dieſes großen Werkes. Wir enthalten uns, aus Furcht mit unſeren Collegen brouillirt zu werden, jeden Inhalts. Es iſt uns aber ſchlechterdings unbegreiflich, wie ein ſolches Buch und viele ſeines Gleichen Verleger und Abſatz finden. Iſt der ganze deutſche Buchhandel auf den Kopf gefallen? Haben dieſe Buchhändler gar kein Judicium in dieſer aufgeklärten Zeit? Der vorliegende Roman iſt geſchrieben wie leider gar viele unſerer ſchreibluſtigen Zeit. Doch man höre, wie:

Phöbus iſt ein geiſtreicher Recenſent — denn die Recenſenten ſpielen in der heutigen Novelliſtik eine eben ſo große Rolle, als in Wirklichkeit eine kleine. — Phöbus machte durch ſeine allmächtige Feder — ſonſt ſind die Federn zwar nicht zu mächtig — ſeine Freunde glücklich und ſeine Feinde — zu Nichts. Ein Wort von Phöbus und ein armer Flickſchneider wurde plötzlich ein reicher Mann, um deſſen Kunſterzeugniſſe die faſhionable Welt ſich riß, ein Wort von Phöbus und die zwanzigjährige Reputation eines Feindes war vernichtet. Man wird ſich über Phöbus an gewiſſen Orten ſehr verwundern, wo ſeines Gleichen ſich für ein Paar Gulden die Finger wund ſchreiben und doch weder einen Armen reich, noch einen Reichen arm zu ſchreiben im Stande ſind. Phöbus war ein excellenter Menſch, ein Liebling der Weiber, abermals im Gegenſatz einer großen Zahl ſeiner Collegen, welche als langweilige, ungehobelte und geckenhafte Pinſel ver-

ſchrieen ſind. Phöbus wurde wahnſinnig geliebt von einer geheimen Prinzeſſin aus einer unbekannten Dynaſtie — abermals ganz gegen die Kleiderordnung, nach welcher gewiſſe Literaten ihre Romane in den Küchen und Geſindeſtuben ſpielen. Die Prinzeſſin war das ſchönſte Weib, welches jemals gelebt hat und in Zukunft leben wird, aber Phöbus war grauſam gegen ſie. Nichtsdeſtoweniger ſtellte ihm die unglücklich Liebende nach. Umſonſt bot ſie ihm zwei Königreiche an, vergeblich ſeufzte ſie täglich vor ſeinem Fenſter, und vergeblich ſang ſie dort zur Guitarre eine Arie voll Liebesgluth an den verhärteten Geliebten. Phöbus ſchlief dabei ſehr ſorglos und machte ein beißendes Epigramm auf ſeine Schöne. Das Herz der Unglücklichen zerbrach in tauſend Stücke, aber ſie gab noch nicht alle Hoffnung auf, den Unerbittlichen zu erzwingen. Plötzlich verſchwand die Prinzeſſin aus dem Palaſte ihres Vaters, deſſen Reich zweimal ſo groß war wie Nord- und Süd-Amerika. Eines Tages aber kam zu Phöbus, als er eben unbekümmert ſeinen Kaffee trank und ſeine Cigarre rauchte, ein junger Menſch, der ſich zu Beſorgung von Schreibereien erbot. Er bat ſo flehentlich, daß Phöbus erweicht wurde, und ihm einen Roman zum Abſchreiben gab. Der Fleiß des jungen Menſchen, ſeine rührenden Bitten und beſonders die Bewunderung, welche er für die Talente des großen Mannes an den Tag legte, brachten Phöbus dahin, daß er dem jungen Copiſten noch einige

andere Manuſcripte zum Abſchreiben gab. Wie erſtaunte er aber, als ihm der junge Menſch eines Abends, als eben der Mond ſchien, zu Füßen fiel, und bekannte, daß er die verkleidete Prinzeſſin ſei! So viele Liebe erſchütterte ſeine Standhaftigkeit, welche beſonders aus Verachtung des hohen Ranges ſeiner Geliebten hervorging, er fing an, die Liebe der Prinzeſſin zu erwiedern, und bald beglückte er ſie mit ſeiner Hand. Doch machte er ihr vor der Hochzeit eine Bedingung. Die Prinzeſſin mußte ihrem Stande und ihrem Erbe entſagen, die Königreiche, welche ihr als Erbe zufielen, licitando verkaufen und in eine andere Welt ziehen mit dem Geliebten. Sie willigte freudig in Alles und ſo wurden denn drei Königreiche verſteigert, ein jeder Unterthan mit hunderttauſend Goldſtücken und ſeiner völligen Freiheit beſchenkt, und jeder einzelne Menſch für eine Republik erklärt. Das glückliche Paar aber reiſte im Bewußtſein erfüllter Menſchenpflicht nach einem noch unentdeckten Welttheile und gründete daſelbſt unter einem Volke von Orangoutangs, welche ſie emancipirten, einen Freiſtaat. Dort in den unſchuldvollen Gefilden leben die Glücklichen noch, wenn ſie nicht ſeither geſtorben ſind. Amen.

Köln. Herr von Mops, der berühmte Schriftſteller, iſt hier durchgereiſt — er will nach Italien gehen.

Stuttgart. Herr von Mops ſoll neulich geſagt haben, Ponſard's „Lucretia" ſei ein Epigramm

auf die Keuſchheit. Dieſer geiſtreiche Ausſpruch ci culirt in allen Cirkeln.

Baden-Baden. Unter den Geſtirnen, welch unſere Saiſon verherrlichen, glänzt Herr von Mox am meiſten. Er ſchreibt, ſo viel man hört, einen ſi cialen Roman, worin er beweiſen wird, daß unſe Armen Nichts zu eſſen haben. Dieſer geſinnungstüch tige Schriftſteller verdient die Hochachtung der deu ſchen Nation.

Karlsruhe. Hier herrſcht großer Jubel — ma hat dem geſinnungstüchtigen Schriftſteller Herrn vo Mops ein Feſteſſen gegeben.

Hamburg. Unſere geſinnungstüchtigen „Sala blätter" enthalten folgende kühne, witzige, politiſch Phraſe: „Wie lange wird Deutſchland noch zerriſſe ſein? Wird man nie einſehen, daß das deutſche Vo mündig iſt? Fort mit der Cenſurwillkür. Bri den Arbeitern! O Deutſchland, wie jammerſt D mir! Noch giebt es wahre Söhne Hermanns d Cheruskers! O ihr, die ihr Deutſchland ſo gern knec ten, an Händen und Füßen mit Cenſur- und Polize maßregeln feſſeln möchtet, bedenkt, die Zeit iſt hin, w Bertha ſpann! Wann wird Preußen eine Verfaſſun erhalten? Das große Königswort iſt noch immer nic gelöſt. Im Lippe-Detmoldiſchen iſt die Kartoffelſeuch verboten worden. Armes Deutſchland, guter deutſch Michel, wann wird Dir der Knopf aufgehen?"

Altona. Zu dieſem Artikel macht ein kleine

ungeleſenes Blättchen die berühmte Anmerkung: Guter deutſcher Michel, wie lange wirſt Du brauchen, um zu begreifen, daß dergleichen Artikel ſelbſt ein ruſſiſcher Polizeiagent ſchreiben könnte, ohne ſich verfänglich zu machen? Wie lange wird man ſich von ſolchen Narren foppen laſſen?

Leipzig. Der geſinnungstüchtige Mops hat hier in einem Privatzirkel eine glänzende Philippika gegen einen geſinnungsloſen Schriftſteller losgelaſſen. Der Unglückliche iſt vernichtet, entlarvt, man glaubt allgemein, er ſei ein Jeſuit, denn Mops hat ihm aus ſeinen Schriften nachgewieſen, daß er von Gott ſpreche.

Würzburg. Der geſinnungstüchtige Mops hat hier einen Ehrenbecher erhalten.

Wien. Herr von Mops hat ſeine Triumphreiſe durch Europa vollendet. Er hat bei Thiers, Guizot und dem Herzog von Wellington geſpeiſt. Man ſagt, er werde den Orden pour le mérite erhalten.

Als Herr von Mops nach einem Jahre wieder in Wien eintraf, ließ er ſich ſogleich bei dem Herrn Grafen Sollio melden. Seine gräfliche Gnaden waren ſehr aufgeräumt und beſonders beluſtigt durch die politiſche Rolle, welche Herr von Mops geſpielt.

„Ich habe indeſſen für Ihr Wohl väterlich geſorgt," ſagte er huldvoll. „Was denken Sie wohl, daß ich hier in der Hand halte?"

„Unfähig, Hochdero unerſchöpfliche Gnaden zu ermeſſen —“ ſtotterte der Erwartungsvolle.

„Es iſt ein Decret des Herzogs von Leitomiſchl,“ ſagte ſeine Gnaden feierlich, „und enthält Ihre Ernennung zum geheimen Finanzrath! Auch haben Se. Hoheit mich beauftragt, Ihnen den Katzen-Orden einzuhändigen.“

Herr von Mops ſtürzte freudetrunken zu den Füßen des großmüthigen Protectors, küßte ihm Hände und Stiefel und empfing knieend, wie ein Vaſall Karls des Großen, die koſtbaren Kleinodien — zur Belohnung ſeiner Verdienſte um die Menſchheit, den Staat und das Vaterland!

V.

Tagebuch

eines

galanten Schauſpielers.

Wien den 1. Januar 1840.

O mein Ideal! — Heute ſah ich Dich wieder — noch beben alle meine Nerven vor Aufregung, Du oder Keine vermag es, mein wildes Blut zu beſänftigen, mein Herz zu mildern, meine Sehnſucht zu ſtillen. Du Gottvolle, Reine, Unberührte — inmitten einer Welt voll Verführung, umringt von allen Schlingen der lauernden Wolluſt, — Du mein Ideal — eine Schauſpielerin — eine Prieſterin in dieſem entweihten Tempel der Kunſt, der nur noch ein Tempel — des Vergnügens iſt. Ach — ob Du wohl weißt, welche böſe Geiſter Dich umkreiſen, welche giftigen Dünſte der Wolluſt Dich umgeben, welche Luft Du athmeſt in Deine reine, unentweihte jungfräuliche Bruſt? Nein — Dein Gedanke ſelbſt iſt rein geblieben — an Dich allein glaube ich, und wenn ich an aller Welt verzweifeln ſollte, Dein Bild ſoll unbefleckt in meiner Seele ſtrahlen, Du oder keine Sterbliche biſt keuſch, makellos, frei von ſündigen Gedanken ſelbſt!

Wie oft habe ich mir vorgenommen, Dir zu nahen — Thekla — oft war ich ſchon im Dunſtkreiſe

Deines lieblichen Weſens, ach, dieſe Atmoſphäre der Unſchuld und Grazie — ich konnte ſie nicht ertragen, ich wagte es nicht Dich anzuſprechen mit meinem verunreinigten, wolluſtvergifteten Herzen — wie der Satan vor dem Lichtkreiſe der Engel — ſo bebte ich von Deiner Nähe zurück.

Ich zögerte, zagte, war ſchüchtern und blöde wie ein Kind. Man ermuthigte mich. Aber wie? Man befleckte Deinen Namen durch Verdacht, man ſuchte Deine Reinheit zu verdächtigen, damit ich Muth gewönne, Dich zu berühren. Nein — um dieſen Preis möchte ich — könnte ich ja nicht ſelig werden in Deinen Armen, nein, wenn ich Dich auch ewig meiden muß, Dein Bild ſei mir heilig, — wenn ich nie Dich gewinnen kann, Deine Unſchuld, wäre ſie auch nur ein ſchöner Traum, muß mir wie ein Genius zur Seite ſtehen. Glaubte ich nicht mehr an Dich — ich glaubte an Nichts mehr — ich hätte kein Bild der Vollkommenheit mehr vor meiner Seele — ich wäre verloren, wie Jene es ſind, welche ich dahin leben ſehe zwiſchen Würfeln, Karten, Bierkrügen und Freudenmädchen, welche für Nichts mehr Sinn haben, als für klingende Münze und den kurzen Rauſch ſinnliche Freuden.

Als ich heute in's Kaffeehaus ging, las ich in einem hieſigen Journal einen närriſchen Aufſatz. Er war betitelt „Brief an den Stephansthurm" und enthielt noch mehr verſchwiegene Gedanken als aus

geſprochene, er ſtimmte zu meiner Seelenſtimmung, er harmonirte mit meinem Schmerze, in ihm walteten dieſelben Qualen, welche mich endlos peinigen — dieſe Qualen der fruchtloſen, geiſtigen Selbſtabnutzung in dieſer faulenden Zeit, welche in ihrem Sumpfe Alles erſtickt, was in ihm zu gedeihen nicht geboren iſt. Ich lege ihn hier zum Andenken in mein Tagebuch.

Ich kann mich nicht enthalten, dieſen Aufſatz mit Anmerkungen zu begleiten. Da ſie nicht beſtimmt ſind geleſen zu werden, ſo kann ich wohl die Freiheit der Gedanken des Verfaſſers ergänzen. Der Unglückliche — Sclave wie ich — Sclave der Verhältniſſe wie der Weltlaunen — armer Leidensbruder — ich beklage Dich, denn nur ich begreife Deinen hohnlachenden, humoriſtiſchen Schmerz, worüber ſie im Kaffeehauſe ſich gedanken- und gemüthlos erluſtigen!

Briefe eines Vorſtädters an den Stephansthurm.

Siebente Epiſtel.

Spitelberg, den 9. Juli 1839.

Theurer Freund!

Sie ſehen mich ſeit fünf oder ſechs Wochen ſo ſtumm und begehrlich an, daß ich mich trotz der großen Hitze Ihrer erbarmen und zur Feder greifen muß. Wenn Sie wüßten, Freund, was es heißt, ſchreiben, dann ſchreiben müſſen, und endlich gar im Sommer ſchreiben müſſen — (ganz endlich aber unter

[illegible] — dieſem Publicum
gefallen! Sie würden mitleidig Ihr Haupt
tein und das Opfer, welches ich Ihnen bringe
ſchätzen müſſen. Von allen menſchlichen Betrieb
keinen iſt ſicherlich keine ſo erbärmlich, als die l
„Federfuchſerei", wie ſie unſere guten alten
in ihrer Verachtung zu nennen beliebten. Der M
iſt zur körperlichen Arbeit geboren, ohne ſie welkt
ermattet ſein Körper, vielleicht auch der Geiſt,
doch gewiß die Seelenkraft, und der Fluch
den erſten Menſchen: „Du ſollſt im Schweiße D
Angeſichtes Dein Brot eſſen," trifft am ſicherſten
welche den Schweiß der bürgerlichen Arbeit, die ſ
Bedingung irdiſcher Glückſeligkeit, nicht kennen
durch ein Widerſtreben gegen den Urtheilsſpruc
Himmels ſich ſelbſt vernichten. Wenn Sie dieſe W
heit bezweifeln, ſo bitte ich, mein lieber Stephansth
ſich in die Bäder von Baden, Karlsbad, E
Gräfenberg zu bemühen, wo Sie Tauſende
Unglücklichen leidend finden werden, welche verd
ſind, Federhelden zu ſein und Ihre ganze körpe
Arbeit mit drei Fingern zu verrichten. Der Her
uns Gliedmaßen gegeben, daß wir ſie gebrauchen,
Wunder, daß wir ihren Gebrauch verlernen, wenn
ſie ruhen laſſen? Aus dieſem Grunde, mein Vere
ziehe ich alle Tage nach Sonnenaufgang meinen
wandrock an, und da ich keinen Acker zu beſtellen
ſo zwinge ich wenigſtens meine Beine ihre Beſtimm

zu erfüllen, indem ich ſie bergauf, bergab in die Gebirge treibe. Es iſt dies vielleicht Müſſiggang, aber ich kann Sie wenigſtens verſichern, daß ich mein Brot im Schweiße meines Angeſichts eſſe und mich, Dank dem Himmel! dabei wohl befinde.

Schreiben, ſchreiben müſſen, es iſt das Schrecklichſte unter der Sonne! Warum ich demungeachtet freiwillig ſchreibe? Freiwillig, nein, beim Zeus nein! Wiſſe denn, Freund, daß ich eine ſchwere Schuld abzubüßen habe. Ich hatte einen Sohn, er war die Freude meines Lebens! Er hatte die ſtärkſten Gliedmaßen im Lande und den beſten Appetit in Wien. — Ein großes Wort! Sein Verſtand war von mittlerer Statur, nicht zu groß für unſere ſuperklugen Zeiten, nicht zu klein für ſeinen Beruf, eine nützliche Creatur zu werden. Niemals noch war ein Menſch ſo ſehr zur Arbeit geboren als er. Ich ließ ihn, den glücklich Begabten, den geborenen Ackerbauer oder Taglöhner — ich ließ ihn — eheu me miserum! — ich ließ ihn ſchreiben lernen. Kaum hatte ich die Sünde begangen, als mich die Furien der Reue packten und mich bis heute nicht verließen. Das unglückliche Opfer meines Hochmuths ward ein unnützes Mitglied der Geſellſchaft. (Was kann hier wohl der Verfaſſer Anderes gemeint haben, als einen jener unnützen Staatsdiener, welche ohne Fähigkeiten an einflußreiche Stellungen kommen? Die Cenſur hat glücklicher Weiſe dieſen verrätheriſchen Gedanken nicht begriffen und das

Publicum wohl noch weniger.) Demungeachtet war ich verſtockter Sünder ſo erbärmlich, ihn überall da hinzuſtellen mit ſeinem breiten Rücken und ſeinen gigantiſchen Gliedmaßen, wo Beſſere und Fähigere hätten ſtehen ſollen. Was geſchah? er gab überall Aergerniß und ſchrieb was Andere dachten, befahl, wo er gehorchen ſollte, und zwang Klügere ſo dumm zu ſein oder doch zu handeln, wie er ſelber war. (Ganz das Schickſal ſolcher Beamten, wie wir ſie in Unzahl beſitzen.) Der Zufall gewährte ihm zum innigſten Herzeleid ſeines unglücklichen Vaters die glücklichſten Erfolge. Er brachte es nur weit, damit eine deſto größere Anzahl von Menſchen ſeine Unfähigkeit erkenne; er wurde nur angeſehen, um verſpottet zu werden. Er ſtarb endlich an einer Indigeſtion, nachdem er wie ein Thier gelebt hatte! Hunderte jener Unglücklichen, welche ſeine unſinnigen Anordnungen hatten befolgen müſſen, folgten lachend ſeinem Leichenzuge und ſagten: er war dümmer wie ein Strauß, indeß er doch weit vernünftiger geweſen als das klügſte Thier, der Elephant. So mußte er geſchmäht und verhöhnt frühzeitig unter die Erde, welche er hätte bebauen ſollen. Er, der als nützlicher Holzhauer ſeines Gleichen geſucht haben würde! (Welcher beißende Sarkasmus gegen jene vierſchrötigen Lümmel, welche zum Theil als große Beamte allen Beſſeren im Wege ſtehen.) Ich ſtand an ſeinem beſchimpften Grabe und nannte mich ſeinen Mörder. Ich hatte die Geſellſchaft eines nützlichen Mitgliedes beraubt und

ein unnützes daraus gemacht. Ich hatte die Verantwortung für tausend wichtige Thorheiten, welche er in seiner Seeleneinfalt begangen, auf mich geladen und mein Kind unter die Erde gebracht, mein eigenes Haupt mit Schmach bedeckt. Die Martern des Gewissens haben mich seither nicht verlassen, und ich beschloß, um sie einigermaßen zu beschwichtigen, mir die Buße aufzulegen, von Zeit zu Zeit einige Briefe zu schreiben, welche überflüssig sind und zum warnenden Exempel dienen für alle thörichten alten Sünder, welche ihre unbegabten Kinder, die als Handwerker oder Taglöhner nützlich und geachtet sein würden, mit Berufspflichten belasten, denen sie nicht gewachsen sind, und ihnen unangemessene Ehren verschaffen, welche sie der allgemeinen Verspottung und der Verachtung preisgeben. (!!!!! Wie viele Ausrufungszeichen sind hier keine Verschwendung!)

Seitdem, mein lieber Stephansthurm, schreibe ich an Sie meine unnützen Briefe. Nicht, daß ich ein Bedürfniß fühlte oder eine Ehre darin suchte sie zu schreiben! Nein, nur zur Buße! und sie schmerzt auch diese Buße! Die Schriftgelehrten waren einst hochverehrt vom Volke und man glaubte ihren Lehren. Aber seitdem es Taglöhner der Schrift, professionirte Wortverdreher und Wortdrechsler giebt, ist das Schreiben ein profanes Geschäft geworden. Man erfand den Druck für die eigentliche Schriftgelehrsamkeit. Aber der Druck gab sich nicht minder her für Taglohn, und

die Wortmacherei für den Markt wurde ein eigenes Handwerk. Die Talente fangen an dies Handwerk zu meiden und Denjenigen zu überlaſſen, die mit ſchon benutzten Typen arbeiten. Es gehen jetzt Schriftmänner in den Ländern herum, welche ihre Wortkünſte zur Empfehlung trefflicher Bratwürſte und anderer Erzeugniſſe für ein Billiges ausbieten. Sie nennen ſich Autoren, Literaten, Schriftſteller, mit demſelben Rechte, wie ſich die Anſtreicher zuweilen Maler benannten. Aber ſie haben es dahin gebracht, daß man ſie ſo nennt, und doch ſchreibe ich an Sie meine Briefe, welche, wie man mir ſagt, in einem hieſigen Blatte gedruckt werden. Heißt das nicht ſeine Sünden büßen, und kann ich nicht nach ſolchem Werke der Demuth die ewige Seligkeit hoffen? Ich glaube, es kann einem ehrlichen Manne kaum Schlimmeres begegnen, als im Verdachte der Schriftſtellerei zu ſtehen. (Kein Menſch im Kaffeehauſe hat dieſe bittere Perſiflage der Cenſur verſtanden, welche es dahin gebracht hat, daß das Geſindel der „Reporters" mit den Schriftſtellern vom Berufe verwechſelt wird!)

Mein Nachbar hat mich neulich damit aufgezogen. Der Mann hält ſich Wagen und Pferde, hat viele Dienſtboten und Koſtgänger. Er ſagte, er werde ſich nun auch einen Schriftſteller halten, denn ſo viel er wiſſe, komme eine ſolche Creatur in der Erhaltung nicht theuer zu ſtehen. Er habe von einem reiſenden Muſikanten gehört, welcher ſich ſtatt eines Kammer-

dieners einen Schriftſteller aushalte, der ihn in allen Zeitungen loben müſſe. Er — mein Nachbar nämlich — brauche auch einen ſolchen Wortverfertiger. Er handle mit Knoppern und die Publicität könne ihm viele Kunden verſchaffen — wenn anders ein Hausſcribent nicht mehr koſte als ein Pferd zu erhalten, denn er wolle ſeinem Haushalte keine große Laſt auflegen. Er denke ein gutes Werk nebſtbei zu thun, denn ſolche arme Schlucker müßten ſich ohnedem ſonſt häufig von der borgenden Barmherzigkeit der Marqueure und Kellner ernähren, und mit den knappeſten Biſſen, welche jemals im Stande waren den Magen eines Sperlings auszufüllen, ſich begnügen. Käme es nicht zuweilen, daß ein großmüthiger Bretterheld, von dem ſie Geſchrei machen müſſen, ihrer Noth zu Hilfe eilte, oder daß eine Primadonna die bornirteſten Einwohner einer Stadt und par préference die Schriftprofeſſioniſten, an ihren Wagen ſpannen wollte, ſo ſtände es ſchlimm mit der Haut dieſer Broſameneſſer, welche ſich von Nichts ernähren, als von den beſtellten Recenſionen, Referaten, Tagesnotizen ꝛc., von den Abfällen der Mahlzeit der Schauſpieler und dem Almoſen der Theaterdirectoren. Sie können ſich denken, mein lieber Stephansthurm, wie mir bei ſolchen Aeußerungen zu Muthe ward, mir, der auf dem ganzen Grunde nun verſchrieen iſt als ein Schriftſteller! Ich hatte lange keine Ahnung davon, bis mir neulich der Hausmeiſter den Credit aufkündigte und mir das Sperrgeld ſogleich abverlangte.

„Sehen Sie, Herr Hans," ſagte er, indem er mich treuherzig bei der Hand nahm, „ich habe Sie bis heut immer für einen ſoliden Menſchen gehalten, aber ſeit Sie in die Zeitung ſchreiben, halte ich Sie für einen verlornen Mann. Ich bitte Sie, kehren Sie auf guten Weg zurück, in Ihren Jahren verzeiht man ſolche Streiche nicht. Folgen Sie mir, ich meine es gut." Und dabei wiſchte er ſich mit dem kalkbeſpritzten Ermel eine Thräne aus den Augen.

Noch ein Mal: Schreiben iſt das Schrecklichſte unter der Sonne! Wofür ſchriebe man heute? Für Geld? Es iſt bekannt, daß man Nichts ſchlechter bezahlt, als Worte. Hier und dort zahlt man ſogar mit „hartem Holze". Für den Ruhm? Ich bitte Sie, lieber Stephansthurm, was iſt der Ruhm und wer macht den Ruhm? Kennen Sie die Herren Buchhändler, welche für Ihren und Ihrer guten Freunde Verlag Literaturblätter und eine Menge Lobhudler halten? kennen Sie die Converſationslexika und ihre bezahlten Mitarbeiter? wiſſen Sie, wie dieſe Biographien aus Gegenſeitigkeit der Freundſchaft entſtehen, wie der A. dem B. ſein Leben im Manuſcript ſendet, damit er ſeinen Lobpſalm und ein B. darunter ſetzt, was ihm A. auf gleiche Weiſe vergilt? Kennen Sie dieſe Entſtehung des Ruhms, und werden Sie mir zürnen, daß ich nicht berühmt ſein will? Die nachweltlichen Hiſtoriographen werden einſt von unſern

Zeiten erzählen: Es war eine Schande, öffentlich belobt zu werden!

Eheu jam satis — ich wollte Ihnen ſchreiben und habe nur angefangen. Sie mögen daraus erſehen, welche Martern mir das Schreiben verurſacht, da ich ohne Umſtände mit dieſem Anfange endige, der ich bin

Ihr Hans Spitelberger."

Ich frage nun die ganze Chriſtenheit, kann man mit mehr tiefem, ehrlichem Ingrimm Diejenigen bitter verhöhnen, in deren Hände die Macht gegeben iſt, die Würde des Geiſtes und des Schriftthums aufrecht zu halten? Wer hat denn dem Genie die Hände gebunden, daß es ſich nicht wehren kann gegen die ſich empörende Gemeinheit? Wer hat es verſchuldet, daß das Talent mit dem Handwerk verachtet iſt?

Merkwürdig — und der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, der ſo wüthet und knirſcht unter dem Joche, welches dem Geiſte auferlegt worden — wie unnatürlich und aberwitzig, einfältig und boshaft! — man glaubt von ihm, daß er Denjenigen ſchmeicheln will, welches dieſes Joch über den Geiſt gebracht! Wißt ihr nicht, daß es nichts Stolzeres giebt auf Erden, als die Kraft des Geiſtes, welche ſich ihrer bewußt iſt und dennoch Sclavenketten tragen muß?

Gerade ſo geht es dem Schauſpieler, wie dem Schriftſteller, dem mächtigen Geiſte am Schreibtiſch, über

welchen ein Dummkopf gebietet, — mein Gott, mein Gott, wer erforſcht Deine Rathſchlüſſe? Warum haſt Du die Blödſinnigen mit Schwertern umgürtet und den Erleuchteten Federſpulen und Narrenpeitſchen in die Hände gegeben?

Warum haſt Du den Geiſt verdammt, der Dummheit die Schuhe zu reinigen?

Warum muß man dieſe Leibeigenſchaft des Geiſtes ertragen? Warum willſt Du, unbegreiflicher Gott, die Univerſalmonarchie der geiſtigen Impotenz, in Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben, ſo zärtlich ſchützen?

Es iſt um den Verſtand zu verlieren. Wenn ich mich mit manchem albernen Gimpel unter meinen Collegen herumzanken muß um das Verſtändniß dieſer und jener Rolle, und er Nichts, durchaus Nichts begreift, was ich ihm ſage, und er noch einen belehrenden Ton gegen mich annimmt und meine Einfalt vornehm belächelt, weil er 500 Gulden mehr Gage hat als ich, und ſeine Frau die Maitreſſe eines guten Freundes von dieſem oder jenem einflußreichen Herrn iſt, — da lerne ich begreifen, daß Demuth die größte aller Tugenden iſt!

„Ach, du mein gerechter Himmel!“ ſagte neulich der Theaterſchneider zu mir, der ein ſehr weltkluger, verſtändiger Mann iſt, und mehr Kunſtſinn hat als meine Collegen, „es iſt zum Erbarmen, wenn man ſieht, wie dieſe Leute mit Ihnen umſpringen. Sie haben mehr Genie in einer Ihrer Fußzehen, als viele

dieſer Herren in ihren Strohköpfen — und dennoch ſind Sie ein unbedeutender Menſch — und Jene berühmt. Die Journale loben Sie ja nur manchmal zum Almoſen! Warum machen Sie es nicht wie Andere? Sie ſind jung, hübſch, Sie ſind von Ihrem Gewiſſen im Punkt der Galanterie nicht geplagt, die Keuſchheit iſt nicht Ihre Todſünde, — ſollten Sie denn nicht eine vornehme Dame finden, welche ſich Ihrer annimmt? — man hört ja ſo viel von Ihren Abenteuern! Können Sie, um's Himmelswillen, nicht irgend eines Mannes Weib verführen? Nicht eine einflußreiche Köchin für ſich gewinnen? Kennen Sie denn gar nicht dieſe Welt, welche betrogen ſein will? Und Sie betrügen ja nicht einmal, Sie wollen nur den Platz, der Ihnen gebührt!"

„Narr!" ſagte ich, „wäre ich denn, der ich bin, könnte ich mit meinen Gefühlen Selbſtbefleckung und Nothzucht treiben? Ich jage dem Vergnügen nach, der poetiſchen Sünde, aber nicht jenem alten häßlichen Weibe — Eigenſucht genannt, deren Speichel man aufküſſen, deren dürre Knochen man liebkoſen muß, um in dieſer Welt Macht, Einfluß und Ehre zu gewinnen!"

Der gute Mann begriff mich nur halb, und ich mußte herzlich lachen, als er mir ſagte:

„I nun, ſo drücken Sie die Augen zu und denken ſich: — 's iſt bald vorbei."

Ich mußte lachen — ſage ich, — warum? — eine

närriſche Geſchichte, bei Gott, — ich kann noch nicht aufhören zu lachen, wenn ich daran denke.

Der Verfaſſer des obigen Aufſatzes greint wie ein ſchläfriges Kind, daß er ſchreiben muß — was würde er ſagen, wenn er Komödie ſpielen müßte, täglich ſpielen — und ſeine Gefühle zur Schau tragen, zum Vergnügen dieſes Publicums — dieſes Publicums, das in die Theater kommt, um Zoten zu hören und Freudenmädchen um ihre Adreſſen zu fragen!

Es iſt manchmal zum Verzweifeln. Ich war geſtern juſt in einer deſperaten Stimmung deshalb und ſpielte — con amore — ſchlecht, nachläſſig, gefühllos — wunderbar aber gerade zum großen Beifall des Publicums, der hochanſehnlichen Herren Regiſſeure und des Directors — der oft ſo aufrichtig und verſtändig iſt mir zu ſagen: „Schonen Sie Ihre Kräfte, werfen Sie nicht Perlen den Säuen vor!“ wahrlich, der Mann ſchmeichelt dem Publicum nicht. Gut denn, ich ſpielte, daß ich über meinen Erfolg lachen mußte. Da brachte mir ein Maſchiniſt im Zwiſchenacte ein Billet. Es roch von Biſam und Lavendel — ich hatte es gleich im Verdacht, daß es von einer Alten käme. Ich ſteckte es nachläſſig zu mir und las es erſt im Bette. Es lautete:

„Liebenswürdiger!

„Eine Dame von hohem Stande und großem Einfluß iſt ſo ſchwach, Ihnen ihre Huldigungen

darzubringen. Sie brennt vor Begierde, Ihnen einen Beweis ihrer Begeiſterung zu liefern. Sie iſt im Stande, Ihnen eine angenehme, ehrenvolle, lebenslängliche Stellung zu bieten, ſie will ihre Glücksgüter mit Ihnen theilen, nur ſollen Sie ihr dafür dankbar ſein; ſie wünſcht Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Wenn Ihnen dieſer Antrag nicht gleichgiltig iſt, ſo kommen Sie heute nach der Vorſtellung in die Schleifmühlgaſſe — dort werden Sie einen Fiaker finden, das Nähere mündlich. Damit Sie aber nicht glauben, es wolle ſich Jemand einen Scherz mit Ihnen erlauben, lege ich einen kleinen Beweis meines aufrichtigen Willens Ihnen zu dienen bei. Amalie."

Wirklich hatte ich beim Eröffnen des Briefes bemerkt, daß Etwas aus dem Briefe herausgefallen war. Ich bückte mich und fand — eine Banknote von fünfhundert Gulden!

„Donner und Doria!" ſchrie ich und ſprang mit beiden Füßen aus dem Bette. In zwei Secunden war ich angekleidet — freilich nothdürftig genug — in zehn Sätzen in der bezeichneten Gaſſe. Richtig hielt noch der Fiaker da. Ich ohne Umſtände reiße den Schlag auf und ſaß da ganz athemlos und ſchwitzend wie ein Braten neben einer in Seide rauſchenden Dame.

„Fort!" rief ich dem Fiaker zu, und überließ es dem Himmel wohin!

Es war ſtockfinſtere Nacht, — ich entſchuldigte mich auf's Beſte bei der Dame wegen meines langen Ausbleibens, aber meine Athemloſigkeit entſchuldigte mich beſſer als meine Worte: Teufel, war das ein Rennen! Ich ſchwitze noch, wenn ich daran denke.

Fort ging's! Meine Dame war dicht verſchleiert, auch war es ſehr finſter — ich konnte mich durchaus nicht von ihren Reizen überzeugen. Sie ſprach Anfangs kein Wort, ſondern drückte nur ſtumm meine Hand, welche ich feurig ergriffen hatte.

„Wie ſoll ich Ihnen danken, Engel, für Ihre auszeichnende Güte und — Ihre Großmuth!"

Ich kann ſagen, daß dieſe Exclamation aufrichtig war. Ich war von vielen Sorgen befreit, — mein guter Schneider konnte bezahlt werden — ich war wirklich gerührt von ſo vieler Zärtlichkeit und Großmuth. Konnte denn nicht ein edles Gefühl ſolchen Wohlthaten zu Grunde liegen? Konnte ſie nicht wiſſen, in welcher Lage ich bin und aus Theilnahme an meinem Genie ſo handeln? Konnte nicht wahre, aufrichtige Liebe ſie inſpirirt haben? Sollte es in dieſer Zeit keine Tugend mehr geben, welche großmüthig iſt, ſollte das Laſter allein dieſe Tugend beſitzen? Welche Summe ſind 500 Gulden! Wie viele Menſchenſchickſale können durch eine ſolche Summe eine andere Wendung erhalten! Welche Macht hat das Geld! Sollte dieſe ſchreckliche Macht nur von dem Laſter zum Verderben der Menſchheit in Bewegung geſetzt werden?

Nein — wie oft habe ich mich mit Abscheu von den Menschen abgewendet — ach, wie gern kehrte ich voll Vertrauen wieder zu ihnen zurück! Nein — nur ein edles Gefühl kann so großmüthig sein! Das war der Schluß meiner Betrachtung.

„Kein Wort davon," lispelte der Engel, „es ist das Geringste, was ich im Augenblick für Sie thun konnte. Wir werden noch mehr mit einander sprechen, — ich danke Ihnen, daß Sie meiner — ich gestehe es — etwas seltsamen Einladung folgten, — aber nun muß ich Sie bitten, sich eine kleine Maskerade gefallen zu lassen. Der Kutscher ist ein vertrauter Mensch — auch kann er Nichts verrathen, da er nichts Gründliches weiß. Aber in dem Hause, wo wir absteigen werden, ist es für meine Ehre nothwendig, daß Sie in diesem weiblichen Anzug erscheinen. Er paßt ganz für Ihre Größe und ist so weit, daß Sie ihn über Ihre Kleider ziehen können. Sie dürfen ihn nur über den Kopf ziehen und um die Mitte den Gürtel fest machen."

Das war lustig — ganz nach meinem Geschmack, — welch' ein göttliches Abenteuer — ha, und welche Beruhigung — eine Dame, welche so viele Vorsichten zu beobachten hatte, mußte doch der Wachsamkeit, welche sie zu fürchten hatte, würdig sein?! Lachend zog ich den Ueberwurf über den Kopf, die Dame leistete mir Beistand und in fünf Minuten war meine Toilette fertig.

Meine unweibliche Friſur aber wurde in einem Capuchon verborgen.

„Aber nun ich eine Dame bin," ſagte ich ſcherzend, indem ich ihre Taille umfing, „werden Sie mir wohl erlauben, Ihren Schleier zu lüften, um Ihnen meinen Schweſterkuß zu geben."

„Gemach, junger Herr!" antwortete die Dame, mich abwehrend und ihren Schleier vertheidigend, „ehe ich Ihnen eine ſolche Freiheit geſtatten kann, muß ich erſt verſichert ſein, daß Sie der Mann ſind, den ich in Ihnen vermuthe. Sie könnten ſich leicht getäuſcht finden in Ihren Erwartungen. Hören Sie mich erſt an."

„Ich bin ganz Ohr!"

„Es giebt in der Natur eine zweifache Anziehungskraft, welche die Geſchlechter einander nähert, die eine entſteht aus der Wirkung des Schönen, Körperlichen auf die Sinne — dieſe reißt den Geiſt mit fort; die andere entſteht aus dem Reiz des Geiſtes, und dieſe reißt den Körper mit fort. Es iſt nun die Frage, welche von beiden Anziehungskräften Ihrer Natur am meiſten entſpricht."

„Meine Gnädige," antwortete ich, „ich bin für Beide nicht unempfänglich, und ich kann Sie verſichern, daß die Letztere bereits auf mich zu wirken beginnt. Ich mache mit Freude die Entdeckung, daß ich eine Dame vor mir habe, welche eben ſo ſehr durch die Güte ihres Herzens, wie durch ihren Geiſt Bewunderung erregt."

„Alſo habe ich mich in Ihnen nicht geirrt," erwiderte die Dame, indem ſie meine Hand drückte und es geſchehen ließ, daß ich ſie auf ihren Handſchuh küßte, „allein ich bekenne, daß ich noch nicht beruhigt bin. Sie träumen vielleicht an der Seite einer jungen, reizenden Perſon zu ſitzen, ach, mein Herr, obwohl mein Herz noch jung iſt, bin ich es doch ſelbſt nicht mehr — Sie werden ſich bitter getäuſcht finden, und ich werde den Schmerz haben, in Ihren Zügen eine unſchmeichelhafte Ueberraſchung zu leſen."

Dieſe Art mich vorzubereiten machte mir einige Angſt — aber konnte dies nicht eine Neckerei ſein? Konnte ſie nicht Gefallen daran haben, mich zu ängſtigen, um mich dann deſto mehr zu beglücken? Meine Neugierde erreichte den höchſten Grad.

„Meine Gnädige," antwortete ich galant, „welche Idee müſſen Sie von meiner Art zu fühlen haben, wenn Sie glauben können, daß eine ſolche Ueberraſchung den Eindruck Ihrer Liebenswürdigkeit und Ihres Geiſtes ſchwächen könne? Das Gefühl meiner zärtlichſten Dankbarkeit wird unter allen Umſtänden daſſelbe bleiben."

„Wohl Ihnen und mir, wenn es ſo iſt," fuhr die Dame fort, „ich werde dann mir eine Beſchämung, Ihnen eine unangenehme Enttäuſchung erſpart haben. Doch kommen Sie, wir ſind am Ziele."

Ich geſtehe, daß ich nicht ohne Angſt die Schwelle des Hauſes betrat. Ich hätte gewünſcht, daß die

Vorbereitung länger gedauert hätte — denn — mir graute vor dem entſcheidenden Augenblick. Die Dame führte mich leiſe und behutſam über eine kleine Treppe, öffnete geräuſchlos eine Thüre und führte mich in ein duftendes, hell erleuchtetes Boudoir, welches verſchwenderiſche Pracht darſtellte. Im Hintergrunde ſtand ein wollüſtiges Lager, über welchem an der Wand in einem reizenden Halbdunkel ein Gemälde, Amor den Bogen ſchnitzend, hing.

Noch immer entſchleierte ſich die Dame nicht — es war eine undurchdringliche Finſterniß über ihr Geſicht gezogen, welche ſelbſt die Helle des Gemachs nicht erleuchten konnte. Mir wurde immer unheimlicher.

„Ehe ich mich Ihnen zeige, erlauben Sie mir erſt, Sie von den Beweggründen meines auffallenden Schrittes zu unterrichten. Setzen Sie ſich, mein Herr! — Seit lange haben mir Ihre Leiſtungen als Künſtler eine Theilnahme eingeflößt, welche mit der Zeit den Charakter der Zärtlichkeit annahm. Ich ſah Sie in einer unwürdigen Stellung — Ihr großes Talent, Ihre Vorzüge verdienen einen anderen Platz. Ich beſchloß, Sie aus dieſer Stellung zu befreien. Meine Connexionen ſetzen mich in den Stand, Ihnen ein glänzendes Engagement auf einer Hofbühne zu verſchaffen. Da ich — über die erſte Jugendblüthe hinaus — der Hoffnung nicht Raum geben durfte, durch meine perſönlichen Eigenſchaften Ihr Intereſſe zu erregen, ſo

gab ich mich, vielleicht voreilig, der Hoffnung hin, durch Ihre Dankbarkeit dieſen Zweck zu erreichen. Sie ſehen, ich ſpreche offen — ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht mehr jung bin — daß nur Ihre Dankbarkeit im Stande ſein kann, Ihnen einen Theil jener zärtlichen Gefühle einzuflößen, welche ich für Sie empfinde. Haben Sie nach dieſem den Muth meine Bekanntſchaft zu machen — wohlan, thun Sie es."

Sie blieb hierauf ruhig ſitzen, gewärtig, daß ich ſie entſchleiern würde. Die glänzenden Ausſichten, welche ſie mir eröffnete, der Gedanke an mein Ideal, welches ich nur auf dieſe Weiſe erringen konnte, das Gefühl der Dankbarkeit berauſchten mich. Ein poetiſcher Traum bemächtigte ſich meiner Einbildungskraft. Dieſes geheimnißvolle, milde, gütige Weſen — ha — wie, wenn es mein Ideal wäre? Götter Griechenlands — welche himmliſche Scene, würdig des Pinſels eines Appelles! Hat nicht dieſer göttliche Künſtler ſeine Campaspe auf ähnliche Weiſe errungen? Hat nicht Wieland uns in den reizendſten Farben ſolche göttliche Ueberraſchungen geſchildert? Mein Blut kochte — da ſaß dies verſchleierte Bild vor mir — vielleicht der Inbegriff meiner kühnſten Hoffnungen und Wünſche — dieſe zierliche Geſtalt, iſt ſie nicht die einer Hebe? — dieſer kleine reizend chauſſirte Fuß — war es nicht der einer Grazie? Ich zitterte — zagte — und plötzlich mit dem Ausruf: „Götter des Olymps — ich muß ſie ſehen!" ſtürzte ich auf die Huldin, riß den

[illegible] — Tod und Hölle! — [illegible] mich an, ein satani[illegible] Knabenge[illegible]!

Eine [illegible] des Schweigens folgte auf diese [illegible].

„Nun, mein Herr," sagte das Ebenbild der Medusa, in einem leichtfertigen Tone lachend, „wie gefällt Ihnen die Attrape?"

In diesem Tone lag die unverstellte Verachtung meiner Menschenwürde. Ich war nicht mehr im Zweifel, ich hatte eines jener herabgewürdigten Weiber vor mir, welche sich Vergnügungen erkaufen.

Es bemächtigte sich meiner eine Wuth und Empörung, deren ich mich lange nicht mehr fähig gehalten habe in ähnlichen Lagen.

„Wie, Madame!" — schrie ich, „Sie, Sie, die Sie meine Urgroßmutter sein könnten, Sie wagten es zu hoffen, daß ein Mann meiner Art seine Menschenwürde so vergessen könnte, um Ihre vorsündfluthlichen Gluthen zu löschen? Sie konnten glauben, weil ich arm bin — mich durch Ihr Geld dazu zu bringen, um an Ihnen eine Unmöglichkeit zu vollbringen? Weiche von mir, Du Aschenkrug längst entschwundener Frühlinge, graues Bild der Vorzeit, und nimm Deinen Sündenlohn wieder, den ich verachte, wie ich Deine sieche Lüsternheit verabscheue!"

Damit warf ich ihr die fünfhundert Gulden in's

Geſicht, riß die Thüre auf und — fiel die Treppe hinab. Fluchend raffte ich mich wieder auf und hinkte ſo ſchnell ich konnte auf die Straße. „Ja," ſagte ich zu mir ſelbſt, „das iſt der Kunſtenthuſiasmus, der Thaliens Tempel heute zuſammenhält, das ſind die begeiſterten Gefühle, welche Deine Kunſt krönen, das iſt der Lohn Deines Strebens —"

So philoſophirend lief ich durch die Straßen und murrte gegen Gott und ſeine herabgewürdigte Schöpfung. Aber meine philoſophiſchen Betrachtungen wurden von einem Gedanken durchkreuzt, welcher mich an meiner geſunden Vernunft irre machte.

„Wie ſollſt Du morgen Deinen armen Schneider bezahlen, die gute, reine Seele, deſſen Kinder zu Hauſe darben, indeß er gegen Dich ſo geduldig und freundlich iſt? Wäre es nicht tugendhafter geweſen, weniger der Menſchenwürde als des armen Schneiders zu gedenken? Wahrlich, dieſe Welt iſt närriſch eingerichtet! Es iſt in ihr manchmal faſt eine heilige Pflicht, verworfen zu ſein. Wie wenige Menſchen dieſer Zeit wären im Stande ihre Pflichten zu erfüllen, wenn ſie nicht ſo ſchlecht wären!"

In dieſen betrübten Betrachtungen wurde ich aber plötzlich auf eine ſehr drollige Weiſe geſtört. Ich fühlte mich an beiden Armen feſtgehalten.

„Haben wir Dich endlich, Du Straßenvagabondin, heute ſollſt Du uns nicht entkommen!"

Ich ſah mich um und fand, daß die hohe Polizei

mich in ihre Arme geſchloſſen. Jetzt erſt bemerkte ich zu meiner höchlichen Beluſtigung, daß ich noch immer das Coſtüm einer Dame trug. Ich brach in ein unſterbliches Gelächter aus. Als vagirende Straßendirne verhaftet zu werden — das war zu komiſch, als daß ich mir den göttlichen Spaß hätte verderben laſſen können.

„Fort, mit uns!“ brüllten die Polizeidiener, „diesmal entkommſt Du uns nicht — diesmal ſoll Dir das Leder angeſtrichen werden, darauf kannſt Du ſchwören!“

„Zufallsgott, ich danke Dir für dieſe köſtliche Erheiterung meiner betrübten Seele,“ betete ich und folgte den Bütteln, welche mich mit catoniſchem Ernſte auf die Polizeiwachſtube führten. Der Herr Hauscommiſſär empfing mich mit einer Gravität, welche alle meine Luſtigkeit entzügelte.

„Hier bringen wir die verſchmitzte Dirne,“ berichtete der Corporal, „die uns ſchon ſeit drei Nächten ſo viel zu ſchaffen machte. Das Menſch geberdet ſich, als ob ſie auf einen Ballſaal geführt würde, aber wir werden ihr den Muthwillen ſchon austreiben.“

Ich ſuchte alle meine Schauſpielkunſt zuſammen, um nun eine herzerſchütternde Scene zu ſpielen. Ich ſtellte mich, als ob mich plötzlich ein paniſcher Schrecken ergriffe und warf mich dem Commiſſär zu Füßen.

„Ach, ich beſchwöre Sie,“ rief ich aus, „befreien Sie mich von dieſen Cannibalen. Bei der Unſchuld

der ſchönen Fanny, bei welcher Sie geſtern geſchlafen, beſchwöre ich Sie, retten Sie mich.“

Der Commiſſär ſtutzte ein wenig über meine Kenntniß ſeiner Myſterien. Ich konnte es aber nicht aushalten vor Lachen, ſprang auf, fiel ihm um den Hals und ſagte:

„Aber, Nazi — kennſt Du mich denn nicht? — biſt Du denn wie Alle Deines Gleichen im Amte blind, da Du doch ſonſt ſo hell ſiehſt? Siehſt Du denn nicht, daß ich Stiefel und Hoſen anhabe und noch die Theaterſchminke auf meinen Wangen?“

Es war eine göttliche Komödie. Ich erzählte ihm mein Abenteuer mit allen Details — wir tranken einige Flaſchen Wein — er aber war ſchweigſam geworden und machte eine für eine Gerichtsperſon ſonderbare Moral zu meiner Geſchichte:

„Höre, Pepi!“ ſagte er, „Du biſt ein großer Eſel — für fünfhundert Gulden kann man des Teufels Weibe ſelbſt die Cour machen!“

Den 15. Januar 1840.

Ja, ich erkenne nun den tiefen Schmerz jenes Schriftſtellers als gerecht, ich fühle, daß Schriftſteller und Künſtler in dieſer Zeit nur dazu da ſind, Wünſchen und Neigungen der verwerflichſten Art zu dienen, ihre keuſchen Seelen abnützen zu laſſen von den niedrigen Begierden der heutigen Menſchheit. Wo iſt der Schriftſteller von Ruf heute, der nicht ſchmei-

[illegible] es einer Partei oder [illegible] einer Macht? wo der [illegible] Kunstliebe dieses [illegible] Opfer bringen müßte? [illegible] Rolle mit Feuer, [illegible] glaubte Lobsprüche zu [illegible] — ich fand ihn kalt. [illegible] war das ge[illegible]? [illegible] — Nein," sagte er, und [illegible] Mann, dem man einen [illegible] verborgt — „je mehr [illegible] kann es mir ge[illegible] Schauspieler seine [illegible] Sehen Sie denn [illegible] ihrem Feuer entge[illegible] plastischer H —, [illegible] Theater, närrische Faxen [illegible] Begeisterung. [illegible] Hammel fliegen lehren? Schaf[illegible] lassen Sie den Schneider [illegible] kokettiren Sie auf [illegible] Sie ohne zu fühlen, [illegible] das erschöpft nicht, ist rein kör[illegible] und Sie werden gefallen."

Er hat Recht — so ist es. Alle Anderen folgen seinem Rathe und machen Glück — ich werde von meinen Collegen ausgelacht, vom Publicum theilnahmlos behandelt. O mein Ideal, liebe mich und

versöhne mich mit dieser Kunstwelt, welche ich verachte. Heute sah ich sie wieder, die Unschuldvolle, mir so Heilige, Unantastbare. Ich besuchte einen Freund hinter den Coulissen des B. Theaters — da sah ich sie scherzend voll heiterer Unbefangenheit, plaudernd mit Jedermann — aber so kindlich, so naiv, daß sich kein unreiner Gedanke an sie wagte. Ich wollte die Freiheit aller Anwesenden nützen, sie sprechen, ihrer Eitelkeit schmeicheln, ihr eine Rose, welche ich für theures Geld in dieser Jahreszeit gekauft, verehren, ihr tausend jener nichtssagenden Schönheiten sagen, welche das weibliche Herz bethören — ich durfte es ja vor meinem Gewissen, — aber mir brach der Muth. Die Zunge, welche schon so viele Lügen gesagt, welche sonst von galanter Beredtsamkeit überströmte, sie blieb stumm — nur meine Blicke hingen an ihr, Blicke, welche das kindliche Gemüth nicht sah, nicht verstand. Woher dieser Zauber der Unschuld? Ist sie denn nicht auch aus Fleisch und Blut, wie so viele Andere, deren Tugend und Schamhaftigkeit ich überwältigt? durfte ich denn mit meiner vortheilhaften Gestalt verzweifeln an meinem Glücke, meinem Stern? Zehn Mal nahte ich mich ihr, zehn Mal wich ich zurück, wie Satanas vor dem Urbild des Reinen.

Ach, ich bin ja so unwürdig ihr zu nahen — jeder dieser keuschen Blicke schien mir zu sagen: „weiche von hinnen, unreiner Geist! Dein Athem befleckt mich, Du und ich — wir gehören anderen Welten an.“ Ich

ging verzagt, beſchämt, zerknirſcht — dann wieder toll und nichtswürdig mein Geſchick preiſend, das mir ſo viele Blumen zu einem Kranze der Glückſeligkeit gewunden, in deſſen Reichthum ich wohl dies eine Blümlein miſſen könne.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich ein Billet des Herrn von Zums, welcher mich zu einer Soirée einlud. Zums — ich konnte mich des Namens nicht entſinnen, endlich fiel mir bei, einen Mann dieſes Namens öfter hinter den Couliſſen geſehen zu haben, wo alle Choriſtinnen mit ihm ſehr bekannt thaten. Alſo hatte der Mann ein Hausweſen, Familie, er, welcher mit Figurantinnen ſich dutzte und — er war jung — er mußte folglich eine junge Frau haben — ich war neugierig und ging.

Man empfing mich in einem ſehr eleganten Salon mit tauſend Artigkeiten. Junge Mädchen ſagten mir Höflichkeiten, über welche ich an ihrer Statt erröthete. Man umringte mich, man las mir ein Gedicht vor, welches eine Dame auf mich gemacht, — ich war in dieſem Cirkel ein vollendeter Kunſtheros. Ich wußte nicht, ob man mich zum Beſten habe, oder ob ich wirklich in jene Elite des kunſtſinnigen Publicums gerathen, welche mich verſtand und deren Beifall ich erſtrebte. Die Dame des Hauſes war überaus gnädig gegen mich — wahrlich ein ſchönes Weib — kaum 25 Jahre alt, geiſtreich, unbefangen, etwas ſehr ungenirt und mit ihrem Gatten, beim Himmel, auf dem

zärtlichſten Fuße. Das Koſen mit ihm nahm kein Ende, ſeine zarten Aufmerkſamkeiten waren übertrieben. Nie ſah ich ſolche Galanterie eines Ehemannes. Er hatte immer Etwas zu verbeſſern an den Blumen in ihrem Haar, die Polſter des Sophas waren ihm nicht weich genug, er holte andere herbei, man hatte vergeſſen, ihr einen Fußſchemel vorzuſetzen — er beeilte ſich, ſcheltend auf die Dienſtleute, den Fehler gut zu machen. Er hatte nur Augen und Ohren für ſeine Frau, — ſie rief ihn mit den zärtlichſten Namen: mein Theurer, mein lieber Adolph, mein Schatz, mein Herzblatt, — er nannte ſie ſein Täubchen, ſeinen Engel, Herzchen, Minchen, — kurz, ſolche Zärtlichkeit zwiſchen Eheleuten ſah ich nie. Er küßte ihr die Hand, ſo oft er in ihre Nähe kam. Mich empörte dieſe Heuchelei des Betrügers, ein ſolches Weib zu beſitzen, die ihn ſo liebte, offenbar keine Ahnung hatte von der Aufführung ihres Gemahls — es war himmelſchreiend.

„Warte, Du Tartüffe," dachte ich — „ich will Deine Frau rächen. Du ſollſt mich nicht vergeblich zu Dir gebeten haben, ich will Dir ein Geweih aufſetzen, das einem hundertjährigen Hirſch Ehre machte." Ich begann ſogleich meine Operationen. Zuerſt ſchickte ich als Vorpoſten und Plänkler verliebte Blicke gegen die preisgegebene Feſtung, dann ließ ich die Linientruppen meiner Schmeichelreden ſie umzingeln und einſchließen. Ich beſchäftigte die Dame des Hauſes ſo

ununterbrochen, daß der Herr Gemahl wenig Gelegenheiten mehr fand, ſeine falſchen Artigkeiten, welche mich ärgerten, anzubringen. Das wirkte — er zog ſich zurück und beobachtete uns mit lauernden Blicken. „Aha," dachte ich, „der Hölle Rache kocht in ſeinem Herzen." Ich fand ſolches Vergnügen daran, ihn zu ärgern, daß ich wohl niemals liebenswürdiger geweſen ſein mochte. Auch machte ich reißende Fortſchritte, die Dame hörte mit holdſelig lächelndem Wohlgefallen meine Artigkeiten. Wir wurden in kurzer Zeit ſo vertraut, daß ſie mir geſtattete ihre Hand zu küſſen, als ſie die Karten zum Spiele miſchte. Ich mußte an ihrer Seite den Ehrenplatz einnehmen — kurz, ich war Hahn im Korbe. Der Herr Gemahl ſeinerſeits wurde ſehr kalt und ſehr zurückgezogen — denn er zog ſich in ein Nebenzimmer zurück, wo mehrere junge Damen Pfänder ſpielten — er machte ihnen, um ſeine Ehehälfte zu ärgern, die blinde Kuh und man hörte ſeine Küſſe knallen, wenn er die Gehaſchten abſtrafte. Welch ein Glück! Ich war alſo in jener herrlichen Situation eines Tröſters — eine Rolle, welche die ſtärkſte Tugendfeſtung bezwingt. Ich ſpielte ſie ſo vortrefflich, daß die Dame die Unarten ihres Mannes nicht zu bemerken ſchien. Als ſie nach einer Spielſtunde aufſtand, um in einem Nebenzimmer Etwas herbeizuholen, folgte ich ihr unter dem Vorwande, Beiſtand bei Hervorſuchung von Muſikalien zu leiſten. Eine halbe Minute ungeſehen mit ihr allein — ich nützte ſie wie ein

Meiſter in der Kunſt der Galanterie, meine Hand verirrte ſich an ihre ſchlanke Taille, welche ich ſachte, gleichſam ſchüchtern, zagend umſchlang, ſie wußte das Herz zu finden, welches ungeduldig pochte, die Dame wollte erſchrocken mit ihrem Arm dieſe vermeſſene Hand zurückdrängen — aber wie es zu kommen pflegt — drückte dadurch meine Hand nur feſter an ihren Buſen, — ſie wendete raſch das Haupt zu einem Vorwurf und — ich erhaſchte von den roſigſten Lippen einen Kuß. Ich war ſelig. Die Dame, als ſie ſich durch Kriegsliſt gefangen ſah, vergaß mir zu zürnen und wir kehrten zur Geſellſchaft zurück, wo der Herr Gemahl mich mit einem Blick empfing, deſſen Geiſt ich nicht faſſen konnte, da ich aus einem gewiſſen Gefühl der Scham demſelben auswich. Wahrlich, ſchändlicher kann man die Gaſtfreundſchaft nicht mißbrauchen; aber warum war er ein ſolcher Heuchler! Strafe muß ſein. Ich bin ſehr neugierig, wie dieſes Abenteuer endigen wird — für den erſten Beſuch war dieſer Erfolg glücklich genug.

Den 20. Januar.

Da habe ich ein Buch vor mir aufgeſchlagen — Philoſophie — echte deutſche Philoſophie. Es handelt in einem Capitel von dem Dualismus in der Seele der Wahnſinnigen! Bin ich alſo wahnſinnig? Auch ich fühle dieſen Dualismus in mir. Es iſt ein Geiſt in mir, der mir unaufhörlich zuruft: „Du biſt ein

unreiner Menſch. Du trittſt Deine heiligſten Ueberzeugungen mit Füßen. Du wandelſt einen Weg, wo Dich Dein guter Genius nicht begleitet."

Aber eine andere Stimme ruft mir zu: „Genieße die Freuden dieſes Lebens. Nütze die Thorheit der Thörichten, ernte, wo Andere geſäet haben, umfaſſe die Schwachheit mit dem kräftigen Arm Deiner Begierden. Kurz iſt das Leben — verſäume keine Gelegenheit glücklich zu ſein." Und doch, bin ich glücklich? Nein. Dieſer Taumel des Vergnügens erſchöpft mich — mein Herz iſt kalt und leer — der kurze Sinnenrauſch läßt lange Stunden der Verdroſſenheit zurück. So oft ich mein Ideal ſehe, wird mir wehmüthig um's Herz. Wie viele Thränen weine ich um ein verlornes Leben! Dieſe Freuden des Wüſtlings, wie vergänglich ſind ſie! Ach, ich wäre drei Mal glücklich ihnen zu entfliehen und am Buſen dieſer keuſchen Seele den Schmerz meiner Reue auszuweinen. Aber ich bin dieſes Engels unwürdig — ich würde ſie in mein Verderben mit fortreißen. Die einzige reine Freude, welche ich habe, iſt die, welche mir der Gedanke einflößt, ihr zu entſagen, um ihrer ſelbſt willen — aus Liebe. Ich hatte einen Brief an ſie fertig — mit klopfendem Herzen trug ich ihn zur Poſt — da ſtand dieſer fatale Zums und empfing die Coursberichte aus Frankfurt. Der gute Engel meines Ideals hatte ihn hierher geführt, als lebendiges Exempel des Eheſtandes eines Wüſtlings. Solchem Schickſale wie

das ſeines Weibes und ſein eigenes, das eines Betrogenen, wie das eines Betrügers — ſolchem Schickſale ſollte ich eine der reinſten Unſchuldblumen opfern? Nein. Ich zerriß voll Entrüſtung meinen Brief und warf ihn vor die Füße des Herrn von Zums, entſchloſſen, dort mein Glück zu ſuchen, wo ſich der Engel ſchon von ſeinem Schützling wegwendet.

„Was machen Sie da?“ fragte Herr von Zums.

„Ich zerreiße einen Brief voll der Empfindungslügen, welche Männer unſerer Art den Weibern aufſchwatzen, um ſie in unſer Verderben zu reißen, Lügen, an die wir ſelbſt glauben, ſo lange wir fern ſind von aller Verſuchung, und welche wir im nächſten Augenblick bei einer Dirne vergeſſen.“

„Schade, ſchade um den koſtbaren Brief,“ ſagte Zums, „ich brauche gerade einen ſolchen, — Sie ſind ein guter Styliſt, ich ein ſchlechter, erlauben Sie mir dieſe Stücke aufzuleſen — bitte, bitte — ich zahle eine Flaſche Champagner für dieſe Gunſt.“

Es war zu komiſch. Dieſer Einfaltspinſel machte mich zum Vertrauten ſeiner Liebſchaften, während ich auf dem Punkte ſtand, ſeiner Frau übermäßig wohlzugefallen.

„Topp,“ ſagte ich, höchlich beluſtigt und wieder von dem Geiſte beſeſſen, der mich in dieſen Strudel des Vergnügens fortreißt, wo Alle jetzt ſchwimmen — Staatsmänner, Prieſter, ja ſelbſt die Heiligen dieſes Zeitalters, welche Wunder wirken und für Chri-

ſtus — ſterben? — nein — doch aber ſtreiten wie Löwen und Tiger; „topp, es gilt — nur die Adreſſe gehört nicht in den Handel.“

Wir begaben uns lachend in ein Weinhaus und tranken wie Stallknechte. Der Wein machte mich noch fröhlicher als ich es ſchon war, wir erzählten uns galante Abenteuer und unſere beiderſeitige Eitelkeit feierte Triumphe der tollſten Aufſchneiderei. Ich log wie eine Zeitung, welche von fünf großen Mächten bezahlt wird, und ward gewiß in demſelben Grade wieder belogen. Denn wenn man ſich die Wahrheit erzählen wollte, würde man ſich wohl weniger Triumphe zu rühmen haben, die werth ſind, daß man ſich ihrer rühmt. Die Tugend bleibt gegen uns immer Tugend, und wenn es uns jemals gelingt, ein ehrbares Mädchen durch Schwüre, Lügen und Täuſchungen zu verführen, ſo iſt der Ausgang immer ſo tragiſch, daß wir uns wohl hüten, von unſeren Bubenſtücken zu ſprechen. Was aber die feilen Griſetten, die buhleriſchen Weiber betrifft — ach! wer ſchämte ſich nicht in ſeinem Innern über ihre Niederlagen! Herr von Zums hatte ſeinerſeits ein beſonderes Vergnügen, mit vornehmen Damen zu prahlen, ſeine Beglückerinnen waren Fürſtinnen und Gräfinnen! Er hatte darin, ſcheint es, anderen Geſchmack als ich. Eine ſchöne Kuhmagd war mir allezeit lieber, als eine häßliche Herzogin, eine junge Putzmacherin lieber, als eine alte Gräfin, — mir ſchien nie Etwas übernatürlicher, als dieſe

Sodomiterei mit Ranggefühlen, welche ich mit Nichts vergleichen kann, als dem Brunstgefühle der Affen und Hunde gegen Menschen, als Thieren höherer Rangordnung. In der That — wie betteln diese Weiber um die Gunst ihrer Lakaien — pfui über diese Bedientenliebe! — es ist himalayahoch über mein Begreifen. Solch' ein Bedientenaffe — der im Vorzimmer den Tirannen gegen Bittsteller und Männer von Rang spielt — sagt mir, ich bitte, wie ist das möglich, möglich, möglich! Giebt es denn irgend eine Wahrheit mehr, wenn Das zur Lüge wird, was Gott selbst als ewiges Gesetz in die Natur gesetzt! Wenn man Gefühle lenken, leiten, ihnen eine vorschriftsmäßige Richtung geben kann, den Strom bergan treiben! Bei Gott, wir leben in einer pudelnärrischen Zeit! So lange die Welt steht, war sie nie so durch und durch aus Lug und Trug gebaut. Da streiten und eifern sie gegen den Communismus und leben seit lange in dem ausschweifendsten Zustande dieses modernen, närrischen Socialsystems! Die Güter nur wollen sie nicht mit einander theilen — die Weiber aber haben sie bereits preisgegeben.

Doch ich vergesse unser Frühstück. Der Wein öffnete mir das Herz.

„Wie kommt es," sagte ich, „daß Sie, im Besitz einer so schönen Frau, nach Anderen trachten?"

„Toujours perdrix, toujours perdrix!" antwortete er achselzuckend.

„Wenn ſie aber Ihr Beiſpiel nachahmte?“ fuhr ich neugierig fort.

„Pah, ich bin Philoſoph!“ antwortete er, ſich auf dem Stuhle ſchaukelnd; „ſtoß an, Bruder — ſagen wir Du zu einander!“

Warum nicht? — mit wie vielen Taugenichtſen war ich ſchon in dieſem Duverhältniß!

„Und wenn Du Geld brauchſt,“ ſagte der Herr Bruder, „ſprich offen, meine Börſe iſt die Deinige.“

So hat mir Gott denn wirklich einen wahren, uneigennützigen Freund geſchenkt, dachte ich, — der hält die Probe. Ich dachte meines armen Schneiders, ich verſprach Zums einen Beſuch.

„Ich werde glücklich ſein, ihn zu bezahlen,“ ſagte Zums lachend.

Wir waren ganz Sympathie, wir küßten uns. Er trat mir ſeine Börſe ab, er verſprach Philoſoph zu ſein, wenn ich ſeiner Frau die Cour machte — was kann ein Freund mehr thun? Wir ſchieden von einander als die beſten Freunde — es war rührend, dieſe Harmonie der Seelen zu ſehen. Wie lange wird dieſe Freundſchaft wohl dauern? Von einer Schneiderrechnung zur andern vielleicht — dann Hollah!

Den 27. Januar.

Ich bin in der That ein glücklicher Mann! Zums iſt wirklich ein edler Menſch — nur leichtfertig. Er hat meinen Schneider bezahlt und für eine Schuld

gutgesagt. Wie soll ich ihm vergelten? Sein Weib ist ein Engel — ich kann ihren Umgang nicht mehr missen und doch macht mir mein Gewissen Vorwürfe. Aber gerade diese Vorwürfe machen das Verhältniß pikant. Er ist ein eifersüchtiger Narr und stellt sich ein Philosoph zu sein. Wilhelmine hat mich gebeten, zurückhaltender gegen sie zu sein — sein Zorn sei fürchterlich. Hätte sie das nicht gesagt, ich hätte meinen Freund nicht verrathen, — aber Gefahr reizt. Der Himmel mag wissen, ob der gute oder böse Geist über meine Entschlüsse den Sieg davon tragen wird.

Den 28. Januar.

Was kann ich dafür? Sie war zu bezaubernd! Er läßt mich stundenlang mit ihr allein und geht — ich weiß jeden seiner Schritte. Wir probirten eine Opernarie, sie sang mit Gefühl — ich sang und spielte meine Rolle — ich fiel ihr nach deren Vorschrift zu Füßen, ich küßte ihre Arme — ich flog an ihren Busen. Auch sie war von ihrer Rolle hingerissen — wir umarmten uns und vergaßen unter Küssen das Singen. Sie gab mir ein Rendezvous — um Mitternacht. Im Garten, an ihrem Fenster, steht ein Nußbaum — ich erkletterte ihn. Es war furchtbar kalt — das Fenster öffnete sich nicht — ich saß eine Stunde auf dem Nußbaum und stellte Betrachtungen über die Frage an, ob mehr Philosophie dazu gehöre, im Januar auf einem Nußbaum eine Stunde zu

ſitzen ohne Mantel und Hut, oder ſeine Frau der Verführung eines Hausfreundes preiszugeben. Iſt die gute Dame nicht allzu ängſtlich, daß ſie meinen Wünſchen ein ſolches Wettrennen „mit Hinderniſſen“ auferlegt? Sollte dieſer Mann wirklich ſo entſetzlich ſein in der Eiferſucht, daß man ſo viele Vorſicht beobachten mußte? Ich fand die Situation durchaus nicht romantiſch — ich habe noch heute den Schnupfen davon. Endlich wurde aufgethan — ich kroch zähneklappernd in die Schlafkammer meiner Huldin und hoffte nun an ihrem Buſen zu erwarmen. Aber mit Nichten! Frau von Zums ſchwamm in Thränen.

„Mein Himmel,“ ſagte ſie, „zu welcher Thorheit haben Sie eine Frau verleitet, welche ihre Ehre bisher unbefleckt erhalten hat! Seit einer Stunde kämpfe ich mit mir ſelbſt, ob ich Sie empfangen ſollte oder nicht! —“

„Wie?“ unterbrach ich ſie, etwas außer Faſſung, „und während dieſes langen Seelenkampfes ließen Sie mich bei 20 Grad Kälte auf dem Nußbaum ſitzen?“

„Ach, wenn Sie wüßten, Eduard, — apropos, glauben Sie an die Unſterblichkeit der Seele?“

„Welche Frage — meine Grauſame, ich glaube an die Sterblichkeit meines Leibes und bitte Sie, ehe ich auf Ihre Frage antworte, um einen Platz an Ihrer Seite — oder doch — am Ofen.“

Letzterer wurde mir zugeſtanden. Während mich ein heftiges Schnupfenfieber ſchüttelte, fuhr Madame

fort von der Unsterblichkeit der Seele zu sprechen. Der Geist ihrer Mutter sei ihr erschienen, habe sie vor dieser Stunde gewarnt, — sie beschwor mich, ihrer Schwäche zu schonen. Ueberflüssige Bitte, da meine Schwäche größer war als die ihrige. Ich zitterte am ganzen Leibe — ich mußte mir jede Secunde die Nase putzen.

„Ach, Sie weinen," sagte sie, „Sie fühlen Mitleid mit der Schwachheit eines Weibes? Ich danke Ihnen, mein Eduard. —"

Es war zu toll — ich wußte nicht, sollte ich wirklich weinen oder lachen, doch zu letzterem verlor ich die Lust, da jetzt zu meinen Leiden eine barbarische Kolik hinzutrat. Kalter Schweiß trat an meine Stirne — in Verzweiflung schrie ich:

„Wilhelmine — gnädige Frau — wie Sie befehlen, — zweifeln Sie weder an meinem Herzen, noch an meiner Delicatesse, — aber haben Sie Mitleid mit Einem, der stirbt — ich muß ein Bett haben und kostete es mein Leben."

Wie ein Wüthender stürzte ich auf ihr Lager los — sie warf sich mir zu Füßen — vergebens, ein Bett, ein Bett, dachte ich, alle meine Königreiche für ein Bett, — ich wagte das Sacrilegium, ich ergriff entschossen die Decke — da, o Schrecken! — gewahrte ich ein schwarzbehaartes Haupt, dessen Träger sich die Decke über das Gesicht gezogen hatte, — ein Schrei, ein Sprung, und trotz Kolik und Schnupfen war ich in

zwei Sekunden zum Fenſter hinaus, über den Nußbaum hinunter, welcher ſich einen Theil meiner Kleider zum Andenken behielt, zerſchunden an Händen und Geſicht. — Jetzt liege ich da im Bewußtſein meiner Albernheit! Wie wird das ausgehen? Ich erwarte jede Minute dieſen edlen Freund Zums, der im Bette ſeiner Frau lauerte, um mir Hals und Bein zu brechen. O me miserum! — welche elende Figur werde ich ſpielen, wenn er kommt mit der Schneiderrechnung in der Rechten und in der Linken meine Liebesbriefe an ſeine Frau. Die Hexe — war ſie mit ihm einverſtanden, oder handelte ſie ſo, weil Alles entdeckt war? Gute Nacht. Das giebt eine ſaubere Geſchichte!

Abends.

Ich weiß nicht wie es kommt, ich denke immer erſt über die wichtigſten Dinge nach, wenn ich bis an den Hals in ihnen ſitze. Dieſe Familie Zums — wer iſt ſie? — ich habe noch nicht einmal Jemand um ſie befragt. Ein glänzendes Hausweſen, ein großmüthiger Freund, ein ſchönes Weib — das genügte mir. Jetzt möchte ich gern Etwas haben, um gegen den Zorn meines Freundes bewaffnet zu ſein. Mein Verrath iſt zu ſchändlich — nachdem er meinen Schneider bezahlt — mir wie einem Bruder vertraut — pfui über mich! — es war ſchwarzer Undank. Nein, ich kann dieſem ehrlichen Zums Nichts anhaben, als daß

er Schwächen hat, welchen ich ebenfalls unterworfen bin. Soll ich mich etwa benehmen nach dem Sprichwort der Narren: „Der ſchwarze Topf ſagt zum ſchwarzen Topf: Dein H— iſt ſchwarz"? Nein — ich will mich nicht beſchönigen durch fremde Beſchuldigung, ich will abbitten, will mich mit ihm ſchlagen, will mich von ihm verklagen laſſen, — ach, ich bin ſo jämmerlich, daß ich mich ſelbſt bedaure. Was haderſt Du gegen die Welt, da ſie nicht ſchlimmer iſt als Du?!

den 29. Januar.

Gottlob — ſo wäre ich denn mit 24ſtündiger Todesangſt davon gekommen. Ha, welcher Stein iſt von meinem Herzen gefallen. Zums iſt ein ſehr edler Menſch, er verzeiht mir den ihm zugefügten Schimpf, ja noch mehr, er will meinen Umgang nicht miſſen. Heute Morgen kam er mich zu beſuchen. Er war ernſt, freundlich, ſchwermüthig. Er reichte mir die Hand und begann ſein Herz zu ergießen.

„Lieber Freund," ſagte er, „ich bin troſtlos, Dich gekränkt zu haben."

„Du mich?" fragte ich erſtaunt.

„Ja," ſagte er, „ich Dich. Es war ſehr unfreundſchaftlich von mir, daß ich Dich harmloſe Seele, ſo wie meine Gattin in einer grauſamen Täuſchung ließ. Es war hart, Euch — die Ihr Euch ſo liebt, in der Angſt vor meinem Zorn zu laſſen, und ohne

es zu wiſſen, Eure Zuſammenkunft zu ſtören. Wiſſe denn, Bruder, daß ich längſt bemerkt habe, daß Ihr Euch gut ſeid, und daß ich mich darüber freute."

„Wie, Du freuteſt Dich?"

„Ja, ich freute mich — denn, Bruder, welchen Erſatz kann ich einer jungen, ſchönen Frau bieten für ein Glück, welches ich ihr nicht gewähren kann? Du kennſt meinen Lebenswandel, meinen Hang zur Abwechslung, iſt es nicht billig, daß ich meiner Gattin ſtillſchweigend daſſelbe Recht einräume, welches ich mir anmaße? Aber das gute Geſchöpf ahnte eben ſo wenig als Du meine Denkungsart. So wiſſe denn, Bruder, wiſſet Beide, daß ich glücklich bin, Euch glücklich zu wiſſen. Ein Zufall nur war es, der mich veranlaßte, wider meine Gewohnheit lange in der Kammer meiner Frau zu verweilen — ich hatte mit ihr über wichtige Angelegenheiten zu ſprechen. Erſt ſpät gewahrte ich ihre Unruhe und Verlegenheit. Die Arme — ſie war außer ſich vor Angſt und geſtand mir unter Thränen ihre vermeintliche Schuld. Ich ſchämte mich ihr zu ſagen, daß ich ihr freien Willen laſſe. Sie beſchwor mich, ihr nur die einzige Gunſt zu bewilligen, daß ſie Dich von Deinem Marterſitz auf dem Nußbaume — ha, ha — befreie, um Dich dann zu entfernen. Sie wollte es nicht anders, ich ſollte Zeuge der Scene ſein, wie ſie ſich verabſchieden werde. So willigte ich denn ein zu bleiben, um nur Dich bald aus Deiner Lage zu befreien. Vergieb mir, Bruder."

Ich war ganz confus vor Erſtaunen. Welcher Edelmuth, welche Philoſophie, welch' ein aufgeklärter, großmüthiger Geiſt! Ich wußte Nichts zu antworten.

„Aber zum Teufel, Bruder," fuhr Zums fort, „jetzt ſei auch guter Dinge und mache kein ſolches Schafsgeſicht. Du liebſt meine Frau, ſie liebt Dich, basta, ſeid glücklich mit einander, — aber wenn Du ſie in Zukunft beſuchen willſt, ſo gehe durch die Thüre, nicht durch's Fenſter, die Paſſage iſt gefährlich. Ich habe heute Morgen mit meiner Frau mich arrangirt, wir haben ein Cartel geſchloſſen, ihr iſt ein Hausfreund geſtattet, mir Freiheit, — ich denke, Du hätteſt Urſache mit dem Arrangement zufrieden zu ſein. Ich werde als Freund für Dich ſorgen wie für meinen Bruder, nur tröſte mir meine Frau und ſorge dafür, daß ſie niemals Langeweile hat."

„Wenn's Dir recht iſt," antwortete ich luſtig — „und wenn es Deiner Frau angenehm iſt, ich meinerſeits müßte ein Narr ſein, ſolches Glück auszuſchlagen. Alſo iſt's Dein Ernſt — und wir bleiben gute Freunde?"

„Ja, wir bleiben gute Freunde!" antwortete Zums und umarmte mich, „und zum Beweiſe, wie gut ich's mit Dir meine, habe ich Dir eine freudige Ueberraſchung bereitet."

„Eine Ueberraſchung?"

„Ja; rathe, was?"

„Etwa ein Engagement?"

„Mehr als das, Bruder: — ich habe Dir den Weg geöffnet zu einer glänzenden Laufbahn, Du wirst dieſes kleine für Dein Genie zu unbedeutende Theater verlaſſen können, die Welt ſteht Dir offen, Dein glühendſter und doch ſo ſtiller Wunſch geht in Erfüllung — kurz, ich habe Dich zum Mitgliede des **Tugendkranzes***) vorgeſchlagen, welcher eben ſein funfzigjähriges Jubiläum feiert."

---

*) Ich muß mich hier, um Mißdeutungen zu entgehen, über dieſe Stelle erklären, ſo unangenehm es iſt für einen Autor, ſein Buch ſelbſt zu commentiren. Das deutſche Volksleben hat eine ausgeſprochene Tendenz zum Cliquenweſen. Ich verſtehe darunter keineswegs die freie Aſſociation zu gemeinſamer Verfolgung großer und edler Zwecke, wobei keine Ausſchließung ſtattfinden kann von Gleichgeſinnten, ſondern jene Vereine, welche, obgleich edlen Zwecken zum Scheine huldigend, doch keine anderen Zwecke wirklich verfolgen, als die Freuden der Tafel, die Gegenſeitigkeit der Unterſtützung und Gevatterſchaft unter den Mitgliedern, und komödiante Demonſtrationen, ohne alle ernſtliche Abſicht, ſo zu ſagen, um dem Publicum Sand in die Augen zu ſtreuen. Dergleichen höchſt verderbliche Vereine – wahre Schutz- und Trutzbündniſſe gegen die freie Kraft des Talentes und die von aller Parteiſucht unabhängige Geſinnung, entſtehen meiſtens durch den Egoismus einzelner, einen gewiſſen Ruf und Einfluß genießender Perſonen, welche unter irgend einem großſprecheriſchen Vorwande einen Anhang um ſich zu verſammeln ſtreben, weil ſie das Bedürfniß fühlen, ſich auf fremde Kraft zu ſtützen. Die obige Stelle hat den einzigen Zweck, dieſes Cliquenweſen in ſeiner Ausartung zu charakteriſiren, ſie iſt nicht local, gegen beſtehende Corporationen gerichtet und ſoll dieſe nur warnen vor einem unvermeidlichen Looſe! Es muß mit allen den deutſchen Vereinigungen dahin kommen, wenn dieſe Vereine, urſprünglich gewiß

„Mitglied des Tugendkranzes?“ rief ich ganz perplex, „Du — ich — Tugend —?“

„Nicht wahr,“ fuhr Zums großprahlend fort, „nicht wahr, Du ſtaunſt? — ſolche Ehre, ſolches Glück, kann man ſagen, wird nicht leicht Jemandem ohne beſondere Protection zu Theil — man muß Verdienſte haben, beim Himmel, es war mir nicht leicht, hier Eingang zu finden, die erſten Notabilitäten der Kunſt und Wiſſenſchaft, die reichſten Bankiers ſind in dieſer Geſellſchaft — ſie iſt die Elite der guten Geſellſchaft!“

„Was aber um's Himmels Willen ſoll es mir helfen, dieſem Tugendbunde anzugehören? — Geh', laß mich — die Pfade der Tugend ſind mir zu dor-

---

in der edelſten Abſicht, das Princip der Ausſchließung — welches Boz in ſeinen Pickwickiern ſo köſtlich perſiflirt und in England ſich längſt von dem geſunden Sinn der Nation in die kleinſten Neſter lächerlicher Kleinſtädterei verwieſen worden iſt — fortwährend beibehalten. Nothwendig muß jede dieſem Princip huldigende politiſche Aſſociation den Kaſtengeiſt — die Ariſtokratie — befördern, wie wir aus der Geſchichte von allen ſolchen politiſchen Cliquen wiſſen, daß ſie in Despotismus verfielen, — jede aber der Kunſt und Wiſſenſchaft gewidmete derartige Aſſociation zu einer Unterdrückung des wahren Talentes und der freien Kunſtkraft führen und die Herrſchaft der Mittelmäßigkeit begünſtigen, wie die Geſchichte der franzöſiſchen Akademie auf ſo bezeichnende Weiſe darthut — jener Akademie, welche zu ihren Mitgliedern einflußreiche Perſonen aller Stände zählte, Profeſſoren, Staatsbeamte, Biſchöfe, Miniſter — nur nicht die größten und leuchtendſten Genies Frankreichs.

nig, ihre Koſt iſt mir zu mager und ihre Hütten ſind mir nicht bequem genug. —"

„Närriſches Kind!" ſagte Zums, indem er mich küßte, „was es Dir helfen ſoll? Du biſt doch ſo unwiſſend, wie ein neugebornes Kind! — ſchlechte Koſt, Dornenpfade, ſtille Hütten? — Narrheit! — köſtliche Diners, ſage ich Dir, Champagner, Muſik, gewichſter Fußboden, prächtige Salons — Du wirſt entzückt ſein."

„Aber ich werde durchfallen und Du wirſt mich compromittirt haben, anſtatt mir zu nützen. Guter, theurer Zums, ich danke Dir für Deinen guten Willen, ich bewundere Deine Freundſchaft, aber diesmal haſt Du mir ſchlecht gedient. Ich fühle nur zu wohl, wie viel mir abgeht, um einem Tugendbunde anzugehören, und ich fürchte, Andere werden dies noch mehr fühlen als ich."

„Durchfallen? — Poſſen! —" antwortete Zums, „iſt mir nicht eines der einflußreichſten Mitglieder fünfhundert Gulden ſchuldig auf einen Wechſel nach Sicht? beſteht nicht ein Drittheil aller Mitglieder aus Freunden von der Börſe, welche zuſammenhalten, und ein anderer Drittheil aus Perſonen, welchen ihnen Geld ſchuldig ſind? — da haſt Du die entſchiedene Majorität für ein von uns vorgeſchlagenes Individuum. Ich ſage Dir, Du biſt bereits Mitglied und kannſt Dir Glück wünſchen, denn wiſſe, ohne dieſem Verein anzugehören, wirſt Du niemals Fortſchritte machen, es ſei als Künſt-

ler, Schriftſteller oder ſonſt in einer öffentlichen Laufbahn.“

„Welche ſind aber die Zwecke der Geſellſchaft?“

„Die Zwecke — die Zwecke! — ich habe in der That zu wenig davon gehört, um Dir genaue Rechenſchaft zu geben, es ſcheint, daß man ſich vereinigt hat, das Schöne und Gute zu befördern — ein Mal hörte ich auch leiſe ein Wort fallen von den Zwecken des ehemaligen Tugendbundes — ich bin nicht ſtark in der Geſchichte, ich kenne das nicht — aber davon ſcheint nur unter ein Paar Kopfhängern die Rede zu ſein, welche ſich vor den Andern verſtecken, kurz, ehrlich geſtanden, ich kenne keine anderen Zwecke der Geſellſchaft, als diejenigen, welche ſie wirklich erreicht und befördert. Ich weiß nur, daß man als Schauſpieler nur dieſer Geſellſchaft angehören darf, um in den meiſten Blättern gelobt zu werden, daß die Namen der Schriftſteller der Geſellſchaft in allen deutſchen Zeitſchriften oft ohne allen Anlaß geprieſen werden, ich weiß, daß die Künſtler der Geſellſchaft in den vornehmſten Häuſern Zutritt und Mäcenaten finden, und daß im Gegentheile alle jene Schriftſteller und Künſtler, Schauſpieler, Akrobaten und Taſchenſpieler, welche nicht dieſer Geſellſchaft angehören oder auch nur ein Mitglied derſelben zum Feind haben, ſelten ihr Fortkommen finden, in allen Blättern gehudelt und verleumdet werden, und falls ſie einen Ruf beſitzen, denſelben oft in kurzer Zeit verlieren. Ich weiß, mein guter

Eduard, daß ein Mann durch dieſe Geſellſchaft berühmt geworden iſt in allen vier Welttheilen, welcher ſehr wenig gelernt hat, gar kein natürliches Talent beſitzt, wohingegen ein Anderer von großen Vorzügen durch dieſelbe Geſellſchaft in ſeinem Renommé faſt zu Grunde gerichtet worden wäre, hätte er nicht die Klugheit beſeſſen, deren mächtigſte Mitglieder in Furcht zu ſetzen. Eben ſo weiß ich, daß ein Mann, welchen die einzelnen Mitglieder der Geſellſchaft noch vor wenigen Monaten für einen Einfaltspinſel, für einen Narren erklärten, nachdem er als obſcures Genie faſt in Elend umgekommen wäre, nachdem ſich Jahre lang Alles von ihm zurückgezogen, ja Anſtand genommen hatte, dem Verrufenen, Verleumdeten die Hand zu reichen, plötzlich allgemein, wie er es längſt verdient hatte, geehrt, geachtet, geprieſen und vergöttert worden iſt — blos weil er, durch Unglück gewitzigt, den guten Einfall hatte, ſich durch ein geſchicktes Manöver in die Geſellſchaft einzuniſten. Kurz, ich ſage Dir, Freund — der Verein iſt allmächtig! —"

Ich war neugierig — obwohl mir der Verein nichts weniger als tugendhaft ſchien, und vielleicht eben deshalb wünſchte ich ihn kennen zu lernen. Ich dankte daher Zums für ſeine Sorgfalt aufs Wärmſte mit einer Fluth von zärtlichen Worten, er aber unterbrach mich:

„Nun aber genug geplaudert, nun mußt Du eilends zu meiner Frau, denn ſie meint, wir hätten

Dich auf immer verſcheucht, Du mußt ſie beruhigen.“

Natürlich ließ ich mir das nicht zwei Mal ſagen. Zums ging auf die Börſe — ich zu ſeiner Frau mit zitterndem, glückahnendem, lechzendem Herzen. Dieſe Art von Abenteuer war für mich ſo neu, ſo ſeltſam, daß ich mich in einem Zuſtande der höchſten Aufregung befand. Glücklicherweiſe erlaubten es meine ſtürmiſchen Wünſche nicht, ruhig zu überlegen, ſonſt hätte wohl die Pein von allen jenen Gedanken des Zartgefühls, welche Verlegenheiten bereiten, mich um mein Glück gebracht. Wenige Augenblicke — und ich trat mit hochklopfendem Herzen in das duftende Boudoir der Madame Zums. Auch ſie war einer ſtarken Emotion zur Beute geworden — wir ſagten uns Nichts — Blicke, Stammeln, Händedrücke, Umarmungen — — ich ſchwimme jetzt in einem Meere von Wonne, aus welchem nur ein bleicher Schimmer meines Ideals nebelgleich emportaucht, um gleich wieder zu verſchwinden. Ach, wenn das Sünde iſt, was ich treibe, ſo iſt's doch eine himmliſche Freude zugleich, — ha, wie das Glück mich durchſchauert! — ich kann nicht mehr ſchreiben — — ſeltſam, aber ich fühle neben meinem Glück zuweilen eine unſägliche Pein darüber, daß Madame Zums ihren Mann nicht — liebt.

den 7. Februar.

Alſo es iſt ausgemacht — ich bin Mitglied des Tugendkranzes. Geſtern Abend wurde ich in die Ge-

ſellſchaft eingeführt. Nun begreife ich, daß Satan ſich aller in guter Abſicht unternommenen Menſchenwerke bemächtigt und ſie in Unheil und Uebelthaten verkehrt. Ich bebe vor Abſcheu! Welch' ein Hohn, wenn der Name der Tugend ſo frech mißbraucht und geſchändet wird für die ſchnöden Zwecke der Eigenſucht, welch' ein Unglück, wenn Männer von Talent, Geiſteskraft und Ehre ſich genöthigt ſehen, ſich in Bündniſſe mit der Unfähigkeit zu begeben, um nicht unterzugehen! Mit welchem tiefen Gram ſah ich hier Männer von erprobtem Werthe unter Nichtswürdigen umherwandeln, welche Nichts durch ſich ſind, deſto mehr durch den Beiſtand Anderer. Dieſer Verein kann in harmloſer, vielleicht edler Abſicht geſtiftet worden ſein, aber wie wird jene Kraft mißbraucht, welche ſich durch Vereinigung gewinnen läßt! Ja, es iſt wahrſcheinlich, daß die Mehrzahl der Vereinsmitglieder aus trefflichen Menſchen beſteht: ausgezeichnete Männer ſind freilich — wie überall, nur ſehr wenige hier. Wie kommt es aber, daß bei einer Mehrzahl der Guten doch das Schlechte geſchieht? Merkwürdig! Dieſe Geſellſchaft hat keine ausgeſprochenen Zwecke, kein Glaubensbekenntniß, keine Statuten — aber nach allem Dem, was ich von ihrem Wirken nur gehört habe, handelt ſie, als ob ſie folgende Grundſätze ſich ſelbſt vorgeſchrieben hätte:

1. Die Geſellſchaft folgt dem Wahlſpruche: Unter uns Freiheit und Gleichheit aller Talente, Gaben und natürlichen Vorzüge.

2. Jedes Individuum, welches in die Gesellschaft aufgenommen werden will, muß irgend einen Einfluß, Macht oder Geld haben, oder es muß von seiner Aufnahme die fernere Gunst oder das Mitwirken eines mächtigen und einflußreichen Mitgliedes abhängig sein.

3. Individuen, welche weder Journalisten noch Bankiers, weder Beamte noch von den Frauen begünstigte Männer sind, haben daher keinen Zutritt zu der Gesellschaft.

4. Männer von großen Talenten, wenn sie nicht schon Ruf besitzen oder nicht mit vielen Mitgliedern der Gesellschaft befreundet sind, wenn sie also noch keinen Einfluß besitzen, sind ausgeschlossen.

5. Jedes Mitglied muß sich den Schein liberaler Denkungsart zu geben wissen.

6. Die Mitglieder verpflichten sich, jedes Talent, jeden Charakter, welche durch ihre Rivalität Mitgliedern gefährlich werden könnten (ohne selbst Mitglieder zu sein), in ihrem Kreise mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu verfolgen, zu verleumden, zu verkleinern.

7. Dagegen verpflichten sich alle Mitglieder, jedes für sich und in Gesammtheit, den Mitgliedern zu Rang, Ehre, Ruhm, Geld, Macht, Einfluß zu verhelfen, gleichviel, ob sie Verdienste und Fähigkeiten haben oder nicht, denn die Macht derselben dient dem großen Hauptzwecke der Gesellschaft: alle isolirte, freiselbstständ-

dige Geiſteskraft zu vernichten und ſo die Menſchheit, die Wiſſenſchaft und die Kunſt ihres natürlichen Beiſtandes durch die Natur, welche immer den herrſchenden Uebeln entſprechende Gewalten entſtehen läßt, zu berauben und von der Geſellſchaft abhängig zu machen.

Glaubt man da nicht die Ordensregel der Geſellſchaft Jeſu zu leſen*)? Nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß es dieſer um die Weltherrſchaft, jener aber meiſt nur um Befriedigung der Eitelkeit mittelmäßiger Köpfe zu thun iſt, welche zufällig Macht oder Einfluß beſitzen. Wann wird man in Deutſchland begreifen, daß der Cliquengeiſt und der Jeſuitismus Kinder einer Mutter, ſiameſiſche Brüder — eins und daſſelbe ſind? Jede geſchloſſene Vereinigung muß ja endlich degeneriren. Aus dem Tugendbunde der zwanziger Jahre muß in ſpäteren Jahren endlich ein Laſterbund der niedrigſten und ſchmutzigſten Intereſſen werden. Nur freie Aſſociation Gleichgeſinnter, zu welchen man frei und ungefragt geht, und von welchen man ebenſo ſcheidet — ſo ſcheint es mir — kann einem guten

*) Ich habe mich nicht zu entſchuldigen — über Etwas, deſſen man mich nicht beſchuldigen kann, — aber ich wiederhole, ich will keine beſtehende Geſellſchaft verunglimpfen, ſondern nur deren wohldenkende Mitglieder warnen, dem Geiſte der Klubs Vorſchub zu leiſten — und ihnen zu bedenken geben, wie einen Verein unter dem Princip der Ausſchließung ſtiften — heißt: ein Haus bauen und nicht wiſſen, wer es bewohnen wird.

D. S.

und edlen Zwecke treu bleiben, weil dieſer Zweck ihr einziges Vereinigungsmittel, ihr Loſungswort und das Einzige iſt, was von der Geſellſchaft immer fortbeſteht, während dieſe ſelbſt von heute auf morgen ihre Mitglieder, ihre Zahl verändert. Was ſollen uns aber dieſe Klubs mit allen ihren prahleriſchen Aushängeſchildern von Geſinnungen und Grundſätzen, mit allem ihren Wortkram, und mit allem liederlichen, nichtswürdigen, ſchmutzigen, ränkeſüchtigen Geiſte — mit manchen Mitgliedern, welche in aller Tugend ſich von laſterhaften Weibern aushalten laſſen, von betrügeriſchen Bankerottirern, reichen Kunſt- und Literaturdilettanten, Spielern, geheimen Polizeibeamten?! — Doch was ſoll ich alle Kategorien der Schurkerei hier aufführen — iſt's doch nur mein Tagebuch, worin ich mich ergieße — aber mein Abſcheu iſt unüberwindlich, mein Ingrimm über ſolchen frechen Frevel unbezähmbar, — ich muß, da ich nicht laut ſprechen darf, ohne mich der Verfolgung auszuſetzen, mich hier ergießen, — fort aus dieſer Geſellſchaft, wo ſchaler Witz und Geiſtesimpotenz mit ſittlicher Verworfenheit — der Teufel mit der Dummheit — ekelhafte Hurerei treiben. C'est plus fort que moi! Wenn ich daran denke, daß dieſe Geſellſchaft — ach, freilich mit vielen ehrenhaften Zwangsmitgliedern, darüber ballotirt hat, ob ich als Künſtler und als Menſch ihrer würdig ſei — beim Himmel, ich weiß, daß ich kein Tugendheld bin, ich weiß auch, daß — nein, wozu Beſcheidenheit in meinem Tage-

buche, ich weiß, was ich vermag, — gebt mir etwas Heiliges und ich ſterbe dafür, — gebt meinem Geiſte einen würdigen Spielraum und ich werde zeigen, was ich vermag, — ſittlich und geiſtig trotz meiner Schwächen erhaben über Euch, fühle ich es ſtark und groß und ſtolz in mir: daß wahre Kraft und wahrer Werth ſich nicht vergeſellſchaften! Vereinigung — darnach trachtet nur die Schwäche und die Bosheit, — darum fort aus dieſer Geſellſchaft, und wenn ſie mir Ewigkeiten von Ruhm darbieten könnte! — um den Preis, mit Narren und ... gleich zu ſtehen, kaufe ich nicht den Ruhm — nicht alle Schätze dieſer Erde — nicht einen Trunk, wenn ich ſtürbe am Durſt — nicht das Licht meiner Augen, wenn ich erblinden ſollte, — und ſo in dieſem Trotze — in dieſem Hochgefühle des Stolzes — o mein Ideal — fühle ich mich Deiner würdig!

den 10. Februar.

O mein Ideal! Den Abend, da ich in dieſer mir entſetzlichen Geſellſchaft war, wo mich elende Couliſſenreißer, durch ſchöne Weiber zu ſchönen Stellungen pouſſirt, mit einer Protections- und Meiſtermiene empfingen und belehrten, wo Menſchen von ſo ſchwarzem Gewiſſen, daß ich mich ihnen gegenüber wie einen Heiligen fühle, Männer, deren Seelen Nothzucht getrieben mit der tiefſten Schmach verruchter und gemeiner Gedanken — Herr, mein Gott, iſt es möglich? — wo

dieſe Menſchen, ſage ich, welche täglich ſieben Mal, wie Judas, ihren Heiland um elende Silberlinge verkaufen — daß ſolche Menſchen, ſage ich — welche in einem Athem heucheln, ſchmeicheln, falſch ſchwören, lügen, betrügen, ſtehlen, verrathen, verkaufen — den Herrn, das Weib, das eigene Kind, Herr, iſt es möglich, daß ſolche Menſchen mich mit jener väterlich ſtrengen Richtermiene, ſo zu ſagen, zu Boden — blickten — weil ich meinem Schneider zuweilen ſchuldig bin und den Frauenzimmern — mehr als billig — ergeben bin!

Wie fliegen die Hüte links und rechts vor manchen Schuften, welche auf der Straße keine Dirne anblicken und nicht vor allen Leuten in fremde Taſchen greifen, — welche öffentlich mit vielem Geſchrei und Gelobſamkeit der bezahlten Journale ihre Almoſen öffentlich ausweiſen — o dieſe Welt gehört dem Heuchler! —

— Alſo den Abend, wo mir dies begegnete, da erſchienſt Du wieder meinem Geiſte, o mein Ideal, ſtrahlend in Unſchuldverklärung, mild, heiter — und — ich irre mich nicht, Du winkteſt mir lächelnd, als wollteſt Du ſagen, wie ich hinabſtürmte aus dem Salon des falſchen Lichts: — ſo, mein Lieber, ſo habe ich Dich gern!

Ja, ſo ſagteſt Du, mein Abgott, Du mein Sternhimmel voll leuchtender Seligkeiten! — nimm es nicht zurück — Dein Wort, ich habe es — Du haſt es mir

gegeben, als ich zu Hauſe mich niederwarf auf meine Kniee und Dich ſah, ja, Dich ſah mit meinen weit aufgeriſſenen Augen und Du mir verziehſt mit einem himmliſchen Blick und ich Dir gelobte Dir ähnlich zu werden, rein und keuſch — — —, Tod und Hölle! — Das ſpricht Dein Urtheil, Weib, Ehebrecherin, Potiphar — daß mich Dein beduftetes Billet, welches im Umwenden eines Blattes mir in die Hände fällt, aus meinem Himmel herabreißt! — das reißt mich los von Dir, Du ſchnödes Gefäß der Wolluſt. Ich ſpeie Dich aus! Meere — Ewigkeiten ſind zwiſchen uns getreten, Dir zu, mein Ideal — welche Weiten treten zwiſchen meine Seele und jenes Weib!

den 11. Februar.

Mein guter Schneider war heute bei mir. Er iſt bezahlt, ich bin ihm Nichts ſchuldig, aber ſeine Frau liegt in den Wochen, die Familie braucht Geld — ihr muß geholfen werden — ich darf es jetzt mit der Zums nicht verderben.

Abends.

Ich habe Zums angeredet um zwanzig Ducaten für meinen Schneider — er gab ſie mir ohne Anſtand und nahm keine Verſchreibung darüber. Es iſt doch ſehr bequem, einen ſolchen Freund zu haben. Und am Ende iſt eine ſolche Freundin auch nicht zu verachten. Doch es ſcheint vorbei zu ſein. Ich habe heute die

Zums bei ihren Kindern überraſcht — das hat meiner Leidenſchaft den Gnadenſtoß gegeben. Wie kommt es — dieſes Weib, ohne Fehl und Makel, ſchön vom Wirbel bis zur Zehe, ſie gefällt mir nicht mehr, weil ſie ihre Kinder nicht liebt! Wußte ich doch kaum, daß ſie Kinder hat. Wer kann mir dieſen geheimen Rapport zwiſchen dem ſinnlichen Wohlgefallen und der Achtung erklären? Es ſcheint in der Natur zu liegen, daß das höchſte ſinnliche Vergnügen ſich nur der reinen Liebe zugeſellt. Nur in dieſer Vereinigung iſt dauernde Seligkeit — Alles außer ihr iſt ohne Dauer, ſchal und vom Ueberdruß gefolgt. Es giebt kein vollkommenes Glück ohne Tugend — die Sünde iſt nicht glücklich. Dieſe Mutter, welche ihre Kinder nur ſieht, wenn ſie gewaſchen, gekleidet und — es iſt empörend — mit wohlriechendem Waſſer parfümirt ſind, erſcheint mir als eine ſchlechte, herzloſe Mutter, als eine Kokette — und plötzlich fliehen alle Reize von ihr, ihre Schönheit läßt mich kalt, aus ihren Augen blickt mich widerlich kaltherzige Begierde an. Nun begreife ich, was mir immer ein Räthſel war, die Geheimniſſe der modernen Erziehung. Die Wolluſt und ihre Geſchäfte haben dieſes Syſtem der Erziehung erfunden, aber ſie betrügt ſich ſelbſt um ihre höchſten Genüſſe — denn nur das Glück der Mutter mit dem Glück der Gattin vereinigt iſt ein vollkommenes!

Ha, giebt es wohl in der Schöpfung etwas Verächtlicheres als eine Mutter, welche ihre Kinder nicht

liebt? Eine Mutter, welche aus Beſorgniß, ihre Reiz zu verlieren, ihre Kinder Ammen und Dienſtboten übe läßt?

Madame Zums iſt nicht die einzige unnatürlich Mutter.

Ob ich wohl falſch ſchließe, wenn ich annehme daß die Mütter alle, welche wie ſie ihre Kinder ver nachläſſigen, dieſelben Urſachen dazu haben wie ſie?

Sie haben keine Zeit ihre Kinder zu lieben. Ehe dem — in alter grauer Zeit war die Gattenlieb heilig, wie deren heiliger Naturzweck.

Jetzt iſt die Wolluſt Hauptzweck des Lebens de Mütter — die Zeugung nur eine verhaßte Störung — Kinder ſind läſtige Creaturen, welche man ſo bequem als möglich pflegt durch fremde Miethsleute. Im Ge folge dieſer Verruchtheit der mütterlichen Herzen zeig ſich die häusliche Verſchwendung, der luxuriöſe Haus halt, der Vater verbrecheriſcher Induſtrie, der Demo raliſation der Erwerbsarten, — denn um Alles zu erſchwingen, was dieſer Haushalt bedarf, muß man ſeinem Gewiſſen auf immer abſchwören. Was brauche nur dieſe modernen Mütter, wie leben ſie?! Sie ſehe ſich genöthigt, für jede ihrer mütterlichen Verrichtunge eine Stellvertreterin zu miethen, und zwar 1) für da Geſchäft der Ernährung eine Amme; 2) für das de Pflege eine Kindermagd; 3) für das der Erziehun eine Gouvernante. Alſo braucht man zur Auferzie hung eines Kindes nicht weniger als drei Perſone

(die Mutter ungerechnet), welche in der Regel ewigen Krieg gegen einander führen. Welche Geſchäfte aber hat eine Mutter von gutem Ton! Geſetzt, die gnädige Frau ſteht wirklich ſchon um zehn Uhr des Morgens auf, ſo hat ſie doch bis zwölf Uhr alle Hände voll zu thun, um mit dem Kammermädchen und dem Friſeur fertig zu werden, welche die Dame für das Geſchäft der Wolluſt vorbereiten. Dann kommt das Frühſtück der Wolluſt: die Couſins und ihre Freunde kommen zum Handkuß, man ſpricht von der italieniſchen Oper bis ein Uhr. Ein Wort im Vertrauen mit einem Bekannten des Hauſes koſtet mindeſtens eine Stunde Zeit — zwei Uhr, das iſt das Mittagsmahl der Wolluſt. Der Herr Gemahl fragt um das Befinden von Madame — ein Viertel auf drei Uhr. Die Wirthſchafterin legt Rechnung — halb drei Uhr. Die Marchande de Modes bringt neue Hüte und Stadtneuigkeiten — vier Uhr. Man ſpeiſt bis fünf Uhr. Man raſtet bis ſechs Uhr. Man iſt kaum im Stande Toilette zur italieniſchen Oper zu machen, um wollüſtige Blicke auf ſich zu ziehen — ſieben Uhr. Man kommt um zehn Uhr nach Hauſe und findet es voller Gäſte. Man muß tanzen, das iſt das Souper der Wolluſt, und legt ſich um zwölf Uhr erſchöpft zu Bette. Wo nun die Zeit hernehmen für die läſtigen Geſchöpfe, welche im dritten Stockwerk mit ihren Gouvernanten, Ammen, Stubenmädchen und dem übrigen Geſinde lärmen? Wer kann einer modernen Frau die Nervenſtärke zumuthen,

das unmelodiſche Geſchrei der Wiegenkinder zu ertragen, beſonders wenn ſie nach der modernen Diätetik beim Camillenthee auferzogen werden, oder wenn die Amme den Salat liebt, gallſüchtig iſt, und ſchlechte Säfte hat? Die einzige Sorgfalt dieſer unvergleichlichen Mütter für ihre Sprößlinge iſt: ihnen täglich eine mütterliche Umarmung und eine Hand voll Bonbons ſpenden, wovon ſie die Zähne verlieren, die ſie kaum bekommen haben. Da nun aber nicht jede Mutter im Stande iſt, drei erwachſene Menſchen für jedes einzelne Kind zu halten, damit ſie alle jene zahlloſen Aufmerkſamkeiten verſäumen, welche ſonſt in der alten Zeit eine einzige geſunde Mutter drei und noch mehr Kindern erwies, und wobei ſie geſund und kräftig heranwuchſen, ſo iſt wohl Nichts natürlicher, als daß die minder wohlhabenden Frauen ihre Kinder in die Koſt geben, zu Leuten, welche ſchon darauf eingerichtet ſind, und welche keine ſo vielfältigen geſelligen Pflichten haben. Eine ſolche Koſtfrau iſt eine wahre Humanitätsanſtalt. Ihr Herz hat Raum für ebenſoviel Pfleglinge, als wofür da Koſtgeld bezahlt wird; für wenige Gulden mehr werden die Windeln vielleicht zwei Mal des Tags gewechſelt. Und wenn die Eltern es ausdrücklich verlangen, und wenn dafür angemeſſen bezahlt wird, ſo ereignet es ſich wohl zuweilen, daß die Pflegemutter ein begünſtigtes Koſtkind auf dem Glacis oder dem Linienwall, zugleich mit ihrem Möpschen, friſche Luft ſchöpfen läßt, während die jugendliche Aufſeherin

die erſten Schwüre der Liebe von Seiten eines Tambours aus der benachbarten Caſerne verſchämt dahin nimmt! Dieſe Verſäumniß der Elternpflichten bringt eine krüppelhafte, ſiechende Generation hervor, die geſelligen Gewohnheiten des guten Tons, die Fehler und Ausartungen der Eltern, ihr leichtſinniger Lebenswandel und ihr Mangel an Sorgfalt, iſt Schuld an dem körperlichen Siechthume der Kinder, welches man überall zur Schau trägt. Es koſtet mich immer eine Thräne des Mitgefühls, wenn ich die Kinder ſehe, welche jedem anderen Geſchöpfe ähnlicher ſind, als dem Ebenbilde Gottes, und ich zittere für die Zukunft der Menſchheit, welche anfängt, ihr uranfängliches Gepräge zu verlieren!

Madame Zums hat mir in einer ſchönen Stunde geſtanden, daß ſie mit ihrem Gatten nur eine Vernunftheirath geſchloſſen habe. Das Zeitalter der Sentimentalität ſei vorüber, ſagte ſie, man muß der Macht der Verhältniſſe nachgeben. Dieſe Sprache machte mich vollends kalt. Das Wort Vernunft in dem Munde eines Weibes hat mir immer Grauen verurſacht — noch dazu in dieſem Sinne! Worin beſteht dieſe Vernunft? was iſt der Sinn, die Bedeutung und der Zweck einer Vernunftheirath? Eine Vernunftheirath iſt, kurz geſagt, das Gegentheil einer Heirath aus Liebe, einer Heirath aus den alten Zeiten, wo man unſinnig genug war, Kriege zu führen um eines ſchönen Weibes willen. Ehedem heira-

thete man ſich aus Zuneigung, um in einem neuen Geſchlecht urkräftig wieder aufzublühen, um in den Kindern fortzuleben und in den Armen der Seinigen zu ſterben. Eine Vernunftheirath aber bekümmert ſich wenig um die Herzensvereinigung, um die Glückſeligkeit des Familienlebens und die Fortpflanzung eines kräftigen Geſchlechtes. Wir überlaſſen ſolche Abſichten gern den plebejiſchen Gebirgsvölkern, bei welchen nichts Schönes und Großes emporkommen kann neben der altbackenen Majeſtät der Natur. Ein Mädchen aus gutem Hauſe hat Geld, ein Mann von guter Herkunft beſitzt Rang und Anſehen. Dieſe Qualitäten reichen hin zu einer Vernunftheirath, wobei wenig daran liegt, ob das Mädchen ſchön oder häßlich, krank oder geſund iſt, ob der Mann perſönliche Liebenswürdigkeit beſitzt, ob er alt oder jung, kurz, ob das Paar zuſammenpaßt, und ob ihre Vereinigung Fruchtbarkeit an dem gemeinen Familienglück verſpricht. Freilich geſchieht es dann häufig, daß eine ſolche Ehe dürr und unfruchtbar bleibt im glücklichſten Falle, im ſchlimmeren aber Creaturen an's Licht der Welt fördert, welche durch ihr Daſein die Lebensfreuden der Eltern zerſtören, welche, ſo lange ſie leben, ungerecht die Natur anklagen, die ihnen das koſtbarſte Erdengut, die unerſchöpflichſte Quelle irdiſcher Seligkeit, einen geſunden, kräftigen Leib verſagte und, bald am Ende ihres jammervollen Seins angelangt, von ihren unglücklichen Erzeugern überlebt werden. Welch' eine

fürchterliche Strafe der gerechten Natur! Aber nicht nur die Kinder solcher Ehen verbittern ihren Eltern das Dasein, nein, die Gatten leben sich selbst zur Qual. Da es zwischen ihnen keine Vermittelung der Herzen giebt, so unterliegt deren Ruhe jedem Wechselfalle des Glückes. Und wie viele solcher Wechselfälle ereignen sich im Zeitraume eines Menschenlebens! Rang und Ehre des Gemahls nehmen ab und gehen unter in dem Altersstechthume, da vielleicht das Weib noch in frischer Jugend blüht, nachdem eine kurze Periode die Mitgift der Braut verschlungen. Man liebt sich nicht, man vergaß sich in den Zerstreuungen der großen Welt, der Mangel bricht in's Haus als furchtbarer Friedensstörer, das junge Weib, an Verschwendung und Wohlleben gewöhnt, an Glanz und Vergötterung, sieht unter Klag- und Vorwurfsgeschrei alle Freuden ihrer Verhältnisse verschwinden. Sie fordert von dem Manne, was dieser nicht mehr gewähren kann, Gold, Schmuck, Ballfreuden, Equipagen. Alles dahin, die Perrücke fällt von dem kahlen Haupte des Eheherrn und am Ende bleibt dem zweiten Theile dieser Vernunftheirath, der trostlosen Witwe, von allen ihren glänzenden Verhältnissen Nichts — als ein Leichnam. Doch genug mit dem einen Bilde einer Vernunftheirath. Um Gott, ist das nicht eher eine Heirath wider die Vernunft? Was in aller Welt helfen Geld und Ansehen, wenn man sich damit nicht die schönsten Freuden des Lebens erkaufen kann? Welche aber sind die herrlichsten Freu-

:n des Lebens, als das Glück der Gatten- und El-
:rnliebe, die tauſend und tauſend Wonnegefühle und
üßen Gedanken einer glücklichen Mutter, der beſeligende
Austauſch von Liebe und Aufmerkſamkeit in Jugend
und Alter, in Krankheit und Geſundheit, im Wohl-
ſtand wie in der Armuth, in welcher ein glückliches
Paar ſein ſpärlich Abendbrot mit frohem Herzen ge-
nießt, indeß eine Vernunftgattin auf einſamem Lager
die bitterſten Thränen vergießt, welche ein Weib wei-
nen kann — indeß deren Gemahl, gefoltert von der
Winterdürre ſeines ungeliebten Herzens, umſonſt am
Spieltiſche Erregung und Erheiterung ſucht. Geſetzt
aber, es entſpringen geſunde Kinder aus einer Ver-
nunftheirath, ſo werden ſie doch leicht das Opfer ihrer
ſpäteren Erziehung. Nichts iſt natürlicher, als daß
der Mann ſich bei ſeinen ſonſtigen Beſchäftigungen
und Vergnügungen nicht gern mit der Erziehung dieſer
Sprößlinge beſchäftigt, und noch weit natürlicher iſt
es, daß die Frau, für die gute Laune des Eheherrn
beſorgt, ihre Kinder aus dem Hauſe wünſcht. Ferner
iſt es nicht minder natürlich, daß ſolche Kinder früh-
zeitig die Liebe ihrer Eltern verlieren, und daß ſie hin-
wiederum bald ihre Eltern nicht lieben lernen. Da
giebt es nun in der Nachbarſchaft ein menſchenfreund-
liches Ehepaar — vielleicht auch ein Reſultat einer
Vernunftheirath — das, nachdem der Eheherr auf der
Börſe kein Glück gehabt, oder aus einem Amte un
freiwillig entfernt worden, nachdem er mancherl

Schickſalsfälle erfahren, und vielleicht gerade wegen Mangel an Erziehung und Bildung in der Welt ſein Fortkommen nicht finden konnte — den frommen Entſchluß gefaßt hat, zur Bequemlichkeit der Familienväter eine Anſtalt zu begründen, worin die ihr anvertrauten Pfleglinge für wenig Geld — jene Erziehung und Bildung finden ſollen, deren das menſchenfreundliche Paar ſo ſehr ſelbſt bedurft hätte! Zwar giebt es Inſtitute, wo der Staat ſelbſt die Ueberwachung übernommen, wo alle jene Uebel beſeitigt worden, welche ſonſt die gemeinſchaftliche Erziehung mit ſich bringt, aber das menſchenfreundliche Paar wohnt ſo nahe, ſeine Forderungen ſind ſo billig, daß man die theuren Sprößlinge unbedenklich demſelben in Obhut giebt. Kein Wort von den Schickſalen dieſer Kinder! Die Induſtrie des neunzehnten Jahrhunderts hat noch kein brauchbares Surrogat erfunden für die häusliche Erziehung durch eine brave Mutter und einen redlichen Vater!

Doch mag es auch geſchehen, daß die Körper der Generation zu Grunde gehen, daß ein großer Theil des Nachwuchſes aus Vernunftheirathen völlig moraliſch verderbe, ſo hindert dies doch nicht, daß Geiſt und Intelligenz reißende Fortſchritte machen müſſen!? Der Geiſt aber iſt, wie geſagt, die Hauptſache. Die moderne Humanität hat die einzige Beſtrebung, dem Geiſte den Sieg zu ſchaffen. Was liegt daran, daß die Körper zu Grunde gehen; haben wir nicht Ma-

ſchinen, wunderbare Maſchinen, welche die Intelligenz ganzer Jahrhunderte in ſich vereinigen? Und wenn zwei Drittheile der Menſchheit durch langſame Seuchen, durch Skrophelſucht und Hyſterie dahin gerafft werden, was ſchadet es, wenn ſich im dritten Drittheil die Intelligenz von zwei Jahrtauſenden concentrirt? Soll unſer hochherziges Jahrhundert vor dem Verderben der Menſchen im Einzelnen zurückbeben, wenn wir den Triumph des Geiſtes vorbereiten? Ein Menſch des neunzehnten Jahrhunderts muß den Muth haben zu ſterben für die allgemeine Apotheoſe des Geiſtes, zu ſterben, ehe das Geſetz der Natur, ehe ihn die Pflicht, ehe ihn die Ordnung der Dinge abruft. Aus der Macht des Geiſtes entſteht dann vielleicht im neunundneunzigſten Jahrhundert die allgemeine Glückſeligkeit! Wer kann beweiſen, daß der Geiſt überhaupt einen Körper brauche zum Erdenleben? Wenn daher auf dem Wege der modernen Cultur nur wenige Urenkel das Zeitalter der allgemeinen Glückſeligkeit erreichen dürften, ſo wird der Triumph des menſchlichen Geiſtes darum nicht geringer ſein. Vielleicht erfinden dann die Induſtriellen des neunundneunzigſten Jahrhunderts zum Zeitvertreib einen artificirten menſchlichen Organismus, der viel länger dauert und weit vollkommener conſtruirt iſt, als der jetzige, welcher ſo erſtaunlich gebrechlich worden!

Doch genug des Hohnes!

Das Ausland ſpottet über unſer Zurückbleiben in

der Civiliſation! Mit Unrecht — wir ſind ihr voraus — in allem Böſen. Wenn wir auch weder Preßfreiheit, noch eine Volksvertretung haben, ſo fehlt es uns doch nicht an der Syphilis, an den Skropheln, an Gicht und Krätze, an ſchlechten Müttern und liederlichen Weibern, an der geheimen Polizei — kurz, an allem Pariſer Elend der culminirenden Civiliſation!!!

Den 11. Februar.

Ich kann mich der Betrachtungen, welche ſich an meine geſtrigen Gedanken ſchließen, nicht erwehren. Ich ſehe überall die ſchrecklichen Folgen der in unſerer Geſittung vorherrſchenden Wolluſt, — eine moraliſch und phyſiſch decrepite Menſchheit, welche ſelbſt der vorletzten Generation entgegengehalten betrübende Vergleichungen darbietet.

Sonſt oder ehemals, zu jener Zeit, welche ein Fünfziger, etwa wie mein Oheim, ehemals nennt, ſonſt waren die Männer, wie heute von Vielen bemerkt wird und mein Oheim ſteif und feſt behauptet, höher gewachſen, kräftiger gebaut, jetzt ſind ſie der Mehrzahl nach klein und ſchwächlich, was wohl ſchon die Schuld ihrer Väter ſein mag. Sonſt trugen ſie das Haupt aufrecht, die Haare gekrauſt, von einem ſtolzen Kakadu bekrönt, heute tragen ſie ſie zurückgekämmt, wie die Mädchen, und ſorglich abgetheilt mit dem Friſirkamm, das Haupt etwas nach der Seite wiegend beweglich, der ehemals ſtolzere Gang iſt nachläſſig, der Blick,

ſtatt wie ehedem frei und trotzig, ſchmachtend und verſchlagen. Sonſt war es ein männliches Vergnügen, den Hirſch und Eber zu jagen, oder in Fechtübungen ſeine Kraft zu erproben, ein wildes Roß zu reiten, einem ſchönen Weibe den Hof zu machen; heute ſind die jungen Herren zahmer geworden, das Reiten iſt aus der Mode gekommen, höchſtens hat man die Courage ein Cabriolet zu führen, und ſtatt des Rappieres und des Hiebers, ſtatt der Jagdflinte und Piſtole, handhaben die Wiener jungen Herren den Queu in einem dumpfigen Kaffeehauſe, oder ſie ſetzen ſich zu einer, für jeden Mann von Blut martervollen Whiſtpartie, oder ſie fahren in einem Fiaker friedlich ſpazieren und kürzen die Hofmacherei bei den Damen auf eine der Geſchwindigkeit der Dampfwagen entſprechende Weiſe ab. Was die Petit maîtres der jüngſten Zeit an Courage in anderen Dingen verloren, haben ſie im Verkehr mit den Damen gewonnen. So wie man ehedem Kriegshelden, welche in zehn Schlachten ſich Lorbeeren erkämpft hatten, zittern ſah und verlegen vor dem Tribunal der Liebe, den ſtolzen Herrn der Schöpfung knieen vor einer ſeidenen Schürze, ſo ſieht man heute die friedlichſten Haſenfüße von Ladendienern und Studenten, welche niemals eine andere Waffe geführt als die Elle und die Feder, die Batterie der weiblichen Schamhaftigkeit mit Sturm attakiren, und den demüthigen Fant, der erſt vor einer Stunde das Gewicht der Hand ſeines Lehrherrn empfunden, mit

der ſtolzen Miene eines Theſeus ſeinem Mädchen Sottiſen ſagen. — Sonſt hatten die Männer auch ein Gewiſſen gegen die Damen ihres Herzens, und wenn ſie Liebe geſchworen hatten, wurden ſie wenigſtens vor Ablauf der Blüthezeit des Herzens nicht meineidig, und wenn ſie dann auch ſündigten, dieweil nicht Alle Herren ihrer Leidenſchaften ſind, ſo thaten ſie es nicht, ohne ſich Vorwürfe zu machen und Gewiſſensbiſſe zu empfinden. Die Schwärmerei der Liebe war noch im Flor, es gab noch Selbſtmörder aus Liebeswahnſinn, und Thoren ohne Zahl aus Liebe. Jeder Mann, der in die Welt trat, machte für ſeine Coeurdame ſeine dummen Streiche, welche als koſtbare Erinnerungen in einer Familie aufbewahrt wurden und das Alter der Eheleute verſüßten. Jetzt — o weh, wo iſt das Gewiſſen der Liebe! Ein Mann, der Liebe ſchwören will, fürchtet ſich bei ſeiner Schönen durch eine ſolche „Albernheit" zu blamiren, und wenn die jungen Herren auch nicht verfehlen, ihre dummen Streiche zu machen, ſo geſchieht es gewiß häufiger aus Liebe zu der Coeurdame des Kartenſpieles. Die Flatterhaftigkeit gilt für eine Art von Empfehlung bei den Damen; die Rolle eines Don Juan iſt die einzige moderne, und die Heldenthaten und Thorheiten aus Liebe geſchehen nur auf dem Theater. Siebzehnjährige Commis tändeln mit den jungen Mädchen ohne Fortune nur aus Zeitvertreib, und wenn ſie eine reiche Lehrherrntochter heirathen und mit ihrem Gelde ſich etabliren, ſo thun ſie

es wiederum nur, um mit den jungen Mädchen zu tändeln. —

Ich habe den Männern ihren Theil gegeben, obgleich glimpflich, ich kann es den Weibern nicht schenken. Ich will nicht ſagen, daß ſie heute minder ſchön ſeien als ſonſt, obgleich es erwieſen iſt, daß ſie ſonſt minder hektiſch und nervös waren, aber ich kann nicht verhehlen, daß ihre Mütter liebenswürdiger geweſen ſind. Sonſt liebten die Damen an dem Mann Charakter, Stärke, Verſtand, Muth, heute ſcheinen ſie Zierpuppen und Zierbengel, welche alle dieſe Eigenſchaften nur durch Effronterie erſetzen, vorzuziehen. Ein ſchöner Frack ſcheint Vielen heute beſſer zu gefallen, als ein männlicher Blick, und eine Zweideutigkeit ſcheinen ſie lieber zu hören, als eine ſchüchterne Galanterie. Eine Lobeserhebung, ihrer Tugend gezollt, wäre ihnen wohl eine reine Lächerlichkeit. Schmeicheleien der anzüglichſten Art dagegen, welche ihren körperlichen Eigenſchaften gelten, ſolcher Art, wie ſie vordem mit Ohrfeigen bezahlt worden ſind, werden heute mit Küſſen belohnt, und junge Mädchen aus niederem Stande, welche es ehedem für eine Schande gehalten, wenn ein Mann von beſſerem Stande auf der Straße ſie anredete, begreifen heute häufig gar nicht, wie ſich ein ſolcher herablaſſen könne, ihnen das Geleite zu geben.

Den 12. Februar.

Wie erzieht dieſer Herr von Zums, mein Freund, ſeine Kinder? Wie ein Weltmann! Wie dieſer? Wie ein gewiſſenloſer Thor! Alles in dieſer närriſchen Stadt, wo noch ſo viel Ariſtokratie ſich breit macht, ſtatt ſich zu civiliſiren (verbürgerlichen!), ſtrebt nach Nobleſſe.

Herr von (?) Nobelmann iſt Advocat, Arzt oder Beamter. Sein Einkommen iſt groß, er kann, er muß vielleicht ein Haus machen. Wie erzieht er ſeine Tochter? Sie hat eine Gouvernante, drei Sprachmeiſter, einen Zeichnenlehrer, einen Tanzmeiſter. Kann ein Vater mehr für ſeine Tochter thun? Sie iſt mit 17 Jahren eine halbe Gelehrte, ſie ſpricht über Alles, ſie weiß Alles, ſie tanzt, ſie ſingt, ſie dichtet, ſie malt. Kann man ſich etwas Vollkommneres denken? Der Papa ſtirbt, die Scene verändert ſich, die Witwe muß mit einer Penſion von fünfhundert Gulden leben. Die Tochter, ohne Vermögen, bleibt mit allen ihren Kenntniſſen und Künſten ohne Mann. Der ſchlichte Bürgerverſtand meint nun, es wäre weit beſſer geweſen, wenn der Papa das Geld für ſo koſtbaren Unterricht zuſammengelegt hätte zu einer Mitgift für ſeine Tochter. Kann man ihm ganz Unrecht geben? Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter der heutigen Erziehung die Grundlage eines ſoliden Wohlſtandes gar ſehr vernachläſſigt wird, und daß wir unſere Kinder oft nur ſo erziehen, als wären ſie nur beſtimmt zur

Verherrlichung unſerer großen Erziehungskunſt, Schauſtücke einer meiſt nutzloſen Geſchicklichkeit darzuſtellen, anſtatt vor Allem ſelbſtſtändige, gute, glückliche und wohlhabende Menſchen zu werden!

(Ach, du mein Himmel, wie viele gute Anlagen habe ich zu einem Prediger und guten Vater!

Und doch — ich fühle es, ich werde niemals dieſen ehrwürdigen Titel erwerben, — denn mein Ideal, dem ich ihn allein verdanken möchte, erbleicht wieder in der Muthloſigkeit meiner Seele. All' ihr Aufſchwung iſt Täuſchung, — ich will Dich nicht mehr berühren mit meiner Phantaſie, Du Reine, Kindliche — ach, und ſo ſchmerzlich Geliebte!)

Je weniger es Herren in der Welt geben kann, je mehr Herren werden von unſeren modernen Eltern erzogen. Die Erziehung ſcheint nur einen Zweck zu haben, die jungen Herren zu gnädigen Herren heranzubilden. Man hat es aber erlebt, wie ſolche junge gnädige Herren alte Livreebediente, Kutſcher und Garçons geworden ſind — und ich glaube gerade, weil man ſie zu gnädigen Herren erzogen hat. Wenn der Papa 3000 Silbergulden Einkünfte hat, ſo erzieht er ſeine Kinder, als ob er einem Jeden dieſe Revenue ſicherſtellen könnte. Ein Hofmeiſter kommt in's Haus, der mehr ein Bedienter als ein Lehrer iſt, von Frau und Kindern gehudelt wird, und daher ſehr wohl daran thut, ſich in alle Ungezogenheiten zu ergeben, um Ruhe zu haben. Ein Livreebedienter, zu welchem der junge

Herr Du ſagt, iſt der Vertraute aller jungherrlichen Schelmereien. Ein junger Herr iſt die Qual aller Dienſtboten und Hausgenoſſen. Er genießt in ſeinem zarteſten Alter ſchon alle Ehrerbietung der Dienſtleute, allen Gehorſam, alle Bequemlichkeiten, alle Vergnügungen ꝛc., welche ſich der Papa vielleicht durch dreißigjährige Anſtrengungen erwarb. Daher der junge Herr weit höhere Bedürfniſſe und Wünſche in's Leben mitbringt, als der Papa, denn was wir von Kindheit auf haben, iſt ſchon zu klein für unſere Wünſche. Der junge Herr fährt in der Equipage, reitet die Pferde des Papa — der natürlichen Progreſſion nach muß er daher wenigſtens vierſpännig fahren und drei Reitpferde beſitzen. Allein das Vermögen des Papa geht in vier, ſechs, acht Theile, wird vor der Zeit verloren; Proceſſe und Pupillenvormundſchaften verzehren in wenigen Jahren die ungeheuerſten Summen. Vielleicht rettet der junge Herr für ſeinen Part ein Capital, das ihm 2 bis 300 Gulden Zinſen abwirft. Er hat eine Menge Sachen gelernt, nur nicht die Kunſt Brot zu verdienen und ſich ſelbſt ein Loos zu ſchaffen. Sein Geigenlehrer hat 5000 Gulden gekoſtet, und der junge Herr ſpielt die Violine nicht ſo gut, daß er auch nur in einem Orcheſter täglich 24 Kr. verdienen könnte. Das Capital, was ſeine Sprachlehrer gekoſtet, die von ihm gehänſelt wurden, würde ihm eine Rente von 200 Gulden gewähren, — ſeine Sprachkenntniſſe aber, welche nicht

durch einen praktiſchen Geſchäftsgeiſt, durch Selbſtſtändigkeit des Charakters unterſtützt werden, dienen ihm höchſtens dazu, einen Fremden aus einer Straße in die andere zu weiſen. Alles Uebrige hat er rein vergeſſen. Es gehört nun eine Philoſophie dazu, wie ſie der Jugend durchaus unnatürlich iſt, bei ſolchen luxuriöſen Lebensgewohnheiten ſich in jeder Minute des Daſeins ſolche Entbehrungen aufzuerlegen, wie ſie ein ſo geringes Einkommen erfordert. Man ſieht es täglich, daß junge Leute in ſolchen Fällen dieſes Wenige lieber ganz wegwerfen, als ſich ihre Genüſſe entwöhnen. Die Kämpfe eines ſolchen Unglücklichen mit ſich ſelbſt ſind meiſt fürchterlich. Dieſe ſtufenweiſe Demüthigung, dieſe grauſame Marter ungeſtillter Gewohnheitswünſche, bringen ſie meiſt dahin, ein Daſein zu verwünſchen, das ſie, wären ſie weiſer erzogen worden, von der Vorſehung mit dankbarem Herzen angenommen und geſegnet haben würden. Es ſind dies alltägliche Erfahrungen, alltägliche Wahrheiten, und doch iſt deren Verachtung ebenſo alltäglich. Ich habe damit wenig Neues geſagt, aber neu dürfte den Vätern der Rath erſcheinen, den ich ihnen geben möchte, wäre der gute Rath in unſeren Zeiten nicht ſo wohlfeil, daß ihn Jedermann ſelbſt in der Noth verachtet. Man ſollte von vornherein den Entſchluß faſſen, ſeinen Kindern keinen andern Beſitz zu hinterlaſſen, als Mittel und Gelegenheiten, ſich einen ſolchen zu erwerben, und ihnen auch nicht die entfernteſte Ausſicht laſſen,

daß ſie jemals einen ſolchen Beſitz erwerben können, ohne ihn vorher durch Arbeit verdient zu haben. Ich finde es nämlich ganz natürlich, daß Kinder das mühſam erworbene Gut ihrer Eltern verpraſſen und dafür nicht einmal dankbar ſind. Der Reichthum, die Opulenz, ſollen nur der Lohn der Arbeit ſein. Welchen Dank verdient ihr thörichten Väter, die ihr durch ein reiches Erblaſſen das Geſchick eurer Kinder zu beherrſchen meint und dem Thätigkeitsdrange des jugendlichen Geblütes den erlahmenden Reichthum entgegenſtellt? Müßiggang in der Jugend bringt Krankheit im Alter; wer Alles ſchon in's Leben mitbringt, bringt auch den Ueberdruß mit, der das Ende von Allem iſt. Zweitens ſollten die Kinder in jedem Hauſe Diener ihrer Eltern ſein. Das Brot, das ſie eſſen, ſollen ſie verdienen. Sie ſollen dienen lernen, um einſt befehlen zu können, denn nur wer ein Diener war, wird ein vollkommener Herr. Sie ſollen ausgeſchloſſen ſein von allen Genüſſen, welche nicht einem Diener zukommen, ihre Kleider ſeien die der Mägde und Knechte, kein Herr, kein Vater ſollte die Herrſchaft und ſein Anſehen in ſeinem Hauſe mit ſeinen Kindern theilen, damit nicht aus einer Familie mehrere Herren erwachſen, die doch nur Einen ertragen kann. Ich weiß nicht, ob dieſe Methode, dieſe Hausordnung noch für unſere geſelligen Zuſtände paßt, nur ſo viel weiß ich, daß die meiſten jungen Herren, welche nicht Diener ihrer Väter waren, Sclaven Anderer geworden ſind,

und daß aus reichen Erben oft arme Faullenzer geworden ſind, welche ſich und Anderen zur Laſt fielen.

Den 14. Februar.

Was hat ſich mit mir ereignet? Welche Umwälzung in meiner Seele! Drei Tage wandle ich ſchon umher mit einem platoniſchen Ernſt, überall Betrachtungen anſtellend, immer wehklagend über dieſen mich umringenden Verfall der Sitten. Ich kenne mich nicht mehr, das Vergnügen flieht von mir und ich bedaure es nicht. — In meinem Bett, an meinem Schreibtiſch, auf öffentlichen Promenaden, in Concerten, hinter den Couliſſen und auf der Bühne ſelbſt, verläßt mich nicht mehr dieſer ſchwermüthige contemplative Geiſt. Ich fühle mich gedrungen, überall zu warnen, zu belehren — ich könnte ein Kanzelredner werden. Alles, was ich ſehe, empört mich — vor Allem der Zuſtand unſerer Volkstheater. Wie viel Gutes könnten ſie ſtiften, wie wohlthätig auf die Geſittung einwirken, anſtatt daß ſie ſo planmäßig das Volk entnerven und depraviren. Wie würdigen ſich dieſe ſogenannten Volksdichter herab um jenen faunenhaften Beifall eines durch und durch von der Wolluſt verderbten Publicums! Welchem frevelhaften Beginnen verdanken ſie ihren Ruhm! Was thut dieſer Matador unter den Localdichtern, dieſer in geſelligem Umgang ſo taubenfromme, gemüthliche Neſtroy. Eine faſt frauenhafte Zartheit und Schüchternheit in ſeinem

Benehmen, Delicateſſe in ſeinen Worten, iſt dieſer Mann im Umgange einer der liebenswürdigſten und angenehmſten Menſchen. In ſeinem Privatleben charakteriſirt ihn ganz jene biedere, edelſinnige Treue, mit welchen er Denjenigen unverbrüchlich zugethan iſt, welche ihn lieben. Welche Uneigennützigkeit in ſeiner Liebe! Und nun als Volksdichter — welche triviale Sprache, welche Verhöhnung der Moral, welche Gaſſenhauer von ſchmutzigen Liedern, welche Zoten und Zweideutigkeiten! Dann als Schauſpieler, welche Erſcheinung! Welche Brutalität, welche tiefe Verachtung des Schönen und Edlen! Hat er das Publicum, oder die Gewalt eines verderbten Geſchmacks ihn demoraliſirt? Bringt er mit innerem Mißbehagen dieſes Opfer ſeinen Privatpflichten? Iſt dieſer bittere Hohn Satire auf unſere Geſittung oder Luſt am Böſen?

Ich habe geſtern ſeine verhängnißvolle Faſchingsnacht wieder geſehen.

Tauſend Widerſprüche kreuzen ſich in der Fabel und in der Handlung, in der Charakteriſtik und in der ſittlichen Tendenz. Herr Neſtroy macht ebenſo für aus Trauerſpielen Poſſen, wie aus Poſſen Trauerſpiele. Ich meine, wenn Herr Neſtroy einen guten Rath annehmen wollte, ſo könnte er alle jene Fehler vermeiden, welche man ihm mit Recht aufzählt, aber vielleicht mit Unrecht zum Vorwurfe macht, und überdem eine neue Erſcheinung der intereſſanteſten Art in's

Leben rufen. Er, oder Keiner, iſt der Mann dazu, meine Speculation auszuführen, und dabei allen Gewinn zu ernten. Ich verlange für mich Nichts, als die Ehre, daß ich ihm den guten Rath gegeben. Alſo zur Sache! Herr Neſtroy hat die Fabel, welche dem Lumpaci Vagabundus und anderen ſeiner Piecen zu Grunde liegt, mit wunderbarem Glück localiſirt. Aber die Stoffe zu Localpoſſen ſind äußerſt ſchwer zu finden, und ich möchte ſagen, Herr Neſtroy iſt zu etwas Beſſerem geboren, als zu Traveſtirungen. Mit einem einzigen Wort iſt das Mittel benannt, wodurch er ſeinem Talent einen ungeheuer erweiterten Wirkungskreis eröffnen kann. Er entſage der Traveſtie, und widme ſein Talent blos — dem Localiſiren. Es iſt ein kläglicher Irrthum, daß nur Poſſen im Localdialecte aufgeführt werden können, er nehme die beſten Trauerſpiele, Luſtſpiele, Schauſpiele, und ſchreibe ſie um in öſterreichiſchen Dialect, localiſire Situationen, Individualitäten, Charaktere, und wenn noch in unſerer Generation Begeiſterung ſchlummert, ſo wird er ſie wecken durch ſein großartiges Umſtaltungsgenie. Dann brauchte er aus dem ehrlichen Tatlhuber nicht einen Einfaltspinſel zu machen, und zu den tragiſchen Scenen nicht ordinaire Faxen hinzuzufügen, um des Beifalls und der Wirkung gewiß zu ſein. Ein Trauerſpielſujet von Schiller, Shakeſpeare, Iffland localiſirt, würde gewiß größeren Effect machen, als jene auf fünffüßigen Jamben geſchraubt einherſchreitenden Tra-

gödien, mit obligater Ueberſpannung, hochpathetiſcher Fremdheit und Langeweile. Ich habe oft mit manchen Anderen in den Vorſtädten hochtragiſche Scenen im Wiener Dialect aufführen ſehen, wovon mir faſt das Herz gebrochen. Der erhabenſte Pathos hauſt oft furchtbar im gemeinſten Alltagsleben, und erfaßt oft Gemüther, die niemals ſeinen Namen ausgeſprochen haben! Herr Neſtroy muß das ſelbſt wiſſen, denn ſeine Sepherl iſt in der Mitternachtsſcene wahrhaft pathetiſch. Aber ich bitte ihn mit aufgehobenen Händen, ſolche pathetiſche Scenen nicht durch Schnacken zu verderben, und in einem tragiſchen Stoff eine tragiſche Haltung beizubehalten. Witz und Humor können immerhin auch in Tragödien ihr Weſen treiben, aber ſie müſſen ſchweigen, wenn die Seelen ergriffen ſind.

Auf dieſe Art allein iſt der Localpoeſie zu helfen, denn das Geheimniß ihres Verfalls liegt hauptſächlich in ihrem Mangel an guter Laune und in der zunehmenden ernſteren Gemüthsbildung der Generation, welche nicht alltäglich zu Narrheiten aufgelegt iſt. Der Wieneriſche Zeitgeiſt von Anno 1840 ruft: „ich will Localſtücke, aber keine Localpoſſen. Ich will wiſſen, wie es der Menſchheit in den Armenwohnungen von Margarethen, Matzleinsdorf und St. Marx ergeht, und ſchere mich wenig darum, ob die Sappho vor ſo viel tauſend Jahren ſich in's Meer geſungen hat, oder nicht. Ich will meine guten Landsleute ſehen wie ſie leben,

wie ſie handeln, wie ſie ſind, in Ernſt und Heiterkeit, nicht als Hansnarren par préference, was ſie nicht ſind, oder doch nur höchſt ausnahmsweiſe. Ich will keine Fiakerſpäße, keine abgedroſchenen Couplets, keine ausgepeitſche G'ſchdanzelmuſik hören, ich will keine herbeigezwungenen komiſchen Effecte, kein vom Himmel fallendes Motiv zu einem Vaudevillegeſang einer ſchlechten Stimme, ſondern ich will Wahrheit, Leben, Kunſt! Und alles Das will ich in Wien ſehen, und nicht an den Ufern der Seine oder Themſe, in Italien oder Spanien, denn es giebt hier wie dort intereſſante und große Menſchenſchickſale.

Und daß ich es will, davon liefert den Beweis eben das Schickſal der verhängnißvollen Faſchingsnacht, welche keine Poſſe iſt, und deren größter Werth und deren ſtärkſte Wirkſamkeit in ihrem Gehalt an Lebenswahrheit und moraliſchen Effecten beſteht."

Aber was nützen alle dieſe Rathſchläge, wenn ſolche Principien nicht von der Cenſur und dem beſſeren Publicum begünſtigt werden? Wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo iſt Neſtroy durch ſeinen traurigen Ruhm nicht glücklich. Zu Beſſerem geboren iſt er vielleicht ein Sclave des ſchlechten Geſchmacks und einer unmoraliſchen Induſtrie, welche wieder durch die Sittenverderbniß hervorgerufen worden.

den 15. Februar.

Das iſt ſehr luſtig — vier Liebesbriefe auf ein

Mal — ſämmtlich von jungen Mädchen, welche ich nur ein Mal geſehen, Bürgermädchen aus anſtändigen Häuſern, welche durchaus keine „reellen" Abſichten mit mir haben! Die eine iſt Braut, die andere hat einen Geliebten — ich frage nun, was ſoll ich mir für ein Gewiſſen daraus machen? Gott weiß es, daß ich noch kein Mädchen verführt habe — aber dieſe wollen verführt ſein — ſie verwenden ihre ganze Zeit auf das Geſchäft Eroberungen zu ſuchen.

Wie viele junge Mädchen haben eine Zeiteintheilung, die manchen Papa entſetzen würde, hätte er eine Ahnung davon: um elf Uhr bei den Michaelern, um ein Viertel auf Zwölf bei St. Stephan, um halb Zwölf auf dem Peter, um zwölf Uhr da, wo der Wolf den Gänſen predigt. Vier Herren Amanten in einer Stunde, wovon Einer vom Andern Nichts weiß! daher denn bei manchen Mädchen von ſiebzehn Jahren die Menſchenkenntniß ſchon ſo weit gediehen iſt, daß ſie wiſſen, wie die Männer ſammt und ſonders Nichts taugen. Denn ſie hat es ja gehört von ihrem Karl, daß ihr Fritz ihr untreu geweſen, und ihr Stephan hat es ihr verrathen, daß ihr Heinrich ein Schmetterling iſt. Sie kann Keinen von Allen lieben, weil ihr Keiner treu geweſen, indeß ſie ſelbſt Jeden nur auf Probe liebte. Sie hat keine Ahnung davon, daß Karl treu geblieben wäre, wäre ſie ſelbſt der Treue, oder was Eins iſt, der Liebe in ihrer höchſten Potenz fähig geweſen. Das arme Geſchöpf heirathet daher, nachdem

die Rendezvous ſie bereits gelangweilt, einen alten Herrn mit Geld, und hat ihre Philoſophie über die Männer im Trocknen; da das Geld ihr Heirathszweck geweſen, ſo iſt das Vergeuden deſſelben die natürliche Folge. Hat ſie auch aus Liebe gefreit, tant pis. Wo keine Liebe, da pflegt doch der Verſtand zu haushalten, wo aber Liebe mit liederlicher Geſinnung Hand in Hand geht, da geht der Herd ſicher zu Grunde.

Unter ſolchen Umſtänden hat die gegenſeitige Achtung zwiſchen beiden Geſchlechtern einen ziemlich harten Stand. Daher kommt es, daß die jungen Herren ſich oft verfehlen, und ihre Griſetten wie ihre Damen, und ihre Damen wie ihre Griſetten behandeln.

Mein Himmel, man darf nur ſehen, wie die Wiener Damen tanzen! Man weiß dann genug. Wenn die Tauſende von Todten, die in der Stephansgruft ruhen, die Urgroßmütter und Urgroßväter der heutigen Generation, Etwas davon wüßten, würden ſie auferſtehen und ſich vor der Stadt begraben laſſen. Sie würden dieſes Tanzen mit einer andern Benennung beehren. Die Schultern bis zur Armbiegung ſammt dem Buſen bloß, die Haare fliegend, die Augen verdreht, die Geſichtszüge verwildert, den Mund an die Weſte des Tänzers geheftet, die Wangen voll Schweiß, von ſeiner Hand an ſich gepreßt, die Bewegung ſchleifend, wild bacchanaliſch, Männer mit verächtlich lachenden Grimaſſen, die ihre Opfer herumſchleudern, als wären es die niedrigſten, ſchlechteſten Creaturen der

Schöpfung! Alles dies, umgeben von einer Wolke Staub und Dunſt, beherrſcht von einer infernaliſch bewegten Muſik — hat man dies ein Mal geſehen, ſo weiß man, daß es ſchwer zu entſcheiden iſt, welches Geſchlecht hier mehr con amore der Wolluſt ergeben iſt! Das Sprechen, die galante Unterhaltung, welche ehedem die Bälle würzte, iſt aus der Mode gekommen, man hat keine Zeit mehr zum Sprechen, ja kaum zum Athmen; ſprechen doch die tobenden Sinne ſo laut, ſo himmelſchreiend, daß man erſtaunt, Väter und Mütter im benachbarten Zimmer ruhig, vergnüglich und heiter Whiſt ſpielen zu ſehen, indeß ihre Töchter der Abgrund der Sinnenluſt verſchlingt! Man hört heute auf jedem Ball die Klage, daß die Männer nicht mehr tanzen wollen, und will dieſes Phänomen unbegreiflich finden. Ich aber würde es unbegreiflich finden, wenn die Männer von einer ſolchen wilden Jagd der Sinne und Gliedmaßen nicht ſehr bald ermüdet und endlich angeekelt würden. Würde die Autorität der Eltern mit dem Anſtandsgefühl der Damen Hand in Hand auf die Ausrottung dieſer Unſitte hinarbeiten, ſo müßte der Tanz wohl wieder zu Ehren kommen, und die Männer würden nicht nöthig haben, für die Strapazen eines einſtündigen Tages fünf Stunden lang an der Wiederherſtellung ihrer zermarterten phyſiſchen Natur zu arbeiten.

Was kann ich aber bei aller Indignation, welche ich fühle, thun? Soll ich allein die Welt beſſern?

Soll ich mich allein ausſchließen von ihren Genüſſen, da ich nicht ausgeſchloſſen bin von ihren Leiden und Bußen? Dieſe lieblichen Kinder ſuchen das Vergnügen — beim Himmel, es wäre albern, es ihnen zu verſagen. Soll ich, was mir das gute Glück ſo liebreich zuwirft, von mir werfen, damit es Andere aufleſen? Ich ſchwimme alſo mit dem Strome. Wäre die Zeit noch, wo man neun Jahre als Knecht ſich verdingen mußte, um ſeine Rahel zu gewinnen, ich wäre vielleicht der Tugendhafteſten Einer. Aber alle die köſtlichen Blumen, die man auf meine Wege ſtreut, liegen zu laſſen, müßte ich ein lächerlicher Held ſein.

So wie ich, denken vielleicht viele brave Jungen. Wenn es uns recht ſauer gemacht würde, unſere Begierden zu ſtillen, wenn ein hoher Preis darauf geſetzt wäre, wir würden gründlicher und treuer lieben, indeß wir ſo flattern, naſchen und — gähnen.

Mit ſiebzehn Jahren darf man heute nicht an Liebe denken. Mit vierundzwanzig darf man lieben und wird von allen Mädchen, welche der Zufall uns in den Weg wirft, wieder geliebt, aber man kann nicht heirathen. Mit ſechsunddreißig kann man heirathen, aber man will nicht. Mit fünfundvierzig heirathet man vielleicht, aber man liebt nicht mehr. Das iſt der traurige Weltlauf dieſer unnatürlichen Zeit. Ich aber ſage, mit ſiebzehn Jahren ſoll man lieben und heirathen dürfen und können. Wäre es der Fall, man würde mit vierundzwanzig keine gutwilligen leich-

ten Eroberungen machen und heirathen müſſen. Man würde mit ſechsunddreißig dann längſt Familienvater ſein und durch ernſte Pflichten vom Tagewerk der Wolluſt abgehalten ſein. Und mit fünfundvierzig Jahren würde man als Hageſtolz verachtet ſein und kein Weib mehr finden, welche ſich verkauft.

. . . .

den 16. Februar.

Welche ſchreckliche Entdeckung! O wie bin ich elend! Alſo war ich wieder ein Gegenſtand der tiefſten Herabwürdigung! Ach, ich wußte wohl, daß mein Verhältniß zu dieſer Familie Zums kein würdiges war. Aber von ſo tiefer Geſunkenheit hatte ich beim Himmel! keine Ahnung. Die Philoſophie des Jahrhunderts hat mich irre geführt — die ſocialen Mißverhältniſſe der Zeit rechtfertigten vor meinem ſittlichen Gefühle bis zu einem gewiſſen Grade die Unregelmäßigkeit einer ſolchen Beziehung zu der ſchönen Frau, welche ich als deren Opfer betrachtete. Dieſe Frau hat einen Gemahl, den ſie nicht liebt, von dem ſie nicht geliebt wird. Beide ſind Opfer der Verhältniſſe. Wer kann ſie verdammen, wenn ſie Beide Schadloshaltung ſuchen? Wer mich, wenn ich mit beiderſeitigem Wiſſen die Huld einer ſchönen Frau nicht ausſchlage? Was gehen die freie Liebe die menſchlichen Geſetze an? Kann man nicht täglich neue machen? Werden nicht täglich neue gemacht, welche die alten umſtoßen? Ich ſehe nichts Verwerfliches, in ſolcher Freiheit zu leben.

Aber der Verrath aller Pflichten, die Verleugnung der heiligen Gebote der Natur, die Schändung ihrer edelſten Empfindungen — Fluch ihnen!

Betty, das Kammermädchen, hat mir Alles verrathen. Das niedliche, friſche Blondinchen gefiel mir längſt. Sie gewahrte es bald und ließ mich gewahren, daß ſie es mit Wohlgefallen vermerke. Das führte zu einem Stelldichein und nun gab's ein Erzählen ohne Ende.

Herr von Zums, von der Welt als reicher Börſemann geachtet, treibt ein ſchändliches Negoz. Seine Gattin mit ihm. Reiche Cavaliere werden in's Netz gelockt durch die Reize der Frau, und in ihrem gewöhnlichen financiellen Derangement mit Geld bedient vom Herrn Gemahl. Keine Woche vergeht, wo ſie nicht einen jungen Gimpel fangen. Der Mann, den ich im Schlafzimmer der Frau von Zums gefunden, war ein ſolcher — nicht der Gemahl. Er war — wie man zu ſagen pflegt — warmes Eiſen — es mußte geſchmiedet werden. Man hatte alſo nicht mehr Zeit, mich zu avertiren von einem Hinderniß und ſpielte die Komödie. Frau von Zums, unerſättlich in ihren Wünſchen, begnügt ſich indeſſen nicht mit dem, was ihr die Induſtrie in's Lager führt — ſie hält ſich außerdem auf ihre Koſten eine Anzahl von Anbetern, welche zugleich die tauſend kleinen Aufträge beſorgen müſſen, welche ſie für das Arrangement ihrer Soireen, Bälle ꝛc. zu beſorgen hat. Ein ſolcher Employé war ich. Alle

Teufel! Ich der Liebhaber einer — Dirne für Bezahlung! Ich der beſoldete Figurant in ihren ſchmählichen Cirkeln! Ich ein Agent ihrer ſchmutzigen Induſtrie! Für die drei Kinder der Frau von Zums zahlen ſieben — ſage ſieben Väter — Penſionen. Herr von Zums iſt urſprünglich ein Barbier. Seine Gattin urſprünglich die natürliche Tochter eines Prälaten. Sie haben einen Fond von 20,000 Gulden, womit ſie ein Haus führen, welches ſie jährlich mindeſtens 8—10,000 Gulden koſtet. Und alles Dies wird erſchwungen durch Wucher, Betrug, Buhlerei, Kuppelei! Herr von Zums, ein getaufter Jude, hat mächtige, große Wechsler zu Freunden. Er hofft in den Adelſtand erhoben zu werden! Große Herren ſind ihm gewogen, gehen bei ihm ein und aus. — Träume ich, wache ich, iſt alles Dies möglich? Ich zweifelte niemals an der Exiſtenz ſolcher Gewerbe. Aber in dieſer Poſition, gewiſſermaßen im Schooße der guten Geſellſchaft — das geht über meine Begriffe. Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, wie Zums Cavaliere aus den erſten Familien dutzt! Wie Damen der höchſten Ariſtokratie Frau von Zums mit Auszeichnung behandelten, bei ihr Thee tranken, mit ihr ſpazieren fuhren. Herr von Zums gilt für einen Millionär — wenigſtens negociirt er Millionen. Sein Haus iſt eines der angeſehenſten. Seine Wechſel haben überall Credit zu vier Procent. Junge Mädchen aus den beſten Familien ſchätzen ſich glücklich, Zutritt zu den ganz vor-

züglich faſhionablen Cirkeln der — geheimen Kupplerin zu erhalten. Zums, Kaufherr vom beſten Rufe, Tugendvereinsmitglied, Vorſteher mehrerer patriotiſchen Vereine, Actionär mehrerer Handelscompagnien, Wohlthäter der Armen: ein Kuppler, ein Wucherer, ein Verführer, ein Böſewicht.

Und was das Herrlichſte iſt, dieſe vornehme Welt, dieſe crême der Geſellſchaft, weiß Alles und ſtößt ſich nicht daran.

Und was das Uebelſte von Allem — ich fühle mich krank, ſehr krank.

Wenn Einer von Haus zu Haus ginge in Wien, zu Kaufleuten, Gaſtwirthen, Schneidern, Juwelieren, und eine Beſtellung meldete von dem Herrn von Zums, würden Alle vor Ehrfurcht und Bereitwilligkeit ſich bis zum Boden verneigen; — wenn er unter den beſſeren, das heißt vornehmen Ständen die Runde machte, Väter und Mütter würden ſich eine Ehre daraus machen, ihre Töchter in ſeine Cirkel geladen zu ſehen, — wohl wenig hochgeſtellte Perſonen würden Anſtand nehmen, ſein Haus zu beſuchen, wo der Comfort, der Luxus, der gute Ton zu Hauſe ſind — und ich armer Komödiant, Schuldner meines Schuhmachers, weine bitteren Thränen der Reue und der tiefſten Scham, weil mich dieſe vergötterte ſchöne Zums einer Huld gewürdigt, welche Andere mit Juwelen bezahlen müſſen. Ich fühle, wie lächerlich es wäre, mein empörtes Gefühl zu äußern; ſtill die mir widerfahrene Schmach über-

winden, ist Alles, was mir übrig bleibt, — aber eine Rache will ich doch nehmen — so sinnreich und tödtlich verletzend wie das Uebel, welches man mir zugefügt. Wenn sie mich erniedrigt haben, so will ich sie doch auch vor mir so tief erniedrigen, daß sie zu mir aufblicken sollen wie zu einem zürnenden Seraph. Seraph — ha, wie überaus lächerlich, Seraph — ich, der Soldknecht der Begierden einer Dirne! Doch immerhin — aber rächen werde ich mich. Mein Plan ist gefaßt — der Dichter, mein Freund und einziger Schätzer, soll mir dazu helfen — er hat jene Worte, welche — vernichten, auf seiner Zunge.

den 17. Februar.

In meiner Brust wühlt das Feuer der Hölle. Eine furchtbare Ahnung beschleicht mich. Ich habe rasch gelebt, ich habe alles Entzücken verschwelgt, dessen menschliche Nerven fähig sind, ich habe den Becher der Lust, der für ein ganzes Leben ausreichen sollte, auf einen Zug geleert, das ist der Tod, der mich mahnt, daß mein Maß voll — nein, daß es geleert ist bis auf den Boden. Das drückt und würgt und ängstigt — o es ist zum Sterben. Dazu noch dies — Andenken an die letzte keusche Umarmung — o Fluch, Fluch, Fluch! — über wen? Habe ich nicht mich selbst zu Grunde gerichtet? Habe ich nicht selbst meine Lebensflamme verpufft? Nicht selbst mein besseres Ich an's Kreuz geschlagen? Ach, es ist trostlos — ich

kann nur mich ſelbſt anklagen. Hat man mich herabgewürdigt ... warum ließ ich es zu? Hat man mich mißbraucht ... warum hielt ich mich ſelbſt nicht heilig? Hat nicht der wohlthätige Schöpfer in mein Herz jenes ſtarke Gefühl für Recht und Tugend, für das Edle und Schöne gelegt — warum habe ich es abgeſtumpft? Warum mich ſelbſt vergeudet an das Unwürdige, Gemeine? Ich will nicht richten — aber ſchrecken, und wenn der Tod aus mir ſpricht, wird es deſto ſchauriger die Gemüther ergreifen.

Soeben erhalte ich von Zums ein Billet. Eine Einladung zu einem muſikaliſch-declamatoriſchen Abend. „Sorge für ein heiteres Declamationsſtück", ſchreibt er mir. Wie ſoll ich meinen Augen trauen? — ſie wird kommen, ſie, mein Ideal — ſie wird mich ſehen, declamiren hören! O weh' mir — welch' ein Stechen und Klopfen in meinem Gehirn — ich muß enden.

den 18. Februar.

Ja, bei Gott, das iſt ein Declamationsſtück wie ich es brauche! Mein Freund, der Dichter, hat mich verſtanden, die gute Seele — er fühlt nach meinem Pulſe! Ein Gemälde der ſittlichen Verworfenheit dieſer Stadt, ein gräßlicher Spiegel der fluchwürdigen Zuſtände, die mich umgeben, und jener gottverleugnenden, wahnſinnigen Philoſophie der Verruchtheit und ihr Strafgericht! Das muß wirken auf dieſe vornehme, liederliche, mit allen Todſünden behaftete Geſellſchaft,

welche ſich zur Soiree einfinden wird, auf dieſe reichen Wüſtlinge und ihre wollüſtigen Weiber! Das Bild eines Strafgerichts, welches über dieſes Sodom und Gomorrha einbrechen wird! Dann aber für dieſen anweſenden Engel in einer Geſellſchaft von gefallenen Mädchen, verruchten Weibern, wolluſtſtechen Greiſen und wucheriſchen Geldmäklern ein Bild des Troſtes, eine Verheißung der Verſöhnung, ein Gemälde des Friedens — wie Sonnenſchein auf Gewitter! Sie werden mich verſtehen, ſie werden erzittern in ihrem Innerſten und ſie, ſie wird weinen.

Ich habe dieſe Nacht kein Auge zugemacht und ſtudirt. Dieſe Bilder einer wilden Phantaſie, dieſe einfachen Worte einer tiefen ſittlichen Empörung, ſie haben meine ganze Seele in Aufruhr gebracht.

Ha, wie will ich ſie niederdonnern, dieſe feigen, gemeinen, herzloſen Sünder!

Ein heißes Fieber brennt in meinen Adern — um ſo beſſer, dieſe wilde Gluth wird meine Worte mit einem elektriſchen Feuer erfüllen.

den 19. Februar.

Es iſt vollbracht!

Es war eine glänzende Geſellſchaft! Vornehme Herren mit Ordensketten, junge Cavaliere, reiche Juden, Börſeſpeculanten, Künſtler, Literaten, Anwälte, Beamte, junge Krieger mit erloſchenen Augen und hektiſchen Brüſten, wollüſtige Weiber aus der Haute-volée,

alte Sünderinnen mit falſchen Haaren, junge wolluſtmatte, nervenſchwache Dämchen mit hohlen Augen, zuckenden Geſichtsmuskeln, verlebte Wüſtlinge mit kahlen Scheiteln, hektiſche Phrynen — große Geiſter mit frechen Mienen, reiche Kunden der Sünde und lauernde bereitwillige Sündenmäkler, beſtechliche Beamte und ihre reich geſchmückten und geſchminkten Weiber und Töchter — und mitten unter ihnen — ein ſtrahlendes Bild der Seeleneinfalt, beſcheiden ſich verbergend unter dieſen ſammetnen und ſeidenen, von Gold und Juwelen bedeckten Sünden, im einfachen beſcheidenen Kleide der Unſchuld, mit einer weißen Roſe im Haar — mein angebetetes Ideal! Sie erwiderte meinen Gruß mit geſenktem Blick.

„Nun, haſt Du ein recht luſtiges Sujet, Eduard?“ fragte mich Zums.

„Ja,“ ſagte ich mit ironiſcher Freude, „ein recht luſtiges!“

„Wie betitelt ſich das Stück?“

„Die Sündfluth!“

„Die Sündfluth — ah, gewiß eine Humoreske von Saphir?“

„Nein, es iſt von *.“

„Von *,“ erwiderte Zums gedehnt —

„Ich konnte nichts Anderes auftreiben,“ ſagte ich leichthin, „überdies muß man ja eine ſo gebildete Geſellſchaft mit etwas Neuem überraſchen. Die Pieçen anderer Dichter hört man ja in allen Concerten.“

„Du haſt Recht — nun, mache Deine Sache gut — ich freue mich auf Deinen Triumph. Es ſind tüchtige Kunſtrichter in unſerer Mitte — die Sache wird in den Zeitungen beſprochen werden — das wird Dir Ruf machen — ich freue mich kindiſch.“

Das Souper wurde vorbereitet, ich mußte eilen, um ihnen den Appetit zu verderben. Hier lege ich die Dichtung zum Andenken in mein Tagebuch. Ich beſtieg die Tribune und las.

Die Sündfluth.

Als Noah, der Patriarch des alten Bundes, der Liebling Gottes, fünfhundert Jahre alt war, da hatte ſich Adams Geſchlecht ſo vermehrt, daß ſeine kleinſten Zweige zahlreiche Völker waren.

Die Erde wimmelte von Menſchenkindern, und ihre Anzahl gab ihnen Muth und Luſt zum Böſen; denn in der Menge dachten ſie, wer vermöchte den einzelnen Schuldbaren zu entdecken? und in dem allgemeinen Verderben, wer vermöchte da des Einzelnen Verbrechen zu ſtrafen!? Aber Gottes Auge ſchied den kleinſten Fehl des Millionſten der Millionen. Da die Menſchen aber in ihrer Geſammtzahl verdorben waren, da dachte er daran, ſie ſo groß zu ſtrafen wie ſie geſündigt. Aber wie groß auch die Schrecken des Verderbens waren, worin der Menſchen Seelen ſich geſtürzt, ſo hatte ihr Schöpfer doch mit ihnen Erbarmen, als er an die Schrecken der Strafen dachte, die er

ihnen bereiten wollte, daher gab er ihnen eine Friſt von hundertzwanzig Jahren zur Beſſerung. Allein, verſtockt harrten die Menſchen bei der Sünde aus. So lieb waren ihnen nicht Vater und Mutter, ſo lieb nicht ihre Weiber und ihrer Weiber Kinder, ſo lieb nicht ihre Brüder, Schweſtern, ſo lieb nicht der Schöpfung ganze Herrlichkeit, als die Sünde, die ſie mit ihren Augen verſchlangen, mit ihren Armen umſtrickten, die ſie umhalſ'ten und an ſich drückten mit aller Zärtlichkeit ihrer Natur!

An ſie verſchwendeten ſie die Liebkoſungen, die ſie ihren Gatten ſchuldeten, an ſie die Freundſchaft und die Großmuth, die Dankbarkeit, die Treue und Beharrlichkeit, und alle ſchönen Regungen des Herzens, die ſie in dieſem Umgange erniedrigten. Ja ſelbſt die Anbetung, die ſie der Gottheit ſchuldig waren, brachten ſie der Sünde zum Opfer dar! Denn ſie beteten am Altare der Wolluſt und weiheten das Heiligſte dem Verderben!

Ein Jeder lebte nur für ſich, liebte nur ſeine Laſter, und hatte für die Andern Nichts übrig als Neid, Haß, Verleumdung! Und Jeder ſprach im Wahnſinn der Verruchtheit: „Nur ich will leben und glücklich ſein, und ſollte Alles um mich her darob verderben! Nur ich will herrſchen, und mir ſollen Alle gehorchen. Nur für mich gebe es kein Geſetz, die Anderen mögen Sclaven ſein, und Jeder büße ſeine Laſter, nur ich nicht die meinigen. Nur mich ſoll man achten und

verehren, die Anderen mögen in Schmach zu Grunde gehen! Niemand ſoll mich richten, aber der Anderen kleinſte Mängel will ich verdammen. Nur meine Mängel ſoll Niemand ſchmähen, der Anderen Fehler will ich verhöhnen!" Und ſo lebten ſie und verdarben einander. Und der Vater ſtieß den Sohn von ſich, weil er ſeine Laſter geerbt, und der Sohn fluchte ſeinem Vater, und der Mutter waren ihre Lüſte enger an's Herz gewachſen, als ihres Leibes Früchte, und die Geſchwiſter beſtahlen ſich um ihr Erbe, und verfolgten ſich, und der Vater verkaufte ſein Kind an die Sünde und ſchwelgte von dem Preiſe, und die Männer feilſchten um die Weiber wie um ein Thier zu ihrer Luſtbarkeit beſtimmt. Und ſie ſchätzten ſie ab nach ihren Jahren, nach dem Glanz ihrer Augen, der Anmuth ihrer Formen, der Weiße ihrer Haut, der Rundung ihrer Brüſte und der Ueppigkeit ihrer Hüften, dem Klange und Wohllaut ihrer Stimmen, der Farbe ihres Haupthaares und der Zartheit ihrer Nägel, und das ſchönſte Weib galt ihnen noch nicht ſo viel als ein ſchlankes Pferd. Und man trieb Wolluſt auf den Straßen und in den der Andacht geweihten Häuſern! Das Alter und die Gebrechlichkeit aber waren verhöhnt und verachtet, und die Unſchuld des Leibes wurde dahingegeben um ſchlechten Preis an entartete Wüſtlinge.

Und des Menſchen Leib, der Tempel Gottes, ward durch gräuliche Frevel geſchändet. Der Sohn ging hin und verklagte ſeinen

Vater vor Gericht, das Weib verrieth ihren Gemahl, und ein Nachbar verleumdete den andern. Einſame, verlaſſene verhöhnte, beſchimpfte Flüchtlinge wandelten die Guten und verbargen ſich vor der Menſchen Bosheit!

Verruchtheit galt für Klugheit, Hinterliſt für Geiſtesgröße, Marktſchreierei für Kunſt, Betrug für Lebensweisheit. Die Richter waren ſchlimmer als die Gerichteten. Keiner war vor dem Andern ſicher, und das Leben war ein Kampf, worin der Schlechtere obſiegte. Die Wolluſt gab öffentliche Schauſpiele ſinnereizender Entblößung, Ausſtellungen der Nacktheit, geile Spiele zur Schau geſtellter Gliedmaßen, ſchamloſe Wortſpiele und unfläthige Scherzreden, und den frechſten Künſtlern in den Tempeln der Schmach wurden Lorbeerkränze auf das Haupt gedrückt, aller Ruhm wurde ihnen zu Theil, die der Begierde fröhnten, Gaukler wurden mit öffentlichen Ehren belohnt, und Narren in den Himmel gehoben, überall ſchwang Mittelmäßigkeit den Scepter und alles Dichten und Trachten der Menſchen war böſe auf immerdar.

Da aber der Herr dies ſah, wie der Menſchen Sinn ſich nicht abwandte vom Böſen, da reuete es ihn, daß er ſie erſchaffen hatte, und er ſprach: Ich will vertilgen und ausrotten von der Erde alles Leben, von den Menſchen an bis auf das Vieh, und bis auf das Gewürm, und bis auf die Vögel unter dem Himmel, denn es reuet mich, daß ich ſie erſchaffen habe.

Und zu Noah ſprach er, dem Auserwählten: „Siehe, ich will eine Sündfluth kommen laſſen auf Erden, zu verderben alles Fleiſch, darin ein lebender Odem iſt. Aber mit Dir will ich einen Bund errichten, und Du ſollſt eine Arche bauen für Dich und Deine Kinder, und Deiner Söhne Weiber, und für ein Paar von jeglichem Gethier der Erde, auf daß ſie lebendig bleiben und ſich fortpflanzen mögen!"

Und Noah ging hin, und that wie ihm der Herr befohlen. Als aber die Nachbarn ſahen, daß Noah allerlei Werkzeug herbeitrug und einen Kaſten zimmerte, verwunderten ſie ſich und ſpotteten darob. Und unter den Spöttern war Elim, der Vater Sarahs, des jungen Weibes Sem, des Sohnes von Noah, ein gottloſer und boshafter Mann.

„Seht! Noah faſelt," ſagte er höhniſch, „er hat den Verſtand verloren, und baut ſich einen Sarg für ſeine fünfhundert Jahre," und alle Nachbarn ſtimmten ein in ſeinen Spott und verlachten Noah ob ſeiner Frömmigkeit. Sarah allein, Sems verlobtes Weib, hörte mit Betrübniß ihren Vater alſo ſprechen und verwies ihm ſeine Bosheit. „Noah hat mit Gott geſprochen," ſagte ſie, „und die ſeiner ſpotten, wird es ſchwer gereuen." Aber Elim hörte nicht auf zu verhöhnen. „Thörin!" ſagte er zu Sarah, „wer iſt Gott, haſt Du ihn geſehen, hat Deine Hand ſein Kleid berührt, oder Dein Blick ſeine Augen geküßt? Was iſt Gott — iſt er ein Mann oder ein Weib, nimmt er

Speis und Trank zu ſich, und ſpricht er die Sprache Noah's? Kein Auge hat ihn je geſehen, kein Ohr ihn je gehört, keine Hand ihn je berührt. Wenn ein Gott iſt, warum zeigt er ſich nicht? Wenn ein Gott iſt, warum ſchlägt er mich nicht, wenn ich ihn läſtere? Warum ſchweigen ſeine Donner, wenn ich ihn leugne? Was iſt Sünde? Daß ich meinen Vortheil ſuche? Mögen es Alle thun, ſo ſind Alle wohl berathen! Daß ich die Schwachen unterdrücke? Warum hat Gott mir das Recht der Stärke gegeben! Daß ich Wort und Eid breche? Was ſind Wort und Eid? Leerer Schall. Daß ich lüge und betrüge? Thor, der ſich betrügen läßt. — Daß ich fremdes Gut mir aneigne? — beweiſt mir, daß ich nicht ſo viel Recht darauf habe als ein Anderer. Daß ich der Wolluſt genieße? Hat nicht die Natur ſie mich gelehrt? Gottes Zorn — Hirngeſpinnſt des ſiechen Alters! — Noah will uns nur narren, weil er keine Kraft mehr fühlt zu herrſchen. Seine Hand kann kein Schwert mehr führen, ſeine Glieder tragen kaum den morſchen Leib, darum will er uns mit ſeiner Schlauheit Trug regieren." So ſprach Elim, und fuhr fort, Noah zu verhöhnen.

Noah aber baute emſig ſeine Arche, und die Zeit vollendete das Rieſenwerk. Ein Räthſel lag ſie endlich da, ein Berg von Holz, und man ſtaunte ſie an als ein Werk des Aberwitzes. Da ſprach der Herr zu Noah: „Geh' in Deine Arche und thu' wie ich Dir befohlen, denn ich will regnen laſſen vierzig Tage und

vierzig Nächte, bis alles Leben von der Erde vertilgt iſt.“ Und Noah that wie ihm befohlen worden, und ſiehe da, es umzog die Himmel nach allen Seiten düſteres farbloſes Gewölk und verfinſterte die Sonne, und an den Bergen hingen weiße Nebel, wie unheilverkündende Geſpenſter, und ein lauer Wind leckte den Schnee von der Berge beeiſ'tem Gipfel, ſo daß ſie ihre Gewäſſer in die Tiefe ſandten. Die Schwalben flogen bange kreiſchend an der Erde hin, und in den Flüſſen begann es leiſe zu rauſchen, wie von unterirdiſchen Brunnen, die ſich aufthaten, um ſich in die Ströme zu ergießen. Aus der Erde aber kroch das Gewürme hervor, und die wilden Thiere begaben ſich in ihre Höhlen. Adler und Geier ſchoſſen aus den Lüften herab nach den Schlangen, die ſich im Gebüſche regten, und nach den Fiſchen, die über die Wäſſer ſprangen. Und zahlloſe Schaaren von Sturmvögeln umkreiſten mit kreiſchendem Geſchrei die Klippen der Meere; des Meeres klarer Spiegel aber fing an ſich leiſe in Wellen zu kräuſeln, und die Delphine tauchten in die Tiefe der ſalzigen Fluthen, alle Stimmen der Natur verkündeten einen unheildrohenden Wechſel, die Bäume rauſchten leicht vom Wind bewegt, und die hohen Halme fingen an zu wogen wie die See im Sturme. Die Rinder flohen ängſtlich brüllend in ihre Ställe, die Roſſe wieherten bange, und aus den Sümpfen hörte man das heuchleriſche Geheul des Krokodills.

Als Sarah dieſe Zeichen ſah und Noah's Gebot vernahm, ihrem Verlobten in die Arche zu folgen, da erfüllte ihr Herz eine ahnungsvolle Bangigkeit und ſie ging zu ihrem Vater, und ihr Herz wollte zerſpringen, als ſie zu ihm ſprach: „Vater, ſieh, der Himmel verfinſtert ſeine Augen und die Sonne verbirgt ſich, mir ahnt ein ſchweres Unheil und meine Seele iſt voll Angſt um Dich. Gott iſt mit Noah und Du biſt nicht mit ihnen. Der Zorn des Herrn wird Deine Bruſt zerſchlagen, geh' in Dich, ſo lange es Zeit iſt, und bringe dem Herrn ein Opfer dar, daß er Dich nicht ziehe in ſein Strafgericht." Elim aber ſprach lachend: „Du biſt von Sinnen, Mädchen, Dein Sinn iſt furchtſam wie ein Reh, mein Sinn aber iſt ſtark und fürchtet Nichts. Auf Sonnenſchein folgt Regen, das iſt ſo das Geſetz der Natur. Ich ſage Dir, es giebt keinen Gott. Der Starke muß ſich waffnen gegen die Gefahr, der Schwache muß ſich an den Starken anlehnen; wer Etwas beſitzt, behaupte und wahre es, ob er es geerbt, erworben oder geſtohlen; das Schickſal iſt nur der Klugheit hold und die Natur iſt ihre Sclavin. Haſt Du je gehört, daß ein König durch ſein Gebet Schlachten gewonnen, Länder erobert hätte? Haſt Du je gehört, daß das Recht vor Verfolgung ſchützt? Dies Leben iſt ein Kampf — der Klügere ſiegt und muß ſiegen, nur die Feigen und Geiſtesſchwachen unterliegen dem Gotte — Schickſal — den ihr fürchtet. Geh' hin zu Deinem Liebſten und wärme

Dich in ſeinen Armen, ich aber will mein Haus be
ſtellen und ſehen, was da kommt, denn ich bin nich
wie Noah. Ich bin ſtark von Gliedern und Gedanken
und meine Kraft rüſtet mich gegen die Gefahr.“ Un
traurig ging Sarah von dannen, und begab ſich z
ihrem Bräutigam und weinte an ſeinem Halſe. Sem
aber tröſtete ſie mit ſeiner Liebe und ſprach: „Wen
liebſt Du mehr, mich oder Deinen Vater, Gott ode
die Sünde? Bleibe hier und überlaſſe die Gottloſen
der Strafe des Herrn.“

Am ſiebzehnten Tage des erſten Monates im
Jahre Sechshundert des Lebens Noah's aber thaten
ſich auf die Fenſter des Himmels, und es kam ein
ſtarker Regen über die ganze Erde. Die Bäume bo
gen ſich unter der Laſt der herabſtürzenden Wäſſer, di
Ströme ſchwollen an und traten aus ihren Ufern
und das Waſſer erfüllte alle Niederungen.

Mit ſteigender Gewalt ſtürzten die Fluthen durch
die Thäler und entwurzelten die Bäume, die Wälder
wurden ausgeriſſen und die Garben von den Wogen
hinweggeſpühlt. Kein Vogel war mehr in den Lüften
zu ſehen, und Thiere und Menſchen flohen auf die
Anhöhen. Immer mehr und mehr verfinſterten ſich
die Lüfte, und grauſig heulten die Winde in den
Klüften und zwiſchen den Thürſpalten der menſchlichen
Wohnungen. Da riß ſich Sarah abermals aus Sem's
Armen los und ſuchte ihren Vater. Sem aber weinte
ihr nach und wollte ihren Schritten folgen, aber Noah

verwehrte es ihm und ſegnete der Tochter Liebe zu ihrem Vater Elim. Und flehend warf ſie ſich zu Elim's Füßen und beſchwor ihn, Gott zu fürchten und ſeinen Zorn zu fliehen. Elim aber ſprach: „Was ängſtigſt Du Dich? Die Wäſſer haben meine Aecker überſchwemmt, ſie werden auf's Jahr deſto fruchtbarer ſein. Was willſt Du mit Deinem Jammer? Kann Dein Gebet den Wäſſern gebieten, daß ſie zurückkehren in der Erde Schooß, kann es die Fluren trocknen und dem Regen wehren? Wo iſt Dein Gott? Warum hat er Noah's Triften verheert, ſeine Heerden ertränkt, ſeine Saaten vernichtet? Wenn Noah Gottes Freund iſt, warum kann er nicht die eigene Noth bemeiſtern? Mein Haus liegt hoch und die Fluth erreicht ſie nicht. Willſt Du heimkehren zu mir, mein furchtſames Täubchen, ſo ſollſt Du noch warm werden an der Gluth Deines alten Vaters — traun, er hat noch mehr Blut als Dein junger Bräutigam — wo nicht, ſo gehe hin, ich bedarf Deiner nicht. Ich ſage Dir, wenn dies Gottes Sündfluth iſt, ſo will ich Alles um mich ſterben und verzweifeln ſehen, und der Letzte ſelbſt am Ende verderben."

Und von des Vaters Zorn geſcholten, und von ſeiner Rede entſetzt, ging Sarah weinend und wehklagend über den unüberwindlichen Muth der Sünde zu Sem zurück — und Sem ſchloß ſie in ſeine Arme und dankte in Thränen dem Herrn, der ſie ihm wiedergab. Sie war die Seele ſeiner Seele, in ihrem

Herzen wohnten alle ſeine Wünſche und Gedanken, und die Welt war ihm Nichts ohne ſie. Und der Himmel ſah wohlgefällig herab auf den Bund zweier reinen Herzen. Und tiefer und tiefer brach die Nacht des Todes herein über die Natur. Kein Lichtſtrahl kündete mehr der Sonne Auf- und Niedergang, und Tag und Nacht waren Eines.

Die Natur verbarg die Gräuel der allmälig um ſich greifenden Zerſtörung in undurchdringliche Finſterniß. Aus der Ferne hörte man dumpfe Donner brüllen und den Hilferuf untergehender Menſchen, angſtvolle Thierſtimmen, Sturmesbrauſen und einſtürzende Mauern. Höher und höher ſtiegen die Fluthen und der Blitze ſtummer Schein beleuchtete ſchwimmende Leichen aus aufgewühlten Gräbern, Geräthſchaften, todtes Vieh und ſchwimmende Dächer. Von den Ufern löſten ſich kleine Inſeln ab und trieben langſam auf den ſchäumenden Wogen, eine ſchwankende Zuflucht für Menſchen und Thiere. Auf den Anhöhen drängten ſich aber, geſchüttelt von Froſt und Seelenangſt, die Menſchen in dichten Schaaren zuſammen, mit Schafen und Rindern, Pferden und Hunden, und in wüſten Haufen lagen ihre Habſeligkeiten aufeinander. Hunger und Kälte, Gram und ſpäte Reue, Gewiſſensqual und hilfloſe Krankheit ließ hier Tauſende, der Fluth entronnen, in Verzweiflung ſterben. Hier kämpften die Laſter des entarteten Geſchlechts in gräulichen Zuckun-

gen ihre letzten ſchaudervollen Kämpfe. Mütter*) warfen ihre Säuglinge von ſich in die Alles verſchlingende Fluth, Väter rangen mit ihren Söhnen um ein Stück Brot, und um eine Zuflucht vor der gefräßigen Waſſerwüſte wurden blutige Schlachten geliefert. Zuerſt unterlagen die Weiber**) dem furchtbaren Verhängniß und deckten mit im Kampf zerfleiſchten blutigen Leibern die brüllenden Fluthen. Ihnen folgten die Greiſe nach, von ihren eigenen Enkeln in den Abgrund geſchleudert. Der Bruder ſchonte den Bruder nicht. Thiere wurden höher gehalten als Menſchen, da ſie zur Nahrung dienten. Unerbittlich grauſam wüthete der Trieb und die Nothwehr der Selbſterhaltung. Hier ſah man einen mächtigen Patriarchen, der erſt große Ländereien beherrſcht hatte, zu den Füßen eines Sclaven um ſein Leben flehen. Dort liebkoſte ein reicher Handelsherr ſein treues Kameel, das auf ſeinem hohen Rücken ihm eine Zuflucht bot, mit denſelben Händen, womit er einem Nachbar ſeine Lanze

*) Mütter werfen heute ihre Kinder in die Fluth des Elends (die Findelhäuſer, Straßenbettelei, Proſtitution), um ſich zu retten, Väter ringen mit ihren Söhnen um ein elendes Stück Brot, und wer Augen hat, kann täglich die Schlachten ſehen, welche ſich die Menſchen liefern, um dem Hungertode, der Schande, dem Tode zu entrinnen! Jene Zeit iſt dieſe — des Sündenfalls.

**) Die Weiber gehen bereits in Schaaren vorerſt zu Grunde, in den Höhlen der Armuth, in Hoſpitälern, Gebärhäuſern, Proſtitutionshäuſern, Zuchthäuſern — in weit größerer Anzahl als die Männer.

in die Weichen ſtieß. Ueberall auf der ganzen weiten Erde tauſend und tauſend Greuelſcenen, Geſchrei der Verzweiflung, Gebete, Hilferuf und Flüche! Wo Rettung möglich ſchien, ward ſie durch Aufruhr vereitelt!

Verzweiflungswahnwitz ſteckte die Häuſer in Brand, mißhandelte Jungfrauen und Kinder, zerſtörte die Fahrzeuge, welche die Noth erfinderiſch gezimmert, und die überladen in der Strömung unter dem Geſchrei der Ertrinkenden zu Grunde gingen. Immer heftiger tobte der Sturm, löſchte die Fackeln aus, fachte den Brand der Menſchenwohnungen an. Von den Bergen ſtürzten ungeheure Ströme in die Thäler, riſſen Felſen mit ſich und ſpalteten die Berge. Die Erde zitterte und aus ihren Eingeweiden ſchienen ſchreckliche Gewitter hervorzubrechen. Alſo grauenvoll waltend ſchritt der Racheengel über die in Todeskrampf liegende Erde, als Sarah auf den Knieen um die Rettung ihres Vaters flehte. Sem ſtand ſchweigend da und verhüllte ſein Angeſicht, als er Sarah in Verzweiflung ſah.

Gepeinigt von troſtloſer Kindesliebe Qual, kämpfte Sarah mit der Liebe der Braut. Weinend umſchlang ſie den Geliebten und ſprach:

„Weh mir, mein Herz iſt an Dich gekettet und mein Gedanke weilt bei dem Vater, und an Deiner Bruſt iſt Seligkeit und Verzweiflung. Laß mich hinaus,

um des Vaters Haupt zu ſchützen vor dem Zorn des Herrn!" *)

Und Sem antwortete:

„Weh mir, Sarah liebt mich nicht! Willſt Du entwaffnen mit Deinem ſchwachen Lilienarm, der wie ein Blumenſtengel ſich um meinen Nacken rankt, den ſtarken Arm des Herrn? Willſt Du mit ihm kämpfen, der die Erde zerbricht wie eine Nußſchale und die Berge übereinander wirft? Wen er ſtraft, den ſchützt Dein Wehklagen nicht, wen er verworfen, den hält Deine Liebe nicht über dem Verderben. Willſt Du mich tödten um des ruchloſen Vaters willen?"

Sarah aber rang die Hände und rief:

„Ich will Dich nicht tödten, denn Du biſt meines Herzens Leben. Laß mich den Vater ſuchen, denn ſieh', ich bin Fleiſch von ſeinem Fleiſche, Blut von ſeinem Blute. Er gab mir Nahrung, als ich hilflos war, er kleidete mich, als ich nackt zur Welt kam, und Gott ſelber ſprach: Du ſollſt den Vater ehren, und das Kind gehe nicht in's Gericht mit dem, der es erzeugte. Sem, laß mich von hinnen oder ich ſterbe."

Da fuhr Sem wild empor und ſagte: „Gut, ſo gehe hin und ich folge Dir, und Dein Geſchick ſei

---

*) Iſt nicht dieſe Sarah in der Paramythe eine Repräſentation der Liebe in der ſinnverlorenen Menſchheit?

das meinige." Da erscholl Noah's Stimme mächtig und rief dem Sohne zu:

„Sem, willst Du freveln gegen mein Gebot? Willst Du hinziehen in die Grauen der Verwüstung, mit meines Fluches Last auf den Schultern? Er wird Dich zu Boden werfen auf Deinem Wege. Laß dem Weibe seinen Willen. Will Gott sie schützen, so werden die Fluthen vor ihr weichen und die Thiere der Wüste vor ihr entfliehen. Stürzt sie in Abgründe, so wird der Wind sie tragen, und fällt sie in das Meer, so werden die Wogen sie wiegen auf ihrem Arm und sie Dir zurückbringen, denn kein Mensch mag sich verderben ohne den Willen Gottes. Sem, gehorche!" *)

Und Sem brach zusammen unter dem Gewichte des Gebotes, und Sarah drückte sein Haupt an ihre Brust, und ihre brennenden Lippen verschlangen seine in Thränen gebadeten Küsse, und Sarah entfloh aus der Arche.

Als aber die Nachbarn Noah's sahen, wie die Fluth auch eindrang in ihre Häuser und ihre Lager hinwegführte, ihr Vieh ertränkte, ihre Saaten begrub

*) Hier erschallt die Stimme gewaltiger Gottesfurcht, es ist der Geist, der allein die Menschheit retten oder ihre Wiedergeburt nach einem, wie es scheint, beschlossenen Untergange vermitteln kann. Noah rettet aus der Sündfluth den Glauben an Gott.

und ihre Scheunen ausleerte, als sie sahen, wie das Licht von der Erde wich und die Thiere des Waldes zu ihnen kamen, wie die Geier auf ihren Schornsteinen krächzten und die Schwalben sich verbargen, da sammelten sie sich wehklagend und riefen: „Wo ist Noah's Arche, wo, wo? Laßt uns sie aufsuchen und sie ihm wegnehmen, auf daß wir gerettet werden, und wir wollen ihn tödten, auf daß wir leben.“ Und Alle riefen in wildem Aufruhr: „Wir wollen ihn tödten! auf daß wir leben; denn er hat einen Bund errichtet mit Gott zu unserem Verderben!“ *)

Und rasend riefen sie: „Noah, wo bist Du?“ Aber der Sturm verschlang ihre Worte und Finsterniß leitete sie irre. Und aus den Wellen stiegen Irrlichter empor und verwirrten ihren Sinn, und sie glaubten, es wären Noah's Herdfeuer und suchten sie auf. Aber die Lichter tanzten hierhin und dorthin und lockten sie in das Grab der Wellen, und sie zerstreuten sich nach allen Gegenden und gingen zu Grunde. Elim aber, der Gottesleugner, trieb seine Heerden auf die Berge hinauf, und auf seinen Schultern hatte er seine Kostbarkeiten, und seine Knechte trugen Speise und Trank, und suchten Höhlen auf, wo sie abwarten

*) Das ist die entartete Menschennatur in ihrer grauenhaften Undankbarkeit — schrecklich enthüllt in den Revolutionen unseres elenden Jahrhunderts.

wollten, bis das Waſſer ſänke. Als ſie aber in die Wälder kamen und der Sturm ihre Augen verblendete, da vergingen ſie ſich und ſtürzten in Abgründe, und die Rinder, wüthend gemacht von dem Toſen der Winde und dem Geräuſch der Wellen und dem Schein der Blitze und des Donners Rollen, kehrten ihre Hörner gegen ihre Treiber und liefen wieder den Thälern zu, und ſie ſchwammen brüllend eine Zeit lang in dem Gewäſſer und gingen dann unter. Bald war Elim allein, und nur ſein Hund folgte mit eingezogener Ruthe ſeinen Ferſen. Als ſie aber höher kamen, bis hinauf, wo kein Gras mehr wächſt und keine Blume blüht, wo nur Eis und nacktes Geſtein in die kalten Lüfte ſtarren und des Winters Odem über die Einöde weht, da ſtürzte ein Adler herab auf den Hund und kämpfte mit ihm, und der Adler ſiegte und zerriß den treuen Hund. Da wurde Elim bange, und er dachte ſeines Kindes und ihrer Warnungen, und rief: „Sarah, wo biſt Du?“ Aber keine Stimme antwortete ihm, und die Thäler lagen vor ihm im ſchwarzen Abgrunde, und Schaaren von wilden Vögeln, Geiern und Adlern umſchwärmten ihn, — da kochte der Hölle Glut in Elim's Adern, und er rief im gräßlichen Wuthſchrei hinaus: „Gott iſt nicht!“ und ſeine Stimme brüllte wie der Donner des Himmels, daß er darob erſchrak, und die Erde erzitterte in ihrem innerſten Schooße, und der Berg ſpaltete ſich entzwei und brach zuſammen, und eine ungeheure Staubwolke ſtieg zum

Himmel, Elim aber ſtand mit geſträubtem Haare auf einem Felſen, und er dachte zu beten, aber ſeine Zunge war wie von Holz, und er fühlte, daß er ſtumm war.

Und fünf Tage und fünf Nächte irrte Elim in den Klüften des Gebirges umher, und er fand weder Speiſe noch Trank, und eines Gewürm folgte ſeinen Ferſen, und giftige Schlangen liebkoſeten ihn und leckten ſeine Wangen, und das Krokodill nannte ihn Bruder, und der Schakal folgte ſeiner Spur, und Löwen und Tiger hielten ihn für ihres Geſchlechts. Die Adler ſetzten ſich auf ſein Haupt und ſchlugen ihn blind mit ihren Flügeln. Als aber der dreißigſte Tag der Sündfluth gekommen war, da brach ein furchtbarer Sturm los, und hob Alles vom Boden auf, was da lebte, kroch und angewachſen war. Die Wälder tanzten in den Lüften und trugen Elim hinweg in ſchrecklichem Wirbel, und er ſah nicht mehr durch ſeine Augen, denn er war erblindet, und er hörte nicht mehr durch ſeine Ohren, denn er war taub, und ſeine Glieder zerbrachen wie Schilfrohr. Seine Seele aber erblickte die Schatten der untergegangenen Menſchen, ſie grinſten ihn an mit geſpenſtiſchen, blutdürſtigen Geſichtern und riefen aus: „Wehe Dir, Gott iſt, und ſein Gericht iſt ewig.“

Und langſam und gehüllt in Wolken, fußend in dem Meeresgrunde und die ganze Erde umfangend mit

seinen Knochenarmen, erschien der Tod auf der Erde und begehrte Elim's Leben, und rief mit Donnerstimme: „Gott ist, und sein Gericht ist ewig!"

Und der Sturmwind trug Elim's zerschlagenen Leib auf des Berges höchsten Gipfel. Da wich die Nacht von der Erde, die Winde flohen in der Meere Schooß und die Blitze erloschen. Ein Engel berührte sein Ohr, und es hörte, und seine Augen, und sie sahen, — sahen ein weites, wüstes Meeresgrab, die Erde, — sahen vertilgt des Lebens letzte Spur, und alle Triften und Berge begraben, und alle Thiere verschlungen, und keinen Vogel in den Lüften, und der Himmel wölbte sich stumm und herrlich über der Erde, und Gottes Gestirn prangte in Majestät am Himmel. Da ward es licht in seiner Seele, und er betete und dankte Gott für sein Gericht, und schmachtete nach dem Tode. Da spühlten ihn mitleidig die Wogen hinweg, und die Engel trugen seine Seele empor zu Gott.

Und vierzig Tage und vierzig Nächte stand das Wasser auf der Erde, da öffnete Noah eine Luke in seiner Arche, und sah hinaus in das Licht der Welt, und Sem stand bleich in stillem Gram bei Noah, und blickte hinaus auf das Meer, und bat Gott um Sarah, und sprach wie ein Kind im Weinen: „Noah, wo ist Sarah? Kein Wesen lebt auf der Erde, außer uns, und Alles bedeckt das Meer, und vierzig Tage

und vierzig Nächte ſind vorüber, — wie kann Sarah leben? Warum hat Gott Sarah in ſein Gericht gezogen, da er doch Noah's Kinder und deren Weiber zu retten verſprach?"

Noah aber ſprach: „Thöricht biſt Du, Knabe, daß Du zweifelſt an Gott. Ich bürge Dir für Sarah's Leben, denn Er hat es geſagt, daß er ſie ſchirmen wird, welche meine Söhne lieben. Und wäre ſie in dem Bauche eines Hais, ſie lebt — und läge ſie erſtarrt bei des Meeres Ungeheuern in der Tiefe — Du ſiehſt ſie wieder." Sem aber ſprach reumüthig: „Ich glaube Dir!" Da verbreiteten ſich plötzlich Wohlgerüche, und ein ſanftes Wehen brachte ſonndurchglühte Frühlingslüfte. Der Spiegel des Waſſers kräuſelte ſich in ſanfte Wellen, und ein Anblick, wunderbar und reizend, zeigte ſich Sem's Augen.

Eine kleine Inſel von grünendem Raſen, auf mächtige Cedern gebettet, ſchwamm langſam einher. Bäume mit reifen Früchten ſtreckten ihre üppig belaubten Zweige gen Himmel. In einem Gebüſche von Roſen, Lilien und Hyazinthen ruhte, auf weichem Mooſe, blühend in Lebensfriſche und Geſundheit, ein reizendes Weib in ſüßem Schlummer, und ein Dach von Blättern ſchirmte ihre roſigen Wangen vor Sonnengluth und Regen. „Sarah!" ſchrie Sem jauchzend, „Sarah, Sarah!" und ſeine Stimme brach und verſtummte in Thränen; Sarah aber erwachte, erbebte

in Freude, ſann und lächelte, und ſank in Sem's Umarmung.

Sie ſprachen Nichts, aber ihre Thränen färbten die erſten Roſen der neuen Erde roth, und ihr Entzücken nahm kein Ende und fand keine Worte. Endlich aber ſprach Sem traurig: „Und wo iſt Elim, Dein Vater? Wird Dein Herz nicht ewig um ihn trauern?" Sarah aber dachte eines Traums, worin ein Engel ihr Elim's Seele gezeigt, verſöhnt mit Gott und gereinigt weilend in ſeinem Schooße, und ſie ſprach ſüß lächelnd in Sem's Umarmung ſinkend: „Sem, ich werde nicht trauern, denn er iſt unter den Glücklichen. Dir allein gehört mein Herz, und ich habe fürder keinen Gedanken, als Sem, und ich werde Niemand mehr angehören, als Sem, und ich werde Niemand ſo lieben, als Sem und Gott!"

Armer Dichter! Wie vergeblich iſt Dein Bemühen! Ich fühle es, die letzte Lebenskraft in mir habe ich verbraucht für den Vortrag dieſes Gedichts. Ich dachte ſie zu erſchrecken, ſie zu ergreifen! — Ich fand aber an ihnen nur noch — Leichname. Schrecklich — iſt es alſo beſchloſſen, daß dieſes Geſchlecht verderben, unwiderruflich verderben ſoll! Einige ſagten ganz kalt, als ob ſie dieſe Worte nichts angingen: „ſchön, recht poetiſch"; Andere ſchlichen ſich hinweg, um Karten zu ſpielen, noch Andere blieben ſtumm und verbargen ſich. Nur ſie — ſie allein

weinte. Das ſchlechte Gewiſſen nahm die Dichtung mit allen Geberden ſchamloſer Verſtellung auf. Ich hörte einige übelwollende Urtheile Derjenigen, welche ſich am meiſten getroffen fühlten: „Welche Capuzinade, was fällt dem Manne ein, uns eine Faſtenpredigt zu halten?“

Alſo unwiderruflich beſchloſſen:

Keine Rettung für dies Geſchlecht!

Der letzte Reſt beſſerer Gefühle erſtorben!

Kein Nervenreiz mehr in ihren abgematteten Herzen!

Kein Pulsſchlag in ihrem Gemüthe!

Nur drei Reize lebendig — der Lachreiz, Wolluſtreiz, Habgierreiz.

Tod, Tod, Leichname, — o ich fühle, es iſt in dieſer Welt Nichts mehr zu hoffen.

O mein Ideal — Du Einſame — wie beklage ich Dich!

Den 20. Februar.

Das Fieber wirft mich zu Boden — es iſt aus mit mir. Ich mag nicht daran denken, geſund zu werden. Dieſes Leben iſt ja nichts als Siechthum und Elend, ein immerwährendes Sterben, — o, wenn der Engel mich berührte, ich wäre glücklich. Was gilt dieſes Daſein voll Ekel, Reue, Schmach, Entwürdigung, — wer kann glücklich ſein — welcher

Widerſpruch! — ohne ſich zu vernichten. Der Gute kämpft gegen Alle. Es iſt in dieſer Welt Nichts mehr zu erſtreben — den Ruhm muß man mit der Thorheit theilen, die Tugend iſt unmöglich, — eſſen und wiederkäuen, der Wolluſt fröhnen und der Eigenſucht, ſeinen Bruder verfolgen — ich liebe dies Tagewerk nicht. Ich fühle mich erlöſchen. Gott befohlen. —

Nachſatz.

Armer Eduard!

Die vorſtehenden Zeilen waren ſeine letzten. Drei Tage ſpäter ſtarb er an einem heftigen Bruſtkrampfe. Man begrub ihn mit vielem Pompe. So lange er lebte, ſahen ihn alle ſeine Collegen mitleidig über die Achſel an, — er konnte es zu keiner Reputation bringen. Ein Freund, der auf ſeinen Genius öffentlich aufmerkſam machte, wurde verhöhnt. Der von Spott und Hohn Gepeinigte mußte ſeinen Lobredner bitten — ihn zu tadeln, damit er nicht ſich allen Collegen verfeinde. Als er aber geſtorben war, ſprachen ſie Alle von ſeinem großen Genie. Und alle Notablen vereinigten ſich bei ſeinem Leichenbegängniß. Wie Viele von ihnen hatten ſeine Begeiſterung verhöhnt, den Geiſt in ihm zu tödten, an ſich ſelbſt irre zu machen geſucht. Und er war in der That oft irre geworden! Man ſang und predigte an ſeinem Grabe, es war ein Leichenzug der glänzendſten Art. Unter

den vielen Anwesenden auf dem Kirchhofe sah man eine junge Dame einsam bitterlich und kindlich weinen. Es war die junge Schauspielerin * — ohne es jemals zu wissen, sein Ideal. Der Zug seines Herzens hatte ihn nicht irre geleitet, in dieser Seele war Verständniß für seine tiefe Empfindung — aber er wagte es niemals den Schatz zu heben, — Friede seiner Asche!

Ende des ersten Bandes.

Druck der Reclam'schen Officin in Leipzig.

Das galante Wien.

Sittengemälde

von

Anton Johann Groß-Hoffinger.

Zweiter Band.

Leipzig, 1846.
Johann Friedrich Hartknoch.

DRAUGHT

I.

Die Tochter der Fabrik.

1.

Vor mehreren Jahren enthielt das Feuilleton eines englischen Journals über „Das Fabriken-Kind in England" Folgendes:

„Mach' den Mund auf, kleines Mädchen! So! sehr wohl! sie sind da; alle vier sind vorhanden."

„Mein Gott! sie ist aber noch so klein, so gar klein!"

„Allerdings, mein Herr; aber Sie sehen ja, hier ist das untrügliche Zeichen. Wie ich Ihnen gesagt habe, alle vier sind vorhanden."

„Ich sehe es wohl, aber dennoch ist sie ... außerordentlich klein."

Dieses Zwiegespräch bildete einen Theil der Unterredung zwischen dem untersuchenden Chirurg und dem Inspector einer Baumwoll-Manufactur, in welche ein kleines, ärmlich aussehendes, bleiches Mädchen als Arbeiterin aufgenommen werden wollte, welche ungefähr sieben Jahre zählte. Dennoch erkannte ihr Herr Enamel, der competente Mann, nachdem er ihren Mund seiner

wohlweiſen Unterſuchung unterzogen hatte, das vom Geſetze geforderte Alter von neun zurückgelegten Jahren zu; ſie war demnach kraft der Parlamentsacte tauglich zu einer Arbeiterin in der Manufactur von Browz und Jones, welche nach dem Beiſpiele anderer Fabrikanten die Zähne zum Kennzeichen des Alters angenommen haben; ein Kennzeichen, welches Handwerksleute beinahe für untrüglich halten.

„Wohlan alſo! wenn Sie überzeugt ſind ...“ fügte der Inſpector hinzu.

„Ob ich überzeugt bin! Sehen Sie her, mein Herr, mach' den Mund auf, Kleine!“

Und das Kind, welches mit angſtvollem Blicke auf den Examinator ſchaute, öffnete neuerdings den Mund, und Herr Enamel, welcher dem Inſpector die Zähne und das Zahnfleiſch zeigte, fuhr fort mit dem Tone eines Profeſſors, während der Schmerz, den die lange Ausdehnung der Kinnladen hervorbrachte, dem armen Mädchen die Thränen aus den Augen trieb, und längs ihren Wangen herabrollen ließ:

„Sehen Sie da, mein Herr! wie ich Ihnen ſchon bemerkt habe, die Entwickelung des neunten Jahres iſt völlig vor ſich gegangen. Mit dem neunten Jahre müſſen die Milchzähne durch die vier Schneidezähne in jeder Reihe erſetzt werden, und die gleichförmige Dimenſion (verhalte Dich ruhig, Kleine!) die gleichförmige Dimenſion der Backenknochen beweiſt, daß dem Wachsthum kein Hinderniß ſich entgegengeſtellt habe ...“

„Alles recht, Herr Enamel, Alles iſt in Ordnung.“

„Man kann es aus den Schneidezähnen immer abnehmen, und hier ſind ſie, mein Herr.“

Und mit triumphirender Miene zeigte Herr Enamel auf die elfenbeinernen Zahnkronen in dem Munde des Kindes.

„Jetzt gehen wir zu einer Andern,“ fuhr er fort. —

Wir laſſen den Chirurgus ſeine zahnärztlichen Unterſuchungen verfolgen, und beſchäftigen uns lediglich mit dem jungen Mädchen, welches laut der Zeugenſchaft ſeiner Zähne das neunte Jahr erreicht hatte, und voll Freude zu ſeinen Eltern lief, um ihnen ſein Glück zu verkünden. Es iſt aufgenommen! es wird nun Arbeitslohn erhalten! es hat Schneidezähne.

Unſer Fabrikskind iſt alſo neun Jahre alt, es iſt kein Kind mehr, es iſt eine Frau im Kleinen. Es hat ſeine jungen Jahre in Armuth und Hunger zugebracht. Von dem zarteſten Lebensalter an, ohne Obhut ſich ſelbſt überlaſſen, ganze Tage allein, hatte es nicht die Süßigkeit mütterlicher Liebe empfunden, durch das Elend fern gehalten, welches das menſchliche Herz erſtarrt, vertrocknet, verhärtet. Muß nicht die Mutter außer Hauſe arbeiten gehen, um ihre Tochter zu ernähren? Gott weiß, wie dieſe gehen lernt; nicht lange darauf nimmt ein zweites Kind die kleine Anzahl von Stunden oder vielmehr von halben Stunden in Anſpruch, welche die Mutter ſonſt der Arbeit zuwendete; dann folgt ein drittes, ein viertes, und unſer kleines

Fabrikmädchen ſieht ſich mit ſechs Jahren in eine Kindsdirne verwandelt, und wiegt in ſeinen Armen den halbnackten Bruder. Bald hat es nicht mehr die Kraft ihn zu ſchaukeln, ſondern geht ſtrauchelnd und ſchwankend mit ihm herum, dann ſetzt es ſich in den Thürwinkel, oder ſchlendert in die Gäßchen, wo ſein Geiſt den Keim der künftigen Entwickelung empfängt. Ein glückliches Ungefähr, wenn es dort gute Beiſpiele antrifft, und dennoch werden, im entgegengeſetzten Falle, ſich die honetten Leute einmal wundern über ſeine Verderbtheit.

So bringt das Kind ſeine neun erſten Jahre zu. Welche Kindeszeit! Abgewelkt, abgemagert, verzehrt von Kummer, der es bereits überfällt, das Geſicht blaß und traurig, ob des Anblickes des Elendes, das es umgiebt, ſcheint es niemals jung geweſen zu ſein. Die ſanften Empfindungen des Herzens, der Friede und die Freude, die im Buſen des Wohlſtandes entſtehen, und ſich entfalten, hat es dieſe je gekannt? Das Leben iſt dem Kinde leer an Freude, an Vergnügung, an Hoffnung, an Brot. Seine Wohnung war die der Entblößung; an ſeinem eigenen Herde war der Mann, der Herr der Schöpfung, Sclave der gemeinſten Bedürfniſſe, und hat ſein Elend nicht immer mit Stillſchweigen ertragen. Wie oft liegt der Rohheit eines Gatten, der Gleichgiltigkeit eines Vaters, blos das Elend zum Grunde; wie oft iſt das heftige, grauſame Benehmen, das die Armen gegen einander

beweiſen, nur der wilde Ausbruch einer unerträglichen Folterqual! und unſer kleines Fabrikmädchen hat dies Alles mit angeſehen, und der Schatten des Elends iſt auf ihr Angeſicht gefallen.

Begleiten wir nun das Kind in die Manufactur. Welch ſtürmiſches Wetter! wie der Wind pfeift und heult, wie heftig der kalte Regen auf die Steine ſchlägt! die Erde iſt hart gefroren, der Nordwind ſchneidet die Luft, der Schnee verdeckt die Sonne. Es iſt fünf Uhr Morgens, das Kind, in ärmliche Lappen gewickelt, geht vor Kälte bebend die Gaſſe hinab. Arme Kleine! Das Blut iſt ihr erſtarrt, bis auf die Nägel; ihre Schuhe klaffen an vielen Stellen; ihre Füße haben Froſtbeulen, und ſie ſchreitet mühſam weiter. Ihr Vater, ein Arbeiter in derſelben Fabrik, nimmt ſie auf den Rücken, und ſetzt ſeinen Weg murrend fort, ſich zwingend, nicht zu fluchen. Das kleine neunjährige Mädchen, halb nackt, wird an einem grimmigen Januarmorgen in der Kälte und Dunkelheit zur Arbeit geſchleppt!

Nun iſt die Kleine in der Manufactur. Von dieſem Augenblick an hört ſie auf Kind zu ſein: ſie iſt eine gemachte Frau, unterworfen allen Mühſalen des reifen Alters. Neun Stunden des Tages ſind der Arbeit geweiht; was noch von den vierundzwanzig Stunden übrig bleibt, gehört ... wozu? Zu den Vergnügungen der Jugend, zu den glücklichen, unſchuldloſen Erholungen des Kindes? Mit Nichten.

Anderthalb Stunden gehören zum Frühſtück und Mittagsmahle. Noch bleiben einige Stunden. Wie ſoll man dieſe ausfüllen? Lehrt man etwa dem Kinde die Anfangsgründe des Unterrichtes? Nach neunſtündiger, raſtloſer Arbeit in einer Wollmanufactur, wo ſollte die Spannkraft, der Eifer, die Stärke zum Lernen herkommen? wie ſollte man da geeignet ſein, Eindrücke zu empfangen, welche den Menſchen über das Thier, das für die Schlachtbank beſtimmt iſt, erheben?

Das Fabrikkind kehrt nach Hauſe; was kann es anders machen als ſchlafen, um das Gepolter der Maſchinen, welches es den ganzen Tag hindurch anzuhören gezwungen war, zu vergeſſen? Wer möchte ihm den ſanften Schlaf verkümmern, wo doch bisweilen Träume von Ruhe, Viſionen von Glück zukommen? Was braucht es zu leſen und zu ſchreiben? Alles fällt der Vergeſſenheit anheim. —

Wir kehren neuerdings in die Manufactur zurück. Die Kleine iſt in das Gewölbe getreten; ſie vermehrt die Schaar der Kinder, die bereits an der Arbeit ſind. Man wird uns einwenden, daß alle Menſchen zur Arbeit geboren ſind, und daß es mehr als unnütz ſei, die Sympathie für Diejenigen anregen zu wollen, die darunter leiden. Mag ſein; wenn aber je Engel weinen, ſo geſchieht es gewiß, wenn ſie auf dieſe kleinen Arbeiter in den Manufacturen herabblicken, auf dieſe Kinder ohne Kindheit, die ſich ein hartes Brot im Schweiße ihres Angeſichts erwerben müſſen.

Man theilt ihr in der Fabrik die Arbeit zu: Welch ein Geſchäft! Hier iſt ſie gleichſam gekettet an die ungeheure Maſchine, dieſes rieſige Weſen, das belebt zu ſein ſcheint, und an die Kraft und Größe der antediluvianiſchen Thiere erinnert, welches, wie von einem Inſtinct der Lebenskraft getrieben, mit raſtloſer Thätigkeit ſich bewegt, ein eiſernes Ungeheuer, deſſen Puls der Dampf iſt.

Die betäubende Eintönigkeit des Maſchinengetriebes, die erſtickende Hitze, die nicht ſelten auf 98 Grad Fahrenheit ſteigt, das unausgeſetzte Getöſe, die Nothwendigkeit eines unabläſſigen Eifers von Seite der Werkleute machen den Ort und das Handwerk unerträglich.

Haben nun die armen Fabrikkinder gar keine Art von Erholung? Gewährt man ihnen durchaus kein Mittel, die Langeweile ihrer Beſchäftigung zu verſüßen? Bietet ſich ihnen keine Ausflucht dar, um wenigſtens ein Paar Augenblicke lang das Unglück ihrer Lage zu vergeſſen? Wenn der Leſer dieſe Frage geſtellt hat, ſo können wir ihm darauf antworten: In einigen Manufacturen haben die Arbeitskinder die Erlaubniß zu ſingen, und zwar heilige Hymnen, denn profane Geſänge ſind ſtreng unterſagt.

Ein reicher, ſehr reicher Mann müßte beim Eintritt in ſeine Fabrik ſein Herz unendlich gepreßt fühlen, wenn er von den blaſſen Lippen dieſer ärmlich

gekleideten, ſchlecht genährten, durch Arbeit erſchöpften Kinder die heiligen Worte vernähme! Es iſt dies das feinſte, ſchrecklichſte Gift für menſchliche Selbſtſucht. Ja, es giebt kein Wort in der Bibel, welches nicht ein Dolchſtich wäre für das harte Herz menſchlicher Ungerechtigkeit! —

Wir wollen jedoch das Schickſal unſeres Fabrikmädchens weiter verfolgen. Einige Jahre ſind vorübergefloſſen und mit ſechzehn Jahren iſt es wahrſcheinlicher Weiſe ſchon Gattin; ihr Mann mag um ein Jahr älter ſein als ſie. Dann fangen Beide die erbärmliche Lebensgeſchichte ihrer Eltern an; es iſt dieſelbe magere und verkrüppelte Race, dieſelbe Aufopferung der Kinder an die Maſchine; dieſelben Entbehrungen, dieſelbe Verzweiflung, dieſelbe frühreife Verbindung, dieſelbe blaſſe, ſchwächliche Nachkommenſchaft!

Wir haben dieſem Gemälde von dem Schickſale der Fabrikkinder in England nur hinzuzufügen, daß es in Wien daſſelbe iſt! Einige Züge in dieſem Bilde nur paſſen nicht! Erſtens kümmert ſich in Wien kein Menſch darum, in welchem Alter die Kinder zur Fabrikarbeit zugelaſſen werden, keine Commiſſion unterſucht ihre Zähne und ihre körperliche Tauglichkeit, und wenn nicht der Fabrikdirector ein Mann von Gewiſſen iſt, ſo ſteht es ihnen vollkommen frei, die unfläthigſten und unzüchtigſten Gaſſenhauer, anſtatt jener bibliſchen Geſänge zu ſingen. Ihre ſittliche Bildung iſt dem Zufall überlaſſen, der Sorgfalt ſchlechter Mütter, oder

niederträchtiger Bettfrauen, welche von der Proſtitution leben.

2.

Helene iſt die Tochter der Fabrik des Herrn Blaſius, nämlich das Kind der Liebe eines Arbeiters. Vater und Mutter hat der Tod hinweggerafft, das Kind iſt der Fabrik geblieben und das Perſonale der Arbeiter nahm es mitleidig auf ſich die Kleine zu ernähren. Es wurde von Almoſen erhalten bis zum zehnten Jahre. Dann trat ſie ein unter die Arbeiterinnen der Fabrik. Von Religionsunterricht hat ſie faſt Nichts genoſſen — man hat ihr das Vaterunſer beten gelehrt, man hat ihr zur Noth die zehn Gebote beigebracht. Allein man hat ihr das ſechſte Gebot zu erklären vergeſſen. Wer kümmert ſich auch um die Keuſchheit eines Proletarierkindes, wer um die Reinheit ihres Leibes und Herzens! Noth iſt das Gebot, welches alle Schickſale des Kindes beherrſcht — Brot iſt das Höchſte, was es vom Schickſale verlangen darf, ohne in den Augen der Menſchen für unbeſcheiden zu gelten. Keuſchheit von elenden Lumpen bedeckt, Keuſchheit der Seele und des Leibes wäre ein lächerlicher Luxus für die Tochter der Fabrik. Wer würde ihre Reinheit beachten, wer einen Werth darauf legen! Ihre Armuth, ihre verwaiſte Stellung gewähren ihr einen Freibrief der Schande. Ein keuſches Fabrikmädchen wäre der Superlativ *aller* Lächerlichkeit. Kein Fabrik-

herr würde daran glauben, keine Arbeiterin ſie unverhöhnt laſſen. Man würde ſie haſſen, verfolgen, verſpotten, ſie, welche beſſer ſein wollte als die Uebrigen. Einem gemeinſamen Looſe verfallen, haben dieſe Unglücklichen eine gemeinſame Lebensregel, von welcher ſich Keine ungeſtraft ausſchließen darf. Es giebt nur einen Ehrgeiz, der unter dieſen Mädchen erlaubt iſt, der Ehrgeiz beſſer zu gefallen als die Uebrigen und für ihre käufliche Gunſt beſſer belohnt zu werden.

Helene wächſt heran unter dieſen Beiſpielen. Sie hört Nichts als unfläthige Reden, welche ſie nicht verſteht, welche man ihr aber ſehr liebreich erklärt. Knaben und Mädchen unterrichten einander in dem Gewerbe der Wolluſt. Helene wird zwölf Jahre alt und betrachtet alle dieſe Dinge als ſehr natürlich. Sie iſt hübſch, hat muntere Augen, eine weiße Haut. Man lehrt ſie, wie ſie von dieſen Eigenſchaften Vortheil ziehen kann, die Stimme der Natur ſchweigt noch, nicht der natürliche Trieb der Wolluſt, nein, nur der Erwerb leitet ſie auf die Bahn der tiefſten Schmach. In elenden Lumpen führt ſie eine ſchon erfahrene Camerädin — auf die Straße. Nach dem Feierabend ſieht man unreife Mädchen in elenden Kleidern — im Winter zähneklappernd — paarweiſe unter den Gaslampen der belebteſten Straßen umherſtreichen. Sie ſingen, ſie ſchäkern, ſie haſchen ſich und treiben frechen Muthwillen, um die Blicke auf ſich zu ziehen. Das erſte Debüt Helenens iſt glücklich — ſie erobert ein

kleines Silberſtück. Ihre Freude iſt kindiſch, muthwillig, ausgelaſſen. Das war ſo leicht und ſchnell verdient! Sie weiß kaum, was mit ihr geſchehen, und was dieſe ſeltſamen Vergnügungen ausgearteter Wüſtlinge zu bedeuten haben. Sie ſetzt ihre Abendpromenaden fort — immer mit demſelben Erfolg. Sie kauft ſich von dem verdienten Gelde warme Strümpfe, wollene Handſchuhe, ein Leibchen, einen barchentenen Unterrock, und wenn der Luxus hoch geht, ſtatt des Fetzens, in welchen ſie ihren Kopf hüllt, eine wollene Haube.

Eines Abends wird ſie von Polizeidienern aufgegriffen. Man ſchleppt ſie ſtoßend und ſchimpfend auf die Wachtſtube. Sie weint ein wenig, doch nicht lange. Man hat ſie auf dieſen möglichen Fall vorbereitet. Auf der Wachtſtube iſt es warm, in ihrer Wohnung kalt. Des andern Tages bringt man ſie zum Verhör. Es giebt wenig zu erheben über ſie — ſie hat weder Vater noch Mutter. Die Polizei vertritt Mutterſtelle an ihr und unterwirft ſie einer Züchtigung, welche wahrlich nicht geeignet iſt, Zart- und Schamgefühl in dem unglücklichen Kinde zu erwecken. Sie erträgt die Strafe mit einer für ſo zartes Alter bewunderungswürdigen Geduld. Ach, was ſind Schläge für ſie, die ſchon ſo oft von ihrer Pflegemutter, von Jedermann, dem es beliebt, genugſam geſchlagen worden! Sie hat bereits jene wohlthätig ſchützende Schwielenhaut, welche die Berliner Orthodoxie den Armen empfiehlt.

Was iſt durch dieſe nutzloſe Züchtigung gewonnen? Nichts. Sie würde ſich freiwillig Tag für Tag derſelben unterwerfen, um nicht hungern, nicht frieren, nicht grauſamen Mangel leiden zu dürfen. Mein Himmel — das Kind ſchaudert ja vor Ekel über die Schändlichkeiten, deren Opfer ſie iſt. Leichtſinn? Nun ja — es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes ſich ſelbſt überlaſſene Kind die Pfennige, welche ſie erwirbt, unzweckmäßig verwendet. Soll dieſe zwölfjährige Waiſe ſchon eine verſtändige Hauswirthin ſein? Soll ſie ſchon jene Gewalt über ſich haben, welche im Stande wäre ihren kleinen Erwerb in der Fabrik ſo anzuwenden, daß er ausreichte für ihre dringendſten Bedürfniſſe? Ihre Koſtfrau ſchaltet damit nach Belieben — ſie hat noch Gewinn bei ihrer Verpflegung, welche kaum darin beſteht, womit man einen Hund verpflegt!

Ihre Freundinnen unterrichten ſie inzwiſchen in den gegen die Polizei zu ergreifenden Vorſichtsmaßregeln. Nachdem ſie entlaſſen worden, iſt ihr erſter Entſchluß, künftig vorſichtiger zu ſein. Es gelingt ihr, durch mehrere Wochen der Polizei zu entgehen. Dann wiederholt ſich der Unfall. So wuchs ſie heran und lernte alle Schlupfwinkel des Laſters, der Unzucht kennen. Sie iſt funfzehn Jahre alt und hat ſchon die ganze Schule der Verworfenheit durchgemacht. Sie hat ſchon geſtohlen, ſie hat furchtbare Krankheiten überſtanden, und iſt bereits Mutter. Sie wird in's

Gebärhaus aufgenommen. Sobald ſie daraus entlaſſen worden, unterrichtet man ſie in den Mitteln, der Wiederholung eines ſolchen Unfalls vorzubeugen.

Helene fängt an zu überlegen. Man hat ihr von einem ehrlichen Lebenswandel geſprochen, man hat ihr gerathen, einen Dienſt zu ſuchen. Es erwacht in dem Kinde Scham- und Ehrgefühl. Sie iſt ſich ſelbſt eine Mutter, ſie macht ſich Vorwürfe und beſchließt ehrlich zu werden. Zu dem Ende wendet ſie ſich an eine Hökerin, welche Dienſtboten vermiethet. Man fordert ihr einen Gulden ab, den ſie nicht beſitzt. Gut denn — um dieſen Gulden zu erwerben, geht ſie noch ein Mal den gewohnten Weg. Endlich weiſt man ihr — die man in keinem ordentlichen Hauſe aufnimmt, weil ſie weder Zeugniſſe noch ſonſtige Ausweiſe beſitzt — eine Frau zu, welche ſie unter ſehr drückenden Lohnbedingungen in ihre Dienſte nimmt. Wer iſt dieſe Frau, wovon lebt ſie? Sie erhält Beſuche von vornehmen Herren, welche in Fiakern gefahren kommen, mit welchen ſie ſich einſchließt. Helene hat Erfahrung genug, um dieſes Gewerbe zu begreifen. Indeſſen fügt ſie ſich in ihr Schickſal. Was kümmert ſie der Lebenswandel ihrer Frau — ſie kann ihr dienen und ehrlich bleiben. Aber ſie wird bald von den galanten Gäſten bemerkt, man ſtellt ihr natürlich nach, beſchenkt, überredet ſie. Man verſpottet ihre anfängliche Sprödigkeit — und ihre Frau, eine gefährliche Rivalin vor ſich ſehend, jagt ſie aus dem Hauſe. Aehnliche Er-

fahrungen wiederholen ſich. Helene ſtellt Betrachtungen an über ihren ſogenannten ehrlichen Lebenswandel. Sie findet es ſeltſam, daß ein ehrliches Mädchen liederlichen Haushaltungen dienen ſoll. Will ſie ehrlich ſein, kann ſie nicht in ſolchen Dienſtverhältniſſen bleiben, will ſie es nicht, warum ſoll ſie für elenden Lohn dienen, da ſie ja ſelbſt auf dieſem Fuße eine Frau ſein kann. Demungeachtet geht ſie aus einem Dienſt in den anderen — zu Familien aller Standesklaſſen. Sie findet Dienſt bei Beamten- und Officierswitwen, welche Kuppelei treiben, bei Beamten, deren Weiber reiche Hausfreunde haben, bei Kaufleuten, welche ehemalige Maitreſſen geheirathet haben, endlich in vornehmen Familien — als Küchenmagd — wo Mann und Frau auf dem Fuße nobler Galanterie leben. Welche Betrachtungen knüpfen ſich an alle dieſe Erfahrungen! Helene überzeugt ſich, daß dieſe ehrenwerthe Geſellſchaft, welche die proſtituirten Mädchen ſo grimmig verachtet und verfolgt, ſelbſt derſelben Induſtrie, denſelben Ausſchweifungen ergeben iſt, nur daß ſie gewiſſe Dehors beobachtet. Sie macht daher die merkwürdige Entdeckung, daß die Ehre nur in einem verfeinerten, vorſichtigen Laſter, in einer vom Anſtande bemäntelten Ausſchweifung, und daß in dieſer Verfeinerung ihr ganzes Geheimniß beſteht. Sie entdeckt ferner, daß die Wolluſt als Induſtrie in dieſer Verfeinerung einen weit reicheren Lohn und keineswegs allgemeine Verachtung,

und daß ſie als uneigennützige Leidenſchaft in der Beobachtung des Anſtandes Schutz gegen alle Gefahren findet.

Der Entſchluß, welcher aus ſolchen Beobachtungen und Erfahrungen unter gleichen Umſtänden reſultiren muß, iſt pſychologiſch eine Nothwendigkeit. Da es für Helenen weder in der Welt, noch in ihren Begriffen eine andere Ehre gab als den Schein, ſo galt es nur dieſen zu beobachten — ſo weit es thunlich — um die Vorzüge ihrer Perſon ſo hoch als nur immer möglich zu verwerthen. Sie hatte unter Anderem durch ihren Verſuch eines ehrlichen Lebenswandels eine ſehr wichtige Entdeckung gemacht. Der ehrbare Schein, womit ſie ſich umgab, hatte zwar keineswegs ſie von Zudringlichkeiten des männlichen Geſchlechtes befreit, aber doch bewirkt, daß man ihr in dem Grade höhere Preiſe für ihre Gunſt antrug, als ſie ſich unzugänglicher und ehrbarer zeigte. Ja, ſie hatte beobachtet, daß es durch Zurückhaltung und berechnete Sprödigkeit ſogar möglich ſei, eine vortheilhafte Partie zu machen.

Die geſetzgebende Weisheit des Jahrhunderts, welche ſo entſetzlich beſchränkt in ihren Mitteln iſt, könnte von dieſer Beobachtung für ſich Nutzen ziehen. Es handelt ſich nicht darum, mit Strenge auf die eheliche Ordnung zu ſehen, das Concubinat zu verhindern, die Proſtitutionshäuſer zu ſchließen — alle dieſe Maßregeln ſind dem Allgemeinen nutzlos, ja ſchädlich, — es handelt ſich darum, das weibliche Geſchlecht

aus jener grauſamen Nothwendigkeit zu befreien, ſich für einen elenden Preis hinzugeben, um nur nicht zu verhungern, und auf dieſem Wege die Gelegenheiten zur wohlfeilen Unzucht und zur Abwechſelung zu vermindern, um das männliche Geſchlecht zu einem geregelten und naturgemäßen Umgang mit dem weiblichen zurückzuführen, andererſeits aber das männliche Geſchlecht in den Stand zu ſetzen, ſich zu verheirathen.

Helene machte dieſe Entdeckung nicht vergeblich. Sie ſetzte auf ſich einen hohen Preis. Durch Vermittlung einer dienſtfertigen und erfahrenen Frau gelang es ihr — der mit Schande Bedeckten, welche alle Schickſale ihres Gewerbes durchgemacht, welche alle Polizeidiener, alle Straßenritter, alle Pflaſtertreter und Libertins der Stadt kannte, ihre Unſchuld an einen wollüſtigen Greis zu einem Preiſe zu vermarkten, der ſie in den Stand ſetzte, ein eigenes Hausweſen zu begründen. Die vermeinten Erſtlinge des Dienſtmädchens wurden erſtanden, und für den Preis beſorgte Helene eine anſtändigere Garderobe, nach dem Muſter der gewöhnlichen Griſetten: ein einfaches Kleid, ein Hütchen von auffallender Farbe und Façon, falſchen Schmuck und Handſchuhe. So ausgeſtattet begann ſie ihr Gewerbe mit abwechſelndem Glück. Sie ließ ſich als Nähterin polizeilich einregiſtriren, ſie beobachtete mit Vorſicht alle polizeilichen Vorſchriften, ſie fand ſich ab mit dem Aufſichtsperſonale — und hatte nicht wieder das Unglück in die Hände der Polizei zu fallen,

denn sie hütete sich wohl vor jenen kleinen Diebereien, welche unerfahrene Geschöpfe dieses Gewerbes auszuüben pflegen. Sie lebte also mit der Gesellschaft in Frieden! Diese Gesellschaft ist ja so gütig, so philosophisch duldsam, wenn man nur ihre äußerliche Ordnung beobachtet, Nichts von ihr verlangt und ihren weisen Gesetzen der Form nach genügt! Helene war jetzt ein ordentliches, harmloses Freudenmädchen — sie war also immerhin etwas Besseres geworden. Zwar gelang es ihr nicht, wie sie anfangs dachte, den Preis zu halten — aber sie hatte keine Noth, keine Sorgen, keine Unannehmlichkeiten mit den Gerichten, und war nicht mehr und nicht minder geachtet als die Mehrzahl anderer Menschen, welche nicht reich, nicht hochgeboren und nicht mächtig sind!

3.

Glaubt man etwa, daß man nur auf diesem Wege des tiefsten Elends zu dem traurigen Loose einer Prostituirten gelangt? Helene hatte bald zu ihrem vermehrten Troste Gelegenheit, sich vom Gegentheile zu überzeugen. Wir haben die Stufenjahre dieses armen Proletarierkindes geschildert, — wir wollen ihnen die Stufenjahre einer Patrizierstochter entgegenstellen, welche zu derselben Stufe — aber auf anderem Wege — gefallen, wie die Tochter der Fabrik zu ihr gestiegen ist.

Agathe ist die Tochter eines angesehenen, reichen Advocaten. Sie ist im zehnten Jahre. Umgeben

von allen Lebensbequemlichkeiten, iſt ſie der Gegenſtand unausgeſetzter Liebkoſungen. Sie wird eitel, — die kleine Kokette iſt ſchon fertig. Wenn ſie ehrerbietig einem Manne die Hand küßt, weiß die kleine Hexe bereits, daß ſie ungeſtraft einen ſchalkhaften Knix dabei anbringen kann, der ungefähr ſagen will: oho, die Ehrfurcht vor dem gnädigen Herrn Onkel iſt nicht gar ſo groß, ich weiß, was ich wagen kann; ein freundliches Lächeln iſt Dir lieber, als mein Reſpekt; warte nur, wenn ich groß werde, Onkelchen, ſollſt Du nach meiner Pfeife tanzen. Schon jetzt aber muß der gute Onkel thun, was ſie haben will, an Näſchereien und Geſchenken darf er es nicht fehlen laſſen, und iſt er einmal unwirſch, ſo iſt die kleine Tirannin im Stande, mit ihm drei Stunden zu ſchmollen. Dann plötzlich ergreift ſie zuverſichtlich ſeine Hand, ſtreichelt ſie, macht allerhand tolle Sprünge — und da haben wir den Herrn der Schöpfung ſchon in den Schlingen eines Kindes gefangen; hingeriſſen von Unſchuld und Koketterie im Verein, ſucht er vergeblich eine ſtrafende Miene zu behaupten, ſeine Mundwinkel zucken widerſtrebend ſich zum Lächeln verziehend, und kaum gewahrt die Kleine das günſtige Zeichen, ſo liegt ſie ſchon, aus Leibeskräften ihn auslachend, an ſeinem Halſe. Bei den alten Onkeln lernen die Kobolde ihre zukünftigen Liebhaber und Männer tiranniſiren. **Fünfzehn Jahre.** Ein ernſter Zug, der Hauch einer heiligen Naturweihe veredelt das vollwangige Geſicht der keu-

ſchen Jungfrau. Es iſt, als habe der kleine Stachel einer Mücke das zarte Herz verwundet und es mit einem Weh befruchtet, das ſich leider nur zu oft zu lebenstödtlichem Gram entwickelt. Sinnend ſchaut das himmelblaue Auge vor ſich hin, der Blick iſt kaum mehr ganz unbefangen und zieht ſich beim Anblick eines Mannes oft ſcheu zurück. Die junge Seele ahnt die Nähe eines unſichtbaren Todfeindes ihrer heiteren Engelsruhe. Sie ſcheint zu flehen: „Laß mich im Frieden, erbarme Dich meiner Wehrloſigkeit!“ Von hier an muß man kleinere Stationen bei den weiblichen Metamorphoſen machen, man kann nicht von fünf zu fünf Jahren weiter marſchiren. Jeder Monat bringt eine Verwandlung, jeder neue Mai ein neues Schickſal. Auf dem Wege vom fünfzehnten zum zwanzigſten Jahre entſcheidet das Weib ihr ganzes Geſchick und das Geſchick der Familien. Wehe über die Mütter, welche in dieſer Zeit das kreißende Herz der Jungfrau verwahrloſen, nicht jeden Blick ihrer Augen bewachen!

Aber Agathens Mutter hatte keine Zeit ſich um die ſittliche Ausbildung ihrer Tochter zu bekümmern, ſie lebte mit ihrem Gatten auf einem philoſophiſchen Fuße, ſie hatte noch Anbeter, und das einzige Gefühl, welches ihr im fortwährenden Wechſel der Leidenſchaften für ihr Kind übrig blieb, war — die Eiferſucht.

Der Papa ſeinerſeits überließ ſeiner Frau die Erziehung ſeiner Tochter! Ein verliebter Onkel verhätſchelte ſie und pflanzte die erſten Keime gefährlicher

Gefühle in ihre ſchuldloſe Bruſt. Junge Männer, Schreiber, Advocaten, Studenten, Officiere umflatterten ſie — man bewachte weder ihre Tugend, noch hinderte man die jungen Leute an den unverſchämteſten Freiheiten. Man ſpielte Pfänder, man haſchte ſich, man küßte ſich, man trieb tauſend unſchickliche Poſſen — mitten im väterlichen Hauſe, — man gab ſich Rendezvous, machte Ausflüge auf's Land, in einziger Begleitung eines jungen Herrn. Kurz, man hatte vollkommene Freiheit zu thun, was beliebte.

Der Vater ſtarb. Wie durch einen Zauberſchlag einer böſen Fee war der Wohlſtand der Familie verſchwunden. Die Mutter — ihr Unglück nicht begreifend, nicht zu ertragen fähig, ſiechte dahin — die letzten Reſte des ehemaligen häuslichen Glanzes verſchwanden während ihrer langwierigen Krankheit. Endlich löſchte ihre Lebensflamme langſam aus — Agathe war allein.

Eines Abends begegnet die Tochter der Fabrik auf dem Kohlenmarkt, bei ſtarkem Platzregen, einem Mädchen ihres Gewerbes. Dieſe Armen erkennen ſich unter einander auf den erſten Blick. Helene hat ſie mit Intereſſe betrachtet — und mit einem leichten cameradſchaftlichen Blick gegrüßt — ſie hatte eine ſo liebliche gutmüthige Phyſiognomie, — Helene fühlte ſich zu ihr hingezogen. Inzwiſchen geht ſie an ihr vorbei, — aber die Straße auf- und niederſtreifend, wie es dieſe Mädchen thun müſſen, um Aufmerkſamkeit zu erregen, begegnet ſie immer wieder der ſanft-

blickenden Collegin, welche — ohne Regenſchirm — bis auf die Haut durchnäßt iſt. Helene hat einen guten, großen Regenſchirm, ſie bleibt alſo bei der dritten Begegnung ſtehen und ſpricht das Mädchen an.

„Sie haben keinen Schirm, meine Liebe — ich denke, es iſt heute ohnehin vergeblich, es regnet zu ſtark, es iſt ja faſt Niemand auf der Straße. Wenn Sie Nichts dagegen haben, ſo führe ich Sie nach Hauſe — oder wir gehen doch mitſammen.“

„Ach, Du mein Gott,“ ſagte die Andere unter Thränen — „ich kann nicht nach Hauſe gehen — ich habe heute noch nicht gegeſſen.“

„Pah, wenn es nur Das iſt — meine Gute — man muß ſich aushelfen — ich habe Einiges erſpart — kommen Sie, wir wollen mit einander ſoupiren.“

Das arme Mädchen konnte nicht danken — aber die Thränen rannen ihr, mit Regentropfen vermiſcht, über die Wangen — ſie ergriff die Hand ihrer Wohlthäterin und drückte ſie an ihr Herz.

„Ach, Sie ſind wohl nicht lange beim Metier,“ ſagte Helene theilnehmend, indem ſie der Unbekannten das Geſicht trocknete, „man muß auf dieſe Wechſelfälle gefaßt ſein — heute Alles vollauf, morgen kaum trocken Brot — das iſt nun einmal nicht anders.“

„Ich bin erſt ſeit ſechs Wochen ſo unglücklich —“

Ein heftiger Sturm unterbrach das Geſpräch. Die beiden Mädchen mußten vereinte Kraft anwenden, um den Regenſchirm zu halten und eine Reſtauration zu

erreichen, wo ſie mit einander ſoupirten. Man trocknete ſich, man machte ſich Mittheilungen, man gewann ſich lieb und verſprach ſich Freundſchaft, tröſtete und erheiterte ſich, — die Tochter des Proletariers, die wiederholt gezüchtigte Gaſſendirne, von ihrer früheſten Kindheit an Herabwürdigung gewohnt, von aller Welt mißhandelt und verachtet, wurde die Wohlthäterin eines Fräuleins aus guter Familie, deren Erziehung ſo viel gekoſtet hatte, als hingereicht haben würde, ſie auf Lebenszeit vor Mangel zu ſchützen, ſie ſtand auf derſelben Stufe mit ihr und ſah derſelben Zukunft entgegen!

Die Tochter der Fabrik iſt glücklich, eine Freundin gefunden zu haben. Mit dem Scharfblick, welchen das Unglück ſeinen Opfern gewährt, begriff ſie ſchnell, daß ihre kleine Wohlthat reiche Zinſen tragen könne. Die feine Erziehung und Bildung, welche die Freundin offenbar genoſſen hatte, konnten ſie mit jenen Manieren, Gewohnheiten und Kenntniſſen bekannt machen, welche ihr ſo nothwendig erſchienen, um ihren Werth für das andere Geſchlecht zu erhöhen. Andererſeits konnte ſie ihrer Freundin mit Lebenserfahrung und Klugheit reichlich aushelfen.

„Aber nun, mein Kind,“ ſagte Helene beim Souper, „nun mußt Du mir ſchweſterlich Deinen Namen ſagen — nicht den angenommenen, ſondern Deinen wahren Namen, Du verſtehſt mich.“

„Mein Name..." erwiderte das Mädchen ſtockend, „mein Name iſt Agathe —" der Zuname erſtarb ihr auf den Lippen.

„Und wer war Dein Vater, meine Liebe, wenn man es wiſſen darf? — ich für meinen Theil könnte dieſe Frage nicht beantworten."

„Mein Vater," ſagte Agathe mit dem Ausdrucke einer ſtillen Verzweiflung, „mein Vater war Advocat und der Sohn — eines Miniſters!"

4.

Helene hatte eine Freundin gefunden — ſie war glücklich. Agathe machte ſie bekannt mit den feinen Manieren der beſſeren Geſellſchaft, ſie lehrte ſie alle die kleinen wichtigen Künſte, welche allein noch die ſogenannten beſſeren Stände vom Pöbel unterſcheiden: wie man ſich verneigt, wie man die Worte wählt, um das Gemeinſte, Unzüchtigſte und Schändlichſte zu ſagen, ohne den Anſtand zu verletzen. Sie lehrte ſie ein wenig Franzöſiſch, ein wenig Tanzen, ſie lehrte ſie ſich anſtändig und nobel kleiden, ſie theilte ihr das Wenige mit, was ſie ſelbſt von Geographie, von Weltverhältniſſen, vom Theater, von der Literatur wußte, damit ſie, ohne ſich ſtarke Blößen zu geben, über Alles mitſchwatzen konnte. Helene fand an dieſem leichten, liebenswürdigen, unter Scherzen und Tändeleien gegebenen Unterricht Geſchmack, ſie fand es überaus

leicht, Dasjenige zu lernen, was die Dame von der Gaſſendirne aus der Fabrik unterſcheidet. Helene brauchte nur wenige Monate, um alles Das zu lernen, was dazu gehört, den Männern ein höheres Intereſſe, als das der gemeinen Sinnlichkeit einzuflößen. Sie fand bald, daß der größere Theil der Männer dieſes civiliſirten Zeitalters, mit Ausnahme des Faches, welches ihnen Brot giebt, in jedem anderen ſelbſt ſo unwiſſend ſeien, daß ſie nur dieſes Scheines von Kenntniſſen bedurfte, um ihre eigene Unwiſſenheit zu verbergen. Es gelang ihr bei reichen Anlagen ſehr bald, die Rolle eines Mädchens von guter Bildung und Erziehung zu ſpielen und ſich dadurch einen höheren Werth beizulegen. Sie ſprach bald, wenigſtens ebenſo vernünftig wie die meiſten Wiener Stutzer, vom Theater, ſie kritiſirte ſo gut wie ein Zeitungsreferent des gewöhnlichen Schlages die Productionen derſelben, und ſprach bald ſo viel Franzöſiſch mit einem bewunderungswürdig feinen Accent, um ſo gut wie eine Dame vom höchſten Range die geiſtreichen Floskeln herplappern zu können, welche die gewöhnliche Unterhaltung derſelben ausmachen.

„Bon jour Monsieur oder Madame.“

„Ah vous êtes donc bien portant — j'en suis charmé.“

„Ah vous êtes trop bon, aimable, adorable.“

„Oh je suis fatigué!“

„Quel horreur!“

„Oserais-je vous demander —! etc.“

Auch verſtand ſie ſich darauf, im luſtigen Converſationstone, franzöſiſch zu fluchen: **Sacristie! — parbleu! — ventre-saint-gris!** — was ihr ſehr zu ſtatten kam, um bei jungen Einfaltspinſeln als ein reizendes und geiſtreiches Geſchöpf zu gelten.

„Du weißt nicht welchen Schatz Du haſt an Deiner Bildung, Agathe, — dieſe Männer ſind ſo d u m m — man imponirt Ihnen ſo leicht durch ein Paar Redensarten.“

„Ach, Du irrſt ſehr,“ erwiderte Agathe, „ich ſehe nur zu gut ein, daß es ſehr wenig — Nichts iſt — was ich gelernt habe. Dieſe oberflächliche Converſationsbildung iſt das Unglück der Mädchen aus guten Familien, welche Alles lernen, nur nicht Das, was ſie, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, ernähren könnte. Ich würde Dir ſehr gern den ganzen Kram meiner oberflächlichen Bildung abtreten, wenn ich — auch nur eine ſehr gute K ö c h i n wäre — ich würde gut bezahlt werden und nicht — von der Straße leben müſſen.“

„Pah,“ ſagte Helene, „Du verſtehſt Dich nicht darauf, von Allem Nutzen zu ziehen. Laß ein halbes Jahr vergehen und Du ſollſt ſehen, was ich aus dem biſchen Bildung mache, welche ich durch Dich erhalten habe!“

Helene hielt Wort. Sie benutzte jede der erlernten Kleinigkeiten mit einer bewunderungswürdigen Geſchicklichkeit und taktvollen Berechnung, und nicht wenig zu ihren Erfolgen trug die Beluſtigung bei, welche

ſie daran fand, dieſe Männer — welche ſie ſo verachtete — am Narrenſeile zu führen. Da ſie die Beobachtung gemacht hatte, daß beſonders eine noble Kleidung, in Verbindung mit den angeeigneten Aeußerlichkeiten beitrage, den Männern größere Hochſchätzung einzuflößen, ſo fing ſie an alle ihre Erſparniſſe auf Putz und Tand zu verwenden. Das gehörte — wie ſie wohl begriff — zu ihrem Gewerbe.

In wenigen Monaten war Helene eine Lionne! Die hohe Ariſtokratie, das diplomatiſche Corps, die Büreaukratie und die Generalität ließen ihre elegant in Stahl geſtochenen Viſitenkarten circuliren. Helene empfing keinen Beſuch mehr, als von Perſonen, welche ihr von Geſandten, hohen Beamten, Cavalieren empfohlen waren. Agathe entſchwand ihren Augen — ein reiſender Schauſpieler entführte ſie der Reſidenz, welche ſie gern verließ, um nicht bekannten Geſichtern auf ihren Promenaden zu begegnen. Helene hatte den Gipfel ihrer Laufbahn erreicht und — bald ſollte ſie jenen furchtbaren Sturz erleben, wodurch die meiſten Mädchen ihres Gewerbes in früher Jugend elend zu Grunde gehen!

Eines Abends — es war ein Jahr nach der Begegnung Agathens — wurde aus dem Kloſter der barmherzigen Schweſtern eine dieſer dem Elende dienenden Frauen zu einer Sterbenden gerufen. Es war ſtrenger Winter — die gute Schweſter mußte faſt eine Stunde Weges zurücklegen, um in die entfernte Woh-

nung der Kranken zu kommen. Sie that es unverdrossen. Man führte sie in eine Dachstube, in welcher Fenster und Thüren dem Schnee und Winde freien Eintritt gewährten. Sie fand ein abgezehrtes Gerippe mit hohlen Augen und Wangen — demungeachtet fand sie in den entstellten Zügen, welche sich bei ihrem Anblick zu einem schmerzlichen Lächeln verzogen, etwas Bekanntes.

„Helene!" rief sie endlich, nach einer langen Betrachtung der Unglücklichen.

„Agathe!—Du?" sagte Helene mit heiserer Stimme.

Ihre beiderseitigen Leidensgeschichten waren bald erzählt. Helene war im Umgange mit der hohen Gesellschaft wiederholt krank geworden. Ein gewissenloser Arzt, den sie umgebenden Wohlstand benützend, hatte auf die zarte, schwächliche Complexion der Unglücklichen die heroischesten Mittel der Arzneikunst wirken lassen, um eine langwierige Krankheit zu erzeugen. Diese Industrie zählt in Wien viele Ritter. Ein halbes Jahr reichte für diesen Arzt hin, um die Unglückliche vollkommen auszuplündern. Ihre Ersparnisse, ihre Garderobe, ihr Schmuck — Alles wanderte in die Taschen des Arztes. Endlich, als sie Nichts mehr hatte, erklärte er sie für geheilt und verließ sie. Alle die vornehmen Herren, welche Gold regnen ließen in ihren Schooß, so lange sie gesund und blühend war, hatten für die Sieche kein Almosen! Alle ihre Suppliken blieben unbeantwortet. Ihr Hausherr jagte sie halb sterbend

aus dem Hauſe, als ſie die hohe Miethe nicht mehr bezahlen konnte, Gläubiger nahmen ihre Mobilien und mißhandelten ſie obendrein. Niemand leiſtete ihr auch nur den Beiſtand, um in's Hoſpital gebracht zu werden. Man hatte die Todkranke mit Fäuſten geſchlagen, ihr die Haare ausgeriſſen, ſie halbnackt zur Thüre hinausgeworfen. Nur Menſchen, welche ſelbſt im tiefſten Elend lebten, leiſteten ihr Beiſtand, — man hatte ſie hierher gebracht für den Augenblick, um ihre Aufnahme in das Hoſpital zu bewirken. Aber es war zu ſpät — wenige Stunden nach der Ankunft Agathens hatte ſie aufgehört zu leben. Dieſe drückte ihr weinend die Augen zu.

„Was iſt für ein großer Unterſchied —," ſagte ſie lächelnd, „ein todter Leichnam und hier" — ſie legte die Hand auf ihr eigenes Herz — „hier ein lebendiger."

Dann fiel ſie auf ihre Kniee und betete mit zum Himmel gerichteten Blicken:

„Herr Gott, erbarme Dich unſeres Geſchlechts!"

II.

Das eiſerne Herz.

Zur Zeit des Wiener Congreſſes ſah man ſehr häufig an allen öffentlichen Promenaden einen jungen, ſehr wohlgekleideten Mann von einem auffallend vortheilhaften Aeußeren. Er war der leibhafte „Ueberall und Nirgends", er fehlte bei keinem Spectakel, bei keinem Vergnügen, er war bei den Militärparaden, bei den kirchlichen Feierlichkeiten, bei den Executionen und Leichenbegängniſſen — er fehlte niemals, wo es einen Auflauf, eine große Verſammlung von Menſchen gab. Seine Geſtalt war ebenſo ſehr, wie dieſes auffallende Ueberallſein, geeignet Aufſehen zu erregen, er war groß, ſchlank, ebenmäßig gebaut, hatte ein regelmäßiges, geſund gefärbtes Geſicht mit ſtrotzenden vollen Wangen, einen ſehr ſchönen, regelmäßigen ſchwarzen Backenbart, ein Paar große, ſchöne ſchwarze Augen, eine ſehr proportionirte Naſe, guten Haarwuchs und eine ſehr regelmäßige Haltung: kurz, er war — was man ſagt — ein ſchöner Mann. — Wer ihn, ohne ein Frauenzimmer zu ſein, in der Nähe betrachtete, bemerkte jedoch gar bald, daß dieſer ſchönen Puppe der Geiſt fehlte, — man konnte bald finden, daß

Polizei: — und zwar ſogar darin, daß man den Hausmeiſter (Portier) ſeiner Wohnung um die Lebensverhältniſſe und den Wandel des Herrn Collegen befragte. Ein ſolches Ausſpürungsſyſtem führte natürlich zur baldigen Entdeckung des großen Geheimniſſes; aus den an ihn gelangten Briefen, aus ſeinen Wegen und ſeinen Geldbezugsquellen ging bald mit gräßlicher Gewißheit hervor, daß der Inquiſit eine Profeſſion betreibe, welche damals in Wien noch ziemlich neu war: die Profeſſion eines ſchönen Mannes.

Um nun zu erfahren, von welcher Beſchaffenheit dieſe eigenthümliche Profeſſion iſt und wie es ihr gelang ſich in Wien einzubürgern, ſehen wir uns genöthigt, eine kleine Scene zu erzählen, welche ſich kurz vor dem Erſcheinen des ſchönen Mannes in einem Salon der vornehmen Welt ereignete.

Drei vornehme Damen ſaßen hier beiſammen beim Kaffee und erzählten ſich von Paris. Alle drei hatten dieſe Zauberſtadt geſehen und eine von ihnen hatte dort längere Zeit gelebt und alle Geheimniſſe der Weltſtadt kennen gelernt — lange Jahre ehe Eugene Sue, Balzac und Paul de Kock ſich mit deren Veröffentlichung befaßten. Die drei Grazien befanden ſich bereits in einem gewiſſen Alter, wo alle Toilettenkünſte von den Verwüſtungen der Zeit vereitelt werden. Es galt nicht mehr einen welken Teint aufzufriſchen, den

Haarwuchs durch einige falſche Locken zu bereichern, es galt Berge und Thäler zu ebnen und Schluchten auszufüllen, welche ſich durch die Sündfluth der Leidenſchaften in der Natur dieſer Damen gebildet hatten, und obgleich es durch die Kunſt der Pariſer gelang, einigen Schein zu retten, ſo genügte dies doch nicht in dem Grade, daß die Blicke der Männer dadurch hätten getäuſcht werden können. Auf dieſe Weiſe als unwürdige und längſt verbrauchte Gefäße aus dem Tempel des Vergnügens verwieſen, ſahen ſie mit Ingrimm die eingetretene Nothwendigkeit vor ſich — ohne eine verzweifelte Unternehmung — in der Tabaksdoſe und bei den Spielkarten einen jämmerlichen Erſatz für die gewohnten Zerſtreuungen ihrer Jugend zu ſuchen. Allein dieſe Weiber waren Heldinnen, ſie gaben ſich nicht ſo leicht gefangen, ſie vereinigten ſich zu einer Verſchwörung gegen dieſes verhaßte männliche Geſchlecht, welches ſich von ihnen auf ſo beleidigende Weiſe zurückzog, und ſich ſogar anſchickte, die Beſchimpfung ſo weit zu treiben, ihnen kindliche Ehrfurcht ſtatt zarter Galanterie zu erweiſen.

Die Gräfin Saraczi hatte ihre beiden Freundinnen, die Gräfin Mukowicz und die jüdiſche Baroneſſe Laubenſtein, zu ſich berufen, um ihnen zu dem gemeinſam erſtrebten Zwecke eine wichtige Eröffnung zu machen. Sie hielt ihren Vortrag an die Mitglieder dieſes Vereins in folgender Weiſe:

„Sie wiſſen, meine theuren Freundinnen, daß ich

beinahe zehn Jahre in Paris verlebt habe. Die Pariſerinnen, welche uns in ſo vielen Dingen an Cultur und Bildung überlegen ſind, verfolgen ſeit lange einen Zweck, welcher unſeren ganzen Beifall verdient, nämlich ſich von dieſen tirranniſchen und gewiſſenloſen Männern unabhängig zu machen. Sie heißen dies in ihrer Sprache: Emancipation. Der Hauptgedanke dieſer Emancipation iſt: daß den Frauen in allen Dingen dieſelben Rechte zuſtünden, welche ſich die Männer angemaßt haben. Ich frage Sie nun, meine theuren Freundinnen, wie finden Sie dieſe Idee?"

„Divine — allerliebſt — himmliſch!" riefen die Befragten unisono.

„In der That," fuhr die Präſidentin fort, „es iſt Nichts einleuchtender, Nichts gerechter, Nichts vernünftiger."

„Allein, meine Damen, wir wollen uns mäßigen, wir wollen nicht ſo weit gehen wie die Pariſerinnen, wir wollen den Männern das Recht laſſen, für unſere Erhaltung, unſeren Putz, unſere Vergnügungen Sorge zu tragen, wir wollen uns nur eines einzigen ihrer großen Vorrechte bemächtigen, des Rechts zu lieben — wen und wann es uns gefällt."

„Wie das, Gräfin?" fragte die Baroneſſe, „ich denke, wir haben von dieſem Rechte ſchon Gebrauch gemacht — ſo lange es ging. Allein es dürfte eine Zeit kommen," ſetzte ſie verſchämt hinzu, „wo

es nicht mehr angehen dürfte, wo es nicht mehr an uns liegt —"

„Das iſt es eben, meine Gute!" erwiderte die Frau Präſidentin mit Nachdruck, „dieſe Zeit — wir wollen uns nicht täuſchen, iſt bereits gekommen, wir ſind — ſchaudern Sie, meine Lieben, über dieſen ſchimpflichen Ausdruck unſerer Verächter und Tirannen — wir ſind, es muß geſagt werden, nach ihrer verruchten Terminologie — altes Eiſen!"

Dieſes furchtbare Wort elektriſirte die beiden Mitglieder der Kammer in dem Grade, daß ſie wie auf ein Commando wüthend in die Höhe fuhren, dann aber ſich eben ſo maſchinenmäßig mit furioſer Gewalt ſo heftig wieder ſetzten, daß die Seſſel zu krachen anfingen. Die Frau Präſidentin war ſehr befriedigt über dieſen Eindruck ihrer Eloquenz. Mit leuchtenden Augen und von heiligem Zorn belebten Geberden fuhr ſie fort:

„Nicht wahr, meine Freundinnen, das packt, das ergreift, das empört? — Ich frage Sie nun, meine Damen, wollen Sie Sclavinnen bleiben, oder wollen Sie Rache nehmen! —"

„Rache, Rache!" ſchrieen die Zuhörerinnen. „Aber ich begreife nicht —" ſetzte die Baronin noch immer ungläubig hinzu.

„Sie begreifen nicht!" donnerte die Rednerin mit furchtbarer Stimme, „Sie begreifen nicht — ſagen Sie das rechte Wort — Sie begreifen nicht, wie wir noch

jemand gefallen wollen? — Nicht wahr — ist es so?"

Ein Schweigen der Vernichtung antwortete hinsichtlich auf diese Apostrophe.

„Und glauben Sie denn, meine Theure," nahm die Präsidentin wieder das Wort, „glauben Sie denn, ich habe diesen Fall, in dem wir uns befinden, nicht bedacht?" — schloß die Rednerin mit erhobener Stimme — „darin liegt ja eben unsere schmachvolle Erniedrigung, daß wir nur so lange Freiheit in der Liebe haben und deren Freuden genießen können, so lange wir jung sind und gefallen, während die Männer, sie mögen noch so alt und häßlich sein, niemals zu entsagen brauchen!!!"

„Ja, das ist wahr!" erscholl die Antwort, „aber was wollen wir thun?"

„Das ist eben die Frage!" erwiderte das hohe Präsidium, „was wollen wir thun? Was wollen wir thun, wir Unglücklichen, die wir an unserem eigenen Geschlechte auf allen unseren heimlichen Wegen Verräther finden, die unsere Schwachheiten ausposaunen, und in der Gesellschaft Richterinnen, welche uns keine Gnade widerfahren lassen, indeß die Männer, die Ungeheuer, zusammenhalten und leben wie es ihnen gefällt, ohne Abbruch zu leiden in irgend einer Hinsicht. Wenn wir — in der Einsamkeit unserer Herzen einen jungen Lakai begünstigen, so erfährt es die ganze Stadt,

ja dieſer unſer Günſtling ſelbſt verhöhnt uns in allen Tabagien und deckt alle unſere Blößen zum Skandale der Welt auf — ſo daß wir uns gezwungen ſehen, entweder der guten Geſellſchaft und der Ehre, oder dem Vergnügen zu entſagen. Iſt es ſo oder nicht? — ich frage Sie im Namen unſerer geheimſten und namenloſeſten Gefühle."

„Ja, es iſt ſo," ſagte die Baronin, welche enorm neugierig geworden war, „aber um's Himmels willen kommen Sie zur Sache, was wollen wir thun?"

„Was wir thun wollen? Wohlan, hören Sie, ich will es Ihnen ſagen. Wiſſen Sie, was die Männer thun? Wiſſen Sie nicht, daß es eine ſehr bedeutende Anzahl junger und meiſt ſchöner Mädchen giebt, welche für eine kleine Belohnung den Männern aller Altersklaſſen, den häßlichen wie den ſchönen, zum Zeitvertreibe dienen? Man beſucht ſie in ihren Wohnungen oder Abſteigequartieren, man iſt und bleibt ihnen unbekannt, man nennt ihnen keinen Namen, und wenn man ihnen auf der Straße begegnet, thut man unbefangen, man grüßt ſie nicht und dankt ihnen nicht, und ſomit bleibt Alles vollkommen verborgen. Meine Damen — ich habe eine Berechnung angeſtellt, wonach es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß täglich in der guten Wiener Stadt 20,000 ſolcher geheimen Rendezvous ſtattfinden, zwiſchen Perſonen, welche ſich nicht einmal dem Namen nach kennen? Ich frage Sie, meine Damen, iſt es recht und billig, daß die Männer allein ein ſo un-

geheures Vorrecht täglich genießen, daß ſie im Stande ſind, in jeder Stunde des Tages und der Nacht ihre Neigungen zu befriedigen, indeß wir einſam und verachtet blos unſeren Betrachtungen überlaſſen ſind und Betſchweſtern werden müſſen, um doch irgend einen ehrſamen Vorwand zu haben, einen häßlichen alten Mann in ſchwarzer Kutte mit einer von Tabak triefenden Naſe — weil er denn doch ein Mann iſt und mit uns von angenehmen Sünden ſprechen darf — zu empfangen. Wohlan, was wollen wir thun, meine Damen? Was müſſen wir thun? Es iſt ſehr einfach. Wir müſſen dem Beiſpiele der Männer folgen."

„Das iſt Alles recht ſchön und gut," ſagte die Baronin, die auf den Grund der Ide kommen wollte, welche das hohe Präſidium leitete, „allein Sie vergeſſen, ſchöne Gräfin, daß es 20,000 Mädchen giebt, welche den Männern zu Gefallen leben, aber nicht einen einzigen Mann, der ein ſo ſeltſames Gewerbe triebe."

„Sehr richtig bemerkt," erwiderte das Präſidium, „und zwar führt dieſe Bemerkung genau zur Sache. Wir haben uns alſo nur mit der Frage zu beſchäftigen, wie es thunlich iſt, eine ſolche Induſtrie unter dem männlichen Geſchlechte zu begründen. Sie ſehen mich zweifelnd an, Sie halten es für unmöglich. Eh bien, wir wollen die Sache unterſuchen. Was bringt dieſe Mädchen zu dieſer Induſtrie? Die *Armuth*. Giebt es unter den Männern nicht auch

Arme? Giebt es nicht eine Armee von 300,000 Mann, welche täglich nur fünf Kreuzer zu verzehren haben? Giebt es nicht zahlloſe arme Studenten, Handwerker, Tagelöhner, dienſt- und erwerbloſe Garçons, Ladendiener ꝛc.? Glauben Sie, daß dieſe Menſchen ſich nicht mit Freuden unſerem Vergnügen widmen würden, wenn ſie dafür beſſere Nahrung, Kleidung, Wohnung ſich verſchaffen könnten? Sie zweifeln nicht. Wohlan — ſo liegt es alſo nur daran, daß man ſie nicht aufſucht, daß man ihnen keine Anträge macht, ſie nicht engagirt."

„Ja, gewiß," riefen die Schülerinnen freudig, „nur daran liegt es, aber wie wollen wir —"

„Wie wir wollen? — Hören Sie. Es iſt wahr, wir können nicht geradezu gehen, wie die Männer, aber wir können Mittelsperſonen finden."

„Mittelsperſonen! welche ſublime Idee!" riefen die Damen entzückt, „und haben Sie bereits ſolche Mittelsperſonen, werden ſie uns nicht compromittiren?"

„Compromittiren? Nein — ſie werden es nicht können — wir werden verkleidet uns zu denſelben Mittelsperſonen begeben, welche unſeren Männern dienen, Perſonen, welche uns nicht kennen und daher auch nicht verrathen können. Zudem, meine Damen, bleibt dieſes Inſtitut, wie Sie begreifen werden, nur unter der Haute-volée — wir Damen werden einander unterſtützen und berathen, wir werden uns, wie die Männer es unter ſich thun, Entdeckungen und Adreſſen

mittheilen, wir werden mehr Abwechslung und weniger Gefahr haben als die Männer, kurz, wir werden glücklich sein. Was sagen Sie nun zu meinem Plan?"

„Er ist erhaben, Gräfin, Sie sind eine Semiramis, wie sollen wir Ihnen danken?"

Gerührt umarmten sich die Damen.

„Gut denn, meine Kinder," endigte die Präsidentin bis zu Thränen gerührt durch die Ausbrüche zärtlicher Dankbarkeit, „so lasset uns denn die Hände reichen zum neuen Bunde der Aufklärung und Civilisation, lassen Sie uns Treue und Verschwiegenheit geloben und im Namen der Vernunft unser großes Werk beginnen."

So wurde die Profession der schönen Männer in Wien gestiftet und sie besteht bis auf den heutigen Tag in ihrer schönsten Blüthe.

Madame Laubenstein war eine sehr hochmüthige Frau. Obwohl sie um die Gunst der Haute-volée buhlte, so haßte sie dieselbe doch aus dem Grunde ihres Herzens, denn durch die Gunst, welche man ihr — oder vielmehr dem Gelde ihres Gemahls erwies, schimmerte immer die heimliche Verachtung ihrer jüdischen Abstammung hindurch. Sie kannte daher kein größeres Vergnügen, als diese Gräfinnen und Marquisen zu ärgern, welche oft so arm waren wie ihre Kammerzofen. Sie that es daher in Allem diesen stolzen Damen zuvor. Sie hatte die kostbarsten türkischen Shawls,

den ſchönſten Brillantſchmuck, die ſchönſten Papageien und ſeltenſten Affen, und ihre Equipage war glänzender als irgend eine.

„Eduard," ſagte ſie ein halbes Jahr nach jener Sitzung zu dem ſchönen Mann, „Ihre Beſuche bei der Gräfin Saraczi geniren mich. Sie müſſen ſie durchaus einſtellen."

„Aber ſchöne Frau — " erwiderte Eduard.

„Kein aber, ich will es ſo — verſtehen Sie mich?"

„Sie iſt ſo gütig gegen mich — " fuhr Eduard fort.

„Nun laſſen Sie hören, was thut ſie für Sie?"

„Sie bezahlt mir für — die Noten, welche ich ihr abſchreiben muß, monatlich zwanzig Ducaten."

„Sie ſollen vierzig haben, Eduard — aber Sie müſſen dieſer Verbindung entſagen."

Eduard wagte nicht zu widerſprechen.

Des andern Tages wurde er zur Gräfin gerufen.

„Sie ſehen die Baronin Laubenſtein — ich muß mir das verbitten," ſagte ſie, „ich werde Sie vollkommen ſchadlos halten."

„Ganz nach Ihrem Befehl, Euer Gnaden," erwiderte Eduard ſich vergnügt die Hände reibend. Er hatte nun ſechzig Ducaten monatlich zu verzehren. Der heilige Bund war völlig demoraliſirt. Man hielt ſich nicht mehr an die Verabredung. Die ganze Haute-volée wußte bereits von ihren ſauberen Streichen, wozu folgender Vorfall das Meiſte beitrug.

Eines Abends ſchlich Eduard eben in ein kleines Gartenhäuschen, um dort mit der Gräfin Mukowicz zuſammenzutreffen und ſang vergnügt ein heiteres Liedchen halb leiſe vor ſich hin, als er ſich plötzlich überfallen und zu Boden geworfen ſah.

„Cane maladetto!“ ſchrie eine Stimme, „bereiten ſich vor — mußen ſterben, Du Canalje!“

„Sie irren ſich, mein Herr!“ winſelte Eduard, indem er ſich von den Fäuſten eines rieſenhaften italieniſchen Grenadiers loszumachen ſuchte, „ich bin nicht Derjenige, welchen Sie eben nannten.“

„Si, si!“ brüllte der Wüthende, „ich kenne Dich gut, Du ſein questo deutſche Hund; ... was kommen zu der alten Donna, Du ſein die bestia, welche mir ſtehlen das Brot bei der alten Donna, Du mußen ſterben.“

Jetzt erſt begriff Eduard, daß er es mit einem Nebenbuhler zu thun habe. Er ſchrie daher, ſo ſehr er konnte:

„Hilfe, Hilfe, Mörder, Diebe, Feuer — man bringt mich um!“

In dem Augenblicke fühlte er einen Stich in ſeiner Bruſt. Der Soldat entfloh. Man fand den Seladon in ſeinem Blute ſchwimmend, beſinnungslos.

Dieſer ſkandalöſe Vorfall enthüllte mit einem Male die großen Verdienſte der drei Damen um die Civiliſation der Stadt Wien. Obwohl Eduard nicht ſchwer verwundet war, ſo kam dieſes Ereigniß doch zur ge-

nächtlichen Unterſuchung. Es war unmöglich zu verhüten, daß die Einzelheiten derſelben bekannt wurden. Die drei Damen ſahen ſich genöthigt auf einige Zeit zu verreiſen, während welcher ihre Namen von der Chronique scandaleuse zerriſſen wurden. Die Männer lachten herzlich, aber die Weiber waren unermüdlich in Schmähungen und ſie ließen nicht nach mit Schmähen und Fragen, bis ſie die kleinſten Details des ganzen Handels in Erfahrung gebracht hatten. Eduard wurde durch dieſen Skandal in der ganzen Stadt verrufen. Man zeigte mit Fingern auf ihn und viele Damen ließen alle ſeine Wege auskundſchaften, um ihm nur einmal zufällig begegnen zu können. Als man ſich überzeugte, daß das Opfer dieſes blutigen Abenteuers ein wirklich ſchöner Mann ſei, wurde die Stimmung gegen jene drei Wohlthäterinnen ihres undankbaren Geſchlechts milder. Man ſprach zwar noch immer von dieſer Abſcheulichkeit mit der größten Indignation, aber insgeheim waren viele ältere Damen der Meinung, daß durch den Heroismus der drei Verbündeten einem längſt gefühlten Bedürfniß abgeholfen ſei.

Eduards Glück war gemacht.

Mannigfaltig waren die Wechſelfälle ſeines bewegten Lebens! Es war keine Kleinigkeit, einer Population von 300,000 Menſchen als Etwas bekannt zu ſein, was allgemeine Neugier erregte. Während

die Damen ſich um ſeinen Beſitz Schlachten lieferten, trieben die Männer allerlei Kurzweil mit ihm. Mancher boshafte Streich eines Neiders und Nebenbuhlers wurde ausgeführt, und wieder waren unter dieſen Streichen ſolche, welche weniger ſein Herz als ſeinen Rücken trafen. Da ſein Verſtand in hohem Grade beſchränkt war, ſo war er vollkommen wehrlos gegen Jeden, der ſich mit ihm einen Scherz machen wollte. Aber das Schlimmſte, was ihm während ſeiner kurzen aber glänzenden Laufbahn begegnete, war ein muthwilliger Streich, der ihm von einem Neffen der Baroneſſe Schuel, Couſine der Laubenſtein, geſpielt wurde.

Dieſer Neffe, der Ritter von Titus, Schweſterſohn der Baroneſſe, ein junger, hübſcher Officier, war ein ſehr luſtiger, ſehr ehrliebender Menſch, der ſeine Tante wegen ihres unehrwürdigen Lebenswandels verabſcheute. Dieſer junge Held war ein abgeſagter Feind der alten Frauen, welche ſich emancipiren wollten, er dachte ſo lieblos gegen ſie, daß er meinte, der einzige Umgang, den eine alte Frau haben ſolle, ſei der mit ihren Kindern und Enkeln und mit Gott. Da dieſe ſeine philiſterhafte Anſicht nicht nach dem Geſchmack der alten Frauen von gutem Tone war, ſo lebte er mit denſelben in einem ununterbrochenen Kriege, welcher um ſo planmäßiger geführt werden konnte, da Herr von Titus durchaus Nichts zu thun hatte als Pferde zuzureiten und ſeine Tanten zu quälen.

Titus hatte ſeit langer Zeit die räthſelhaften Be-

ſuche Eduards bei ſeiner Tante bemerkt. Die ſcheue, geheimnißvolle Weiſe, auf welche ſich dieſer ſchöne Einfaltspinſel in das Haus ſchlich und aus demſelben entfernte, verrieth ihm den Zuſammenhang der Dinge. Kaum hatte er den wahren Grund der Beſuche des galanten Ritters entdeckt, ſo beſchloß er ſeiner Tante und ihrem Seladon, von deſſen Bornirtheit er ſich bald überzeugte, einen recht empfindlichen Schabernack zu ſpielen.

Titus war wie geſagt ein ſehr hübſcher junger Mann von zwanzig Jahren mit einem Milchgeſichte, welches ihm von ſeinen Cameraden den Beinamen „das Mädchen" zuzog. Dieſer Umſtand war überaus günſtig für ſeine Pläne, welche er ſchnell mit einigen luſtigen Cameraden und einem Jugendfreunde, der das Amt eines Polizeicommiſſärs bekleidete, verabredete und ohne Verzug zur Ausführung brachte. Seine Couſine, ein muthwilliges Kind von achtzehn Jahren, welche die ſündhaften Vergnügungen ihrer Tante von Herzen verabſcheute, wurde in das Complott gezogen und mußte Titus einen weiblichen Anzug ſchaffen, der von einem Schneider ſeiner Geſtalt leicht angepaßt wurde.

Als Alles zweckmäßig vorbereitet war, beſuchte Titus ſeinen Jugendfreund Müller, welcher mit ihm in der Akademie auferzogen und bei dem Fürſten Weilſtadt Stallmeiſter war.

„Bruder," ſagte er, „Du mußt mir einen Gefallen thun — es gilt einen verliebten Tölpel zu narren, Du

mußt mir eine der fürſtlichen Equipagen zur Verfügung ſtellen und zwei Lakaien im Galacoſtüm."

Müller war leicht überredet. Es ſtand ihm ſeiner Stellung nach frei, über die Equipagen zu verfügen — der Fürſt war eben im Bade, die Dienerſchaft dem Stallmeiſter ſehr ergeben, da er über die Freiheiten im Dienſte, welche ſie ſich zuweilen herausnahmen, hinweg ſah.

Nachdem dies beſorgt war, ſchrieb Titus an Eduard folgendes Billet, welches ihm in ſeiner Wohnung von einem fürſtlichen Lakai in Schuhen und Strümpfen überreicht wurde.

„Heißerſehnter, Ideal meiner kühnſten Wünſche, Krone Deines Geſchlechts! Dich ſehen und lieben — ſterben vor Liebe iſt Eins. Wenn Du Mitleiden haſt mit den verzehrenden flammenden Leiden, welche mein Herz martern, ſo ſtelle Dich heute Abend auf der Straße von Döbling um ſieben Uhr ein, auf dem Seitenwege, der nach Grinzing führt. Eine Dame wird dort an Dir in ihrem Wagen vorbeifahren, im Roſahut, mit einem gelben Shawl. Man wird ſich Dir, Du Göttlicher, zeigen. Fühlſt Du, daß Diejenige, welche vor Liebesgram ſtirbt, Deiner würdig iſt, erwecken ihre Züge in Deiner Bruſt gleiche Zärtlichkeit, ſo gieb mir ein Zeichen, indem Du Deinen Handſchuh von der linken Hand abzieheſt und die Hand an Dein Herz legſt.

Bedenke, daß meine Ruhe von dieſem Zeichen abhängt — aber wage es nicht mich anzuſprechen oder mich zu grüßen — Du würdeſt mich in's Verderben ſtürzen. Verſchließe das Geheimniß tief in Deine Bruſt, wenn Dir Dein und mein Leben lieb iſt, und erwarte weitere Nachrichten von mir.

Adelaide."

Als Eduard dieſen Brief empfing, wirbelte es vor ſeinen Augen. Er hatte die Livree der hohen Herrſchaft erkannt, welche in Wien mit dem Hofe auf dem intimſten Fuße ſtand. Er wußte, daß dieſe hohe Familie nur ein weibliches Mitglied zählte, die junge reizende Prinzeſſin — Adelaide. Welch' ein Glück! Aber auch welche Gefahren. Er hatte die Prinzeſſin niemals geſehen, aber ſie ſtand im Rufe großer Schönheit. Er war auf dem Punkte den Verſtand zu verlieren, denn der Gedanke, daß man ihn zum Beſten haben könnte, kam dem Manne, dem ſo vornehme Damen huldigten, nicht in den Sinn. Zwar war es ihm ſelten begegnet, von jungen Damen ausgezeichnet zu werden, allein er wußte, daß man durch dieſelben Eigenſchaften den Jungen zu gefallen pflegt, welche den Alten den Kopf verwirren.

Er kaufte ſich daher eilends in einem Kleidermagazin einen neuen Anzug, ließ ſich von dem erſten Friſeur der Stadt friſiren, ſteckte ſeine Finger voll Ringe und gab ſich den kühnſten Hoffnungen hin,

welche durch die Umſtände gerechtfertigt ſchienen. Er war zwar plebejiſcher Abkunft, aber man konnte ihn nobilitiren; um die unglückliche Leidenſchaft einer ſo ſchönen Prinzeſſin zu ſtillen, konnte man ihn zum Grafen, ja zum Fürſten machen, er ſah ſich im Geiſte ſchon mit dem Hoſenbandorden geſchmückt, mit einem Stern auf der Bruſt, an der Seite der ſchönſten Prinzeſſin, die jemals einen armen Schreiber liebenswürdig gefunden.

Zu der verabredeten Stunde war er auf ſeinem Poſten. Es war ſehr kothig — ſeine feinen Corduanſtiefel waren unmöglich rein zu halten, demungeachtet watete er mitten im Kothe der Fahrſtraße, um ſo dicht als möglich die Equipage an ſich vorbei zu laſſen.

Er wartete nicht lange — eine prächtige vierſpännige Equipage kam im ſchärfſten Trabe herangerollt. Er ſah von Weitem ſchon die Dame, welche ihm beſchrieben worden, in Geſellſchaft zweier Officiere. „Das ſind die Prinzen, ihre erlauchten Brüder!“ dachte er und ging dem Wagen entgegen. Jetzt kamen ſie näher, dieſe coloſſalen mit Troddeln und Büſchen gezierten Holſteiner — in einem Augenblick war Eduard vom Fuß bis zum Kopf mit Koth beſpritzt — aber was ſchadete das — er ſah ſie, die Holde, wie ſie ihm mit ihrem blühenden Antlitz mild und ſchwermüthig zulächelte, er zog den Handſchuh ab, legte die Hand an's Herz, und da ſich die Blicke der „Prinzeſſin“ weggewendet hatten, weil ſie in der That den Lach-

krampf nicht mehr aushalten konnte, ſo bog er ein Knie vor der Erſcheinung und drückte durch eine Geberde, welche albern genug war, um der „Prinzeſſin" alle Faſſung zu rauben, ſeine unſinnige Leidenſchaft aus. Eduard ſah, wie die Prinzeſſin das Taſchentuch heftig bewegt vor ihr Geſicht hielt — um ihr Gelächter zu erſticken — vorbei war Alles.

Von dieſem Augenblick an hatte Eduard nicht Raſt noch Ruhe mehr. Er vernachläſſigte alle ſeine Freundinnen und träumte nur von Kronen und den Reizen der Prinzeſſin. Nie hatte der Unglückliche Liebe gefühlt — jetzt aber war es um ihn geſchehen. Glücklicher Weiſe ließ die Prinzeſſin nicht lange auf den ſo heiß erſehnten Troſt warten. Schon 24 Stunden nach jener ſtummen Scene auf der Straße erhielt Eduard durch denſelben Lakai abermals ein parfümirtes Billetdour folgenden Inhalts:

„Grauſamer!

„Welch' ein Wonneſchauer mich durchbebte, als ich Dein beglückendes Zeichen ſah — es giebt keine Worte dafür. Aber ſo groß wie mein Entzücken war der wüthende Schmerz und die gräßliche Pein der Eiferſucht, welche mich erfaßte, als ich heute in Folge eingezogener Erkundigungen über Deine Perſon erfahren mußte, daß Dein Herz, Du Falſcher, einer Andern gehört.

„Ich weiß Alles — Gott! wie ſoll ich es

ertragen! Eine Baronin Schuel iſt die Glückliche, welche Dich in ihren Schlingen gefangen hält. Nur eine Hoffnung nährt mein leichtgläubiges Herz, daß Dein Herz trotz der Schlingen, welche Dir dieſe Kokette gelegt, ſchuldlos iſt, daß es zur reinen Liebe, welche in meinem Buſen flammt, reuig zurückkehren, daß es Zuflucht ſuchen und finden werde an meiner Bruſt. O Eduard — kannſt Du mir dieſe Schuel opfern? Wenn Du es kannſt, ſo gieb mir einen Beweis Deiner Liebe, Deiner Reue, Deiner Rückkehr von einer ſündhaften Verirrung. Ich weiß, Du haſt einen Schlüſſel zu dem einſamen Pavillon im Sommerhauſe der Baronin — dem Orte — ach — wo — ha, der Hölle Rache kocht in meinen Adern — wo dieſe — Schuel Deine Beſuche empfängt. Wohlan, liebſt Du mich — beweiſe es — opfere mir dieſen Schlüſſel und — an demſelben Orte, wo man Deiner Unſchuld Fallſtricke gelegt, in demſelben Pavillon will ich an Dein Herz ſinken und Dir verzeihen. Ich habe ſichere Nachricht, daß die Baronin morgen auf einige Tage verreiſt — wohlan, wenn Du mich liebſt — in dieſem Pavillon oder niemals ſollſt Du mich wiederſehen. Gieb mir durch einige Zeilen Nachricht von Deinem Entſchluß.

Deine unglückliche Adelaide."

Beſchämt, beſtürzt und zugleich freudetrunken, mit zitternder Haſt, ſetzte ſich Eduard an ſein Pult und ſchrieb:

„Göttliche, Erhabene, Herrliche!

„Als ich geſtern Eure Hoh —, doch ſtill, als ich Dich himmliſche Adelaide ſah, Deine Reize, Dein Feuerauge, die junoniſche Geſtalt — ha, wie durchzuckte mich da das Feuer der göttlichſten, reinſten Liebe und Anbetung! O wie leicht wird mir das Opfer, welches Du verlangſt! — wiſſe denn, Du Göttin der Liebe und Anbetung, Du ſchöner als Aphrodite, wiſſe denn, daß ich dieſes Weib, dieſe getaufte Jüdin haſſe und verabſcheue. Wie, Du konnteſt im Ernſte dieſe häßliche alte Vogelſcheuche als eine Nebenbuhlerin betrachten, dieſe Meerkatze, mit den grünen Augen und dem Furienantlitz? — Ha, furchtbare Ironie — nie liebte ich dieſes Weib — ja, ſie hat mir Fallen gelegt, ſie hat durch lügenhafte Vorwände und Verſprechungen mich verlockt zu Rendezvous im Pavillon — ja, ich beſitze dieſen Schlüſſel und morgen, wenn Philomele ihre erſten Geſänge erſchallen läßt, wirſt Du mich dort finden, bereit, Dir den Schlüſſel, mein Herz, mein Leben zu Füßen zu legen.

Vor Liebe ſterbend

Um ſieben Uhr Abends denn, wenn Du mich liebſt! — ewig, ewig Dein Eduard."

Eine Stunde ſpäter nachdem dieſer Brief geſchrieben worden, trat Titus in das Boudoir ſeiner

Tante, küßte ihr mit heuchleriſcher Ehrfurcht die Hand und ſprach im Tone der höchſten Entrüſtung:

„Tante, Tante — muß ich das erleben — o Gott, welche Schmach! meine liebe, gute Tante — wie beklage ich Sie!“

„Mein Himmel, was iſt Dir?“ ſagte die Baronin aufs Aeußerſte beſtürzt durch die ungewohnte Theilnahme und Gemüthsbewegung ihres Neffen, „was iſt geſchehen?“

„Was geſchehen iſt?“ ſchrie Titus, indem er ſich auf einen Seſſel warf, „Ihr Haus iſt entehrt — Ihr graues Haar beſchimpft.“

„Graues Haar!“ eiferte die Baronin, „junger Herr, Sie vergeſſen, daß ich kein einziges graues Haar noch habe. Wollen Sie ſpaßen — was ſoll dieſe Scene!“

„Hier leſen Sie dieſen Brief von Ihrem ſauberen Eduard, Ihrem Liebling, dem zu Liebe Sie Ihrem Neffen Ihre mütterliche Liebe entziehen, leſen Sie, überzeugen Sie ſich, wie er die Wohlthaten vergilt, welche Sie ihm erweiſen.“

Alles Blut, welches die alte Kokette noch in ihren Adern hatte, ſchoß ihr in's Geſicht — haſtig griff ſie nach dem Briefe, las: — „Vogelſcheuche, Meerkatze, grüne Augen“ — und erbleichte. Vernichtet von Wuth und Scham im Angeſichte dieſes ſpitzbübiſchen Neffen, von dem ſie wohl wußte, daß er ſie zum Geſpötte machte, ſank ſie in ein Fauteuil und ſchwieg.

Sie hätte ihm, der ihren Geheimniſſen auflauerte, das Geſicht zerkratzen mögen, aber ſie begriff wohl, daß ſie es nicht mit ihm verderben dürfe.

„So biſt Du denn wirklich ſo zärtlich theilnehmend beſorgt für die Ehre Deiner Tante?“ ſagte ſie kleinlaut, „aber ſage mir, wie kommſt Du zu dieſem Brief — iſt er nicht etwa ein Fabrikat Deiner muthwilligen Laune?“

Wie?“ ſagte Titus entrüſtet, „Sie könnten mich im Verdacht haben, daß ich die Ihnen ſchuldige Ehrfurcht ſo weit vergeſſen könnte? Nimmermehr. Uebrigens, Sie müſſen ja die Handſchrift Eduards — Sie müſſen ſein Siegel kennen. Zudem können Sie ſich ja überzeugen, um ſieben Uhr Abends — verbergen Sie ſich im Pavillon in einem Nebenzimmer. Ich werde Ihnen beiſtehen, um an dieſem Verräther exemplariſche Rache zu nehmen.“

„Rache?“ ſagte die Baronin ängſtlich, „um Gotteswillen kein Skandal — aber noch ein Mal, wie kommſt Du zu dieſem Briefe?“

„Das iſt mein Geheimniß.“

„Ich will es aber wiſſen! Ich bitte Dich darum!“

„Wohlan — ich werde Ihnen ſo viel ſagen als mir die Ehre erlaubt, denn ich habe mein Ehrenwort verpfändet, die Namen der compromittirten Perſonen zu verſchweigen. Einer meiner Cameraden hat ein zartes Verhältniß mit einer vornehmen Dame, die ich nicht nennen darf — aber ſeit einiger Zeit iſt ſie kalt

gegen ihn. Seine Eiferſucht erwachte — er beſtach ihr Kammermädchen und erhielt durch ſie dieſes Billet, welches die Dame in ihrer Schatulle verſchloſſen hatte. Von dem Wunſch beſeelt ſich zu rächen, theilte er mir den Inhalt mit, da er wußte, daß ich Ihr Neffe bin. Sie ſehen, es iſt Alles ſehr natürlich zugegangen."

„Gut denn," ſagte die Tante aufſpringend, „ich will mich überzeugen — aber wenn Du mich betrügſt —"

„Trauen Sie nur Ihren eigenen Augen — nicht meinen Worten."

„Ach, Titus, wenn es wahr iſt — und Du mir beiſtehſt, Skandal zu vermeiden und mich zu rächen an dieſem ſchäbigen Schuft —"

„Nun, liebe Tante," ſagte der Neffe ihr zärtlich die Hand küſſend, „welche Gnade erweiſen Sie mir da?"

„Du ſollſt funfzig Ducaten monatlich Zulage aus meinen Stecknadelgeldern haben."

„Geben Sie mir Ihre Hand darauf, Tante!"

„Da haſt Du ſie — aber wohl verſtanden — Verſchwiegenheit!"

„Wie das Grab!" betheuerte Titus.

Es war ſieben Uhr. Die Baroneſſe befand ſich bereits auf ihrem Poſten in einem verſchloſſenen Nebencabinette des Zimmers, wo ſie Eduard zu empfangen

pflegte. Sie zitterte wie Espenlaub vor Wuth und Neugierde. Wer war dieſe Dame, welche die Frechheit hatte ihren Pavillon zum Rendezvous mit einem galanten Ritter zu machen? Eiferſucht und Rache verzehrten ſie. Bald ließen ſich Tritte vernehmen, ein Schlüſſel knarrte und Eduard trat in die Nebenſtube. Die Baronin hörte ihn ſeufzen und ſtöhnen vor Erwartung. Endlich hörte ſie einen Wagen rollen — Eduard ſprang hinaus und in wenig Minuten hörte ſie ſeidene Gewänder rauſchen — das Paar nahm Platz auf dem ſeidenen Sopha der Baronin.

„O was haſt Du aus mir gemacht!“ flüſterte die ſüße Dame mit dem zärtlichſten Accent, indem ſie ſich entſchleierte. „Eduard, Eduard, Du weißt nicht, in welche Gefahr ich mich Deinetwegen begebe.“

Eduard fiel auf ſeine Kniee, ergriff den Saum ihres Kleides und küßte ihn, indem er ausrief:

„Iſt es Traum oder Wirklichkeit, Hohe, Herrliche — bin ich wirklich ſo glücklich, von Deiner Hoheit mildem Strahle beleuchtet zu werden!“

„O nicht doch dieſe Huldigungen,“ ſagte die Dame, indem ſie den Handſchuh abzog und huldreich ſtatt des Saumes ihres Kleides ihre Hand zum Kuſſe darreichte, „vor Dir, Eduard, bin ich nur ein liebendes Weib — ach, was ſind Rang und Geburt Vorzügen gegenüber, wie Du ſie beſitzeſt!“

Mit gieriger Haſt ergriff der Seladon die dargebotene Hand und bedeckte ſie mit feurigen Küſſen.

Die Dame aber hatte ſolches Wohlgefallen an dieſen Liebkoſungen, daß ſie auch von der anderen Hand den Handſchuh abzog und nun beide Hände und Arme ſeinen Liebkoſungen überließ. Die Baronin wurde grün und gelb, als ſie dieſe ſchallenden Küſſe hörte. „Es iſt abſcheulich," ſagte ſie vor ſich, „in meinem Pavillon, auf meinem ſeidenen Sopha!"

„Eduard, Eduard," fuhr die Dame ſchwärmend fort, „wirſt Du mich immer lieben, wirſt Du niemals wieder dieſes ſchändliche Weib, dieſe garſtige Baronin ſehen?"

„O, ſprich nicht von ihr, Du Strahlende, wie ſollte ich jemals im Beſitze Deines Herzens an dieſes Frazzenbild denken! Sie iſt im Vergleiche mit Dir, was eine Kröte im Vergleich zu einem goldgefiederten Kolibri, — Du Göttliche, mit dem junoniſchen Auge, dem blühenden Antlitz und der Hebegeſtalt, und ſie, die alte garſtige Hexe, das Bild des Grauens und der Verwitterung — welch' ein Contraſt!"

Die Baronin ſchauderte vor Wuth.

„So ſchwöre mir," fuhr die Prinzeſſin fort, „ſchwöre mir ewige Liebe und Treue."

„Ich ſchwöre beim Gott der Liebe und Schönheit!" Mit dieſen Worten ſprang Eduard auf und umfing die Holde. Sie aber ſträubte ſich ſanft — der Shawl ſank von den blendenden Schultern — Eduard war von Sinnen, glühend, außer ſich und heftete ſeine Lippen auf den Nacken der Schönen. Aber

die Prinzeſſin ſchleuderte ihn nun mit einer wunderbaren Kraft ſo heftig von ſich, daß er ſich unſanft auf den Boden ſetzte, hob ihn dann wieder zärtlich auf und liſpelte:

„Ach, Ungeſtümer — was beginnſt Du — ſchone meiner Schwäche —“

Ehrerbietig ſank Eduard auf ſeine Kniee.

„Verzeih', Göttliche, dem Wahnſinn meiner Leidenſchaft. Zürne nicht — Du Holde — willſt Du mir nicht verzeihen? — o, reich mir dieſe Hand zum Zeichen Deiner Verſöhnung.“

Die Prinzeſſin reichte ihm ſtill und verſchämt ſich abwendend die Hand, — er bedeckte ſie neuerdings mit feurigen Küſſen. — Jetzt aber konnte es die Baronin nicht länger mehr aushalten. „Mein ſeidenes Sopha!“ dachte ſie und ſtürzte mit den Blicken einer Rachegöttin aus ihrem Verſtecke hervor. Aber in demſelben Augenblick öffnete ſich noch eine andere Thüre und hereintrat, in Begleitung einer Dame, ein Mann mit einem Kammerherrnſchlüſſel.

„Himmel, wir ſind verloren!“ rief die Prinzeſſin, ſich verſchleiernd und halb ohnmächtig zurückſinkend.

Die Baronin ſtand verſteinert und unbeweglich wie eine Salzſäule, — Eduard blickte mit wildem Entſetzen um ſich.

„Prinzeſſin!“ ſagte der Kammerherr, „Sie folgen augenblicklich auf Befehl Ihres erlauchten Herrn Vaters ihrer Oberſthofmeiſterin und erwarten in Ihren

Apartements die Strafe für Ihr Vergehen, welche er über Sie verfügen wird. Was dieſen frechen Burſchen betrifft, der Ihre Schwachheit mißbraucht und ſich unterfangen hat, ſich Ihrer Hoheit zu nähern – ſo wird er in lebenslänglichen ſchweren Ketten Zeit genug haben, über ſein Verbrechen nachzudenken und es zu bereuen."

„Eduard, mein Eduard!" ſchrie die Prinzeſſin mit herzzerreißender Stimme, indem ſie den Geliebten umklammerte, „ich laſſe nicht von Dir!"

Der arme Schlucker aber rang ſich voll Todesangſt aus ihrer Umarmung los und ſchrie:

„Keinen Widerſtand, Prinzeſſin, ich beſchwöre Sie, keinen Widerſtand, werfen Sie ſich Ihrem durchlauchtigen Vater zu Füßen und bitten Sie für mich. Ach, ich bin ja ſo unſchuldig — bitte, befreien Sie mich, retten Sie mich!"

Dann warf er ſich dem Kammerherrn zu Füßen und ſchrie ſchluchzend:

„Gnade, Gnade, ich bin unſchuldig!"

„Unſchuldig, frecher Böſewicht — unſchuldig — und dieſes geheime Rendezvous, — fort, Prinzeſſin — Ihr Vater erwartet Sie; — was dieſen Wicht betrifft, ſo wird die Wache ihn in Empfang nehmen."

Mit dem Rufe: „Eduard!" und ihm tauſend Kußhände zuwerfend, wurde die Prinzeſſin von der angeblichen Hofmeiſterin hinweggeführt.

„Um Gotteswillen!" rief nun die Baronin her-

vorſtürzend, „um Gotteswillen nur keine Wache, keinen Skandal, mein Herr, in dieſem Hauſe, es wurde von dieſem Elenden mißbraucht, ohne mein Wiſſen.“

„Mißbraucht, elende Kupplerin!“ donnerte der Kammerherr, „mißbraucht! — wie kann dieſer Burſche in einem ehrbaren Hauſe eine ſolche Zuſammenkunft veranſtalten? Sie ſind eine Mitſchuldige, Madame, und werden ebenfalls der Wache folgen. He! Kammerdiener, holen Sie Polizei und einen Fiaker!“

„Erbarmen, Gnade!“ ſchrien die beiden Inculpaten, und die Baronin warf ſich auch auf ihre Kniee.

Der Kammerherr hielt ein und ſchien Mitleid zu fühlen.

„Wohlan,“ ſagte er, „ich will Sie erſt verhören. Wie kam dieſer Menſch in Ihr Haus? — Sie ſtocken — heraus mit der Sprache — bekennen Sie Alles, ſonſt rufe ich die Wache.“

Zögernd beichtete die Baronin, daß Eduard von ihr einen Schlüſſel erhalten und dieſen Umſtand mißbraucht habe.

„Einen Schlüſſel zu Ihrem Pavillon und zu welchem Zweck, Madame?“ inquirirte der Kammerherr unbarmherzig. Beide Inculpaten ſchwiegen betroffen.

„Ach, ich verſtehe,“ fuhr der Kammerherr fort, „dieſer Menſch iſt Ihr Geliebter, Ihr Hausfreund; — pfui, Madame, ſchämen Sie ſich nicht, in dieſem Alter Ihr graues Haar ſo herabzuwürdigen? Aber das mildert Ihre Schuld nicht — der Fürſt iſt ein Mann

von ſtrengen ſittlichen Begriffen, Ihr ſündhaftes Verhältniß zu dieſem Menſchen hat Anlaß gegeben zu der Beſchimpfung der Prinzeſſin — fürchten Sie Alles. Ich wüßte nur ein Mittel Sie zu retten, — wenn Sie ſich eine freiwillige Buße auferlegten, und dem Fürſten ein reumüthiges Bekenntniß Ihrer Schuld ſchriftlich ablegten."

„Alles, Herr — nur nicht die Wache, nur keinen Skandal!"

„Nun wohl, ſo ſetzen Sie ſich dort an den Secretär und ſchreiben Sie, was ich Ihnen dictire."

Die Baronin that unverzüglich wie ihr befohlen worden. Der Kammerherr dictirte mit großer Seelenruhe:

»Durchlauchtigſter, gnädigſter Herr!

»Eine unwürdige — ſchamloſe Sünderin —«

Die Baronin fuhr raſch vom Seſſel empor —

„Schreiben Sie, oder ich hole die Wache."

Weinend vor Schreck und Scham ſchrieb die Baronin:

»Eine unwürdige ſchamloſe Sünderin —«

„Unterſtreichen Sie gefälligſt die Sünderin —"

»wagt es, ſich Ihnen zu Füßen zu werfen, und um Gnade und Erbarmen zu bitten. Ein unwürdiges Verhältniß mit einem nichtswürdigen jungen Menſchen, welcher mich oft beſuchte, um mit meinen

ſündlichen Neigungen einen ekelhaften Umgang zu pflegen —«

Neuerdings ſtockte die Feder der Baronin — ſie warf einen wüthenden Blick auf den Kammerherrn, welcher aber unerbittlich fortfuhr:

»ekelhaften Umgang zu pflegen« („unterſtreichen Sie ekelhaften Umgang —"), »war der Anlaß zu einem Mißbrauch meines Pavillons, zu welchem der junge Menſch einen Schlüſſel hatte. Ich fühle, wie ſchwer und unverzeihlich mein Verſchulden iſt, und unterwerfe mich freiwillig einer Geldbuße an die Armen, und flehe Sie an, durchlauchtigſter Herr, mir um dieſen Preis zu verzeihen.

Baroneſſe Schuel.«

Der Brief war endlich unter oftmaligem Zögern und vielen Thränen beendigt, — nun folgte die Anweiſung. „Nehmen Sie anderes Papier und ſchreiben Sie," fuhr der Kammerherr mit grauſiger Ruhe fort:

»Nach Sicht bezahle ich an die Ordre des Magiſtrats der Stadt Wien die Summe von zehntauſend Gulden —«

„Herr," fuhr die Baronin auf, „wo ſoll ich das viele Geld hernehmen in dem Augenblicke? — haben Sie Erbarmen — ich bin außer Stande —"

„Haben Sie keinen Schmuck, Madame, keine Brillanten? —" fragte der Kammerherr mit unerſchütterlicher Ruhe.

„Ja, mein Herr, aber Sie werden doch nicht —"

„Es thut mir herzlich leid, Madame, Ihnen dieſes Leidweſen zufügen zu müſſen, — aber ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müſſen Ihren Schmuck verkaufen, ſonſt ſtehe ich für Nichts und werde für Sie kein Fürwort einlegen — alſo ſchreiben Sie:

»Zehntauſend Gulden, mit der Widmung, daß mit dieſer Summe zwanzig arme, tugendhafte Mädchen ausgeſtattet werden ſollen.

Baroneſſe Schuel.«

„Aber, mein Herr," ſagte die Baronin, „wenn ich dieſes Opfer bringe, ſo darf ich doch hoffen, daß die Sache geheim bleiben, meine Ehre geſchont werden wird?"

„Wenn der Fürſt Ihren Antrag annimmt, gewiß, — doch kann ich Ihnen Nichts verſprechen — der Fall iſt höchſt empörend, aber ich hoffe, daß es meinem gnädigen Herrn weniger um Rache, als um Geheimhaltung des Skandals zu thun ſein wird."

Die Papiere wurden ausgehändigt.

„Nun, Madame," fuhr der Kammerherr fort, „laſſen Sie mich allein mit dieſem Menſchen — ich muß ihn verhören, — ich kann aus Rückſicht für das hochfürſtliche Haus keine Zeugen dulden." Mit einer flehenden Geberde verließ die Baronin den Pavillon. Am ganzen Leibe zitternd ſtand Eduard vor ſeinem *Unterſuchungs*richter und alle Schrecken malten ſich auf

ſeinem Geſicht. Der Kammerherr ſetzte ſich, betrachtete den Zitternden lange und mit ſcheinbarer Theilnahme.

„Sie dauern mich, junger Mann," ſagte er, „ich fürchte, Ihr Schickſal wird ſchrecklicher ſein, als man für den Augenblick vermuthen kann!"

„Sie meinen — ach, gnädiger Herr — was meinen Sie, daß mir geſchehen könnte?" fragte Eduard fröſtelnd.

„Ich fürchte, mein Freund," ſagte der Kammerherr gelaſſen, „ich fürchte, man wird ſich nicht begnügen Sie einzuſperren, ſondern Sie bei Seite ſchaffen, — Sie verſtehen mich."

„O du gerechter Himmel!" ſchrie Eduard.

„Ja — es iſt traurig, guter Gott, ſo jung, ſo wohlgebaut, vielleicht durch Gift, vielleicht durch das Schwert heimlich hingerichtet zu werden."

„Großer Gott — giebt es denn keine Rettung?" ſchrie Eduard, indem er die Kniee des unbarmherzigen Inquirenten umſchlang.

„Ich denke eben nach, wie ich Sie retten kann — ein Mittel fällt mir bei — ein Alibi, — ich ſetze mich da einer Gefahr aus, aber es gilt ein Menſchenleben, und dieſe hohen Herrſchaften achten das ſo gering, — wiſſen Sie, mein Herr, was ein Alibi iſt?"

„Ja."

„Es muß bewieſen werden, daß Sie zu der Stunde dieſes Rendezvous wo anders geweſen ſind —

aber das iſt nicht ſo leicht — Niemand wird falſches Zeugniß geben, — indeſſen, wenn Sie mir folgen, hoffe ich Sie zu retten. Wollen Sie mir verſprechen, innerhalb drei Tagen auf alle Fragen, welche man Ihnen vorlegen wird, mit »Ja« zu antworten, ſo hoffe ich Mittel zu finden, Sie zu retten. Einige Unannehmlichkeiten freilich werden nicht zu vermeiden ſein, vielleicht werde ich Sie unter einem Vorwande verhaften laſſen müſſen, aber was iſt zu thun, Sie müſſen zwiſchen zwei Uebeln das kleinere wählen."

„Ach, großmüthiger Mann, Retter meines Lebens, wie ſoll ich Ihnen danken!" rief Eduard.

„Erſtens durch unverbrüchliches Stillſchweigen, zweitens, daß Sie mir zu Ihrem eigenen Beſten ſchwören, innerhalb drei Tagen alle Fragen, welche man Ihnen vorlegen wird, wer ſie auch an Sie ſtellen mag, bejahend zu antworten."

„Ich ſchwöre!" rief Eduard feierlich.

„Aber verſtehen Sie mich wohl — auf alle Fragen; grübeln Sie nicht, denken Sie nicht, hoffen Sie nicht zu entfliehen und der Verfolgung zu entgehen, nur ich kann Sie retten, — noch weiß ich nicht wie, aber vertrauen Sie auf mich. Denken Sie nicht etwa an Flucht! Sobald Sie dieſes Haus verlaſſen, wird Ihnen ein Spion folgen — das ganze Haus iſt von Kundſchaftern umgeben — man wird jeden Ihrer Schritte beobachten. Aber ich werde im äußerſten Falle *eine verzweifelte* Liſt anwenden, um Sie zu retten.

Jetzt gehen Sie und verlaſſen Sie dieſes Haus mit einer ſo unbefangenen Miene, als nur immer möglich, — eilen Sie, es gilt Ihr Leben — kein Dritter darf Sie hier geſehen haben."

Eduard floh. Rings um das Haus herum ſtanden die Cameraden des Titus, — und Eduard konnte Gott danken, daß es keine Sbirren waren, denn ſeine Geberden, ſeine ſcheuen Blicke voll Todesangſt, würden dem einfältigſten Mouchard einen Capitalverbrecher haben vermuthen laſſen. Einer von ihnen beobachtete ihn ſpähend, indeſſen die Uebrigen vor Lachen faſt umkamen, und folgte dem Flüchtling, der auf leiſen Sohlen mit feierlich bedächtiger Eile dahinſchlich, als ob er zugleich ein Staatsverräther und Vatermörder wäre.

Der arme Eduard befand ſich in einem erbarmungswürdigen Seelenzuſtande! So viel Außerordentliches in vierundzwanzig Stunden war ihm ſein Lebtage nicht paſſirt! Eine ſchöne Prinzeſſin, welche ſich in ihn verliebte, und welche er, ach, ſo zärtlich wieder liebte, dann dieſes berauſchende Rendezvous, dieſe zarten Hände, welche er unzählige Male geküßt hatte, die Schwüre ewiger Liebe und Treue einer Prinzeſſin abgelegt, dann dieſe furioſe Baronin, der ſtrenge Kammerherr, die Haushofmeiſterin, das verzweiflungsvolle Geſchrei der Prinzeſſin, dann die Androhung von

Kerker, Schwert und Gift — das war zu viel für ſeinen Witz. Er hatte vollkommen den Verſtand verloren und zweifelte daher keinen Augenblick an dem hohen fürchterlichen Ernſte ſeiner verzweifelten Lage. Er ſank erſchöpft auf ſein Lager — er nahm nicht Speiſe noch Trank zu ſich, und als ſeine Aufwärterin beſtürzt hereintrat, um nach ſeinem Befinden zu fragen, blickte er geheimnißvoll ſchweigend zum Himmel und geberdete ſich wie ein Unſinniger.

„Ach, Sie haben wohl im Spiel verloren?“ fragte ſie theilnehmend.

„Ja,“ ſagte Eduard, ſich ſeines Gelübdes, alle Fragen mit Ja zu beantworten, erinnernd, indem er mit furchtbarer Ironie auflachte, „ich habe ein großes Spiel verloren!“

„Mein Gott, wie Sie mich anſehen, Sie ſind unwohl!“ fuhr die Aufwärterin fort.

„Ja, ſehr unwohl,“ antwortete Eduard.

„Soll ich einen Arzt holen?“

„Ja, hole einen Arzt.“

Erſchrocken rannte die Aufwärterin zu dem Diſtrictsarzt und meldete ihm außer Athem, ihr Herr liege in einem Delirium und phantaſire. Der Arzt, der ein junger Anfänger war, lief, froh einen Patienten gefunden zu haben, ſpornſtreichs zu dem Kranken, feſt entſchloſſen, den Fall ſo ſchwer zu machen als möglich. Eduard lag noch immer angekleidet auf ſeinem Bette und ſeufzte und ſtöhnte wie ein Sterbender. Der Doctor

ergriff ſeine Hand, fühlte nach dem Puls, der allerdings unregelmäßig genug war, und fragte:

„Haben Sie Kopfſchmerzen?“

„Ja,“ antwortete der Patient conſequent, denn er konnte ja nicht wiſſen, ob dieſe Fragen nicht ſchon mit ſeinen Rettungsplänen zuſammenhingen.

„Sind Sie Hämorrhoidarius?“ fragte der Arzt weiter.

„Ja,“ antwortete Eduard.

„Es iſt die höchſte Gefahr einer Gehirnentzündung,“ ſagte der Arzt; „ſchnell holen Sie einen Barbier,“ fuhr er zu der Aufwärterin gewendet fort, „er ſoll alles Nöthige zu einem Lavement mitbringen, dann vierundzwanzig Blutigel und Senfteig.“

Eduard ließ Alles über ſich ergehen. Man kleidete ihn aus, brachte ihm das Verordnete bei, ſetzte ihm dann vierundzwanzig Blutigel an einen Ort, der von ſeinem leidenden Herzen ſehr entfernt war, und legte ihm drei große Senfpflaſter auf den Rücken und beide Fußſohlen. Hierauf brachte man ihm aus der Apotheke einen abſcheulichen Rhabarbertrank, wovon er alle halbe Stunden zwei Löffel voll nehmen mußte, was große und ſchmerzhafte Revolutionen in ſeinem Unterleibe hervorbrachte. Unter dieſen mannigfachen Zerſtreuungen verging die Nacht und Eduard fühlte ſich zum Sterben matt.

„Gott ſei Dank,“ ſagte der Arzt, als er des Morgens nachzuſehen kam, „Sie ſind gerettet.“

„Gerettet!?“ rief Eduard frohlockend, indem er dieſe Aeußerung auf ſeinen Handel mit der Prinzeſſin bezog und aus dem Bette ſprang, „wie ſoll ich Ihnen danken, mein Retter, mein Engel, mein Wohlthäter!“

Dabei fiel er dem Arzte, der mit einem triumphirenden Lächeln daſtand, um den Hals und küßte und herzte ihn.

„Aber Sie müſſen ſich ſchonen, mein Herr, es könnten Rückfälle eintreten.“

„Pah, ich bin ja geſund wie ein Fiſch,“ ſagte Eduard und drückte dem Arzt ein Goldſtück in die Hand, „Ihre Verſicherung, daß ich gerettet bin, hat mich neu belebt, obwohl mir die Blutigel ſtark zugeſetzt haben. Aber ſagen Sie mir, mein Lieber, war es denn zu meiner Rettung durchaus erforderlich, daß man mich ſo zurichtete? — mich ſchmerzen die Wunden ſehr.“

„Durchaus nothwendig,“ ſagte der Arzt, „Ihr Leben war in dringender Gefahr.“

„Alſo wirklich?“ ſagte Eduard, „aber ich begreife nicht —“

„Das muß ich beſſer wiſſen,“ ſagte der Arzt etwas beleidigt.

„Ich muß ſein Geheimniß reſpectiren,“ dachte Eduard und drückte ihm dankbar die Hand, „Nichts mehr davon — Sie haben mich gerettet und der Himmel wird Sie belohnen.“

Kaum hatte ſich der Arzt entfernt, als Eduard in ſeine Stiefel fuhr, um ſich nach ſeinem Büreau

zu begeben. Zwar proteſtirte die Aufwärterin, da ſie aber ihren Herrn fröhlich und guter Dinge ſah, widerſetzte ſie ſich nicht länger und ließ ihn mit dem guten Rathe, ſich warm zu halten, gehen.

Aber kaum war Eduard hundert Schritte von ſeiner Wohnung entfernt, als er ſich zu gleicher Zeit von beiden Seiten am Arm ergriffen und feſtgehalten fühlte. Ueberraſcht ſah er ſich um und fand ſich in der Gewalt zweier Häſcher.

„Biſt Du nicht der Ferkelſpitzer?"

„Wieder eine Frage," dachte Eduard, mit wiederkehrender Todesangſt, „alſo iſt die Gefahr noch nicht vorüber?" Er gedachte ſeines Schwurs und antwortete entſchloſſen:

„Ja, der bin ich!"

„Dann folge uns," ſagten die Häſcher, und führten ihn zu einem bereitſtehenden Fiaker.

„Aha, das iſt die Verhaftung zu meiner Rettung," dachte Eduard — „o, edler Menſchenfreund, wie ſehr muß ich Dir für Deine Sorgfalt danken!"

Man brachte ihn in ein ſtinkendes Loch, wo er mit einem Dutzend Dieben und Vagabonden zuſammen eingeſperrt wurde. Eine Stunde ſpäter wurde er zum Commiſſär gerufen. Das Verhör begann.

„Heißt Er nicht Jakol Skribantſchik?"

„Ja."

„Aus Leitomiſchl in Böhmen?"

„Ja" — antwortete immer Eduard ſeines Schwurs

eingedenk, indem er dem Commiſſär dankbare bedeutende Blicke zuwarf.

„Er iſt ſchon zwei Mal wegen Diebſtahls abgeſtraft worden?“

„Ja, ſo iſt es.“

„Man nennt Ihn in der Gaunerſprache Ferkelſpitzer, weil Er gewöhnlich Schweine ſtiehlt?“

„Ja.“

„Er hat geſtern um ſieben Uhr Abends in Kagran eine Sau mit ſieben friſchgeworfenen Ferkeln geſtohlen?“

Eduard's Blicke leuchteten vor Freude und Dankbarkeit; „das iſt das Alibi,“ dachte er, „welch ein fein berechneter Plan zu meiner Rettung, welch ein edelmüthiger Menſchenfreund iſt dieſer Kammerherr!“ und zum Commiſſär gewendet antwortete er feſt:

„Ja, ſo iſt es, Herr Commiſſär!“

„Er freut ſich, ſcheint es, ſeiner That?“ fuhr der Commiſſär ſehr ernſthaft fort.

„Ja,“ ſagte der Inquiſit.

„Erinnert Er ſich der Strafe, welche Er verdient hat und welche Ihm auf dem Fuße folgt?“

„Ja.“

„Er wird fünfundzwanzig Stockprügel bekommen und man wird ihn dann auf dem Schub nach ſeinem Geburtsort bringen; freut Er ſich auch darüber?“

„Ja!“ rief Eduard mit freudiger Reſignation und den feinen Plan zu ſeiner Rettung und Entfernung

bewundernd; „fünfundzwanzig Stockprügel ſind immer noch beſſer, als der Tod," fügte er unter Thränen hinzu, und ſchickte ſich an, die Hände ſeines Wohlthäters zu küſſen.

„Nun, wenn's Ihm recht iſt," ſchloß der Commiſſär, „mir kann's auch recht ſein. Alſo entſagt Er jeder Appellation gegen ſein Urtheil?"

„Ja!" antwortete Eduard.

Auf einen Wink des Commiſſärs führte man ihn hinweg. Mit tauſend Kratzfüßen und Complimenten gegen den Commiſſär, der mit Mühe ſeinen Ernſt behielt, folgte der Inquiſit den Häſchern, welche ihn diesmal in eine ſeparate Stube führten, wo ſie ihn einſchloſſen. Hier überließ man ihn bis zum Abend ſeinen Betrachtungen, welche, obwohl keineswegs ſehr tröſtlich, doch verhältnißmäßig beruhigend waren. Bei einbrechender Dunkelheit hörte Eduard endlich ein Geräuſch an ſeiner Thüre — das Herz ſchlug ihm höher.

„Das iſt der Augenblick!" ſagte er ſich ſelbſt, im Vorgefühle jener ungekannten Empfindungen, welche die ausgeſprochene Zahl von Stockſtreichen verurſachen möchte.

Aber er irrte. Die Thüre öffnete ſich leiſe und eine Frau trat herein, welche einen Bündel trug und den Finger auf die Lippen legte.

„Die Prinzeſſin ſchickt mich her," ſagte ſie, „Alles iſt bereit zu Ihrer Flucht, werfen Sie dieſen Frauenmantel um, die Wache iſt beſtochen, kommen Sie."

„Die Prinzeſſin?“ ſagte Eduard, indem er ruhig ſich niederſetzte. „Hol' der Teufel alle Prinzeſſinnen. Sagen Sie der Prinzeſſin, daß mir mein Hals lieber iſt, als ihr Herz. Ich habe ſeit vierundzwanzig Stunden ihr zu Liebe Todesangſt ausgeſtanden, ich habe ein Lavement mir zufügen laſſen, ein fürchterliches Purgirmittel, drei Senfpflaſter und vierundzwanzig Blutigel überwunden, ich werde längſtens morgen fünfundzwanzig Stockprügel erhalten, — mag ſich die Prinzeſſin daran genügen laſſen und ſich einen anderen Liebhaber ſuchen, — gehen Sie, ich will Nichts mehr von ihr wiſſen.“

„Aber Sie ſollen ja keine Prügel erhalten, der Kammerherr hat dieſe Anklage nur erſonnen, um Zeit zu gewinnen zur Beſänftigung des Fürſten, — es iſt Alles ausgeglichen, der Vater iſt verſöhnt und die Prinzeſſin will verreiſen, um ihre Hand einem fremden Prinzen zu geben, aber ſie hat ſich ausbedungen, daß ſie von Ihnen Abſchied nehmen und Ihnen ein Andenken geben darf.“

Eduard's Herz war nicht unempfänglich für die Andenken, aber er war Etwas mißtrauiſch geworden und fragte:

„Warum aber ſoll ich entfliehen wie ein Spitzbube — kann man mich nicht öffentlich freilaſſen?“

„Aber begreifen Sie denn nicht, daß dadurch Erörterungen herbeigeführt würden, welche man vermeiden muß? Ohnehin würde man Sie morgen freilaſſen, denn

der Ferkeldieb iſt eingebracht worden, aber dennoch würde man Sie wegen Ihrer unwahren Ausſagen nochmals verhören. Kommen Sie ſchnell — die Prinzeſſin erwartet Sie in Thränen, — wollen Sie ihr den grauſamen Troſt des Abſchiedes verweigern?"

Eduard hatte ein gutes Herz. Dieſe arme Prinzeſſin, welche einen Prinzen heirathen mußte, den ſie nicht liebte, ſie dauerte ihn! Auch dachte er daran, wie gut es ſein würde für ſein verwundetes Herz, ein koſtbares Andenken von ihr zu erhalten. Er gehorchte daher, nahm den Frauenmantel und entfloh geleitet von der Unbekannten.

An einer nahen Straßenecke hielt ein Fiaker. Eduard ſtieg mit ſeiner Begleiterin ein und nach fünf Minuten hielt er an einem Hauſe. Eduard wurde über eine hellerleuchtete Treppe hinaufgeführt, an deren Fuß, zur großen Verwunderung des Flüchtlings, ein Huſar mit dem Carabiner ſtand, die Unbekannte pochte an eine Thüre, und nach einem von kräftiger Männerſtimme ausgerufenen „Herein!" trat Eduard ein. Himmel, welch' ein Tabaksqualm, welch' ein Anblick, welcher Empfang! Sechs Huſarenofficiere bliesen ganze Wolken von Tabaksrauch in die Luft, unter ihnen die Prinzeſſin — gekleidet wie bei dem Rendezvous — mit einer rieſenhaften Meerſchaumpfeife im Munde und wetteifernd mit den rauchenden Männern. Als Eduard in dem Frauenmantel, mit einer Haube auf dem Kopfe hereintrat, brach man in ein ſchallendes Gelächter aus.

Schwein geſtohlen zu haben, und wenn Sie die Polizei myſtifizirten, ſo wird das nur für Sie üble Folgen haben, wenn Sie ſich beklagen."

„Sie wollen Genugthuung, mein Herr," ſagte die Prinzeſſin ernſt, „das iſt billig, wir haben ſchon dafür unſere Vorbereitungen getroffen. Hier, mein Herr, in dieſer Caſſette ſind zwei Paar gut geladene Piſtolen — hier in dieſem Beutel fünfzig Ducaten Schmerzengeld für die kleinen Leiden, welche Ihnen unſer Spaß verurſacht hat, — mit den Gerichten können Sie nicht drohen, da Sie dadurch Ihr ehrſames Gewerbe zu ſehr bloßſtellen und ſich ſehr lächerlich machen würden, alſo bleibt Ihnen nur die Wahl zwiſchen den beiden Arten der Genugthuung, welche ich Ihnen anbiete — ein Duell auf Leben und Tod, oder fünfzig Ducaten, die ſonſt für Sie nicht immer leicht zu verdienen waren."

Was blieb dem armen Gefoppten übrig? Ein Duell mit Leuten vom Fache war nicht nach ſeinem Geſchmack. Nachdem er noch eine gute Weile geſchimpft und ſeine Hitze abgekühlt hatte, beſchloß er bonne mine à mauvais jeu zu machen, nahm die fünfzig Ducaten und lachte von Herzen mit über den tollen Einfall der jungen Leute. Einige Flaſchen Burgunder mit Zimmet erwärmten ſeine erſchöpften Eingeweide und brachten ſein Gemüth wieder in das alte ruhevolle Gleichgewicht. Ja, er brachte es mit ſeinem harmloſen Herzen noch dahin, der „Prinzeſſin" Schmei-

heleien zu ſagen über die verführeriſchen Reize ihrer Geſtalt, womit es gelungen war, ſein ſonſt ſo ruhiges Blut in ungewohnte Wallungen zu bringen.

Als Eduard allmälig zur ruhigen Ueberlegung ſeiner Lage ſchritt, fand er zu ſeinem Leidweſen, daß dieſelbe, trotz der Entſchädigung von fünfzig Ducaten, welche man ihm gegeben hatte, ſich bedeutend verſchlimmert habe. Er hatte die Gunſt der Baronin auf immer verloren und keineswegs die einer Prinzeſſin dafür gewonnen. Dieſer Verluſt war ihm ſehr ſchmerzlich, denn die Baronin hatte wie eine Mutter an ihm gehandelt. Aufrichtige Reue und Zerknirſchung bemächtigten ſich daher ſeiner Seele, und dieſe beiden Seelenſtimmungen, welche ſchon ſo manchen Einfaltspinſel irre geleitet, brachten ihn auf die kühne Idee, einen Verſuch zur Ausſöhnung der Baronin zu unternehmen. In der Einfalt ſeines Herzens theilte er dieſe ſeine Idee dem muthwilligen Baron Titus mit, und war vollkommen von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Niemand ihm beſſer rathen und mehr dieſe Ausſöhnung wünſchen könne, als er, — „denn," ſagte er zu ſich ſelbſt, „er hat ein gutes Herz, obgleich er ſehr muthwillig und ſpaßhaft iſt und er muß wünſchen, daß die üblen Folgen ſeiner Myſtification wieder gut gemacht werden, nachdem er ſeinen Zweck ſich zu beluſtigen ſo vollkommen erreicht hat." Der

Baron Titus, welcher ſich von dieſem unerwarteten Vertrauen viel neuen Spaß verſprach, beſtärkte ihn in ſeinem Vorſatze, welcher ihm beſonders zur Erreichung ſeiner luſtigen Abſichten gegen die Baronin zu Statten kam. Er ſagte natürlich Eduard kein Wort davon, daß er den Brief deſſelben an die vermeintliche Prinzeſſin der Baronin gezeigt hatte, und ſtellte ihr plötzliches Erſcheinen im Pavillon als einen Zufall dar, ſo daß es Eduard wahrſcheinlich vorkommen mußte, daß die Baronin Nichts von ſeinem Geſpräche mit der Prinzeſſin vernommen habe. Er hatte ſich daher nur über die Verwegenheit zu entſchuldigen, daß er im Pavillon der Baronin eine fremde Dame zu empfangen Willens geweſen. Titus half redlich ſeine Hoffnungen aufrichten, ja er ging in ſeiner Heuchelei ſo weit, dem Favoriten ſeiner Tante eine Fürbitte zu ſeinen Gunſten aufzutragen, wobei er es als ſich von ſelbſt verſtehend gelten ließ, daß von der Anweiſung, welche die Baronin in der Angſt ihres Herzens ausgeſtellt, kein Mißbrauch gemacht werden ſolle. Eduard ſchrieb daher mit Hilfe des Barons einen herzbrechenden Brief an die Baronin, worin er ein reumüthiges Geſtändniß ſeiner Schuld ablegte und auf die treuherzigſte Weiſe von der Welt den ganzen Hergang der Sache erzählte. Er zweifelte nicht im Geringſten, daß dieſe Epiſtel und die darin enthaltene Schilderung ſeiner ausgeſtandenen Leiden, welche bis in die kleinſten Details von Klyſtiren, Senfpflaſtern und Blutigeln vollſtändig

war, das Herz der Baronin rühren und versöhnen müsse. Die Frau Baronin erhielt diesen lamentablen Brief an einem schönen Morgen, da sie eben auf eingezogene Erkundigungen in Erfahrung gebracht hatte, daß der Fürst, dessen Livree sie während der Scene im Pavillon vom Fenster aus an den Leuten bei der auf die Prinzessin harrenden Equipage erkannt hatte, mit seiner Tochter seit sechs Monaten von Wien abwesend sei. Der Eindruck, welchen der Brief Eduard's machte, war den Erwartungen des Briefstellers geradezu entgegengesetzt. Ihre Wuth war grenzenlos, und insbesondere gegen den Einfaltspinsel gerichtet, dessen Dummheit sie es allein dankte, daß die List des Titus gelungen war. Obwohl sie sich gegen den Urheber des Schabernacks ebenso sehr erbost, so war sie doch höchst befriedigt über die mannigfachen Plagen, welche er ihrem Ritter zugefügt hatte, und sie konnte sich nicht enthalten, darüber unmäßig zu lachen. Aber das Maß ihrer eigenen Drangsale war noch nicht voll — sie lachte zu früh über den Schaden eines Andern. Noch hatte sie nicht ihre Anweisung und ihre schriftliche Beichte wieder in ihren Händen! Indessen hoffte sie durch Drohungen gegen ihren Neffen diese Documente wieder zurückzuerhalten, und schrieb diesem daher sogleich ein Billet, worin sie ihn auf der Stelle zu sich citirte. Allein statt des lustigen Neffen kam folgende Antwort des unermüdlichen Quälgeistes:

„Liebſte Tante! edelſtes Herz! Großmüthigſte Ihres Geſchlechts!

„Verzeihen Sie, daß ich Ihrer Einladung nicht ſogleich Folge leiſten kann. Die Ausführung der edelmüthigen Wohlthat, welche Sie zwanzig ſchönen Kindern dieſer Stadt erweiſen, nimmt meine Zeit ſo ſehr in Anſpruch, daß ich nicht umhin kann, mir das Vergnügen, Ihnen die Hand zu küſſen, zu verſagen. Ich hoffe Ihren Dank zu verdienen, aber bedenken Sie, ſchöne Frau, welche große Aufgabe es iſt, unter den vielen ſchönen, armen Kindern der Stadt die zwanzig ſchönſten und bravſten herauszufinden, welche allein Ihrer Wohlthat würdig ſind! Sobald ich meinen Zweck erreicht habe, werde ich erſcheinen, um von Ihnen den Dank für meine Bemühungen, im Sinne Ihres edlen Herzens zu handeln, in Empfang zu nehmen. Indem ich Ihre ſchönen Hände mit kindlicher Ehrfurcht küſſe, erſterbe ich, glücklich eine ſolche Tante zu beſitzen,

Ihr ergebenſter

Titus."

Frau von Schuel war raſend. Alſo war dieſer Teufelsbraten von Neffen wirklich im Ernſt darauf verſeſſen, ſie um ihren Schmuck zu bringen, den ſie bereits verpfändet hatte! Sie kannte dieſen muthwilligen Trotzkopf zu gut, um nicht von der Feſtigkeit ſeines teufliſchen Entſchluſſes überzeugt zu ſein. In großer

Gemüthsbewegung auf- und abrennend in ihrem Salon, ging ſie mit ſich zu Rathe, was ſie thun ſolle. Aber leider ſah ſie keinen Ausweg. Ihre Kammerzofe, welche ſie in ſolcher Bewegung ſah, vermaß ſich theilnehmend um ihr Befinden zu fragen, aber eine ſchnell applicirte Ohrfeige überzeugte ſie, daß ihre Gebieterin ſich des beſten körperlichen Wohlſeins erfreue. In dieſem kritiſchen Moment, wo alle Furien ihr Herz beſaßen, hörte die Frau Baronin eine Equipage in den Hof fahren. Gleich darauf trat der Kammerdiener in den Salon und meldete:

„Der Herr Bürgermeiſter läßt fragen, ob er Ew. Gnaden aufwarten dürfe.“

„Der Bürgermeiſter?“ ſchrie die Baronin, und eine ſchreckliche Ahnung machte ſie ſchaudern, „ich bin nicht zu Hauſe — ich bin nicht zu Hauſe.“

Sie wollte Zeit gewinnen, aber der Kammerdiener blieb unbefriedigt ſtehen.

„Es thut mir leid, Ew. Gnaden, ich habe ihm bereits gemeldet, daß Sie zu Hauſe und angekleidet ſind.“

Was war zu thun? man konnte den Herrn Bürgermeiſter nicht fortſchicken, er war ein Freund des Hauſes, er ſtand mit dem Hauſe auf ſehr vertraulichem Fuß. Sie ließ ihn eintreten.

„Ah, ſieh da,“ rief ſie ihm entgegentretend und ſo gut es ging ſich verſtellend, „welche Ueberraſchung! (Möge Dich der Teufel holen, dachte ſie.) Welchem Zufall verdanke ich das Glück Ihres Beſuches?“

„Edelmüthige — großherzige — engliſche Frau,“ ſagte der Bürgermeiſter, „ich muß Sie umarmen!“

Und er breitete ſeine Arme aus, um die edelmüthige Wohlthäterin ihres Geſchlechts zu umſchließen. Die Baronin fuhr drei Schritte zurück.

„Sie ſind heute ſehr gut gelaunt, Herr Bürgermeiſter!“ ſagte ſie.

„Und wie ſollte ich nicht? Welche ſchöne, erhabene Idee, ganz würdig Ihres edlen Herzens! Zwanzig Jungfrauen auszuſtatten, es iſt bezaubernd! Welch' ein Engel hat Ihnen dieſen ſchönen Gedanken eingegeben?“

Und abermals drang er auf die Baronin ein und umarmte ſie mit Gewalt, indem er einen laut ſchallenden Schmatz auf ihre Lippen drückte.

„Ach, ſo laſſen Sie mich doch los, Teufel von Mann,“ kreiſchte die Baronin wüthend, „Sie erſticken mich ja.“

„Verzeihung, göttliche Frau!“ ſagte der Bürgermeiſter, „ich kann meine Gefühle nicht bezähmen. Obwohl ich jetzt eben mit Geſchäften überhäuft bin, habe ich mir das Glück nicht verſagen können, mich ſelbſt mit dieſer Angelegenheit zu befaſſen. Sie ſollen Ihre Freude erleben! Ich habe alle Anſtalten getroffen — ich habe bereits allen Zeitungen Berichte geſchickt, welche Ihre hochherzige Wohlthat der Welt verkünden, man wird dieſe Berichte in alle Sprachen überſetzen — in

vier Wochen kennt ganz Europa den Namen einer Frau, welche verdient, die Königin ihres Geschlechts genannt zu werden."

„Zeitungen!" schrie die Baronin, „also sind Sie des Teufels — wer hat Ihnen das geheißen?"

„Nicht protestirt," fuhr der Bürgermeister mit glühendem Eifer fort, „solche Großmuth muß die Welt kennen. Ich kenne Ihre Bescheidenheit im Stillen Gutes zu thun, aber beim Himmel, ich kann es nicht dulden, daß Wien noch länger in Unwissenheit darüber bleibe, welchen Edelstein es an Ihnen besitzt. Wie gesagt — in allen Zeitungsdruckereien wird der Bericht schon gesetzt — morgen werden Sie ihn lesen, — ich schmeichle mir, Sie werden mit meinem Styl zufrieden sein; aber das ist nicht Alles, mein Secretär hat bereits ein Gedicht gemacht, welches auf Kosten des Magistrats in Goldlettern gedruckt wird. Glauben Sie nicht, daß wir undankbar sind, wir wissen solche Großmuth zu schätzen, um so mehr, je seltener sie ist; aber das ist nicht Alles, Ihr Neffe bereitet Ihnen Ueberraschungen vor — Ueberraschungen — aber ich darf nicht aus der Schule schwatzen —"

„Mein Neffe, der Schlingel unterfteht sich —" sagte die Baronin mit verbissener Wuth.

„Schmähen Sie ihn nicht," fuhr der Bürgermeister fort, „der gute Junge ist außer sich vor Begeisterung für seine Tante, Sie wissen nicht, wie sehr er sich aufopfert, damit Ihre schöne That bekannt und

auf das Zweckmäßigſte ausgeführt werde, er iſt ununterbrochen auf den Beinen, um die zwanzig Glücklichen zu wählen — fünf hat er ſchon beiſammen, wir hoffen in einigen Tagen alle zwanzig zuſammenzubringen."

„Welch' ein Skandal!" jammerte die Baronin.

„Sein Sie nicht zu beſcheiden, ſchöne Frau," fuhr der Bürgermeiſter fort, „ich weiß, Ihrem frommen Herzen iſt alle Oeffentlichkeit Ihrer Wohlthaten zuwider, aber ich kann das nicht zugeben, daß eine ſo edle That unbekannt bleibe, es iſt des Beiſpiels wegen: ja edle Frau, an Ihrem Edelmuthe ſollen ſich Andere ſpiegeln, Sie ſind die Krone aller Frauen. Jetzt geſchwind, ſchöne Frau, geben Sie mir das Geld, ich habe Ihre Anweiſung mitgebracht, ich werde den Mädchen fünfprocentige Obligationen à fünfhundert Gulden kaufen, meinen Sie nicht auch, ſchöne Frau — oder ziehen Sie es vor, daß das Geld den Mädchen in neu geprägten Ducaten bezahlt werde? — der Director der Münze wird mir aushelfen."

„Aber muß denn das Alles ſogleich ſein?" rief die Baronin, „mein Gott, laſſen Sie mich doch zu mir ſelbſt kommen, ich bin außer mir, ich denke, Sie ſollten bemerken, wie peinlich —"

„Peinlich — ja ich begreife," ſagte der Bürgermeiſter, „ich begreife, daß Sie, gewohnt Alles in der Stille zu thun, durch dieſes wohlthätige Aufſehen peinlich berührt werden, aber das muß ſein, Ihre Wohlthat wird nur dadurch vollkommen, daß ſie ein glor-

reiches Beiſpiel gewährt. Wozu übrigens Aufſchub? man kann das Gute nicht zu früh thun, zudem weiß es bereits die ganze Stadt, es würde auffallen, wenn gezögert würde, — meinen Sie nicht auch, ſchöne Frau, man würde muthmaßen, es habe Sie gereut. Sie kennen die böſe Welt."

„Ach, ja!" ſagte die Baronin reſignirt, „wenn es denn ſo ſein muß — in aller — Heiligen Namen. Hier, Herr Bürgermeiſter, iſt das Geld, aber nun beſchwöre ich Sie, laſſen Sie mich in Ruhe."

Mit dieſen Worten trat die Baronin an ihre Schatulle, nahm einen großen Pack Banknoten ſchwer ſeufzend und zögernd heraus und übergab ihn dem Bürgermeiſter.

„So und hier iſt Ihre Anweiſung bereits quittirt," ſagte der Bürgermeiſter, welcher ganz roth war vor Eifer; „der feierliche Dank des Magiſtrats wird folgen, überlaſſen Sie das mir. — Nun aber, ſchöne Frau — einen Kuß zur Belohnung für meinen Eifer — Sie müſſen mir einen Kuß geben — kommen Sie, die Stadt Wien umarmt Sie."

Und trotz allen Sträubens ſchloß der Bürgermeiſter die Baronin, welche ganz blau war vor Aerger, in ſeine Arme.

„Edles Herz!" ſagte er, „lebe wohl und ſchwelge im Bewußtſein Deiner That!"

Die Baronin ſank erſchöpft in ein Sopha. Der Bürgermeiſter ging.

„Edelmüthige — großherzige — engliſche Frau,“ ſagte der Bürgermeiſter, „ich muß Sie umarmen!“

Und er breitete ſeine Arme aus, um die edelmüthige Wohlthäterin ihres Geſchlechts zu umſchließen. Die Baronin fuhr drei Schritte zurück.

„Sie ſind heute ſehr gut gelaunt, Herr Bürgermeiſter!“ ſagte ſie.

„Und wie ſollte ich nicht? Welche ſchöne, erhabene Idee, ganz würdig Ihres edlen Herzens! Zwanzig Jungfrauen auszuſtatten, es iſt bezaubernd! Welch' ein Engel hat Ihnen dieſen ſchönen Gedanken eingegeben?“

Und abermals drang er auf die Baronin ein und umarmte ſie mit Gewalt, indem er einen laut ſchallenden Schmatz auf ihre Lippen drückte.

„Ach, ſo laſſen Sie mich doch los, Teufel von Mann,“ kreiſchte die Baronin wüthend, „Sie erſticken mich ja.“

„Verzeihung, göttliche Frau!“ ſagte der Bürgermeiſter, „ich kann meine Gefühle nicht bezähmen. Obwohl ich jetzt eben mit Geſchäften überhäuft bin, habe ich mir das Glück nicht verſagen können, mich ſelbſt mit dieſer Angelegenheit zu befaſſen. Sie ſollen Ihre Freude erleben! Ich habe alle Anſtalten getroffen — ich habe bereits allen Zeitungen Berichte geſchickt, welche Ihre hochherzige Wohlthat der Welt verkünden, man wird dieſe Berichte in alle Sprachen überſetzen — in

tung armer Mädchen beſtimmt haben, der Bürgermeiſter war ganz Bewunderung, er gratulirte mir zu meiner Frau — Madame, in der That," ſetzte er lachend hinzu, indem ſein Dickwanſt zitterte, „es iſt das erſte Mal, daß mir Jemand zu Ihrem Beſitz gratulirt!"

„Nun und was geht das Sie an, mein Herr, wenn ich von meinem Geld einen nützlichen Gebrauch mache?" fuhr die Baronin auf, indem ſie nach dem Sprichwort aus der Noth eine Tugend machte.

„Nicht das Geringſte, Madame," ſagte Schuel gelaſſen, „ich wundere mich nur erſtens über Ihre unbegreifliche Großmuth und zweitens woher Sie das Geld nehmen: — ſo viel ich weiß, ging Ihr Stecknadelgeld vor acht Tagen ſchon der Neige zu — ich hoffe nicht, daß Sie Schulden gemacht haben — Sie wiſſen, ich würde ſie nicht bezahlen."

„Ja, das ſieht Ihnen ähnlich, mein Herr; Sie wundern ſich über eine edle Aufwallung des Herzens, weil Sie derſelben unfähig ſind."

„Das mag ſein," erwiderte Schuel, „aber woher haben Sie das Geld genommen?"

„Ich habe meinen Schmuck verkauft," brummte die Baronin, „ich hoffe, Sie werden mir den Schaden erſetzen."

„Ich?" ſagte Schuel lachend; „Madame, da haben Sie die Rechnung ohne Wirth gemacht."

„Es iſt ſo ſchön, an einer edlen Handlung An-

theil zu nehmen — dieſe armen Mädchen, wie glücklich werden ſie ſein!" ſagte die Baronin heuchelnd.

„Eben deshalb will ich Sie nicht des ſchönen Bewußtſeins berauben, für ſich allein und von Ihrem Gelde den Armen nützlich geweſen zu ſein. Was übrigens die armen, jungen und hübſchen Mädchen betrifft," ſagte der Baron mit unverſchämter Fröhlichkeit, „ſo hege ich das ſchöne Bewußtſein, daß ich meinerſeits fortwährend viel dazu beitrage, ihr Loos zu verbeſſern. Ha, ha, ha!"

„Sie ſind ein Unverſchämter!" ſchrie die Baronin, „und ich bitte Sie, mich von Ihrem Anblick zu befreien."

Schuel liebte die Ruhe. Er betrachtete ſeine Frau als einen unentbehrlichen, zu einem geordneten Hausweſen gehörigen Gegenſtand. Er widmete dieſem Gegenſtand eine gewiſſe Summe, wie ſeinen Pferden, ſeinem Comptoir, ſeiner Bildergallerie, ſeiner Bibliothek. Damit war es gut. Im Uebrigen wollte er Nichts als Freiheit und Ruhe. Als er bemerkte, daß ſeine Frau in einer ungewöhnlichen Aufregung war, wollte er nicht weiter ihren Zorn reizen.

„Nun, nun, mein Herzblatt, nur nicht gleich böſe," ſagte er, „Sie wiſſen, ich habe meine ökonomiſchen Grundſätze — ich verdanke ihnen meinen Reichthum und Sie, Madame, Ihr Stecknadelgeld. Wenn es nicht ausreicht für ſo fürſtliche Großmuth, iſt es nicht meine Schuld. Je nun — was iſt es weiter, Sie

haben ein gutes Werk gethan, ich gratulire von Herzen zu der milden Stimmung Ihres Gemüthes, ich wollte Ihnen nur mein Compliment machen und empfehle mich wieder gehorsamst.“

So sprechend machte der Baron rechts um und ging hinaus. Als er die Thüre zumachte, sagte er aber zu sich:

„Dahinter steckt Etwas, das muß ich herausbringen, das wird mir Spaß machen.“

Aber das Maß ihrer Leiden war noch immer nicht voll! Drei Tage ließ sich die Baronin vor Niemand sehen. Man brachte ihr die Zeitungen — sie riß sie in Stücke, ohne sie zu lesen. Um den Beglückwünschungen und Lobsprüchen zu entgehen, welche sie verfolgten, begab sie sich in ihren Pavillon, schloß sich dort mit ihren Zofen ein und ließ Niemand vor sich. So waren drei Tage in trauriger Abgeschiedenheit und grauer Langeweile vergangen, als plötzlich eine Menge von Equipagen und Fiakern an dem Gartenthore angefahren kamen, welches zum Pavillon führte. Einen schlimmen Streich fürchtend, schrie die Baronin ihrer Zofe zu:

„Schnell das Gartenthor geschlossen. Niemand hereingelassen, ich bin nicht zu Hause — für Niemand, hörst Du?“

Es war zu spät, schon öffnete dasselbe der ehrerbietige Gärtner und Baron Titus sprang in Beglei-

tung zweier Herren in ſchwarzer feierlicher Kleidung aus dem erſten Wagen. Der zweite fuhr vor und entlud ſeinen Inhalt, den Herrn Pfarrer und ſeinen Kaplan. Aus dem dritten ſtiegen die hochachtbaren Armenväter des Sprengels, aus dem vierten, fünften und ſechſten kamen Muſikanten mit mannigfaltigen Inſtrumenten hervor, aus dem ſiebenten, achten bis zwölften ſtiegen zwanzig holdſelige Jungfrauen mit wunderſamen Myrthenkränzen auf den Häuptern. Titus war der Commandant der ganzen Truppe und machte, wie es ſchien, die Honneurs. Er rangirte die ganze Geſellſchaft in eine feierliche Proceſſion, zuerſt die Muſikanten, dann die Mädchen. Mit lautloſer Wuth ſah die Baronin alle dieſe Vorbereitungen. Auf ein gegebenes Zeichen ſetzte ſich der Zug in Bewegung, ein vielſtimmiges „Vivat hoch!“ eröffnete die Solennität. Hierauf begannen die Hautboiſten und Horniſten ihre Schuldigkeit zu thun, und der Zug marſchirte von Titus angeführt in den Garten. Die Mädchen hatten Notenblätter in die Hand genommen und ſingen nun an im Chore zu ſingen:

„Wir winden Dir —
Den Jungfernkranz —
Von veilchenblauer Seide —
Schönen, grünen —
Schönen, grünen Jungfernkranz.
Veilchenblauer Seide —
Veilchenblauer Seide —
Schönen, grünen —
Schönen, grünen Jungfernkranz —.“

Titus — wie ein Adjutant vor der Truppe — flog bald hier bald dorthin — ordnete, ſchlug Tact und ließ die Mädchen den ganzen Pavillon umringen. Hier war kein Entrinnen denkbar! Er hatte ſeine Anſtalten zu gut getroffen. Die Baronin weinte pure Galle — aber es blieb ihr keine Ausſicht zur Rettung. Die Zofen harrten voll Verlegenheit an den Flügelthüren des Pavillons — endlich ließ die Baronin öffnen, und herein traten mit ehrfurchtsvollen Mienen der Herr Bürgermeiſter mit den Notablen der Gemeinden, in ihrer Mitte ein kleines zitterndes, als Amor gekleidetes Mädchen, welches vor der Baronin einen Knix machte und bei plötzlich eingetretener feierlicher Stille ein von dem Herrn Secretär des Magiſtrates in Verſe geſtelltes Gedicht: „Amors Dank an die Wohlthäterin der reinen Liebe" declamirte.

Nach Beendigung dieſer Folter überreichte das Mädchen der Baronin einen wunderſamen Abdruck der Dichtung auf koſtbarem Pergament.

Hierauf trat der Bürgermeiſter vor und hielt an die Dame eine Anrede, nach deren Schluß er ihr ein Dankſagungsſchreiben des Wiener Magiſtrates auf Atlas gedruckt überreichte. Die übrigen Notablen bezeigten nun ebenfalls ihren Reſpect. Endlich kamen die Bräute und legten vor ihre Füße jede einen Blumenkranz. Die Baronin war, wie wir geſagt haben, bis zu Thränen gerührt — und ſelbſt Titus traten die Thränen in die Augen, als er ſo anhaltend ſeine Luſtigkeit verbergen

mußte. Die Baronin, welche ihn beobachtete, fürchtete jeden Augenblick, daß er mit einem unſterblichen Gelächter herausplatzen werde. Aber er hielt ſich tapfer. In wenig Minuten war — Dank ſeinem Eifer, im ganzen Pavillon das Unterſte zum Oberſten gekehrt — von allen Seiten kamen nun Lakaien heran mit Weinflaſchen, Gerichten, Tiſchtüchern, Eßbeſtecken, Gläſern, und im Nu war eine Tafel gedeckt, um die unvermutheten Gäſte auf „Befehl des Herrn Barons Schuel," der mit Titus Abrede genommen, angemeſſen zu bewirthen. Die Muſikanten wurden an einen angemeſſenen Poſten geſtellt, um Tafelmuſik zu machen — des Jubels war kein Ende.

Nach Beendigung dieſer ſchönen Feſtlichkeit und nachdem ſich die Deputation des Magiſtrates weinſelig empfohlen, die Mädchen unter zahlloſen Handküſſen entfernt hatten, trat Titus mit einer unſchuldvollen, ehrerbietigen Miene vor die Baronin, welche nicht wußte wie ihr geſchah, küßte ihr die Hand und liſpelte:

„Nun, liebe Tante, habe ich meine Sachen gut gemacht?"

„Aus meinen Augen, Teufelsbraten!" ſchrie die Baronin, ließ aber ihre Hand in der ſeinigen — ſie war insgeheim wunderſam durch die Scene ergriffen, dieſe dankbaren Thränen der Bräute, ſie waren ihr nicht ganz gleichgiltig geblieben!

„Aber das Taſchengeld, Tantchen, welches Sie mir verſprochen haben?“ ſagte Titus dreiſt.

„Wirſt Du ſchweigen?“ fragte die Tante. „Und werden Deine Cameraden ſchweigen?“

„Sie wiſſen den Zuſammenhang nicht!“

„Und — mein Brief?“

„Hier iſt er!“

Freudig und wie von einer Centnerlaſt befreit, ſprang die Baronin auf, ergriff ihren Brief, dann nahm ſie eine Börſe, warf ſie Titus in die Hände, der ſie mit wunderbarer Geſchicklichkeit auffing, und ſagte: „Da iſt Dein Taſchengeld, Teufelsbraten!“

Die Blicke begegneten ſich, Titus kämpfte mit einem Lachkrampf, die Baronin aber konnte bei ſeinem Anblick nicht mehr an ſich halten, ſie brach in ein Gelächter aus, Titus ſecundirte, und das Luſtſpiel war zu Ende.

Eduard wurde von anderen galanten Damen ſchadlos gehalten — aber bald wendete ſich ſein Stern.

Wenn man an ſchönen Mittagen jetzt über den Graben geht, um ſich an dem Flor von Wiener Schönheiten zu ergötzen, ſo begegnet man zuweilen einem Mann von ziemlich auffallendem Aeußeren und Benehmen. Sein von der Luft gebräuntes dickes Geſicht weiſt ein Alter von nahe an funfzig Jahren aus, was jedoch nicht hindert, daß er noch immer für einen ſchönen Mann gelten kann, denn die Regelmäßigkeit ſeines

Baues und ſeiner Phyſiognomie iſt geblieben, wenn auch Haar und Bart dünn, die Augen matt geworden ſind. Sein Anzug iſt in hohem Grade dürftig, aber zugleich ſtutzerhaft burlesk. Er iſt aus den Kleidern gewachſen, ſeine Weſte iſt ſo eng zugeknöpft, daß der Mann offenbar ſchwer athmet, ſeine „Unausſprechlichen" ſchließen ſich an den feiſten Spitzbauch und die mächtigen Schenkel ſo knapp an, daß man jeden Augenblick deren Zerplatzen fürchten muß. Sie ſind um ein gutes Theil zu kurz — eben ſo die Ermel ſeines antediluvianiſchen Fracks, deſſen kurze Schöße hinten weit auseinander ſtehen. Auf dem Kopf trägt er einen Hut von der Form, wie ſie zur Zeit des Congreſſes Mode war, in der Hand ein Bambusröhrchen und aus der Hoſentaſche hängt ein plumpes Petſchaft herab, an welchem ſich höchſt wahrſcheinlicher Weiſe keine Uhr befindet. In dieſem Anzuge bietet er das Bild vergangener Herrlichkeit dar, welche ſich auch in ſeinen Geberden ſpiegelt. Er betrachtet die Damen mit einer gewiſſen flehenden Koketterie, als ob er um ein Almoſen bitten wollte, und wendet, wenn es ihm mißlungen, einen gnädigen Blick zu erhaſchen, ſich mit trauriger, doch ſtolzer Reſignation ab. Zuweilen ſpielt ihm ſeine Phantaſie einen ſchlimmen Streich, es ſcheint ihm, als ob eine Dame ſeine Blicke erwiderte, er rennt an mehrere Perſonen an, bittet tauſend und aber tauſend Mal um Verzeihung, und ſtürzt athemlos ſeiner vermeinten Eroberung

nach. Hat er ſie wieder erreicht, ſo läuft er einige Schritte vor, bleibt dann ſtehen und läßt die Dame paſſiren, indem er ihr grimaſſirende Geberden vormacht, bedeutungsvoll räuſpert und an ſeinem Backenbart zupft. Dieſes Manöver wiederholt er ſo oft, bis die Matrone — an junge Damen wagt er ſich nicht mehr — durch Geberden des Unwillens oder verachtender Beluſtigung ihm zu verſtehen giebt, daß er ſich umſonſt bemühe. Dann bleibt er traurig und verlegen zurück und denkt mit Wehmuth an die ſchönen Tage von Aranjuez — wo ihm dieſes Manöver manchen ſchönen Ducaten eingebracht. Es iſt kaum nöthig, dem Leſer zu ſagen, daß dieſe lächerliche Figur derſelbe Mann iſt, den wir kennen gelernt haben. Man haßt, man verfolgt, man beneidet ihn nicht mehr, kein Menſch iſt mehr eiferſüchtig auf ihn, man lacht blos, wenn man ihn ſieht und hat ihm wegen ſeiner Ausdauer in der Liebe den Spottnamen: „Das eiſerne Herz" beigelegt. Er hat ſchlecht gewirthſchaftet, er beſitzt Nichts mehr von allen ſeinen Uhren, Ketten, Ringen, Ducaten, er muß von ſeinem ärmlichen Gehalte leben, wie ſeine mit ihm nun ausgeſöhnten Collegen, und hat vor ihnen Nichts voraus, als daß ihm ſeine Koſtfrau, eine alte Witwe, die Inexpreſſibles unentgeltlich flickt, wenn ſie geplatzt ſind und ſeine Wäſche wäſcht, wenn ſie guter Laune iſt. „Das eiſerne Herz" hat das Leidweſen zu ſehen, daß Jüngere in ſeine Rolle eingetreten ſind, aber es iſt ihm ein Troſt, gleichzeitig zu beob-

achten, wie ſeine Induſtrie offenbar durch zu große Concurrenz ihren goldenen Boden verloren hat, und wie junge wohlgebaute Männer ſeines Faches in demſelben erbärmlichen Aufzuge erſcheinen wie er, wenn auch ihre Kleider nicht wie die ſeinigen aus den Zeiten des Congreſſes ſtammen. Denn die hohe Ariſtokratie hat nicht mehr nöthig, um ſolche Ritter der Galanterie zu finden, unter die Plebejer herabzuſteigen, da viele hochgeborne Herren aus den beſten Adelsfamilien längſt dieſen Induſtriezweig ergriffen haben und die bürgerlichen Damen mit gewohnter Oekonomie ſich an das dienende Perſonale halten, welches ſie ohnedem bezahlen müſſen. Jene Aufmerkſamkeiten, welche ſonſt ſo gut belohnt wurden, werden jetzt faſt von Jedermann freiwillig dargebracht, um Protection zu erwerben.

Ernſtlich! Groß iſt das ſociale Unglück, welches einen großen — ja den größten Theil des weiblichen Geſchlechts der Schande und Herabwürdigung weiht! Aber noch erſchreckender iſt die Nemeſis, welche über dem Looſe des männlichen Geſchlechtes furchtbar waltet! Der Herr der Schöpfung erkriecht und erbettelt ſich oft Nahrung, Amt, Gold, Ruhm, vor der Schürze eines unzüchtigen Weibes! Die trotzigſten Geſinnungshelden dieſes Zeitalters der Komödianten tragen nicht ſelten den Strick der Leibeigenſchaft ſchimpflicher Wolluſt. Ein ſittenloſes Weib regiert manchen Staatsmann in ſeinem Cabinette, jagt manchen Volksmann auf die glatte Tribüne, manchen Helden in den Tod!

III.

Die Türkei in Wien

oder

die Tochter des Priesters.

DIAMOND TIMES

Erſtes Kapitel.

Achmet Haſſan Abdyl hieß der neue Geſandte, welchen der Sultan an den Wiener Hof geſandt hatte. Man ſuche ihn nicht im Gotha'ſchen Almanach, denn man wird ihn ſchwerlich finden. Warum nicht? — das iſt unſer Myſterium, das Myſterium des Romanſchreibers, welcher mit hoher Licenz aus Wirklichkeiten Dichtung, aus Fabeln Wahrheit macht. Wir wollen nicht Alles beſchwören, was wir erzählen werden, allein wenn auch die Phantaſie uns weiter führen ſollte als die geſchichtliche Wahrheit reicht, ſo wollen wir doch kühn behaupten, daß man in dieſer Erzählung, ſo unglaublich ſie auch den Diplomaten vorkommen wird, welche von Jahrhunderten her alle Abgeſandten der Pforte an den Fingern herzählen können, wenigſtens eben ſo viele, vielleicht weit mehr Wahrheit finden wird, als in den glorreichen Werken der beſtallten Reichshiſtoriographen des chineſiſchen, türkiſchen oder irgend eines anderen Kaiſerreiches.

Haſſan Abdyl alſo, ſagen wir, hieß der neue türkiſche Geſandte am Wiener Hofe. Er war ein ſchöner Mann, nahe an vierzig Jahren und nicht, wie gewöhnlich die türkiſchen Diplomaten, ein tölpelhafter, unwiſſender Barbar, welcher tauſend Lächerlichkeiten begeht und von dem ganzen diplomatiſchen Corps gehänſelt wird, ſondern ein feingebildeter Mann, welcher franzöſiſch und deutſch ſehr geläufig und letzteres weit beſſer ſprach als die Wiener ſelbſt, welcher Française und Polka tanzte, die Verhältniſſe in Europa ſo gut kannte wie in Aſien, und welcher nur eine Barbarei an ſich hatte, nämlich, daß er ſteif und feſt behauptete, dieſe europäiſche Civiliſation ſei der türkiſchen ſogenannten Barbarei gegenüber ein gottloſes Heidenthum! Zwar war er über den politiſchen Zuſtand ſeines Vaterlandes ſo wenig im Irrthum, daß er frei heraus ſagte, das türkiſche Reich werde ſich kaum noch funfzig Jahre behaupten können, doch behauptete er eben ſo kühn, daß dafür die menſchliche Geſellſchaft im Orient in ſittlicher Hinſicht und ſelbſt was wahre Weisheit und natürliche Intelligenz betreffe, ſo hoch über der europäiſchen Geſellſchaft ſtehe, daß man unter einem blind gewählten Haufen von tauſend Türken leicht mehr tugendhafte und weiſe Menſchen finden könne, als unter tauſend Europäern. Was kann man auch Anderes von einem Türken erwarten! Aber bei dieſer Anmaßung blieb er nicht ſtehen. Er vermaß ſich unter Vertrauten nicht nur alle europäiſchen

ſocialen Einrichtungen geradezu für eben ſo viele Inſtitute des Unſinns und des Laſters zu erklären, er behauptete ſogar, die europäiſche Freiheit beſtehe blos in der Freiheit, alle erdenklichen Sünden zu begehen, während die eigentliche ſittliche Freiheit nirgends ſo ſchmählich beſchränkt ſei, wie in Europa. Alle unſere politiſchen und religiöſen Begriffe, unſere Philoſophie, ſelbſt mit Einſchluß der Hegel'ſchen, die dieſer Barbar recht wohl kannte, ſeien eben ſo viele Zeugniſſe unſerer unwürdigen Knechtſchaft unter der Despotie — hören Sie, welch' ein Frevel! — unter der Despotie der abgeſchmackteſten Gewohnheiten, Einrichtungen und Vorurtheile. Es wäre in der That eine höchſt lächerliche Freiheit, ſagte er, wenn wir von unſerer Freiheit ſprächen, wobei Millionen unter den härteſten Entbehrungen und Arbeiten verſchmachten, oder von unſerer Aufklärung, oder von den großen Werken der Civiliſation! Warum — wenn der Zuſtand unſerer Geſittung ein wahrhaft guter ſei, warum wären wir ſo vielem Wechſel unterworfen? Warum, wenn unſere politiſchen Einrichtungen ſo vollkommen wären, hätten wir eine ſolche Mannigfaltigkeit derſelben aufzuweiſen?

Doch es gilt hier nicht die Anſichten des Barbaren auseinanderzuſetzen. Genug, er war durch ſeinen Geiſt, ſeine eigenthümliche Denkungsart eben ſo wie durch ſeine edle Geſtalt und ſeine abenteuerlichen und romantiſchen Schickſale ein Gegenſtand des lebhafteſten Intereſſes der Wiener vornehmen Damen.

Seinerseits fand Hassan Abdyl, wie die meisten Türken, keinen Geschmack an der europäischen Geselligkeit. Der Umgang mit Männern, welchen er pflog, beschränkte sich einzig und allein auf die Geschäfte seines Amtes. Außer demselben suchte er mit türkischer Vorliebe nur den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht. Er war kein Mann der Whistparthien und langweiligen Männerclubs. Er fühlte kein Bedürfniß, seine Ideen unter Männern umzutauschen, er fand es höchst abgeschmackt, wenn sich Männer, ohne Geschäfte mit einander zu haben, unter sich bei der Weinflasche und beim Spiele unterhielten. Er war der Meinung, die Stunden der Erholung und des Vergnügens müsse man dem schönen Geschlechte widmen, und verachtete die Gewohnheit der Europäer, welche in den Erholungsstunden ihre Frauen verlassen, um in einer stinkenden Tabagie halbe Tage und Nächte zuzubringen. Er suchte daher gleich in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Wien einen Gesellschaftscirkel, wo er sich ausschließend mit Damen unterhalten könne. Das Glück war ihm günstig, und es gelang ihm durch diplomatische Freunde, bei einer jungen und schönen Dame Zutritt zu erhalten, welche an gewissen Tagen ein Kränzchen von jungen Damen um sich versammelte. Die Baronesse Lahire und ihre Freundinnen fanden es sehr liebenswürdig und interessant, daß ein Türke von hohem Range ihre Unterhaltung suche, blos um zu plaudern, ohne daß man nöthig

hatte, ſeinethalben Bälle und Concerte, Soireen und Hausttheater zu arrangiren, — die Sache war ſehr neu, daß ein Mann das geſellige Geſpräch mit Frauen liebte, welches in der Regel keinen civiliſirten Mann ſonderlich zu intereſſiren pflegt.

Die Baroneſſe Lahire war eine ſchöne junge Frau von achtundzwanzig Jahren mit blauen Augen, eine ſchmachtende Blondine vom feinſten Teint, doch weit mehr ausgezeichnet durch ihren Geiſt als durch ihre Reize, welchen es ein wenig an Ueppigkeit und jener ſinnlichen Electricität fehlte, welche die Sinne berauſcht und dauernd beherrſcht. Ihr Gatte, der Baron Lahire, welcher bei der ſardiniſchen Geſandtſchaft angeſtellt war, hatte ſie verlaſſen und war von ihr verlaſſen worden — ſie blieb in Wien, er wurde nach Paris geſchickt. Madame Lahire war daher eine Angehörige jener Legionen von Frauen, welche eine eigenthümliche Erſcheinung dieſes Zeitalters ſind, und welche man die weiblichen Mißvergnügten des Jahrhunderts nennen kann. Und in der That haben die meiſten dieſer Unglücklichen volle Urſache es zu ſein. Meiſt durch eine falſche und verzärtelnde Erziehung irre geleitet in ihrer Vernunft wie in ihrem Herzen, ſind ſie in das rauhe Leben eingetreten, ohne auf deſſen Stürme und die rauhe Witterung des Zeitalters gefaßt zu ſein — ihre Herzen haben daher bei dem erſten Windſtoß, der ihr gebrechliches Lebensfahrzeug anfiel, Schiffbruch gelitten. Sie haben mit der Welt ihre Rechnung abgeſchloſſen.

ſie verabſcheuen das ganze männliche Geſchlecht und ſperren ſich ab von demſelben, indem ſie ſich gegen alle Angriffe und Anfechtungen verſchanzen und verpalliſadiren. Wenn man ihnen eine Schmeichelei ſagt, antworten ſie mit einer Malice, wenn man ihnen die Hand küßt, wiſchen ſie ſich heimlich mit dem Taſchentuche ab, wenn man ihnen von Liebe ſpricht, gerathen ſie in Wuth, und wenn man ihnen Liebe erklärt, ſo lachen ſie uns in's Geſicht. Eine ſolche Frau war die Frau von Lahire, nur war ihr Weſen ſanftmüthiger als dasjenige ihrer Unglücksgenoſſen, und obgleich ſie die Männer aus Grund des Herzens verachtete, ſo hatte ſie doch noch ein Intereſſe an dem männlichen Geiſte und liebte daher die Unterhaltung der Männer, wenn ſie wirklich eine geiſtreiche war.

Madame Lahire hatte einen kleinen Cirkel malcontenter Frauen um ſich verſammelt — welche wir der Reihe nach kennen lernen wollen. Da war die Frau von Demetrius, eine Griechin, welche ihr Schickſal, getrennt von ihrem Gemahle zu leben, theilte, da dieſer fortwährend in Handelsgeſchäften abweſend war und ſich in der Levante herumtrieb, indeß ſeine reizende Frau in Wien ein ziemlich freies Leben führte. Sie war eine geborne Jüdin und von der Natur ſehr verſchwenderiſch ausgeſtattet: ſie hatte das ſchönſte Profil, große leuchtende Augen, die weichſte, weißeſte Hand und den üppigſten Körperbau unter allen Mißvergnügten. Man ſchätzte ihr Alter auf fünfundzwanzig Jahre,

obgleich ſie nur zwanzig anerkennen wollte. Eleonore, Freifrau von Montepiacini, war eine luſtige Witwe von dreißig Jahren — ſie war nicht beſonders ſchön, aber friſch, geſund, appetitlich, ſie hatte Lippen von dem lebhafteſten Roth, ausgezeichnet ſchöne Zähne und ihr Lachen wie ihr Lächeln war bezaubernd. Ihr aufgewecktes, munteres, ſchelmiſches Weſen verſammelte immer eine Anzahl von Courmachern um ſie, welche ſie ihren närriſchen Hofſtaat nannte, und welche ſie wirklich wie Narren behandelte. In ihrer Geſellſchaft befand ſich Fräulein Narziſſa von der Löhe, eine Holländerin, ihre Couſine, ein blutjunges kaltes Weſen, welches noch Nichts von Liebe zu wiſſen ſchien, in der That aber ſchon eine Erfahrung der betrübteſten Art gemacht hatte. Ein junger Lieutenant hatte ihr die Ehe verſprochen und ſie ſitzen gelaſſen, da ſie nicht ſo viel Vermögen hatte, um die Caution zu erlegen. Endlich gab es hier zwei allerliebſte kleine polniſche Comteſſen aus einer armen Familie, Zwillingsſchweſtern, welche nur von der Güte ihrer Verwandten lebten, da ſie Waiſen waren, Beide närriſch, leichtfertig in ihrem Benehmen, immer munter und fidel und dabei ſehr hübſch, brünett, äußerſt geſchwätzig und von der ganzen Geſellſchaft ſehr geliebt, wegen ihrer Beſcheidenheit und Dienſtfertigkeit. Henriette, die Schweſter der Baroneſſe Lahire, ein Mädchen von zwanzig Jahren, welches nicht heirathen durfte, weil ihre Schweſter unglücklich in der Ehe war, ein reizendes Geſchöpf,

dem es aber an Geist gebrach — machte die Zahl Sieben voll, welche der bösen Welt Anlaß gab, diesen Frauenzirkel „die bösen Sieben" zu nennen — vielleicht, weil diese Männerfeindinnen eben nicht zu schonend mit ihr umgingen und alle liederlichen Frauen und nichtsnutzigen Männer derb durch ihre Hechel zogen.

Hassan Abdyl fand diese Gesellschaft allerliebst; er fand in ihr fast alle körperlichen und geistigen Vollkommenheiten des weiblichen Geschlechts reizend repräsentirt — die schönsten Augen durch Frau von Demetrius, die schönsten Zähne durch Frau von Montepiacini, den weißesten Teint durch Fräulein von der Löhe, die niedlichsten Füße durch die eine, die schönsten Haare durch die andere polnische Comtesse, endlich das schönste Ebenmaß der Glieder durch das Fräulein Henriette. Nicht minder mannigfaltig war der Charakter dieser Damen: Frau von Lahire — die geistreiche, schwermüthige Sinnpflanze, ihre Schwester — das anspruchslose, schöne Kind, Frau von Demetrius — das leidenschaftliche, sinnliche Weib, Frau von Montepiacini — die muthwillige Schelmin, Fräulein von der Löhe — die Spröde, die beiden Polinnen — die gutmüthigen, launenhaften Kinder, — sie Alle bildeten ein Ensemble, welches nicht interessanter gedacht werden kann.

Hassan Abdyl fühlte sich bald unter diesen Damrn sehr heimisch, und die Damen ihrerseits, obwohl sie alle Männer verabscheuten, fanden es doch allerliebst

und höchſt intereſſant, ſich von dieſem Türken über die Sitten ſeines Vaterlandes unterhalten zu laſſen. Alle hofften durch ihn die Geheimniſſe des Haremlebens zu erfahren, und was ſie beſonders intereſſirte, die Gefühle und Denkungsart eines Mannes gegen das weibliche Geſchlecht zu ergründen, welcher die Frauen als Sclavinnen zu betrachten gewohnt war. Hat dieſer Paſcha ein Harem? Wie viele Frauen beſitzt er? Welche liebt er am meiſten? Wo iſt ſein Harem? Hat er ſchon einige ſeiner Frauen erdroſſeln laſſen? Behandelt er ſie gut? Alle dieſe Fragen waren ſo wichtig! Man war ſehr geſpannt auf deren Löſung und ſuchte daher den guten Muſelmann ſo ſchnell als möglich vertraut zu machen, um ihm ſeine Geheimniſſe zu entlocken. Er war erſt zum dritten Male in dem Cirkel, als man ihm ſchon folgende verfängliche Fragen vorlegte:

Mein Himmel, iſt es denn wahr, daß die Türken ſo viele Frauen haben, als ihnen gefällig iſt?

Sind Sie denn auch ein ſolcher Barbar, der ſeine Weiber peitſchen und erdroſſeln läßt?

Begreifen Sie denn nicht, daß es ſchändlich iſt, ſeine Frau einzuſperren?

Werden Sie uns nicht Ihre Lebensgeſchichte erzählen?

Werden Sie uns nicht ſagen, wo Sie Ihre Frauen gekauft haben?

Wie viel Piaſter haben Sie dafür bezahlt?

Wie heißen Ihre Frauen? wie alt ſind ſie? aus welchem Lande ſtammen ſie?

Haben Sie auch Chriſtinnen in Ihrem Harem?

Haſſan Abdyl verſprach auf alle dieſe Fragen zu antworten durch ſeine Lebensgeſchichte. Er ſprach ſo zart, ſo ehrerbietig, ſo delicat mit den Damen, er legte in ſeine Aeußerungen und Erzählungen einen ſo ſchwermüthigen edlen Accent, daß alle ſieben Damen einhellig der Meinung waren, er ſei eine Ausnahme von allen Türken, dieſer Mann ſei nicht im Stande, mehr als eine Frau zu lieben, ſie zu ſchlagen, zu erdroſſeln, zu kaufen und verkaufen. Die Baronin war bei allen dieſen Bemerkungen ſehr ſtill, ſie ſchien das geringſte Intereſſe an dem Türken zu nehmen, aber in der That intereſſirte er ſie wegen ſeines Geiſtes am allermeiſten.

Man war bei dieſer allgemein günſtigen Meinung von dem Türken ſehr erſtaunt, aus ſeinem Munde Folgendes zu vernehmen:

„Meine Damen! In dieſer Welt iſt Nichts ſo, wie es ſcheint — am wenigſten in unſerem Zeitalter. Sie betrachten die Vielweiberei des Orients als den Gipfel von Barbarei, Sie betrachten das Verhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern als unnatürlich und unwürdig, ich aber hoffe Ihnen zu beweiſen, daß dies in Europa mehr der Fall iſt, als im Orient, und hoffe Sie mit einer Einrichtung, gegen welche Sie ſo erboſt ſind, vollkommen auszuſöhnen. Ja ich gehe noch weiter — ich

bin vollkommen überzeugt, daß Sie selbst wünschen würden, Frauen eines Türken zu sein —"

„Quel horreur!" schrieen die Damen, ihn unterbrechend. „Wir? Türkinnen, Sclavinnen eines Mannes, der mehrere Weiber hat? — niemals! — wir würden einem solchen Sultan die Augen auskratzen! Fi donc Monsieur le Turc — niemals kann eine Europäerin einen Mann lieben, der mehrere Weiber hat, — c'est abominable — der türkische Kaiser sollte sich schämen, — es ist gegen alle Schicklichkeit, nur davon bei uns zu sprechen — wissen Sie das?"

„Wie aber, meine Damen, kann ich Ihre Neugierde befriedigen, ohne davon zu sprechen? Hören Sie meine Geschichte an, und ich hoffe Ihnen zu beweisen, daß Das, was Sie für unmöglich halten, es nicht ist!"

„Das ist wahr," sagte die Frau von Montepiacini, „wir müssen Sie hören, — die jungen Mädchen da sollen aber in ein Nebenzimmer gehen, damit sie nicht zu erröthen haben."

„Ach, was fällt Ihnen ein," protestirten die Mädchen, „wir hören nicht, was der Herr Gesandte spricht — wir setzen uns hier an unsern Stickrahmen — uns interessirt das ganz und gar nicht. Wir wollen einstweilen Kupferstiche besehen."

In der That aber waren sie halb krank vor Neugierde.

„Sie behaupten, meine Damen," fuhr Hassan

Abdyl fort, „daß Sie keinen Mann lieben könnten, der mehrere Frauen hat, aber warum lieben Sie dann Ihre Europäer?“

„Nun, Excellenz werden doch wohl nicht behaupten wollen, daß unſere Europäer auch mehrere Frauen haben?“

„Nichts Geringeres will ich behaupten — nur mit dem Unterſchiede, daß gewiſſe Frauen nicht Einem, ſondern Allen angehören.“

„Aber, Monsieur le Turc,“ eiferten die Damen, „wiſſen Sie, daß ſich das ſchon wieder nicht ſchickt, von gewiſſen Frauen zu ſprechen, welche man bei uns keine Frauen nennt? — es iſt etwas Anderes, Monsieur le Turc!“

„Ja, es iſt etwas Anderes, es iſt etwas viel Schlimmeres als die Vielweiberei. Es ſcheint, daß es in Europa ſich nur nicht ſchickt davon zu ſprechen, aber in der That habe ich in ganz Aſien keine Männer gefunden, welche ſo viele Frauen hätten wie die Europäer — ſelbſt Diejenigen nicht ausgenommen, welche die Geſetze machen, und dieſe haben in der Regel die meiſten Frauen, — es iſt nur der einzige Unterſchied, daß das Geſetz ſie nicht als Frauen anerkennt und ſchutzlos dem Verderben preisgiebt, während im Orient das Geſetz die Frauen ſchützt; daß man ſie hier auf der Straße ſich ihr Brot ſuchen läßt, wie in Conſtantinopel die Hunde, während bei uns jeder Mann ſeine Frauen erhalten muß.“

„Allein das ſind ja nur Ausnahmen von der Regel — das ſind ja nur ausſchweifende Männer, welche mit ſolchen Frauen ſich abgeben —" gegeneiferten die Damen.

„Ausnahmen? Mit Nichten, meine Damen. Ich habe, wie Sie wiſſen, mit der guten Geſellſchaft Umgang — ich kenne viele Männer — wohlan, ich kenne keinen einzigen, der nicht mehrere Frauen hätte, zuweilen ohne verheirathet zu ſein. Der Eine hat zwei bis drei — die Meiſten aber haben mehr Frauen, als der Prophet und alle ſeine Nachkommen jemals gehabt haben, denn ſie haben jeden Tag eine Andere, was leicht in einem Menſchenleben die Zahl von 10,000 erreichen kann."

„Wirklich? Was Sie ſagen!" riefen die Damen erſtaunt, „iſt es möglich, alle Ihre Bekannten ſollten ein ſolches Leben führen! aber ich bitte, der Graf A. doch nicht? ſollte Baron B. auch ſo ſein? nein, wenigſtens den Fürſten C. müſſen Sie ausnehmen, oder doch den Prinzen D., — erzählen Sie, erzählen Sie, was wiſſen Sie von dieſen Herren?"

„Meine Damen," ſagte Haſſan Abdyl, „aus Ihrem Erſtaunen ſehe ich, in welcher Unwiſſenheit das männliche Geſchlecht die Frauen läßt — ich ſage Ihnen alſo, ich weiß keine Ausnahme — entweder ſie haben oder hatten Alle mehrere Weiber, je nachdem es ihre Vermögensumſtände und Kräfte erlaubten, Dieſe in der Jugend, Jene im Alter, und als ich

hierher kam, war es der erſte Dienſt, welchen mir meine Bekannten erwieſen, daß ſie mir einige Hundert Adreſſen ſolcher Frauen gaben, welche ſich die Männer hier gemeinſchaftlich halten. In der Türkei thut dies Niemand, ich frage Sie daher, meine Damen, wo iſt das Weib mehr verachtet, wo iſt es in einer ſchändlicheren, unwürdigeren Knechtſchaft — da, wo die Männer ſie hüten und verbergen als ihre koſtbarſten Kleinodien, oder da, wo man ſie ſo preisgiebt, wo man ſie ſich zuwirft, abtritt und überdies einer rohen Gerichtsbarkeit zu Mißhandlungen ausſetzt, welche durch Nichts gerechtfertigt werden? Man macht Opfer und ſtraft dieſe Opfer noch dafür, daß ſie ſich opfern ließen. Das geſchieht in der Türkei nicht, meine Damen."

„Aber um's Himmelswillen," ſchrieen die empörten Zuhörerinnen, „ſo ſprechen Sie doch nicht immer von jenen verworfenen Dirnen als von unſeren Frauen. Werden Sie denn niemals unſere Sitten verſtehen lernen?"

„Ich verſtehe ſie nur zu gut," ſagte Haſſan Abdyl, „und zum Beweiſe deſſen ſage ich Ihnen, daß ich kein geborener Türke bin."

„Alſo ein Renegat?"

„Ja, ein Renegat, und wenn Sie meine Lebensgeſchichte hören wollen, ſo hoffe ich Sie zu überzeugen, daß ich Recht habe."

„Ach, erzählen Sie uns doch Ihre Lebensgeſchichte, ſie muß ſehr intereſſant ſein.“

„Sie iſt ſehr traurig, meine Damen,“ ſagte der Türke, ſchwermüthig den Kopf ſenkend, „ich wünſchte Sie nicht zu betrüben, denn wiſſen Sie, meine Schönen, daß es in der Türkei auch Sitte iſt, die Frauen niemals zu betrüben und immer für ihre Erheiterung und ihr Vergnügen Sorge zu tragen.“

„Wir Europäerinnen,“ ſagte Madame Lahire, mit einem ſchmerzlich bitteren Accent, „wir ſind nicht ſo verzärtelt. Unſere Männer machen uns zu Theilnehmerinnen aller ihrer Mühen und Sorgen, und wir würden uns dies gern gefallen laſſen, wenn ſie dafür auch alle ihre Freuden mit uns theilten. Erzählen Sie immerhin und ſein Sie überzeugt, daß wir Ihnen die theilnehmendſte Aufmerkſamkeit ſchenken werden.“

„Wohlan, ſo ſei es!“

Haſſan Abdyl begann hierauf in folgender Weiſe ſeine Geſchichte:

„Im Jahre 1148 der Hegyra, im Monat Dſchemaſuilewwel, in einer Schreckensnacht, als der Herr der vierten Sphäre, der Mond, als die Leuchte der Himmel über die Bewohner des Erdballs ſeinen Glanz verbreitete, und der Augenmann in dem Menſchenauge verborgen ruhte, als der Mond ſich eben von der Höhe des Himmels zum Untergange geneigt

hatte, und das Auge der Sterne die Begebenheiten der Welt wachend erwartete, that der Schöpfer, der die Hochgebirge als die Pfähle der Erde aufgepflanzt hat, seine Größe und Macht durch ein großes Ereigniß kund, von dem die Welt erzitterte, und die Elemente sich verwirrten. Die mit diesem Unheil schwangere Nacht gebar unter Kreißen wunderbare Zufälle aus dem Schooße des Nichts; Zeit und Raum, und Ort und Stunde zitterten, die Theile der Erde schauderten, und die Gebäude Constantinopels wankten; selbst das alte Weib, die Welt, fuhr über diese Begebenheiten erschrocken zusammen."

„Also erzählt ein türkischer Chronist von dem Tage meiner Geburt. Es war Freitag. Die Einwohner von Constantinopel harrten in Bestürzung der Dinge, die da kommen würden; denn die großen Astrologen des Sultans hatten auf diesen Tag ein großes Unglück für Stambul und die Pforte geweissagt. Der Mufti hielt großen Rath mit den Ulemas, in den geöffneten Moscheen wurden öffentliche Gebete gehalten, und selbst die christlichen Einwohner der Vorstadt Pera befleißigten sich der Andacht, denn es war Freitag, nach hergebrachter Meinung der ganzen Christenheit ein Unglückstag für die Bekenner des wahren Glaubens.

„In großer Bangigkeit wurde der ganze Tag verlebt, ohne daß sich etwas Größeres begeben wollte, als der Selbstmord eines Sclaven, der sich vor der Thüre

ſeines Gebieters auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe erhing, indem er die Peitſche ſeines Peinigers zum Stricke benutzte. Schon gab man ſich der ſchmeichelhaften Hoffnung hin, daß die weiſen Sternſeher diesmal die Hieroglyphen des Himmels mißdeutet hätten, und die unwiſſenden Türken überließen ſich um ſo unbedenklicher den Wirkungen des Opiums, da ſie den Freitag als den Tag der Flucht des Propheten, als einen frohen Feſttag, aber nicht für einen Tag des Unglücks betrachteten.

„Anders war es in der Vorſtadt Pera, die meiſt von Chriſten bewohnt wird, die, genueſiſch-griechiſcher Abkunft, kein anderes Vaterland haben als die Vorſtadt Pera, und keine anderen Aſtrologen als ihre ſchickſalskundigen Frauen. Dieſe waren in großer Angſt und Noth und erfüllten die hölzernen Hütten der edlen Peroten mit Wehklagen, lauten Gebeten und Beſchwörungen. Das meiſte Geräuſch machten die Sibillen in einer elenden, rauchgeſchwärzten Hütte des ſchmutzigſten Winkels der Vorſtadt, wo die Frau eines dürftigen Peroten, der ſich und die Seinigen kümmerlich durch die verſchiedenen Dienſtleiſtungen ernährte, welche er den Geſandtſchaften verſchiedener Höfe erwies, in ſchrecklichen Geburtsnöthen lag. Unglückliche Vorbedeutungen waren in dieſer Wohnung dem erwarteten Ereigniß vorausgegangen. Die Mutter hatte ſich unzählige Male an verſchiedentlichen Ungethümen verſehen, war bald bei dem Anblick eines Kameels, bald

über den eines Bären erſchrocken, hatte in unfriedſamer Ehe während der Schwangerſchaft körperliche Mißhandlungen erlitten, und in den Anwandlungen des Verdruſſes die eigene Frucht ihres Leibes und der zweideutigen Liebe ihres Gemahls freventlich verwünſcht. Zum Ueberfluß war ſie auch mit dem linken Beine in's Wochenbett geſtiegen und hatte verſchiedene abergläubiſche Gewohnheiten zu beobachten vergeſſen, welche dazu hätten dienen ſollen, ihr eine glückliche Niederkunft und dem Kinde Schönheit und Segen zu ſichern. Alle dieſe Umſtände waren unter den Sibillen des Stadtviertels ſchnell ruchbar geworden, denn die kreißende Frau gehörte, obgleich noch nicht ſehr im Alter vorgerückt, zu dieſer ehrenvollen Zunft, worauf Pera ſtolz iſt. Es hatte ſich deshalb ſchnell die Blüthe dieſer Frauen um die Wöchnerin verſammelt, um mit eigenen Augen das Kind des Unheils zu ſchauen und ihrer bedrängten Schweſter mit allen Künſten des Zauberbannes beizuſtehen. Dieſe Unglückshütte war der Sitz meiner Väter, von welchen ich keinen größeren Ruhm zu melden habe, als daß mein Großvater, von dem man nicht wußte woher er kam, nachdem er einen ſchmutzigen Knaben vor die Thüre eines Popen gelegt hatte, im Bosporus einen freiwilligen Tod gefunden. Alle Nachforſchungen über ſeine Herkunft blieben fruchtlos, und ſo wurde mein Vater blos mit dem Namen Demetrius belegt: Urſache genug, um ihn zu dem Wahn zu verleiten, daß er in rechter Linie von dem

berühmten Kaiſerhauſe der Paläologen, deſſen Ausſterben er ſchlechterdings leugnete, abſtamme, und daher zu etwas Höherem beſtimmt ſei. Allein dieſe große Beſtimmung wollte nicht in Erfüllung gehen, und ſein Glücksſchwung erreichte niemals eine rechte Höhe, weshalb er ſich, nachdem er wenig Erziehung genoſſen und noch weniger gelernt hatte, mit dem beſcheidenen Looſe eines Cicerone der Fremden, und mit einer Frau begnügen mußte, welche als die Tochter eines armen Popen kein anderes Erbtheil von ihren Eltern erhalten hatte, als einen Schatz ſtupider Vorurtheile und die Kunſt aus der Hand zu wahrſagen, nicht minder den Zauber böſer Geiſter und boshafter Anwünſchungen zu bannen. Dieſe koſtbare Mitgabe und jene hohe Abſtammung meines Vaters verhinderten jedoch nicht, daß meine Eltern ſtets mit dem äußerſten Mangel zu kämpfen hatten. An dem verhängnißvollen Abend meiner Geburt war die Noth in unſerem Hausweſen ſo hoch geſtiegen, daß es am Unentbehrlichſten fehlte, wogegen wir jedoch einen großen Reichthum an Theilnahme beſaßen, denn es war wenigſtens ein Dutzend alter Frauen um das Lager meiner Mutter verſammelt, welche das Haus mit ihren Klagen und unheilverkündendem Geſchrei erfüllten. Mein Vater ſtand in tiefes Hinbrüten verſunken am Kamine und blies große Rauchwolken von dem übelſten Geruch aus einer langen Tabakspfeife von ſich, meine Mutter hingegen ermangelte nicht, ſo oft es die Schmerzen, die ich ihr ver-

urſachte, erlaubten, die leidenſchaftlichſten Schmähungen gegen ihn, als den Urheber ihrer Leiden, auszuſtoßen, obgleich ſie ſonſt eine ſehr gleichmüthige Frau war. Die vornehmſte Urſache dieſer Gemüthsſtimmung war der Mangel an allen Vorräthen zur Bewirthung ihrer zahlreichen Gäſte, und der nicht minder empfindliche an den nöthigen Linnen für das Schmerzenskind, ſo ſie gebähren ſollte. Die Kälte war überdem bei ſehr vorgerückter Jahreszeit ſo groß, daß der ſpärliche Holzvorrath kaum hinreichte zum Anzünden der Tabakspfeife meines hochgebornen Vaters. Mit einem Worte, man könnte mit Recht ſagen, was mein Vater im ſtillen Ingrimme ſich zuflüſterte: es war wohl niemals ein hochſtrebender Geiſt und der Abkömmling eines berühmten Kaiſerhauſes unter ſo großen Calamitäten zur Welt gebracht worden! Bei aller Niedergeſchlagenheit, welche dieſe Betrachtung meinem Vater verurſachte, ward er jedoch nicht wenig durch die Hoffnung getröſtet, die Fortdauer ſeiner erhabenen Dynaſtie durch einen Sohn geſichert zu ſehen, ein Troſt, der ſeine Lage um Vieles erträglicher machte, als die meiner Mutter, welche ſo ſtolzen Gedanken Raum zu geben nicht fähig war. — Endlich nahte der Augenblick meiner Geburt. Es war eben in tiefer Nacht die Stunde eingetreten, welche die erwähnten Sibillen für die unglücklichſte des ſeinem Ende nahenden Freitags erklärten, als ein ſeltſam unheimliches Gequike, das mit keinem menſchlichen oder thieriſchen Laute

(wie die Sibillen verſicherten, mit Ausnahme der Stimme eines Meerſchweins) zu vergleichen war, der ſchaudernden und ſich bekreuzenden Geſellſchaft meine Geburt ankündigte. Meine Mutter ſtieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht, mein Vater ließ ſeine Tabakspfeife fallen und faltete in großer Bewegung ſeine Hände, und die Sibillen fielen über mich her, um mich an's Licht der Welt, das in einer elenden Lampe beſtand, hervorzuziehen, und die üblichen Nachforſchungen über Geſtalt, Geſchlecht, Haarwuchs des Kindes anzuſtellen. Mein Vater trat mit pochendem Herzen hinzu und vergaß über den Stammhalter ſeines erlauchten Geſchlechtes ſowohl die niedriggeborene Mutter, als auch die gleichgeliebte Tabakspfeife. Ein Schrei des Entſetzens aber entwand ſich jeder Bruſt, als man ſtatt einer kindlichen Menſchengeſtalt einen höckerigen, theilweiſe behaarten Körper der unförmlichſten Art erblickte, deſſen fiſchſchwanzartige Füße ſich mit der Lebhaftigkeit einer Eidechſe ſchauerlich bewegten. Mit Mühe entdeckte man an dem Ungethüm ein Paar pechſchwarz glänzende Augen, welchen der rothe Widerſchein der Talglampe den Anſchein glühender Kohlen verlieh. Die Hebamme zitterte am ganzen Leibe, und die Sibillen traten ſcheu zurück, um dem Herzudrängen des Vaters Platz zu machen, der ſeinerſeits nach einem Ausrufe des Schmerzes mit lauter Stimme ſeine Vaterrechte aufgab, und trocken erklärte: »Das iſt nicht mein Kind!« — Dieſer Ausruf weckte meine

Mutter, die ſich ſofort anſchickte die Verleumdung ihres Eheherrn in kräftigen Worten zu widerlegen. Allein ein Blick auf mich lähmte ihre Zunge und verurſachte ihr eine neue Ohnmacht in dem Augenblicke, da ſie viel darum gegeben hätte, wäre es ihr möglich geweſen, auch ihrerſeits die Unglücksfrucht ihres Leibes zu verleugnen. Und in dem Augenblicke trat ein ſchweres Verhängniß für mich ein, — ich ward gleich bei der Geburt durch den Aberglauben der chriſtlichen Bildung der Liebe meiner Eltern verluſtig. Mein Vater, »der Paläologe«, haßte mich, weil er feſt glaubte, das Kind ſei die Frucht eines verbotenen Umganges und verbrecheriſchen Gelüſtes; meine Mutter haßte mich, weil ſie gewiß wußte, daß ich das Kind ihres verachteten Gemahls ſei."

„Armes Kind!" riefen die Damen aus. Die Baronin Lahire trocknete ſich eine Thräne, — dieſer traurige Humor des Erzählers ſprach zu ihrem Herzen. — Haſſan Abdyl warf ihr einen dankbaren Blick zu und fuhr nach einer Pauſe fort zu erzählen:

„Als ſich die Sibillen vom erſten Schrecken erholt und eine ihrer Schweſtern ausgeſandt hatten, um in ganz Pera die Nachricht von dem erlebten grauenvollen Ereigniß zu verbreiten, beriethen ſie ſich chriſtlich und menſchenfreundlich darüber, ob ſie die thieriſche Mißgeburt taufen laſſen, oder lieber als das Werk des Teufels in den Bosporus werfen ſollten. Zugleich

bemühten ſie ſich, mich naturhiſtoriſch zu claſſificiren, und erklärten mich bald für ein junges Kameel, bald für eine ungeheure Kröte oder einen Baſtard von Schlange und Drache. Die Meinungen hierüber waren ſehr getheilt, doch ſtimmten ſie alle darin überein, nichts Menſchliches ſei an mir zu finden. Deshalb waren ſie auch ſämmtlich ſehr geneigt, im Meere die Todtaufe mit mir aus eigener Machtvollkommenheit vorzunehmen, allein mein Vater, wie ſehr ihm auch übrigens das Schickſal des neugeborenen Weltbürgers gleichgiltig war, doch weniger gewiſſenlos, ſetzte es durch, daß man vorher einen Popen zu Rathe ziehe. Man rief zu dem Ende den Athanaſius, einen frommen guten Mann herbei, der ſofort erklärte, man müſſe bei aller Ungewißheit der Sache dennoch die Mißgeburt taufen, weil zu erwarten ſei, daß die heilige Handlung den Antheil, welchen die Hölle an mir habe, unverzüglich herausſtellen müſſe. Gemäß dieſem Ausſpruche wurde auch ſogleich ein Waſchkeſſel herbeigeſchafft, um darin die Taufe nach dem Gebrauche unſeres Volkes durch Untertauchen vorzunehmen. Man ſchickte ſich auch eilig an, die Ceremonie vorzubereiten, denn man war ſehr geſpannt auf das verheißene Wunder, und ſchon zappelte ich aus Leibeskräften unter den Segensſprüchen des Popen in dem kalten Element, als ſich das erſte Unglück meines Weltlebens begab, womit ſich beinahe daſſelbe geeendet hätte. Der fromme Athanaſius tauchte mich eben, wie Thetis den

Achilles in den Letheſtrom, ſo in die Tiefen des Waſſerkeſſels, indem er mich an einer der beſchriebenen Extremitäten feſthielt, als plötzlich zum Entſetzen Aller die Erde bei unterirdiſchem Gebrüll, das die Sibillen für Stimmen der Hölle erklärten, gewaltig zu beben begann, ſo daß es ſchien, als hätten ſich die Pforten der Unterwelt geöffnet, um ihre dämoniſche Ausgeburt zurückzurufen. Gleichzeitig erſcholl auf den Straßen der Schreckensruf: »Feuer in Pera«, der nach geſchichtlicher Erfahrung faſt immer die Einäſcherung des ganzen Stadtviertels zur Folge hat, und ein rother Schein zitterte durch die Fenſterritzen in das verwüſtete Gemach herein. Der Schreck, welcher in dieſem Augenblicke des Popen ſich bemächtigte, verwirrte ſeine Sinne ſo, daß er die Ferſe meines linken Beines fahren ließ, und das Verſinken meines Körpers nicht eher bemerkte, als bis ich auf dem Grunde des Waſſerkeſſels beinahe verſchieden war. Allein er hatte ſich kaum gefaßt, als er unbedenklich und ohne Scheu mich aus den Tiefen der ſprudelnden Charibdis herausfiſchte, ohne ſelbſt die weiten Aermel ſeines Prieſtergewandes vorher aufzuſchürzen, — eine großmüthige Entſchloſſenheit, der ich allein mein Leben verdanke. Er allein hatte in der Verwirrung dieſes Augenblickes an das Leben einer unglücklichen Mißgeburt gedacht, während die Sibillen ſchreiend das Haus des Unglücks verließen, die Mutter Gebete murmelte, der Vater den flüchtigen Weibern nachfolgte, indem ein Eiſesſchauer

über ſeinen Nacken rieſelte, als er die offenbar verwünſchte Schwelle ſeines Hauſes überſchritt. Athanaſius aber zog mich aus dem Waſſer, ließ eine Thräne des Dankes auf ſeinen Bart fallen, daß ihn der Himmel vor einer Sünde bewahrt, und legte das Unglückskind an die Bruſt ſeiner vor Abſcheu zitternden Mutter, und ſprach ernſt zu ihr: »Weib, ſei Deiner Mutterpflicht eingedenk!« Als Vater Athanaſius mich aus dem Waſchkeſſel zog, machte er in Bezug auf die Erſchütterung der Erde und den Ruf: »Feuer in Pera!« ſehr ſchnell den Schluß, daß das vom Witterungsbeobachter vorausgeſehene Ereigniß eingetreten und Pera durch beuteluſtige Diebe in Brand geſteckt worden ſei. Dies bewährte ſich vollkommen; aus dem Bosporus ſtiegen vulcaniſche Erdgebilde hervor, und die Feuersbrunſt dauerte drei Tage und drei Nächte. Während dieſer Zeit regte ſich in der Bruſt meiner Eltern ein ſchwaches Naturgefühl, denn nicht nur fanden ſie wegen meiner Geburt die allgemeinſte thätige Nächſtenliebe aller Griechen in Conſtantinopel, ſondern ſelbſt das Serail des Sultans intereſſirte ſich ſehr lebhaft für mich. Der Ruf von meiner ſcheußlichen Geſtalt verbreitete ſich ſehr ſchnell über Stambul und die Umgegend, und da Jene, welche mich geſehen hatten, die fabelhafteſten Dinge von mir ausſtreuten, ſo wünſchte der Großherr ſehnlichſt, perſönlichen Augenſchein von mir zu nehmen. In meinem Vater regte ſich wieder eine Spur von dem angeborenen Stolze der Paläologen,

als man mich gleich einem Prinzen in ſeidene Kiſſen einwickelte, um mich dem Großherrn zu präſentiren. Dieſer empfing mich ſehr gnädig, ſchenkte meiner Mutter einen Beutel mit Piaſtern, und befahl für den wahrſcheinlichen Fall meines baldigen Ablebens mich ausſtopfen zu laſſen, zum ewigen Gedächtniſſe an die furchtbare Nacht, welche ſo vieles Unheil über Stambul gebracht. Auch die Sultanin Valida brannte vor Begierde mich zu ſehen, und ich war das einzige männliche Individuum, welches in die Gemächer der reizenden Fürſtin zugelaſſen wurde. Reich beſchenkt kam ich auf den Armen meiner Amme zu meinen Eltern zurück, welche beim Anblick der Piaſter einige Zärtlichkeit für mich zu empfinden anfingen. Zwar wurde ihre Freude herabgeſtimmt, als das Feuer auch ihr Wohnhaus ergriff, allein da ſie ihre wenigen Habſeligkeiten bald gerettet hatten, ſo tröſteten ſie ſich hierüber. Sie faßten ſogar den kühnen Entſchluß, mich möglichſt zu pflegen, und meine Mutter verſammelte um mich die geflüchteten Sibillen, um mit ihrer Hilfe durch Gebete und unausgeſetzte Beſchwörungsformeln den auf mir laſtenden böſen Zauber zu löſen. Zu dem Behufe kauften ſie für die empfangenen Geſchenke von dem Boſtandſchi des Serais Weihwaſſer vom Ajasma des Perlenköſchk, das wegen ſeiner wunderthätigen Kraft unter den Griechen berühmt war, und mit vorzüglichem Erfolg zum Waſchen der Euter verzauberter Kühe, welche keine Milch gaben, angewendet wurde.

Nachdem wir drei Nächte ohne Obdach gewesen, gelang es meinem Vater eine Residenz für die letzten Paläologen ausfindig zu machen, die wenigstens an Pracht der eingeäscherten Nichts nachgab. Hier wurde nun mit vielen Feierlichkeiten eine Wundercur vorgenommen, welche für mein zartes Alter wenig Annehmlichkeit hatte. Nicht nur mußte ich in dem Ajasma fast bis an den Hals gesenkt beinahe den ganzen Tag gleich einem Fische verweilen, sondern auch außer dem geweihten Wasser fast jede Nahrung entbehren, und mein Hungergeschrei von dem gleich unmelodischen Gekreisch der Sibillen übertäuben lassen. Mein Vater hielt alles Dies für höchst vergebliche Unternehmungen, allein schon nach drei Tagen wurde die Beharrlichkeit meiner Mutter durch ein Wunder gekrönt, das sich plötzlich mit mir ereignete. Das häufige Baden bewirkte eine vollkommene Ablösung der mißgestalteten Massen, welche mich gleich einer Schale umschlossen, und am vierten Tage kroch ich, als ein wohlgeformtes Ebenbild meiner Mutter, aus der abschreckenden Hülle, und ward zum ersten Male mit meinem christlichen Namen Andreas begrüßt. Die Freude meiner Mutter bei meiner Wiedergeburt war unsäglich und ganz unverhältnißmäßig zu ihrem Gleichmuthe, aber mein Unstern wollte nicht, daß sich die wohlthätigen Wirkungen derselben auf mich erstrecken sollten. Augenscheinlich hielt sie das Geschenk des Himmels für eine große Nebensache, denn immerhin war ich das Kind meines

ungeliebten Vaters, und meine Schälung war ihr nur insofern erfreulich, als dadurch ihr Ruhm als die erste perotische Sibille neuen Glanz erhielt. Böse Zungen hatten in der letzten Zeit durch höhnische Gloſſen über die berüchtigte Mißgeburt denſelben zu ſchmälern geſucht. Um ſie der Lüge zu überweiſen, ließ nun meine Mutter durch alle Organe ihrer Zunft die glorreiche Kunde von einer Entzauberung ohne Beiſpiel allgemein verbreiten, und dieſelben Zungen, welche mich Anfangs als ein Monſtrum geſchildert, konnten nun die engliſchen Reize meiner Geſtalt nicht genug preiſen. Mein Vater hingegen war bei der Verwandlung ziemlich gleichgiltig, denn er vermochte auch nicht ein Familienmerkmal der Paläologen an mir aufzufinden, und gab ſein großes Herz dem nagenden Wurme des Verdachts zur Nahrung, daß kein Paläologe dies Kind gezeugt, gegen deſſen Liebreiz er ſich vollkommen unempfindlich zeigte. Indeß verbarg er ſeinen bitteren Argwohn ſo gut er konnte und ließ meine Mutter ungeſtört im Genuſſe ihres Sibillenruhmes.

„Die gute Frau ruhte einige Zeit behaglich von den gehabten Anſtrengungen auf ihren Lorbeeren aus, und empfing die Glückwünſche der Nachbarn mit der vornehmen Herablaſſung eines Großveziers, der einen Sieg über die Ungläubigen erfochten. Sie glaubte im Ernſte, alles Unheil des Geburtsereigniſſes beſchworen zu haben und ſah einem goldenen Zeitalter entgegen. Sie trank ihren Kaffee mit mehr Würde

als gewöhnlich, machte den Kunden ihres Wahrsagemetiers höhere Preise, ließ sich wohl gar etwas unzugänglicher finden und traf eine sorgsame Auswahl unter ihren Freundinnen. Die Glücksumstände meiner Eltern verbesserten sich täglich, theils durch den vermehrten Zuspruch schwangerer Frauen und junger Mädchen, welche ihre Zukunft erfahren wollten, theils durch bessere Geschäfte meines Vaters, der durch die wunderbaren Schicksalsfälle in seinem Hauswesen den Fremden in Stambul bekannter geworden war, als es seither gewesen.

„So schien es täglich mehr, daß meine Geburt zum Glücke meiner Eltern gereichen werde, aber es war in dem Buche des Schicksals verzeichnet, daß die glücklichsten Ereignisse meines Lebens mir und Allen, die mich liebten, Verderben bringen sollten. Eines Tages, als meine Mutter, eben mit Gemächlichkeit am lustigen Feuer des Kamins sitzend, mich auf ihren Knieen schaukelte und auf neue Orakel sann, trat ein Abgesandter des Mufti mit einem Janitscharen in das Gemach und begehrte aus Vollmacht des Kyaya-Bei die Auslieferung des am ersten des Monats Dschemasuilewwel geborenen Perotenkindes Andreas. Es hätten sich, so lautete die Instruction des weisen Mufti, mit diesem Teufelskinde so außerordentliche Dinge zugetragen, und sei das Zusammentreffen seiner Geburt mit dem Ausbruch des Erdbebens und der großen Feuersbrunst, in Betracht gezogen mit den Zauberwand-

lungen ſeines Körpers, ein ſo deutliches Wahrzeichen des geheimen Waltens böſer Mächte, des Geiſtes Aſſou, daß die Aſtrologen, die Geſtirne über die Urſache des ſchweren Unglücks, das Stambul betroffen, zu Rathe zu ziehen veranlaßt, den unheilvollſten Vorbedeutungen auf die Spur gekommen ſeien; demgemäß ſtehe zu befürchten, daß das ganze Leben dieſes Knaben, gleichwie die Stunde ſeiner Geburt, unheilvoll für Stambul und, wie man ebenfalls aus den Sternen erſehen, ſelbſt für das geheiligte Leben des Großherrn ſein werde. Da nun beſagtes Kind das eines Chriſtenhundes und einer Hexe ſei, ſo habe der geiſtliche Rath des Mufti und der gelehrteſten Derwiſche darauf angetragen, die Satansbrut in dem Bosporus zu ertränken, und gewarte ſich der Willfährigkeit ihrer Eltern zur Auslieferung des Kindes. Als man meiner Mutter dieſe ſchmeichelhafte Eröffnung machte, brach ſie in neue Verwünſchungen des unheilbringenden Knaben und ſeines Vaters aus, aber mein Vater, dem aus jener Prophezeihung ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl zur Wiederherſtellung des Kaiſerhauſes der Paläologen aufblitzte, wobei er ganz vergaß, daß er ſeine Vaterſchaft hartnäckig in Abrede geſtellt, gerieth in den heftigſten Zorn, nannte den Großherrn einen Tirannen, den Mufti einen Narren, den Janitſcharen, welcher ſchon die Arme nach mir ausſtreckte, einen räudigen Hund, und riß einen alten Handſchar von der Wand, um den Raub des letzten der Paläologen mit Gewalt zu ver-

hindern. Es gelang ihm wirklich, die Deputation aus dem Hauſe zu verjagen, allein noch hatte man mich, der bei dieſer Scene heftig ſchrie, nicht in Sicherheit gebracht, als die Vertriebenen mit einigen Boſtandſchis zurückkehrten, ſich meiner bemächtigten und meinen erlauchten Vater an Händen und Füßen gebunden ſammt meiner Mutter in's Gefängniß ſchleppten. Ganz Pera beweinte ſchon im Voraus meinen Tod, und ſtrömte dem Uferthore zu, wo meine Erſäufung unter feierlichen Gebeten und Sprüchen von einem Derwiſch vorgenommen werden ſollte, aber Niemand dachte an meine Rettung als der fromme Pope Athanaſius. Er begab ſich ſofort in einen der unzähligen Nachen, worin die Zuſchauer ſich einſchifften, welche auf dem Ufer keinen Raum fanden, ſtreute unter Chriſten und Türken das Gerücht aus, es werde ſich bei dem Verſuch der Ermordung eines unſchuldigen Kindes, welche weder dem Propheten noch dem Heiland der Chriſten gefallen könne, ein Wunder ereignen, das den Willen des wahren Gottes unverkennbar anzeigen werde. Es gelang vollkommen, dadurch eine Spannung der Gemüther hervorzubringen, welche das Intereſſe und das Mitleiden der Bevölkerung Stambuls rege erhielt. Chriſten und Mahomedaner fanden es wenig erbaulich, ein Kind wegen ſeiner Schönheit zu ertränken, dem man wegen ſeiner Häßlichkeit nach ſeiner Geburt daſſelbe Schickſal zugedacht hatte. Doch hinderte Nichts die Vollſtreckung des weiſen Urtheils der Derwiſche,

deren Abgeſandte noch vor Anbruch des Abends in einem Nachen in den Bosporus hinausfuhren, und in geringer Entfernung von den Nachen der Zuſchauer mich in's Waſſer warfen. Ein Kanonenſchuß von den Batterien der Stückgießerei verkündete der ganzen Hauptſtadt dieſe Großthat, und ein Schrei der Theilnahme entfuhr allen Kehlen. Alle harrten nun des verheißenen Wunders, welches nicht ausblieb. Kaum war ich in den Fluthen verſunken, als man aus dem Nachen des Popen einen großen Hund in's Meer ſpringen ſah, der mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit untertauchte, und ehe ich noch auf dem Grunde des Meeres angelangt war, mich an demſelben Bein faßte, welches Vater Athanaſius bei meiner Taufe hatte fahren laſſen, und zu Tage förderte. Der Pope zog den treuen Hund und mich aus dem Meere, die Menge ſchrie in großer Aufregung: »Wunder, Wunder! Allah will ſeinen Tod nicht!« und ich war gerettet. Der Großherr befahl meine Beſchützung, indem er dachte: Vox populi, vox Dei. Meine Eltern wurden ihrer Haft entlaſſen und meine Exiſtenz wurde nicht mehr für gefährlich gehalten."

Nach dieſer Erzählung verneigte ſich Haſſan Abdyl gegen ſeine Zuhörerinnen und verſprach die Fortſetzung ſeiner Geſchichte auf den nächſten Abend.

„Es iſt zu angenehm für mich," ſprach er, „das

Intereſſe ſo vieler liebenswürdiger Damen auf meine Perſon zu richten, als daß ich mein Glück auf ein Mal erſchöpfen ſollte."

Die Damen dankten mit vieler Rührung für ſeine Artigkeit.

„Sie machen uns ſehr glücklich," ſagte Frau von Demetrius.

„In der That, Monsieur le Turc," ſagte die muthwillige Frau von Montepiacini, „für ein geborenes Ungeheuer haben Sie ſich ſehr zu Ihrem Vortheil verändert."

Madame Lahire dankte für den erſten Abſchnitt ſeiner Lebensgeſchichte durch einen Blick der Theilnahme und einige einfache Worte. Die Polinnen ziſchelten ſich Bemerkungen in das Ohr, indem ſie Haſſan mit großem Wohlgefallen betrachteten. Alle aber waren darüber einig, daß Haſſan ein höchſt intereſſanter Mann ſei. Man trennte ſich von dem Erzähler mit einer Vertraulichkeit, als ob man ſich ſchon zehn Jahre gekannt hätte. Man beſchloß einſtimmig, daß Haſſan Abdyl zum Lohn für ſeine Artigkeit das Vergnügen haben ſolle, jeden Abend eine andere Dame der Geſellſchaft nach Hauſe zu begleiten. Das Loos entſchied und traf für dieſen Abend die beiden Polinnen, welche mit freudiger Ueberraſchung ſich auserwählt ſahen. Der galante Barbar erfüllte ſeine angenehme Pflicht mit einer Aufmerkſamkeit und Politeſſe, welche einem pariſer Elegant Ehre gemacht haben würde. Da der

Abend etwas kühl war und Haſſan ſah, daß die beiden Damen für ihre blendend weißen Schultern keine hinlängliche Bedeckung bei ſich hatten, löſte er zwei koſtbare türkiſche Shawls aus ſeinem Turban und bedeckte damit die Blößen der Mädchen, indem er ſein Haupt mit dem Feß allein bedeckt hielt. Man nahm dieſe Artigkeit mit der holdeſten Verwirrung auf, — der Wagen des Herrn Geſandten fuhr vor und Haſſan brachte die Comteſſen unter tauſend Artigkeiten und Galanterien nach Hauſe. Bei der Wohnung der Damen angelangt, wollten dieſe die Shawls zurückſtellen, allein Haſſan lehnte es ab, und betheuerte, daß ſein Haupt nicht würdig ſei, dieſe Tücher wieder zu tragen, welche ſolche blendende Reize verhüllt hätten, und daß ſeine Gedanken immer bei ſeinen Shawls ſein würden.

„Wie glücklich wäre ich," ſchloß der galante Türke, „wenn mir vergönnt wäre, was ihnen zu Theil geworden, am Buſen ſolcher Schönheit und Anmuth zu ruhen und Reize zu küſſen, welche jeden Sterblichen berauſchen müßten!"

Die beiden Comteſſen waren überaus glücklich. Sie ließen ihm ihre Hände zu zahlloſen Küſſen, und begaben ſich dann ſeufzend auf ihr Schlafgemach. Sie entkleideten ſich ſehr ſchweigſam, indem ſie ihre Shawls bewunderten; als ſie aber beiſammen in ihrem Bette lagen und ſich wie gewöhnlich umſchlungen hielten, hatten ſie ſich ſehr viel zu ſagen:

„Ein ſehr artiger Menſch, dieſer Geſandte!“ ſagte Nina.

„Ein liebenswürdiger, ein ſchöner Mann!“ verſetzte Emilie.

„Welche ſchöne Augen!“

„Welcher majeſtätiſche Wuchs!“

„Und dieſer herrliche Bart!“

„Und ſeine Gutmüthigkeit!“

„Seine Aufmerkſamkeit, ſeine zarte Galanterie!“

„Er iſt vollkommen!“

Dieſe Lobſprüche dauerten lange fort. Dann trat eine Pauſe ein, worauf Emilie in ein Gelächter ausbrechend ſagte:

„Meinſt Du wohl, es ſei ein großes Unglück, die Favorite eines ſolchen Mannes zu ſein?“

„Was meinſt denn Du, mein Schätzchen?“ erwiderte Nina vorſichtig und lächelnd.

„Ich,“ ſagte Emilie ſeufzend, „ich würde es für kein Unglück halten.“

„Und ich,“ ſagte Nina, — „ich würde es für ein Glück halten.“

Die Schweſtern umarmten ſich, erfreut über die Harmonie ihrer Zwillingsgedanken. Nach langem Stillſchweigen fuhr Emilie wieder lachend fort:

„Da kommt mir ein närriſcher Einfall!“

„Mir auch, Schweſter, das iſt ſehr ſeltſam.“

„Wir ſind arm — hilflos — Waiſen, — wer

kümmert ſich um uns, wir haben Niemand Rechenſchaft zu geben.“

Mit einem Kuß verſiegelte Nina den Mund ihrer Schweſter. Sie hatten ſich verſtanden.

Des andern Tages am früheſten Morgen erhielt Haſſan Abdyl folgendes Schreiben:*)

„Eure Excellenz! Großmächtigſter Paſcha! Liebenswürdigſter aller Türken!

„Wir wiſſen nicht, ob dieſe Titulatur richtig und Ihrem Range angemeſſen iſt, hoffen aber, Sie werden Nachſicht haben mit unſerer Unwiſſenheit.

„Da wir im Hauſe der Frau von Lahire die Ehre hatten Sie kennen zu lernen — und zwar nicht nur Sie — ſondern auch Ihre Großmuth, Ihre Herzensgüte, Ihre Achtung vor den Frauen — Ihre Zärtlichkeit und Galanterie von ſo wohlthuender und edler, aufrichtiger und unverſtellter Art, wie wir es in unſerem Lande von dieſen Zierben-

*) Jenen, welche dieſe Epiſtel unglaublich finden, diene zur Nachricht, daß vor einigen Jahren in Wien von der k. k. Oberſthofpoſtverwaltung, welche die Briefe eröffnet, die nicht an ihre Adreſſe gelangen können, um deren Abſender zu erforſchen und ſelbe an ſie zurückſenden zu können, eine ähnliche Epiſtel „An Seine Hoheit den Großſultan in Conſtantinopel“ adreſſirt und in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, gefunden worden iſt. Der Brief rührte von zwei galiziſchen Edeldamen her, welche in den Harem des Sultans aufgenommen zu werden wünſchten.

geln, welche uns umſchwärmen, uns belügen durch erheuchelte Zartheit, Schonung und Delicateſſe, indeß ſie bei feilen Phrynen ihre Gefühle abnutzen, — da wir uns in Folge dieſer Bekanntſchaft mit Ihren perſönlichen Vorzügen ſterblich in Sie verliebt und total den Kopf verloren haben, — da wir Sie endlich, obwohl Sie ein Türke ſind, ganz und gar nicht fürchten, ſondern mit Freuden unſere Freiheit, ja unſer Leben Ihnen anvertrauen würden, überzeugt, daß Sie außer Stande wären, mit dieſem Ihnen anvertrauten Gute jemals ſo ſchonungslos, lieblos, und grauſam umzugehen, wie die Männer unſerer Civiliſation es zu thun pflegen, indem ſie uns ewige Liebe und Treue ſchwören und drei Tage nach der Hochzeit ſchmählich betrügen, — oder, indem ſie, was das Schlimmſte iſt, nachdem ſie unſere Herzen bethört, unſere Sinne verführt, uns niederträchtiger Weiſe ſitzen laſſen und gar nicht heirathen, — in Anbetracht und Folge alles Deſſen und insbeſondere auch da wir Beide arme Waiſen ſind und Niemanden haben, der uns berathen könnte, Niemanden der von uns Rechenſchaft verlangte über unſer Thun und Laſſen, Niemanden der uns heirathen will, obwohl wir geborne Gräfinnen ſind, aber ſehr viele ſchnöde Ritter, welche uns nachſtellen und zu wohlfeilen Preiſen unſere Gunſt zu erringen ſtreben, uns Fallen legen, Lügen ſchwören, — endlich in Erinnerung an Ihre Güte und Aufmerkſamkeit,

woraus wir zu ſchließen wagen, daß wir Ihnen nicht mißfallen — erlauben wir uns, Ihnen unſere Herzen, unſere Freiheit, uns ſelbſt Ihnen zu vollkommenem Beſitz nach den Sitten Ihres Landes anzubieten — und werden uns glücklich ſchätzen, Ihrem Harem anzugehören, — erbieten uns auch Ihnen zu folgen, wohin Sie es wünſchen, und Ihnen mit Leib und Seele anzugehören, indem wir von dem Wunſche beſeelt und von dem Entſchluſſe durchdrungen ſind, Sie durch unſere grenzenloſe Liebe und blinden Gehorſam, ſo wie durch Unterwerfung in alle Ihre Wünſche zu beglücken.

Mit Leib und Seele

Ihre ergebenen ſehr verliebten Dienerinnen
Nina und Emilie,
Gräfinnen von Galedzicky."

Einige Stunden nach Empfang dieſes Schreibens fuhr Haſſan Abdyl vor der Wohnung der beiden Comteſſen vor.

Die beiden Mädchen waren außer ſich vor Angſt und Schrecken.

„Mein Gott, er kommt wirklich," ſagte Nina und legte ihre Hand an ihr hochklopfendes Herz.

Emilie flüchtete ſich ſchreiend in eine Nebenſtube.

„Mein Gott, welche Thorheit haben wir begangen!" rief Nina aus.

In dem Augenblicke öffnete ſich die Thüre — es

war zu ſpät zur Aenderung des Entſchluſſes der heroiſchen Mädchen. Ein Mohr brachte große Packete mit koſtbaren Stoffen, Schmuck und Koſtbarkeiten aller Art und legte den Damen Alles zu Füßen.

Hierauf erſchien Haſſan Abdyl mit gewohnter ehrerbietiger Miene voll Zärtlichkeit, Milde und mannhafter Würde.

Emilie kam ſchüchtern aus Ihrem Verſteck hervor. Die beiden Mädchen umſchlangen ſich voll Scham und ſtillem Vergnügen.

Haſſan Abdyl näherte ſich beſcheiden der Gruppe, lächelte die Mädchen mild an und nahm Beſitz von ſeiner friedlichen Eroberung. Was weiter ſich begab, iſt uns nicht bekannt geworden.

Zweites Kapitel.

In der zweiten Verſammlung des Kränzchens erzählte Haſſan Abdyl die Fortſetzung ſeiner Geſchichte:

„Ich haben Ihnen erzählt, wie ein Hund mein Lebensretter wurde. Allein es ſchien, als ſollte ich mich während meiner Jugend der wunderbaren Lebensrettung durch des Popen Hund nicht ſonderlich erfreuen. Meine Eltern, über ſo gehäufte Calamitäten beſtürzt, empfanden gegen mich Nichts als eine unheimliche Scheu, welche mich mitten unter den Mei-

nigen zum Fremdling machte. Dieſe Scheu wurde bis zur Faſſungsloſigkeit geſteigert, als die Freundinnen meiner Mutter einhellig das Prognoſticon in Folge einer neuen Berathung ſtellten: »Der kleine Andreas, zur böſen Stunde empfangen und geboren, unter einer außerordentlichen Conſtellation zu Tage gefördert, ſei zweifelsohne den ungewöhnlichſten Unglücksfällen ſelbſt aufbehalten, und werde in ſeinem ganzen künftigen Leben auch über Alle Unglück bringen, die ihn lieben; das Waſſer ſcheine beſonders Rechte auf ihn zu haben, und in ſeiner Bruſt werde ſich ein böſes Feuer entzünden, das, mit jenem Elemente in ewigem Kampfe, das ganze Schickſal des Kindes geſtalten müſſe; im zarten Alter werde es Vater und Mutter verlaſſen, viel unſchuldiges Blut vergießen, den Gott ſeiner Väter verleugnen, und wenn ſich der Himmel nicht ſeiner erbarme, elendiglich durch Feuer und Waſſer zugleich umkommen.« Als meine Mutter dieſen Ausſpruch vernahm, jagte ſie unverzüglich trotz ihres angebornen Gleichmuths die unheilkrächzenden Raben mit Schimpfworten zur Thüre hinaus, und beſchuldigte ihre geliebten Colleginnen des Brotneides und der Eiferſucht, aber demungeachtet glaubte ſie ſteif und feſt an die Wahrheit dieſer ſchrecklichen Prophezeihung.

„Es iſt leicht zu errathen, wie traurig das Schickſal meiner Jugend unter ſolchen Umſtänden ſich entwickeln mußte. An und für ſich hielt man es in ganz Pera für kein ſonderliches Glück, ſolche Eltern zu ha-

ben, wie ſie mir der unerforſchliche Rathſchluß des Himmels beſchieden, und obgleich ich jederzeit Vater und Mutter ehrte, und ihnen aufrichtig dankte für das Ueble und Gute, ſo ſie an mir verſchuldet, ſo muß ich doch geſtehen, daß unter den gegebenen Verhältniſſen, und unter dem Einfluß jener Prophezeihung auf ihre Gemüther, meine Eltern nicht in jeglicher Hinſicht die wünſchenswertheſten und liebreichſten geweſen ſind. Meine Mutter war zwar eine gute Frau und durch ihre ausnehmende Religioſität ausgezeichnet, auch beſaß ſie viele gute Eigenſchaften, von welchen ich mit Freuden ſpreche, und mit Wahrheit behaupten kann, daß ſie ihr viel Anerkennung zugezogen, und ſelbſt ihren Gemahl bewogen, ihr öffentlich nachzuſagen, daß ſie eine ſehr gute Wirthin und verſtändige Hausfrau ſei, ein Lob, das er ihr jedoch nicht in den angemeſſenſten Ausdrücken ertheilte, indem er ſie eine geizige Knauſerin und ein gemeindenkendes Weib ſchalt. Sie war, wie erwähnt worden, die Tochter eines armen Popen, und daher religiös erzogen. Sie hatte ſich meinem Vater, der ihr von jeher ſeiner überſpannten Denkungsart und der ſchwärmeriſchen Beſchaffenheit ſeines Gemüths wegen zuwider war, zur Ehewirthin aus bloßer Gottesfurcht — wie ſie zu ſagen pflegte — hingegeben, indem ſie ihrer Mutter gehorchte, welche ihr befahl, dieſen Mann zu ehelichen, da er ſein Brot habe (zur Noth), und zu befürchten ſtehe, daß ſie widrigenfalls in dieſer Welt — Pera — keinen beſſeren Mann be-

kommen möchte. In der That war Gottesfurcht der richtige Ausdruck für die Art der Frömmigkeit, durch welche meine Mutter unter den Weibern unſers Stammes glänzte, denn was ſie Gutes that, und Böſes unterließ, geſchah blos aus Furcht vor der Hölle, die ihr von meinem ſeligen Großvater ſehr heiß geſchildert worden war. Daher ging ſie bei allen Handlungen, die ihr Gewiſſensbedenklichkeiten verurſachten und deren Verantwortungen ihren corpulenten Leib in Angſtſchweiß verſetzten, vermöge der Ausſicht auf die Gefahren des ewigen Feuers ſehr ſorgfältig mit ſich zu Rathe. Doch ein gewandter ſophiſtiſcher Geiſt leiſtete in dieſen Seelennöthen ſo umfaſſenden Beiſtand, daß ſie nach einiger Uebung in der Argumentation es bald dahin brachte, Alles zu thun, was ſie wollte. Selten gab es eine bedenkliche oder ſündhafte Handlung zu verrichten, zu deren Rechtfertigung ſie nicht das Beiſpiel irgend eines Heiligen hätte beibringen können; gab es kein ſolches, ſo wußte ſie genau, welche Sünden der Pope abſolviren dürfe, und da ſie niemals verſäumte dieſe Reinigung ihrer Seele durch Beichte von Zeit zu Zeit vorzunehmen, ſo reichte ſie ziemlich mit dieſen beiden Rechtfertigungsmethoden zu ihrer Beruhigung aus. Dabei beglückte ſie ihre Nächſten mit dem höchſten Grade von Liebe, deſſen der Schöpfer ihr Gemüth fähig gemacht hatte. Selbſt ihre Feinde waren davon nicht ausgenommen, denn da ſie einen holländiſchen Gleichmuth beſaß, ſo konnte ſie nicht haſſen, und fand nach

der Art aller Phlegmatiſchen die meiſten Beleidigungen, welche ihr widerfuhren, aus dem Grunde verzeihlich, weil ſie in derſelben Lage nicht anders als ihre Beleidiger gehandelt haben würde. Nichts konnte ſie außer Faſſung bringen, als wenn ihre abergläubigen Ideen von Ereigniſſen oder Handlungen durchkreuzt wurden, oder wenn es ein Frevler wagte, ſie aus der gewohnten Gemächlichkeit aufzuſtören. Da dies von Seiten meines Vaters ſehr häufig geſchah, ſo gab es häufigen Unfrieden im Hauſe, welcher noch durch mich Zuwachs erhielt, denn ſtets blieb ich ein Gegenſtand ihrer gegenſeitigen Vorwürfe. Sie ſchienen mit einander zu wetteifern, meine unglückliche Beſtimmung, daß ich Alle in's Verderben bringen ſolle, die mich liebten, durch die äußerſte Liebloſigkeit auf ſich unwirkſam zu machen, und entzogen mir nicht nur jeden Beweis von Zärtlichkeit, ſondern auch die gewöhnlichſte Sorgfalt der elterlichen Pflicht. Man dachte an meine Aetzung nur, wenn man die Hausthiere beſorgte, an meine Bekleidung nur, wenn man ein altes Gewand ablegte. Halb nackt zog ich den Tag über zwiſchen Hühnern und Gänſen umher, aber je liebloſer meine Eltern waren, deſto mütterlicher ſorgte die Natur für mich, nur wollten ihre Wohlthaten niemals zu meinem Wohlbefinden ausſchlagen. Ich lernte frühzeitig den Gebrauch meiner Gliedmaßen nur um über Tiſche und Bänke zu ſtürzen, mich ſelbſt zu verwunden, und meine Geiſtesfähigkeiten entwickelten ſich unglaublich bald, nur um

mich die Abneigung meiner Eltern deſto härter empfinden zu laſſen. Mein Leben ſchwebte unaufhörlich in Gefahr, bald überritt mich ein Türke auf der Straße, bald war ich nahe daran, am Waſſer ſpielend, zu ertrinken, und jedes Unglück, das mich betraf, machte mich meinen Eltern widerwärtiger. Meine Mutter bat den Himmel, die Laſt meiner Exiſtenz von ihr zu nehmen; mein Vater kam von ſeinen Geſchäften nur nach Hauſe, um zu eſſen und zu ſchlafen, denn hierin beſtand die ganze Summe ſeines ehelichen Glücks. So wuchs ich in äußerſter Verwahrloſung zum Knaben heran, um eine neue Steigerung meiner Leiden zu erfahren. Das Bedürfniß der Geſelligkeit peinigte mich unaufhörlich. Ein von Liebe glühendes Gemüth entwickelte in meinem Innerſten eine grenzenloſe Sehnſucht nach Erwiederung meiner dunklen Empfindungen, aber Verlaſſenheit war mein Loos.

„Meine Mutter war zur Zeit noch eine etwas überreife Schönheit. Sie war nicht frei von einiger Koketterie, färbte ihre Augenbrauen mit Sorgfalt, hielt ihren dürftigen Putz immer in Ordnung, und ſchlug ihre Augen auf eine Weiſe auf, welche alle Männer für reizend erklärten. Ich weiß nicht, ob ſie die unſchuldigen Künſte der Gefallſucht damals noch aus ehelicher Pflicht ausübte, aber es ſcheint mir ausgemacht, daß ſie einem wohlhabenden Türken, der in den beſten Jahren ſtand, und meinem Vater oft Geſchäfte zuwendete, ſehr anziehend erſchienen. Muſtapha be-

ſuchte täglich unſer Haus, und kam zufällig immer in Abweſenheit meines Vaters. Wenn dieſer zuweilen ſchwache Bedenklichkeiten über den innigen Umgang einer ſo frommen Frau, wie meine Mutter war, mit einem Ungläubigen äußerte, ergoß ſich die Letztere im Lobe der Tugenden Muſtapha's, deſſen Bekehrung zum Chriſtenglauben ſie zu bewirken ſich bemühte. Ich habe alle Urſache zu glauben, daß dieſe Bemühungen aufrichtig waren; denn meine Mutter ging bei ihren Zuſammenkünften und Controverſen ſo feierlich zu Werke, daß ſie in Beiſein Muſtapha's mich nicht im Gemache duldete. Seinerſeits war unſer Gaſt mir ebenfalls nicht gewogen, und indem er mich oft ohne alle Urſache ſchalt, pflegte er mit Samachſchari mit unfreundlicher Beziehung auf meinen Vater zu ſagen: »Es kommt nichts Gutes von einem ſchlechten Stamme.«

„Obgleich nun Muſtapha dieſer Aeußerung nach im Chriſtenthume keine ſonderlichen Fortſchritte gemacht, ſo ſetzte doch meine Mutter ihre Bekehrungsverſuche mit unermüdlichem Eifer fort, weshalb ich die Zeit des Tages über auf die Straßen von Pera verbannt war. Anfangs geſellte ich mich mit Freuden der griechiſchen Gaſſenjugend zu, aber die Mütter und Geſchwiſter wieſen ihre Angehörigen mit Geſchrei von dem Unglückskinde hinweg, und bald flohen ſcheu alle Kinder des Viertels vor mir, wenn ich in ihre Nähe kam, als ob mein Athem ſie vergiften, mein Blick ſie bezaubern könnte! Vom Hauſe ausgeſchloſſen, von

allen Geſpielen gemieden, ſchlich ich mich traurig in die abgelegenſten Winkel und weinte. Die Menſchen gingen vorüber und würdigten mich keines Blicks, aber der Himmel ließ mich nicht ganz troſtlos. Es geſellte ſich mit munterer Freundlichkeit und liebkoſender Geſpieligkeit zu dem weinenden Kinde mein Lebensretter, der Hund des Popen, Fido. Er war das einzige Weſen, das mich liebte, und mein unzertrennlicher Gefährte, aber an ihm bewährte ſich zuerſt die ſchreckliche Weiſſagung, daß ich über Alle Verderben bringen würde, die mich liebten. So oft ſich Fido in meinem väterlichen Hauſe betreten ließ, ward er von meinen Eltern grauſam mißhandelt und verjagt, aber immer ſuchte er mich wieder auf, und wenn wir uns nach langer Trennung wiederſahen, da war ſeine Freude ſo laut und heftig, daß es mich im Innerſten erſchütterte. Die Zärtlichkeit des treuen Fido war das einzige Labſal meiner gedrückten Seele, ihm dankte ich allein, daß ſie nicht frühzeitig verwilderte. Allein auch dieſen Troſt gönnte mir das Schickſal nicht lange; der arme Fido vergriff ſich einſt in übermüthiger Freude des Wiederſehens an der geheiligten Leber der Katze eines fanatiſchen Moslims, und ward für dieſe Frevelthat von dieſem im erſten Zorne erſchlagen. Ich ſtürzte mich weinend auf meinen tödtlich verwundeten Freund, und hoffte ſeine Wunden zu ſtillen, aber ſein Auge brach in Todesſchmerz, ſterbend leckte er noch einmal meine Hand und verſchied.

„Glücklicher Weiſe hatte ich bereits das Alter erreicht, wo meine Eltern daran denken ſollten, mich durch Unterricht für meinen Eintritt in die Welt zu bilden. Zwar dachten ſie nicht daran, aber da der Schatz ihres Wiſſens ſehr klein war, ſo verlor ich dadurch um ſo weniger, da ſich der fromme Pope Athanaſius meiner väterlich annahm. Längſt entrüſtet über die Art meiner Erziehung, aber, obgleich im Augenblicke frommer Begeiſterung zu muthigem Aufſchwung fähig, zu zaghaft, um in die Rechte meiner Eltern früher einzugreifen, erbot er ſich meiner Mutter, meinen Geiſt unter ſeine Obhut zu nehmen und für das Leben vorzubereiten. Dieſer Antrag war meiner Mutter ſehr bequem, und ward daher ohne Anſtand angenommen. Insgeheim mochte ſie wohl denken, die Sorgfalt des Popen für mich werde das Unheil, ſo von mir ausſtröme, von ihr ableiten. Sie betrachtete daher den Fall für eine beſondere Gnade des Himmels, die ihr Herz vor jeder Verſuchung zur Liebe für ihr Kind bewahre, überließ mich ganz dem Belieben des guten Popen, und lebte fortan faſt ausſchließlich ihrem Bekehrungswerke und Muſtapha. Auch mein Vater bekümmerte ſich nicht um mich, außer wenn er meiner Dienſte bedurfte: am Sonntage, da er ſeine Pfeife rauchte und auf der Straße ſeine Sieſta hielt.

Der gute Athanaſius fand in mir reiche Anl[redacted] von deren Ausbildung er eben ſo viel hoffte al[redacted] ſorgte. Er brachte mir die erſten [redacted]

ward aber bei ſeinen Lehren durch meine Fragen nicht ſelten in die größte Verwirrung gebracht. Die Hilfloſigkeit meiner Kindheit hatte, wie den Leu die Wildniß, frühzeitiger meine Lebens- und Geiſteskräfte entwickelt als die ſorgfältigſte Erziehung, und indem ich früher denken und beobachten lernte, als Lehren empfing, ſo erregte deren Genuß ſchon Gegenwirkungen meiner ſelbſtſtändigen Denkkraft, welche meinem Lehrer nichts weniger als willkommen waren. Meine Neugierde war größer als ſein Reichthum an Mitteln dieſelbe zu befriedigen. Der zudringliche Eifer, mit welchem ich ſtets nach den geringſten Urſachen der Dinge fragte, machte dem alten Manne nicht geringen Kummer. Unfähig ſich durch ungerade Kunſtgriffe meiner Fragluſt zu entwinden, ſah ich ihn oft mit ſtillem Gram die Aeußerungen meines Wißhungers und die Entzündbarkeit meines leicht beweglichen Gemüths beobachten. Die innige Empfindung, welche ich für das Gute und Schöne an den Tag legte, die aufflammende Begeiſterung für das Erhabene und Ungewöhnliche, entriß ihm oft den lauten Gedanken, welchen ich niemals überhörte: »Möge der Himmel dieſe hochfliegende Seele vor Eitelkeit und Unglück bewahren! Der Knabe iſt zu hohen Dingen geboren!« Bei der hoffnungsloſen Niedrigkeit meiner Verhältniſſe hielt er es jedoch für Pflicht, das Emporſtreben meiner Gefühle und Gedanken ſo ſehr als möglich zu mäßigen. »Mein Sohn,« ſagte er eines Tages zu mir, »es iſt dem beſchränkten

Geiſte der Menſchen nicht vergönnt, Alles aus dem Grunde zu wiſſen. Richte daher Deinen Sinn mehr auf Frömmigkeit als auf Weisheit, und Du wirſt glücklich werden. Gedenke der Schickſale des Königs Salomo, welchen der Herr weiſer gemacht als Andere, weil er ihn flehentlich darum gebeten. Die Weisheit führte ihn zum Stolze, der Stolz zur Gottloſigkeit, die Gottloſigkeit zur Thorheit. Er fiel, und kehrte wieder zu Gott zurück.«

„Dieſe Lehren des frommen Athanaſius prägten ſich meiner Seele tief ein. Sobald ich mit dem Begriff der höchſten Gottheit vertraut war, umſchlangen ihn meine Empfindungen mit aller Inbrunſt, deren mein Herz fähig war. Mein Gemüth, ſo einſam, näherte ſich dem Himmel, und alle Zweifel meines Verſtandes an der griechiſch-chriſtlichen Theognoſie wurden um ſo leichter beſiegt, je mehr es des Popen Lehren gegen den böſen Geiſt der Verneinung ausgerüſtet hatte. Ich gab mich ganz einer ſtillen Gottſeligkeit hin, und ſchwärmte in überſchwenglicher Frömmigkeit. Ja als ich in den Legenden laß, wie ſchon in der Kindheit heiliger Männer und Frauen ſie der Geiſt Gottes erfüllte, glaubte ich feſt an meine eigene Sendung, und beſchloß: ein Heiliger zu werden! Meinem ehrwürdigen Lehrer zwar ſchien dieſe frühzeitig kindiſche Schwärmerei nicht ſehr zu gefallen, doch hielt er meine Uebung in der Demuth und Geduld meiner Lage und wahrſcheinlich ſehr beſcheidenen Beſtimmung

angemeſſen, und ließ mich daher gewähren. Aber mein Geiſt war nicht ſo frei von Eitelkeit, wie er vermeinte, und der goldene Nimbus, nicht minder die Verehrung der Menſchen waren mir keine gleichgiltigen Dinge, und ich verſäumte nicht, meinen heiligen Lebensplan mit der ſchönſten Romantik auszuſchmücken. War es Mitleid oder Rathloſigkeit —, genug der Vater Athanaſius geſtattete gern, daß ich mich an den Gaukelbildern meiner begeiſterten Phantaſie ergötzte, und nährte meinen Drang zur Frömmigkeit durch die ſchönen Bilder ſeiner Gebetbücher, worauf die ſchönen Worte der Heiligen verſinnlicht waren. Meine Mutter hingegen zeigte ſich weniger erbaut durch meine Frömmigkeit, ſchalt mich einen tückiſchen Heuchler und Faulpelz, und beförderte meine freiwilligen Bußwerke, ehe ich noch Sünden begangen hatte, aufs Eifrigſte. Weit entfernt mich durch ihre Härte abſchrecken zu laſſen, munterte dieſe vielmehr mich auf, in meinem Wandel fortzufahren. Wenn ſie mich wegen Verſäumung knechtiſcher Arbeit züchtigte, brachte ich den Schmerz den Heiligen, meinen Vorbildern zum Opfer dar, und ſprachſchluchzend meine Gebete, was meine Mutter gewöhnlich ſo aufbrachte, daß ſie nicht eher abließ mich zu peinigen, bis es ihr ſelbſt unbequem wurde. Da mich niemals ein Zeichen der Liebe für ſo grauſame Strenge entſchädigte, ſo erhielt meine kindliche Zärtlichkeit durch Vermehrung meiner Heiligkeit keinen Zuwachs.

„Als ich mich ſo der Frömmigkeit widmete, befand

ich mich in meinem zehnten Lebensjahre, und war trotz aller Entbehrungen und ausgeſtandenen Leiden ein wohlgebildeter Knabe, mit ſanften ſchwärmeriſchen Augen, welche zuweilen Flammen ſprühten, die meine Mutter ſehr liebreich Baſiliskenblicke nannte, wovor ihr graute. Obwohl ich nicht beurtheilen kann, inwiefern die gute Frau hierin Recht hatte, wage ich doch zu behaupten, daß dieſe Blicke auf ein ſehr reines mir heiliges Weſen nicht dieſen Eindruck des Grauens gemacht haben.

„Helene, die Tochter des reichen Dragomans, eines Griechen, ein Mädchen von gleichem Alter und noch größerer Sanftmuth als ich, welche meiſt zugleich mit mir den Unterricht des Popen genoß und ſein Haus häufig beſuchte, erwiderte dieſe Blicke mit einem Ausdrucke von Vertrauen und Wohlwollen, der mein ſehnſüchtiges Gemüth ſo feſſelte, daß ich ſie nie miſſen zu können glaubte, und wenn ich es dennoch mußte, darüber in noch tiefere Traurigkeit gerieth, als bei dem Verluſte meines weiland Freundes Fido. Oft wenn ſie zur Harfe ſang mit ihrer zarten Stimme, die großen ſeelenvollen Augen zum Himmel gerichtet, da ſtand ich verloren im begeiſterten Anſchauen, und betete in ihr die heilige Cäcilie an, von der mir der Pope erzählt hatte, mit ſo tiefer Inbrunſt, daß ich darüber alle andern Heiligen vergaß. Meine Heiligkeit litt durch dieſe Heftigkeit der Zuneigung keineswegs, vielmehr bekam ſie unter den Strahlen der freundlichen Augen Helenens neuen Glanz. Zuweilen geſchah es,

daß der Pope uns allein ließ, um das einzuüben, was er uns Beide gelehrt, und dann erſt erreichte meine fromme Schwärmerei ihre Höhe. Ich kniete zu ihren Füßen, um mich zu demüthigen, und küßte ihre Pantoffeln und bat ſie, auf dem Angeſicht liegend, über mich wegzuſchreiten, um den Heiligen ähnlich zu werden, die ſich von den Heiden mit Füßen treten ließen. Helenens Seele allein begriff meinen heiligen Eifer, ſie allein verhöhnte mich nicht, hob mich ſchweigend zu ſich empor, und löſte den gelbſeidenen Gürtel von ihrem ſchlanken Leibe, um mein Haupt mit einem Heiligenſchein zu ſchmücken. Dann ſtrich ſie die dunklen Locken, die in unordentlicher Fülle über meine Stirne hingen, mit ihren weichen Fingern aus dem blaſſen Geſichte, und lächelte mit unbeſchreiblicher Anmuth. Da erſchien ſie mir wie ein verklärter Engel, deſſen Anbetung mich eine Stufe näher dem Himmel bringen müſſe. Der fromme Athanaſius war jedoch von dieſer Wahrheit nicht ſo durchdrungen wie ich, und verſtattete unſer Beiſammenſein nicht wieder, als er die Innigkeit gewahrte, mit welcher Helenens Blicke auf mir ruhten. Die Erfindſamkeit der Liebe entſchädigte uns bald für dieſen Zwang, und trotz aller Aufſicht wußte ich doch ein geheimes Einverſtändniß zu unterhalten, welches der Wachſamkeit des Popen entging. Für die Geheimhaltung deſſelben hatte ich meinerſeits keinen andern Grund als den, die heiligſten Regungen meiner Seele nicht öffentlich zu profaniren; allein Helenen war

das Geheimniß eines Verhältniſſes der reinſten Natur noch ungleich wichtiger. Gemüth und Verſtand hatten in ihr bereits mehr gewirkt, und meinen unbeſtimmten, verworrenen Empfindungen gab ſie, wie es ſchien, eine klare Deutung. Ich weiß nicht, ob es daher, oder von noch größerer Frömmigkeit, als die meinige war, herrührte, daß ſie meine fromme Liebe in Gegenwart Anderer ſelbſt in rein ascetiſcher Form nicht ſo gern hinnahm als ſonſt; dies beſtimmte mich mit meiner heiligen Cäcilie in einen mimiſchen Rapport zu treten, dem — unglücklicher Weiſe — durch die häuslichen Gewohnheiten unſers Lehrers großer Vorſchub geleiſtet wurde. Dieſer fromme Mann liebte wie alle Peroten nach gethaner Arbeit in der kalten Jahreszeit über Alles die wohlthätige Wärme des Tendur, welche ſeinen gichtkranken Füßen ein beſonderes Labſal war. Da meine Cäcilie die Tochter eines vornehmen Phanarioten war, ſo gönnte er auch dem zarten Kinde den beſten Platz neben ſich am Kohlenbecken, und wenn unſere Lehrſtunde vorüber war, ließ er auch mich an den ſtillen Freuden dieſer Sieſta großmüthig Antheil nehmen, und wies mir an dem gemeinſchaftlichen Tiſche einen Platz gegenüber von Helenen an. Dann ermahnte er uns väterlich, bei zunehmenden Froſte, die vom Tiſche herabhängenden Tücher ſorgſam bis auf die Bruſt heraufzuziehen, damit die erwärmte Luft ſo nicht entwiſchen könne, und erzählte mit halbgeſchloſſenen Augen ſchöne Geſchichten von Heiligen und Helden.

Nie fand der Befehl eines Mentors freudigern Gehorſam, denn unter dem Geheimniß dieſer Tücher konnte ich meiner Heiligen den ſchriftlichen Ausdruck meiner frommen Empfindungen durch den Schuh des Engels zu Händen bringen. Ich ſchrieb:

„Mich dürſtet nach den Freuden des Himmels.“

Sie antwortete:

»Was liebſt Du am meiſten?«

Ich bekannte:

„Gott und die heilige Cäcilie, der Du am ähnlichſten biſt.“

Sie fragte:

»Liebſt Du mich?«

Ich antwortete:

„Wer liebte die herrlichen Schöpfungen Gottes nicht!“

Der fromme Athanaſius war eingeſchlafen, und ich ſah wie Helene erröthete, als ſie dieſe Zeilen las. Ich benutzte dieſen unbewachten Augenblick, das Blatt mit den geliebten Schriftzügen Helenens an Lippen und Bruſt zu drücken; ſie barg zur Erwiderung meinen Zettel an ihrem Herzen, und preßte himmliſch lächelnd die kleine Hand auf die Stelle ihrer ſchuldloſen Bruſt, wo auf der Knospe unentweihter Reize er ruhte. Herrlich war der Traum unſerer Glückſeligkeit, aber er währte nicht lange. Mein Unſtern wollte, daß einer meiner Briefe an Helenen in ihren Schuhen von ihrer Zofe entdeckt wurde, ein Unfall, der ſchwere Folgen für meinen ehrwürdigen Freund

nach ſich zog. Das rohe Gemüth ihres Vaters ſah in meinem unſchuldigen Liebesverkehr mit Helenen und in den Ausbrüchen meiner frommen Geiſteserhebung nur ein gemeines ſtrafbares Verhältniß. Auf ſeine Veranlaſſung ward eine Inquiſition mit mir vorgenommen, und mir die ſchwere Anklage vorgelegt, Helene zu ſündhaften Dingen verleitet zu haben. Umſonſt vertheidigte ich und der Pope meine Unſchuld, vergeblich betheuerte ich meinen Richtern die Heiligkeit meiner Vorſätze und Beſtrebungen und rief den Himmel und alle Heiligen zu Zeugen meiner Frömmigkeit, ich ward in aller Form eines verbotenen Einverſtändniſſes mit der Tochter des Dragomans angeklagt. — — —

„Vater Athanaſius ſelbſt ward durch ein von meiner Hand geſchriebenes Lobgedicht von meiner Schuld überzeugt, und bekannte mit Schmerz, daß ich ein tückiſcher Heuchler und verdorbener Böſewicht ſei. Nichts ſchmerzte mich ſo ſehr, als der Verluſt ſeiner Liebe, ſelbſt ſtrenge Strafe, welche mir zuerkannt wurde, obgleich ſie unverdient war, kränkte mich weniger als das Verkennen meines unſchuldbewußten Herzens. Seine Vorwürfe, ſeine thränenreiche Entrüſtung über den vermeinten böswilligen Betrug ſeines liebevollen Vertrauens ſchnitten mir in die Seele. Ich warf mich ſchreiend zu ſeinen Füßen, umklammerte ſie verzweifelnd, und ſchwor, daß ich mich nicht ſtrafbar fühle, aber er riß ſich los von mir, und ſchleuderte mich mit Abſcheu von ſich. Mein Lebensretter, mein Wohlthäter, mein Freund,

mein Vater ſtieß mich als ein undankbares Ungeheuer von ſich, nannte mich eine Schlange, die ſein Buſen erwärmt und dafür ſein Lebensblut getrunken habe. Ich ward auf immer aus ſeiner Nähe verwieſen, und blieb dem Gram über das erſte erlittene Unrecht freundlos überlaſſen. Troſtlos, unerſchöpflich an Thränen verbarg ich mich in dunklen Winkeln des Hauſes, und vergaß meinen heiligen Beruf im Uebermaße meines Elends. Dieſes ward jedoch erſt vollkommen durch die einlaufende Kunde, daß der arme Athanaſius das Vertrauen und die Unterſtützung des Dragomans wegen ſeiner Unvorſichtigkeit verloren habe. In die äußerſte Dürftigkeit zurückgeſtoßen, von Gram und Krankheit verzehrt, lebte er fortan nur, um die Schwachheit des Gemüths, das ihm den Urheber ſeines Lebens verwünſchen hieß, mit chriſtlicher Tugend zu bekämpfen. In wenigen Jahren ſiechte er verlaſſen dahin, und als er ſich endlich mit mir ausſöhnte, war ſeine letzte Stunde nahe. Sein verlöſchender Blick enthielt noch einen letzten herzzerreißenden Vorwurf und nannte mich ſeinen Mörder. Er ſtarb und ich war und blieb das Opfer der exaltirten Stimmungen, welche mich beherrſchten durch die eingeſogenen Vorurtheile einer echt chriſtlichen Erziehung!

Hier ſchloß Haſſan ſeine Erzählung für dieſen Abend. Das Loos wies ihn heute zur Begleitung des Fräuleins von der Löhe, welche diesmal ohne

ihre Schweſter gekommen war, an. Der ſpröde Ernſt und die Kälte dieſer Dame waren heute während Haſſans Erzählung geſchmolzen. Sie hatte mit ſtiller Eiferſucht bemerkt, wie ihre Freundinnen von Haſſan mehr ausgezeichnet und aufmerkſamer behandelt worden, als ſie. Die heutige Erzählung hatte Aller Augen Thränen entlockt, Aller Blicke hingen an den Lippen des melancholiſchen Erzählers, deſſen traurige Heiterkeit — dieſer Humor, der unter Thränen lacht — die Herzen tief zu rühren wußte. Auch das Fräulein war ergriffen; als er ihr zur Begleitung zugewieſen ward, wurde ſie einmal über das andere roth, und man wußte nicht, ob aus Freude oder Schüchternheit. Man verfolgte ſie mit Neckereien und brachte ſie ſo in Verwirrung, daß ſie wie eine Kohle zu glühen anfing. Die Folge dieſer ſtarken Aufregung war, daß, als ſie ſich mit Haſſan allein in dem Wagen befand, dieſer, durch die Verwirrung des Mädchens und den Eindruck ſeiner Geſchichte auf ihr ſonſt ſo ſchwer zu bewegendes Herz zugleich gerührt und beglückt, nur den Arm um ihre zarte Taille zu ſchlingen hatte, um das gute Kind dahin zu bringen, daß ſie ihre brennenden Wangen und Lippen an ſeiner Bruſt vergrub. — Haſſan fühlte ſich innigſt bewegt durch dieſe Ergebung des ſchönen Kindes, er nahm ſie in ſeine Arme, preßte ihren wogenden, pochenden Buſen an ſeine Bruſt und verſchlang ihre Lippen in brennenden Küſſen, während Thränen der Luſt und Scham aus den Augen des Fräuleins

auf ſeinen Bart träufelten. An der Wohnung der jungen Dame angelangt — fand man ſich ſchon ſo vertraut, daß man ſich, ehe der Wagen hielt, ein Rendezvous gab und mit eifrig erwiderten Küſſen Abſchied nahm. Haſſan aber nahm von ſeinem kleinen Finger einen Brillantring von hohem Werthe, ſteckte ihn an den Zeigefinger des Fräuleins und betheuerte ihr, daß, obgleich ſie ſo viele Thränen dieſen Abend über ſein Unglück vergoſſen, er doch der glücklichſte Sterbliche ſei, durch die Theilnahme ſolcher Unſchuld und Holdſeligkeit!

Drittes Kapitel.

Als Haſſan Abdyl zur feſtgeſetzten Stunde zur dritten Verſammlung des Kränzchens kam, fand er Madame Lahire zu ſeinem beſonderen Vergnügen noch allein.

„Sie werden heute ein Stündchen auf die Geſellſchaft warten müſſen, mehrere Damen derſelben ſind verhindert zu der beſtimmten Stunde zu erſcheinen, weshalb ich eine ſpätere Stunde anſagen ließ — nur Ihnen —" hier ſtockte ihre Stimme, denn Madame Lahire fühlte, daß ſie eine Lüge zu ſagen im Begriff ſtand, da ſie in der That es darauf angelegt hatte, eine Stunde mit Haſſan allein plaudern zu können.

Haſſan war zu ſehr Weltmann, um nicht den glücklichen Zufall zu preiſen.

„Ach, ſchöne Frau," ſagte er, indem er zärtlich ihre zarte Hand an ſeine Lippen drückte, „wie lange ſeufzte ich ſchon nach dem Glücke, mit Ihnen allein einige trauliche Augenblicke zu verweilen! Sie haben Kummer, ſchöne Frau, und daher habe auch ich Kummer. Wie iſt es möglich, daß eine Frau von Ihren Vorzügen und Ihrem Geiſte nicht immer glücklich ſei? O, wenn es doch mir vergönnt wäre in dieſem ſchönen Herzen zu leſen und einen Theil jener Theilnahme, welche Sie meinem Schickſale erwieſen, zu erwidern!"

„Sie ſind in guter Laune, Herr Geſandter," ſagte Frau von Lahire lachend, „es ſcheint faſt, Sie ſind im beſten Zuge, als Türke, wie Sie ſind, einer chriſtlichen Ehefrau eine Liebeserklärung zu machen."

„Und wenn ich ſo kühn wäre, was würden Sie dazu ſagen?"

„Ich würde ſagen, mein Herr Geſandter," erwiderte die Dame, „daß ich in der That nicht wüßte, was ich mit Ihrer Liebe anfangen ſoll — Sie ein Renegat, ein Türke, ich eine chriſtliche Ehefrau und zwar eine von guten Grundſätzen."

Man hatte unter dieſem Geſpräch Platz genommen. Haſſan Abdyl ergriff die Hand der Dame und ſie ließ ſie in der ſeinigen ruhen, ihre Blicke begegne-

Vater in dieſen Gefechten immer Sieger, ſo wollte er ſich doch niemals ſeines Ruhmes freuen. Der Jammer ſeiner niedrigen Verhältniſſe lag ſchwer auf ſeinem Hochmuth, welcher in dieſer Welt keine Befriedigung fand. Er wurde täglich einſilbiger, weltſcheuer und verdroſſener, ſprach oft unverſtändliche Worte für ſich hin, und mied, ſo lange er konnte, die Laren ſeines Herdes. Selten kam er heiter nach Hauſe, den Kalpak nach der Seite geſenkt, das Gewand gelüftet, die Augen hervorgequollen, das Geſicht dunkel geröthet vom Genuſſe des Weines, um von den Scheltworten meiner Mutter begrüßt zu werden, die bei zunehmendem Alter ſtets mißlauniger wurde, weil ihr Bekehrungsverſuch mit ihrem türkiſchen Hausfreunde Muſtapha mißlungen war und, ſeit er ſie aus Ueberdruß verlaſſen, kein Zweiter ſich finden ließ, der begierig geweſen wäre, aus ihrem Munde das Wort des Heils zu vernehmen.

„Je mehr ich heranwuchs, je tiefer empfand ich die doppelte Geringſchätzung, die auf unſerem Stamme und insbeſondere auf meines Vaters Hauſe laſtete. Die Kenntniſſe, welche der Pope mir beigebracht und die ich durch fleißigen Beſuch der Bibliothek Abdul-Hamids noch erweiterte, machten mich frühzeitig zu einem brauchbaren Peroten, deſſen Wiſſenskreis ſchon im Knabenalter den Horizont gewöhnlicher Perotenbildung weit überſtieg. Da ich nun, um die Erwerbsquellen unſeres Hauſes zu vermehren, mit vielen Kaufleuten und Diplomaten in Verkehr kam, ſo erntete ich außer dem

Hauſe große Belohnung und noch größeres Lob ein. Allein jedes Wort, das man zu Gunſten des Andreas ſagte, verwundete mein kindliches Herz, denn immer wurde es von Bedauern meiner Abkunft und Tadel meiner Eltern begleitet. Man nannte mich eben ſo hübſch als verſtändig, aber nie vergaß man zu ſagen: »Schade, daß ein ſo begabtes Kind das Kind ſolcher Eltern iſt,« und Muſtapha, dem ich oft Briefe ſchreiben mußte, ſetzte hinzu: »Schade, daß er der Sohn eines Hundes iſt.« Solche Anmerkung hinterließ ſtets einen Stachel in meiner Bruſt. Ich ehrte Vater und Mutter mit aufrichtiger Innigkeit, und wäre ich glücklich geweſen, hätte ich ſie lieben können. Fleiſch von ihrem Fleiſch, Leben von ihrem Leben empfand ich ihre Schmach als ein tiefes Weh. Ich ließ ſie nicht beſchimpfen und balgte mich mit den perotiſchen Jungen, die zuweilen meinen trunkenen Vater höhnten. Seine Kräfte hatten gelitten, ſein Geiſt war ſtumpf geworden, ich mußte an ſeiner Statt uns ernähren. Meine Mutter hatte ihr Erbe und Erſparniß in Sicherheit gebracht, und ließ uns darben. In dem Grade als ich ihm nützlicher wurde, ließ meines Vaters Abneigung nach. Er vergalt mir meine kindliche Ehrfurcht mit einer Art unwillkürlicher Achtung, aber ſeine Schwermuth wuchs mit meinem Erwerbe. Der Stolz der Paläologen regte ſich wieder gewaltig in ihm, und machte ſein Daſein ſo martervoll, daß er es verwünſchte. Eines Tages kam er mit flammenden Blicken und

exaltirtem Geſichtsausdruck auf mich zu, ergriff meine zitternde Hand und führte mich ſchweigend auf die Straßen von Conſtantinopel. Ein großer Entſchluß ſchien alle ſeine Gedanken und Gefühle aus träger Apathie aufzurütteln. Sein Schritt war feſt, ſeine Stimme erhoben, ſein Antlitz leuchtend. Ein höherer Geiſt ſchien in ihm zu walten. Als wir zur Moſchee Aja-Sophia kamen, hieß er mich den herrlichen Bau mit Ehrfurcht betrachten. »Knabe,« ſprach er, »Du haſt keinen gemeinen Geiſt, und Athanaſius hat ihn mit eitler Spreu gefüttert. Ich will nun Deine Kraft prüfen, denn gebrechlich wie ich bin, muß ich daran denken, Dir einen Schatz zu hinterlaſſen, den ich ſelbſt nicht mehr heben kann. Dir, Andreas, der Du mich ernährt haſt, Dir, obgleich Du vermuthlich nur gemeines Türkenblut in Deinen Adern haſt, Dir ſei das große herrliche Werk mit all' ſeinem Ruhm vorbehalten, deſſen ich mich nicht mehr fähig halte. Sieh' hier dieſen Bau jenes großen chriſtlichen Kaiſers-Conſtantinus. Vierzehn Jahrhunderte haben an ſeinen Grundfeſten gerüttelt, aber ihn nicht erſchüttern können. Er hat ſie alle überlebt, wie den Stamm Conſtantins. Zwei Mal ging ſie in Flammen auf, aber Juſtinianus ließ ſie aus dem Schutte ihrer Wände in neuer Herrlichkeit erſtehen. Gott hat ſie gegründet, und ſie wird nicht erſchüttert werden. »»Gott wird ihr beiſtehen im Morgenroth«« — ſo ſteht auf jedem Ziegel des Baues. Und dem Gott der Chriſten ward

dieſe Kirche erbaut, und in ihrem Mörtel ſind die Gebeine der Heiligen gefaßt. Hier beteten die griechiſchen Kaiſer, und dieſe herrliche Stadt war die Hauptſtadt ihres Reiches, — Conſtantinopel!«

»Das edle Volk der Griechen brachte hier dem wahren Gott Opferfeſte dar, in dieſen heiligen Mauern hielten die Paläologen ihre Vermählungsfeier. Geprieſen war ihr Name, und weit hin erſtreckte ſich ihre Macht, da kam ein wildes hündiſches Volk, die Osmanen, aus dem Orient und überzogen ſie mit Krieg. Ihrer Uebermacht konnte Nichts widerſtehen, der letzte ‚bekannte' Paläologe fiel kämpfend unter ihren Schwertern. In dieſer Kirche hielt er ſein letztes Gebet, und hieher flüchteten ſich die griechiſchen Frauen und Jungfrauen, aber Mahomed II. ritt mit ſeinem Schlachtroß mitten in ihr Gedränge, in die heiligen Räume der prachtvollen Chriſtenkirche, und rief: »»Es iſt kein Gott, als Allah und Mahomed iſt ſein Prophet!««

»Himmelſchreiende Frevel verübten nun ſeine wilden Schaaren in dem entweihten Hauſe Chriſti. Die Hufe ihrer Pferde zerſtampften den Marmor des Fußbodens, die heiligen Gefäße wurden zerſchlagen, die Jungfrauen an den Altären geſchändet.«

»Sieh nun, was aus dem Hauſe Gottes geworden. Ein Baalstempel für unſere Unterdücker, ein Schauplatz ſinnloſer Gaukeleien der Prieſter dieſer Barbaren.«

„Ein tiefer Schmerz machte bei dieſer Schilderung

die Stimme meines Vaters krampfhaft. Sein Geſchrei hatte bereits Aufmerkſamkeit erregt, aber er bemerkte es nicht.

„Es ward eben das Bairamfeſt gehalten; eine große Menge Volkes umringte die majeſtätiſche Aja-Sophia. Die Koranleſer und Hymnenſänger, die Thürhüter und Kirchendiener drängten ſich im bunten Gewühl an den Thoren der Moſchee. Je pomphafter die Feierlichkeit ſich entwickelte, deſto mehr wuchs die Extaſe meines Vaters, den ich vergeblich hinwegzuführen ſuchte, ehe ſeine unklugen lauten Reden den Unwillen des Volkes erregten. Meine Bemühungen waren vergeblich, er blieb wie an die Stelle gebannt, und heftete aufmerkſam ſeine Blicke auf die Wände der Moſchee, als ſollte ein Wunder ihre Mauern berſten und die Verſammlung der Ungläubigen begraben. »Horch,« ſprach er, indem er meine Hand faßte, »hörſt Du das Klagegeſchrei der entehrten Jungfrauen unſeres zertretenen Volkes? hörſt Du die Stimme der gefallenen Helden, hörſt Du, Knabe, wie ſie rufen?«

„Ich bekannte, daß ich Nichts vernehme, als das Geräuſch der Menge und die Stimmen der Thürhüter und Janitſcharen, welche Ordnung halten ſollten.

»Du lügſt, Knabe!« ſchrie mein Vater außer ſich, »ſie rufen laut: Rache! Rache! Rache!«

„Sogleich drängte ſich ein neugieriger Haufe um uns, und die türkiſchen Schaarwachen näherten ſich, um den Ruheſtörer in ſo heiliger Zeit feſtzunehmen.

Jetzt erſt kam mein Vater zur Beſinnung und entfloh mit mir, aber es wäre dies ſchwerlich gelungen, hätte ich nicht Geiſtesgegenwart genug gehabt, meinen unglücklichen Vater für wahnſinnig zu erklären, worauf man, mit anderen Dingen beſchäftigt, von unſerer Verfolgung abließ. Ungeachtet meiner dringenden Bitten und Vorſtellungen verharrte mein Vater doch bei ſeinem Entſchluß, mich an dieſem Tage an die Hauptplätze Conſtantinopels zu führen, um mir, wie es ſchien, alle Denkmäler der griechiſchen Vorzeit zu zeigen. Von der Aja-Sophia riß er mich mitten durch das Gedränge des fanatiſchen Türkenvolkes (das an dieſem Tage gegen Franken und Chriſten in der gefährlichſten Stimmung ſich befindet) unaufhaltſam fort, auf den großen Platz Atmeidan, der eben von einer zahlloſen Menge bedeckt war, die den feierlichen Aufzug des Großherrn hier ſehen wollten. Alle Fenſter, Ecken, Säulen und Bäume waren von Menſchen bedeckt, mit Mühe fanden wir noch ein Plätzchen unter einer Gruppe von Bäumen, welche eine Pyramide umgiebt, gegenüber von den Paläſten des Großveziers. Man konnte hier den ganzen Platz mit vielen öffentlichen Gebäuden überſchauen.

„Hier angelangt, ſetzte mein Vater unverzüglich ſeine Erzählung von den griechiſchen Kaiſern, ſeinen erlauchten Ahnherren fort.

»Sieh hier,« ſagte er, indem er auf den Platz Atmeidan zeigte, »ſieh hier den alten Hippodrom der griechiſchen Kaiſer. Er war mit den herrlichſten Denk-

mälern beſetzt, aber die Ungläubigen haben ſie freventlich zerſtört, bis auf einige verſtümmelte Monumente, die Du hier ſiehſt. Dort dieſer hohe Obelisk, deſſen Hieroglyphen faſt erloſchen ſind, wurde unter Theodoſius aus Egypten über Athen hierher gebracht. Dreißig Tage waren zu ſeiner Aufſtellung erforderlich. Hier dieſer hohe Pfeiler mit der zerſtückelten Spitze war einſt eine große Zierde des Hippodroms, dieſe pyramidenförmige Säule — betrachte ſie mit Ehrfurcht, Knabe! — ſie trug einſt den Dreifuß des Delphiſchen Orakels, und ſtellt zwei ineinander gewundene Schlangen dar, deren Häupter den Dreifuß ſtützten.«

»Mahomed II., der barbariſche Bilderſtürmer, welcher jetzt bei den Verdammten wohnt, ſchlug bei ſeinem Einzuge in die eroberte Kaiſerſtadt, zum Beweiſe ſeiner Stärke, mit einem Hiebe ſeiner Streitaxt die Schlangenhäupter ab. O, der Schmach und Entwürdigung unſers Volkes! Sprich, Knabe, was fühlſt Du beim Anblick der Zeichen übermüthiger Schändung unſerer Denkmäler, was bewegt Deine Bruſt und hemmt Deinen Athem?«

»Vater,« ſagte ich zitternd, »ich fühle Nichts als Froſt und wünſchte wir wären zu Hauſe,« aber in der That graute mir vor ſeiner Stimmung und dem Tone ſeiner exaltirten Stimme. Meine Angſt ſtieg, als ein Jubelgeſchrei und das Niederſtürzen der Menge auf's Angeſicht die Ankunft des Großherrn ankündigte, deſſen offener Anblick ſchon als ein Verbrechen geſtraft

wird. Unwillkürlich warf auch ich mich zu Boden und ſuchte dann meinen Vater zu mir niederzuziehen, denn ſchon erſchienen die Spahis auf dem Atmeidan und ſäuberten den Raum in der Mitte des Platzes von Menſchen. Allein mein Vater blieb trotzig ſtehen und riß mich gewaltſam empor.

»Steh', Grieche!« rief er, und ſeine Augen funkelten vor Zorn, »ſteh', und ſieh in dem Turban des Nachfolgers jenes Mahomed den ſchönſten Diamant aus der Krone der griechiſchen Kaiſer. Juſtinianus trug ihn vor mehr als tauſend Jahren bei feierlichen Proceſſionen, er wurde bei einer ſolchen im Tumulte verloren und unter Mahomed II. in Hebdomon von einem Knaben im Schutte gefunden, und nun ſchmückt er die Stirne eines heidniſchen Tirannen. Wehe über Dich, Abdul-Hamid, daß Du dieſes Kleinod entweihſt, Deine Tage werden voll Trübſal ſein und Dein Ende voll Schmach! Wehe! Wehe! Wehe!« Die letzten Worte rief mein Vater ſo laut, daß ſie bis zu den Ohren des Sultans dringen mußten. Entſetzen erſchütterte die Bruſt jedes Muſelmannes, dem es erſchien, als erſchalle ein Geiſterruf aus einem geöffneten Abgrund der Erde. Niemand dachte an die Verwegenheit eines exaltirten Peroten, der hinter der Baumgruppe den Blicken verborgen war. Ehe man von dem Schrecke, der auch den Großherrn ergriffen hatte, ſich erholte, war mein Vater mit mir verſchwunden.

„Stumm und taub gegen meine Bitten, ſchleppte

er mich von hinnen, während ſich mit Blitzeseile über ganz Stambul das Gerücht von dem wunderbaren Ereigniß auf dem Atmeidan verbreitete. Erſt auf dem Serai-Meidani, welcher ganz menſchenleer war, blieb er vor einer Barriere an einer kahlen Stelle ſtehen, und hieß mich niederknieen und den Boden küſſen. Ich gehorchte widerſtrebend, um ihn nicht zu reizen, und es ſchien wirklich, als beſchwichtigte meine Fügſamkeit ſeine gewaltige Aufregung, denn er ſprach nun ſanft mit gepreßter Stimme zu mir:

»Wiſſe, Andreas, daß an dieſer heiligen Stelle die Statue des Kaiſers Juſtinianus geſtanden, auf hohem Pferde ſitzend, in der Linken die Erdkugel mit dem Kreuze haltend, die Rechte drohend ausgeſtreckt gegen den Orient: ſo ſahen herrliche Zeiten ſein koloſſales Erzbild. Und hier, Andreas, hier ließ Mahomed II., zur Verhöhnung unſerer beſiegten Väter, das abgeſchnittene Haupt des letzten bizantiniſchen Kaiſers drei Tage lang öffentlich ausſtellen. Sprich, Knabe, welches ſind Deine Empfindungen bei Anregung ſo großer jammervollen Erinnerungen?«

»Ach, Vater,« erwiderte ich ſeufzend, »ich friere unausſprechlich, laß uns nach Hauſe gehen.«

„Aber ohne auf mich zu achten, riß er mich von Neuem fort. Seine Schritte waren nun ſchneller, ſein Athem ſchnaubend, ſeine Blicke ſtechend. Ich fühlte in allen Nerven die Ahnung eines ſchrecklichen Vorſatzes, aber ich folgte ihm halb erſchöpft bis zu dem

Top-Kapu, dem ehemaligen Sanct Romanusthor auf der Landſeite von Conſtantinopel. Hier angelangt, ſtieß mich mein Vater plötzlich weit von ſich, ſtellte ſich einſam unter die Wölbung der Thormauern, erhob ſeine Augen zum Himmel und rief mir zu:

»Bleibe fern von mir, Andreas, und vernimm mit Aufmerkſamkeit, was ich Dir zu ſagen habe! Du ſollſt ein großes Werk verrichten, und ich habe den Auftrag von Gott dazu, mein eigenes Recht auf Dich zum koſtbaren Vermächtniß zu übertragen. Unglück hat mich ſelbſt gehindert, davon Gebrauch zu machen, und Du ſollſt deſſen nicht beraubt werden, weil Deine Mutter eine Megäre iſt. Du biſt ein hochherziger Knabe, und wirſt meinen letzten Willen ehren und mein beſchimpftes Andenken rächen. So vernimm, hier ſank kämpfend der letzte griechiſche Kaiſer unter den Streichen der osmaniſchen Mörder, und die Sage ſetzt hinzu, hier ſtarb der letzte Paläologe. Ich will ſie wahr machen, ſiehe und räche mich!«

„Ehe ich mich deſſen verſah, blinkte ein Dolch in ſeiner Rechten und fuhr wie ein Blitz in ſeine entblößte Bruſt. Lautlos ſank mein Vater zu Boden, und ich ſtürzte mich hilferufend auf ſeinen blutenden Körper. Aber er drängte mich ſterbend von ſich und ſammelte ſeine letzte Kraft zu folgenden Worten!

»Ich hinterlaſſe Dir ein Kaiſerreich zu erobern und erkläre Dich feierlich zum Erben meiner Rechte. Nimm dieſen Dolch, verfüge Dich damit zu dem Groß-

herrn, ſtoß' ihn in ſeine verrätheriſche Bruſt und — ſei Kaiſer von Byzanz!« Damit riß er den Dolch aus ſeinem durchbohrten Herzen, reichte mir ihn und verſchied.

„Den blutigen Dolch meines Vaters in der Hand, in Thränen ſchwimmend und halb bewußtlos, ſo wurde ich auf der Leiche gefunden. Man bemächtigte ſich meiner und führte mich mit gebundenen Händen vor den Richter, denn Nichts ſchien den Türken, die mich ergriffen, unzweifelhafter, als daß ich der Mörder des unbekannten Peroten ſei. Nachdem der Richter von dem Vorfalle durch die Ausſagen Derjenigen, welche mich bei dem Top-Kapu gefunden hatten, unterrichtet worden war, zog er die Augenbrauen zuſammen, ſah mich lange, in tiefes Nachdenken verkunken, forſchend an, ſchloß dann die Augen und verharrte lange in Stillſchweigen. Keiner der Zeugen wagte es in dieſem feierlichen Augenblicke, wo er mit ſich zu Rathe ging, einen Laut zu äußern, und mein gepreßtes Schluchzen allein unterbrach die Stille des Verhörſaals. Nach wenigen Minuten öffnete endlich der Richter ſeine Augen und legte ſeinen Beiſitzern folgende Fragen vor:

»Iſt der verruchte Knabe nicht ein Grieche?«

»Ja!«

»Paßt der Dolch, welchen man in ſeiner Hand gefunden, nicht in die Wunde des Ermordeten?«

»So iſt es!«

»Spricht ſich die Schuld nicht auf dem Geſichte des Mörders deutlich aus?«

»Seine Stirne trägt das Brandmal des Verbrechens!«

»Nun, ſo geht hin und ſpießt den Vatermörder an einen Pfahl.«

»Allah iſt groß!« riefen bei dieſem Urtheilsſpruch die Zeugen, und führten mich hinweg, um ihn ſchleunig an mir zu vollziehen.

»Die Weisheit dieſes Richters iſt wie der Blitz, ſie leuchtet und vernichtet den Schuldigen,« ſagten die Janitſcharen, welche mich fortſchleppten, und meine Schwüre, daß ich unſchuldig ſei, mit Mißhandlungen beantworteten.

„Man fand eine nähere Unterſuchung höchſt überflüſſig, denn der Richter war von ſeiner Unfehlbarkeit vollkommen überzeugt. Sicherlich wäre es um mich geſchehen geweſen, hätte man mir in der letzten Noth nicht den geiſtlichen Beiſtand eines Popen geſtattet, den ich durch Erzählung des wahren Herganges — den ich dem Richter verſchwiegen hatte — bewog, ſich für mich zu verwenden. Meine Unſchuld wurde durch einen bisher verborgenen Zeugen des Selbſtmordes meines Vaters klar bewieſen, aber der Richter, welcher niemals duldete, daß ein Verurtheilter ſeinen weiſen Ausſpruch lange überlebte, machte die größten Schwierigkeiten. Da aber meine Mutter einſtimmig mit allen Nachbarn ſehr kaltblütig Zeugniß gab, daß ihr Gemahl,

von Natur aus blödsinng, schon seit längerer Zeit mit aberwitzigen Vorsätzen umgegangen sei, gab der Richter widerstrebend nach und entließ mich aus dem Gefängnisse.

„Als ich den Schreck überwunden hatte, erinnerte ich mich wieder des großen Auftrags, den mir mein sterbender Vater gegeben hatte: Constantinopel zu erobern! Ich sah sogleich ein, daß die Sache einige Ueberlegung erfordere und nicht so schlechtweg unternommen werden könne, wie es mein Vater gewünscht hatte; aber der Gedanke an Befreiung unseres Volkes wurzelte tief in meinem Geiste. In der innersten Seele erschüttert durch die Todesart meines Vaters, erwies ich mich als ein echter Grieche. Denn es wird unserem Volke nachgerühmt, daß ihm die Schönheit mehr imponire als die Wahrheit. Der Wahn von den Paläologen abzustammen, so widersinnig er war, reizte doch meine jugendliche Phantasie. Das Beispiel meines Vaters, obgleich es die Folge des Wahnsinns war, gab mir doch eine Ahnung von dem Geistesschwunge der griechischen Helden und Sänger, mit welchen ich mich in der Folge eifrig beschäftigte. Ich las die Geschichte des alten Griechenlands, die Werke seiner Dichter und betrachtete denkend die Welt um mich her, welche dem glorreichen schöneren Alterthum so wenig ähnlich war.

„Als ich die Geschichten unserer Heroen las, drängte sich mir der Gedanke auf, daß ein Mann des Krieges

doch weit nützlicher für sein Vaterland sei, und sein Wirken ungleich herrlicher, als das eines Eremiten. Reizend wie eine Braut, erschien mir ein weit höheres und schöneres Ziel als bisher meiner Phantasie vorgeleuchtet, das Ziel eines patriotischen Helden. Tag und Nacht, im Schlaf und Wachen träumte ich unaufhörlich von den Heroen der Vorzeit, von Hektor und Achilles, von den alten Hellenen und den Schauplätzen ihrer Kämpfe.

„Mein Herz glühte von Thatenlust, mein Gehirn gährte von stolzen Entwürfen, all' mein Sinnen und Trachten war auf die Ehre meines Volkes gerichtet.

»Edles Griechenvolk!« rief ich oft aus, »wann wird die Stunde Deiner Freiheit schlagen? Ihr gehört mein Leben und meine Kraft. Süß ist's für's Vaterland zu sterben!«

„Allein die patriotische Spannung meines Gemüthes ward bald durch die Einwirkung der gemeinen dünstevollen Atmosphäre von Pera erschlafft. Einige Jugendfreunde, die ich zu Vertrauten meiner Stimmung und meines erhabenen Ideenschwunges machte, verspotteten mich und die alten Götter Griechenlands. Selbst an jenen Peroten, welche auf den Ruhm ihres Volkes zu halten schienen, bemerkte ich, daß sie reicher an hochtrabenden Redensarten, als an patriotischen Empfindungen waren. Ihr ganzer Ehrgeiz bestand darin, lächerliche Eigenheiten in Tracht und Gebräuchen zu behaupten. Der Tendur mit seinem Kohlenbecken

war ihr Palladium, der Kalpak das Wahrzeichen ihrer Abkunft, worauf ſich ihr Stolz beſchränkte.

„Meiner Mutter war die neue Richtung meiner Neigungen wo möglich noch widerwärtiger, als mein anfänglicher Zelotenglaube. Sie hatte von den alten Gottheiten Griechenlands eine ſehr beſchränkte Kenntniß und höchſt liebloſe Meinung, und ſchalt Achilles, Ajax und Ulyſſes, von welchen ich häufig ſprach, gottloſe Heiden. Die Erweiterung meiner Kenntniſſe flößte ihr um ſo weniger Achtung ein, da ſie mich niedrigen Erwerbsgeſchäften entzog. Da ſich mein Heldenſinn ſträubte, den ungläubigen Türken als Briefträger, Pfeifenreiniger und Lakai zu dienen, ſo erboßte ſich meine Mutter höchlich gegen die Lieblinge meiner Einſamkeit, die alten Dichter, von welchen mir der Pope Athanaſius einige Werke zur Erbſchaft hinterlaſſen hatte. »Homer, Aeſchylos, Pindar, Theokrit u. ſ. w. ſeien,« ſagte ſie, »eben ſolche Taugenichtſe geweſen, wie ich ſelbſt. Sie wüßte nicht, wie ein vernünftiger Menſch mit ihrem Geſchreibſel einen Hund vom Ofen locken könnte, und deswegen ſeien ſie alleſammt zu Nichts nütze, als verbrannt zu werden.« Dieſer Urtheilsſpruch ward auch an den Unglücklichen unbarmherzig vollzogen, und als ich eines Tages von Muſtapha's Schreibſtube nach Hauſe kam, fand ich meine ehrſame Mutter höchſt vergnügt an einem luſtigen Feuer am Tendur ſitzen, wo ſie ſich an dem Flackern des Papiers ungemein ergötzte. Schluchzend brach ich

in bittere Vorwürfe gegen meine Mutter aus: »Unglückliches Vaterland!« rief ich aus, »mein theures Vaterland, in welche Barbarei ſind Deine Enkel verſunken, daß ſie ſo an Deiner Ehre freveln können!« Meine Mutter hörte meine Klagen lange geduldig an, als ich aber nicht aufhörte auszurufen: »O, mein unglückliches Vaterland, unglückliche Hellenen!« gab ſie mir mit der größten Ruhe einen gewaltigen Backenſtreich und blies das Feuer, welches ich dämpfen wollte, auf's Neue an. »Einfältiger Narr,« ſagte ſie, den ſchmerzhaften Geſtus erneuernd, »die Vorſtadt Pera iſt Dein Vaterland!«

„So tiefe Schmach vermochte ich nicht zu ertragen. Ich umarmte ſtürmiſch meine Mutter, bat ſie, mir zu verzeihen, wenn ich ſie beleidigt hätte, leerte aus meiner Taſche alles Geld, das ich verdient hatte, in ihre Hände, küßte das Crucifix an meiner Lagerſtatt und die Thürſchwelle des Hauſes und rannte mit glühendem Kopfe in das Straßenlabyrinth von Conſtantinopel, um nie wieder nach Hauſe zu kehren.

„Nach langem planloſen Umherſchweifen verfiel ich auf den Gedanken, durch Herſagen der eingelernten Dichtungen für die nächſte Zeit mein Leben zu friſten, wobei ich hoffte, daß meine vielgerühmten Anlagen von vornehmen Griechen würden bemerkt und begünſtigt werden. Ich begab mich unverzüglich in die Häuſer der vornehmſten und reichſten Peroten, aber überall wies man mich mit Scheltworten zurück.

„Ich wanderte von Haus zu Haus, meine Dienſte anbietend, Verſe ſprechend und meine Abkunft von den edlen Hellenen rühmend, aber ich fand nur Theilnahme bei den Türken. Muſtapha, der eben meiner nicht bedurfte, beſchenkte mich reichlich und gab mir eine Laute, mit dem Rathe, damit mein Glück zu verſuchen. »Wiewohl Dir, armer Junge,« ſetzte er räthſelhaft hinzu, »auf eine beſſere Art zu helfen wäre.« Ich hatte bereits einige Kunſtfertigkeit auf dem Inſtrumente erlangt, als ich es mir beifallen ließ, vor dem Palaſte eines reichen Phanarioten ruhig die ſchönſten Weiſen vernehmen zu laſſen. Ich hatte meine Blicke demüthig niedergeſchlagen und fuhr mit etwas unſicherer Stimme in meinem Geſange fort, als die jüngere der beiden Frauen, welche auf dem Balkon ſaßen, eine Börſe zu meinen Füßen fallen ließ, zugleich aber einen Schrei ausſtieß, der mein innerſtes Mark berührte. Dieſe milde Handlung und der Ton der Stimme verriethen mir Helenen, deren Andenken bereits mit dem meiner heiligen Vorſätze tief in den Hintergrund der Seele getreten war. Noch ſtand ich ſtarr und bewußtlos vor dem prächtigen Hauſe und hielt die Börſe Helenens in der Hand, als ſich ein Sclave mit einem Hunde auf mich warf und mich zwang, die Stelle vor dem Hauſe des Notaras zu verlaſſen. Verfolgt von dem Geſchrei des Barbaren, ſah ich mich zur Flucht genöthigt. Beſinnungslos rannte ich fort und meine Thränen floſſen reichlich. Ueberall fand ich nur Schimpf

und Verhöhnung, kein Grieche erbarmte ſich meiner. Von den Tſchartaks der perotiſchen Häuſer warf man Orangenſchalen und verfaultes Obſt nach mir; ich war die Zielſcheibe des Muthwillens der perotiſchen Straßenjugend, Hunde folgten bellend meinen Ferſen, Schelt-worte begleiteten jeden meiner Schritte.

„Nachdem ich mich ſattſam ausgeweint hatte, wankte ich ſtumpfſinnig den Grabſtätten von Pera zu. Sehr ſinnreich hat die Pforte hier dem Griechenvolke einen Tummelplatz für ſeine Vergnügungen angewieſen. Es war eben Oſterfeſt und die Luſtbarkeit allgemein. »Die Freude,« dachte ich, »ſtimmt alle edlen Seelen zur Theilnahme und Milde, gewiß, hier finde ich einen Freund und Wohlthäter. Noch iſt der Seelen-adel der Hellenen nicht erloſchen. Sie werden Einen von ihrem Volke nicht untergehen laſſen.« Vertrauungs-voll drängte ich mich unter das Gewühl der freude-taumelnden Peroten. Ein ſinnverwirrendes Schauſpiel grauenhafter Fröhlichkeit uud Brutalität bot ſich meinen Blicken dar. Mitten unter epheuumrankten Grab-mälern vornehmer Griechen hielt man bei hereinbre-chender Nacht abſcheuliche Bachanalien. Ueber die Grab-hügel tanzten trunkene Peroten unter heiſerem Gebrüll und beim Geſang ſchmutziger Lieder. Ich ſtolperte über die hingeſtreckten Körper Solcher, die das Uebermaß des Genuſſes aller Sinne beraubt hatte. In Kaffee-buden und Trinkzelten herrſchte dieſelbe viehiſche Luſt-barkeit. Ich ſah mein Volk in ſeiner tiefſten Er-

niedrigung, ſich wälzend im Schlamme gemeiner Lüſte. In dem betäubenden Lärm dieſer Gelage kam es mir nicht in den Sinn, homeriſche Verſe durch Geſang zu entweihen. Ich wollte fliehen, allein einige Trunkenbolde, welche meine Laute bemerkt hatten, bemächtigten ſich meiner, ſchleppten mich in ein Trinkzelt, zeigten mir eine Geldbörſe, die ſie ſelbſt zu behalten ſichtbar Willens waren, und verlangten von mir fröhliche Lieder. Ich verſuchte eine gemeine Melodie anzuſtimmen, aber die Stimme verſagte mir, ich ſtürzte ſchluchzend zu den Füßen meiner Peiniger, und bat ſie mich frei zu laſſen. Aber ſie verhöhnten mich, goſſen Getränke über mich aus, und beſudelten mich mit den Ueberreſten ihrer Speiſen.

„Da regte ſich in einem der Anweſenden, — ſo ſchien es — ein Gefühl der Menſchlichkeit. Er nahm mich in ſeinen Schutz, befreite mich aus den Händen der Cannibalen, und führte mich hinweg. Dankbar küßte ich die Hände meines Befreiers und benetzte ſie mit Thränen. Er ſchien tief bewegt und ſuchte mich zu tröſten, indem er meine Kleider reinigen half und mir Speiſe und Trank vorſetzte.

»Du biſt wohl ſehr arm, Knabe?« fragte er mich in väterlichem Tone.

»Gewiß, ſehr arm!« antwortete ich.

»Du ſcheinſt mir ein hübſcher verſtändiger Junge,« fuhr er wie nachdenklich fort, »es könnte wohl für Dich geſorgt werden. Willſt Du mir vertrauen und

meinen Beiſtand annehmen, ſo will ich Dir noch heute eine Stelle verſchaffen, wo Du Speiſe und Trank im Ueberfluß und die ſchönſten Kleider haben ſollſt.«

„Ich verſicherte ihn, daß ich zu Allem bereitwillig ſei und ihm ewig dankbar ſein würde. Ich erlaubte mir die einzige Frage, ob ich in dem Dienſte, den er mir auserſehen, knechtiſche Arbeiten würde verrichten müſſen, obgleich ich auch hierzu bereitwillig war, allein mein Wohlthäter beruhigte mich vollkommen, und verſicherte mich im Gegentheil, daß Geſang und Spiel meine einzigen Verrichtungen ſein würden. Mit freudigem Muthe folgte ich dem ſeltenen Menſchenfreunde, und ich war ſtolz darauf, daß in meinem Volke noch nicht alle Tugend des Alterthums erloſchen ſei.

„Iſt der Edelmuth dieſes Mannes nicht ebenſo ruhmwürdig, als eine der ſchönſten Thaten Achilles'?"

„So fragte ich mich und heftete bewundernd meine Blicke auf den väterlichen Freund, den ich in der höchſten Noth gefunden. Er war in Gedanken verſunken, und führte mich auf einigen Umwegen, die er offenbar machte, um mit ſich zu Rathe zu gehen, in die Vorſtadt Sanct Dimitri (Tatawla), wo er nach langem Beſinnen mich in eine ſehr belebte Taberne führte. Hier zeigte ſich mir eine neue Scene der abenteuerlichſten Art, die ſogleich alle meine Sinne beſchäftigte. Junge Mädchen und Knaben, in leichte glänzende Gewänder gehüllt, tanzten hier bei lärmender Muſik vor den Augen lüſterner Zuſchauer, die ſich um

den Sprüngen und Attitüden derſelben höchlich zu ergötzen ſchienen. In den Zwiſchenacten miſchten ſie ſich mit unbegreiflicher Vertraulichkeit unter die Gäſte, welche nicht im mindeſten darüber befremdet waren. Flüſternd neigte ſich Ohr an Mund und die Hände begegneten ſich mit zärtlicher Ungezwungenheit. Es ſchien ein Geheimniß zwiſchen den Gäſten und jenen Tänzern obzuwalten. Da ſie alle in alterthümliche Gewänder gekleidet waren, ſo erregten ſie mein Wohlgefallen in hohem Grade. Ich hielt ſie für Schauſpieler, und freute mich, daß der Sinn für Schönheit in dem edlen Griechenvolke nicht völlig erloſchen ſei. »Welch ein Enthuſiasmus für die Kunſt« — ſagte ich zu mir — »belebt dieſe Verſammlung; mit welcher Auszeichnung behandelt ſie dieſe jungen Männer! Welch ein Glück für mich, daß ich von nun an mich ganz den Muſen werde widmen können! Wie entzückend muß der Umgang mit jenen reizenden Weſen ſein, wie belehrend und geiſtveredelnd die ununterbrochene Beſchäftigung mit der heiligen Kunſt! Großmüthiger Mann! wie kann ich Dir genug danken für dieſen Dienſt der reinen Menſchenliebe!« Während dieſes Selbſtgeſpräches hatte mein Wohlthäter ſich bei dem Director der Anſtalt mit vieler Wärme für mich verwendet. Während ihrer Unterhaltung hefteten ſie unaufhörlich ihre Blicke auf mich, man ſchien meine ganze Geſtalt zu prüfen. So viel ich aus abgebrochenen Reden zu erkennen meinte, waren ſie uneinig

über die Größe meiner Beſoldung. Mein Wohlthäter ſchien eine ſehr große Forderung zu machen. Mit klopfendem Herzen ſah ich der Entſcheidung meines Schickſals entgegen. Endlich näherte ſich der Director der Anſtalt und ſagte freundlich zu mir: »Du biſt aufgenommen, unterhalte die Herren gut und es wird Dir wohlergehen.«

„Dieſe Anrede befremdete mich etwas. »Herr, was ſoll ich thun?« fragte ich zaghaft. Allein meine beiden Wohlthäter lächelten und gaben mir keine Antwort. Bald umringten mich einige Männer von aufgedunſenen gemeinen Phyſiognomien und überhäuften mich mit Liebkoſungen.

„Scham und Wuth entflammte mich in einem Augenblicke, und zum erſten Male kam die Wildheit meiner Natur zum Ausbruche. Ich riß mich von den brutalen Umarmungen los, zerſchlug meine Laute an den Köpfen der Wohlthäter, welche mich feſthalten wollten, und richtete unter der von Ausſchweifungen aller Art halb ſinnloſen Geſellſchaft mit Knabenkräften eine große Niederlage an. Es erhob ſich ein gewaltiger Tumult unter den Anweſenden, von welchen ſich Keiner meiner annahm. Mit einem Schemel, der in meiner Nähe ſtand, gelang es mir mich durchzuſchlagen und die Straße zu gewinnen, aber auch hier wurde ich mit wildem Gebrüll verfolgt, denn an dieſem Tage ſind den Griechen Exceſſe aller Art geſtattet, auch auf öffentlicher Straße. Die Türken, welche [redacted]

in der Nähe befanden und gewohnt waren, die Schlägereien und Ausschweifungen des verachteten Griechenvolkes als lustige Spectakel zu betrachten, liefen nur herbei, um ihre Neugierde zu befriedigen. »Laßt sie den Streit unter sich ausmachen,« sagten sie, »es ist kein Muselmann darunter.« Indessen vertheidigte ich mich gegen meine schändlichen Verfolger mit wachsendem Muthe. Dennoch hätte ich der Uebermacht unterliegen müssen, wäre mir nicht ein prachtvoll gekleideter Reiter zu Hilfe gekommen, der, von einem Trupp Spahis begleitet, die bedrängte Tapferkeit mit sichtbarem Wohlgefallen beobachtend, ohne Umstände in den Haufen sprengte und fragte, was es gäbe? Ich erzählte einfach die widerfahrene Unbill. Er hörte mich mit Theilnahme an, ließ den Tabernenwirth und seine schmutzigen Gesellen mit flachen Säbelhieben verjagen, und rief den Griechen zu: »Der brave Knabe hier steht unter meinem Schutz! Wehe Dem, der ihn zu kränken wagt! Allah ist groß und er schützt die Bedrängten. Flieh', Knabe, und lerne einen besseren Glauben als den, der solche Hunde macht, wie Deine Landsleute sind, welche von ihren Vorfahren nur die schmutzigsten Laster geerbt haben.« Damit gab er seinem Pferde die Sporen und die entwürdigten Söhne des alten Hellas schlichen fluchend von dannen. Ich aber dachte nach über die große Weltfrage, ob die Nationalität und eine große Vergangenheit Werth genug besäßen, um solche schändliche Sitten vergessen zu

machen. »Nein,« ſagte ich mir, obgleich ich nur ein Knabe war, »nicht die Herkunft und die Taufe macht den Mann, ſondern die guten Sitten und die wahre Männertugend. Ob Chriſt, ob Muſelmann — Der nur kann Gott gefallen, welcher fromm und rein geblieben iſt.«"

Hier brach Haſſan abermals zum großen Leidweſen ſeiner ſchönen Zuhörerinnen die Erzählung ab. Frau von Demetrius allein, die heute das Loos traf, von dem ſchönen Abenteurer nach Hauſe begleitet zu werden, war ſehr zufrieden. Ihre Freundinnen, welche ihre Unruhe gewahrten, und wie ſie ein Mal über das andere ganz in ſüße Gedanken verloren aufſeufzte, neckten ſie weiblich mit ſarkaſtiſchen Bemerkungen, in welche jedoch die beiden Polinnen und Fräulein von der Löhe, die ſehr ſchweigſam war und Frau von Demetrius mit ſeltſamen, kaum freundlichen Blicken anſah, nicht einſtimmten. Endlich gab Madame Montepiacini aus Mitleid mit ſolchen offenbaren Leiden das Signal zum Aufbruch, konnte ſich aber die boshafte Freude nicht verſagen, öffentlich zu verkündigen, daß ſie dies aus purer Barmherzigkeit thue, denn ſie könne es nicht länger anſehen, mit welchem Schmerze die gute Demetrius ihrer Nachtruhe entgegenſchmachte. Haſſan bemerkte alle dieſe kleinen Reibungen der Satire und Bosheit nicht, war gegen die Frau von De-

metrius nicht minder galant wie gegen ihre Vorgängerinnen, und war bei ihr auch nicht minder glücklich als bei ihnen.

Viertes Kapitel.

Des anderen Morgens konnten die beiden Polinnen und das Fräulein von der Löhe es gar nicht erwarten, bis es ſchicklich wäre, der Frau von Demetrius ihren Beſuch abzuſtatten. Sie hatten ſich aus irgend einem gemeinſamen Antriebe verabredet, dieſe Dame bei ihrem Lever mit einem Morgenbeſuche zu überraſchen, um ſie zu einem Spaziergang in den Prater einzuladen. Sie fanden die Freundin um neun Uhr noch im Bette.

„Sehen Sie nur, wie blaß ſie iſt," ſagte Fräulein von der Löhe zu den Polinnen flüſternd, während dieſe ſie begrüßten.

Frau von Demetrius empfing den Beſuch nicht ſehr artig.

„Was fällt Ihnen ein, meine Freundinnen, mich an einem ſo abſcheulichen Morgen im Schlafe zu ſtören!"

„Ach, wir ſtören Sie wohl in ſüßen Erinnerungen," ſagte die eine Polin.

„Ja natürlich," ſagte die andere, „nach einem ſo vergnügten Abend!"

„Was iſt das?" ſagte die Demetrius gähnend, „es ſcheint faſt, die Dämchen ſind eiferſüchtig."

„Wir eiferſüchtig — auf dieſen Türken!" ſchrien Alle zugleich, „wir überlaſſen ſolche Eroberungen Landsmänninnen mit orientaliſchem Geſchmack!"

„Meine Damen," erwiderte die Demetrius, „ſtumpfen Sie Ihren Witz nicht ab, dieſer abſcheuliche Renegat könnte mich gar nicht intereſſiren. Aber Sie, meine Dämchen — ſcheinen —"

„Wir, wir — nun das fehlte noch — ein Türke — und ein Mann von vierzig Jahren — der ſchon ſolche Abenteuer durchgemacht — der vielleicht hundert Weiber hat —"

So eiferten die Eiferſüchtigen! Aber ſie durchſchauten ſich gegenſeitig und ſchieden in der feſten Ueberzeugung von einander, daß Eine ſo ſchuldig ſei wie die Andere.

Als man ſich Abends wieder verſammelte, hatten ſich bereits unter den vier Damen zwölf Complotte gebildet, und zwar vereinigten ſich immer drei gegen die vierte, um ſie zu beſchuldigen, Abdyl Haſſan mehr als billig ergeben zu ſein. Glücklicherweiſe betrug ſich Haſſan gleich artig gegen alle ſeine Freundinnen, ſonſt hätte es einen Bürgerkrieg unter ihnen gegeben. Allein ſein ſanftes ehrerbietiges Weſen begünſtigte das Geheimniß einer Jeden. Was Madame Lahire betraf, ſo

machte ſie fortwährend bittere Sarkasmen, ſowohl auf ihre Freundinnen, als den ſchönen Märchenerzähler — denn für Märchen erklärte ſie ſeine ganze melancholiſche Geſchichte, „denn," ſagte ſie, „wenn ſie wahr wäre, ſo müßte man ihn als das größte Ungeheuer verabſcheuen. Ein chriſtlich geborener Grieche und nun Knecht der Ungläubigen, ein Baalspriester und Renegat, das wäre zu verrucht, um irgendwie entſchuldigt werden zu können. Hätte man ihm tauſend Mal die Wahl gelaſſen zwiſchen Tod und Abtrünnigkeit, ſo hätte er tauſend Mal den Tod vorziehen ſollen." Indem ſie Haſſan Abdyl bei jedem Abſchnitt ſeiner Geſchichte ſo tadelte, glühte ſie vor heiligem Zorn und ſchmähte nicht wenig ihre Freundinnen, wenn dieſe ihn in Schutz nehmen wollten. Haſſan Abdyl nahm mit ſchwermüthigem Lächeln ihre Vorwürfe hin und ſie ſchienen ihm lieber zu ſein, als die Huldigungen und Lobſprüche ihrer Freundinnen. Wenn ſie unter ſcherzhafter Vertraulichkeit ihn mit dem bitterſten Tadel überhäufte, einen Heiden, einen Ketzer, ein Ungeheuer ſchalt, wenn ſie ſo weit ging zu behaupten, daß er zehn Mal den Tod verdient habe, und daß ſie ſelbſt, obgleich ſie nur ein ſchwaches Weib ſei, ſein Todesurtheil als ſeine Richterin unterſchrieben haben würde, glänzten ſeine Augen vor Bewunderung ihrer edlen und feurigen Beredtſamkeit, ihrer kühnen Schwärmerei und ihres ſtolzen Geiſtes, denn er ſah nur zu deutlich, daß unter ihrem Schmerze ein tiefer Ernſt

verborgen lag. Madame Lahire befand ſich aber ihm gegenüber in einer ganz ähnlichen Gemüthslage, obgleich ſie dieſen Renegaten verabſcheute und ſeine ſchwermüthige Erzählung, ſeine darin eingeflochtenen Ergießungen ſeiner Seele als vermeſſene Heuchelei betrachtete, hörte ſie ihm doch mit einer ſteigenden Gemüthsaufregung zu, und oft wollte ſie vor Bosheit weinen, daß ſie dieſen Mann nicht lieben könne, weil ſie ihn ſo gründlich verabſcheuen mußte.

Haſſan Abdyl erzählte weiter:

„Seltſame Gedanken bewegten meine Seele, als ich, wunderbar gerettet, inſtinktmäßig den Quartieren der Chriſten entfloh. Es war tiefe Nacht und ich wußte nicht, wo ich mein müdes Haupt hinlegen ſollte. Kaum konnte ich meine erſchöpften Glieder bewegen und ſank endlich auf einem Raſenplatz nieder und entſchlief.

„Das Reich des Traumes eröffnete mir ſeine ſchönſten Gefilde. Reiche Schätze, prachtvolle Paläſte zeigten ſich mir, und Engelsgeſtalten umſchwebten mich. Helenens verklärtes Bild überſtrahlte aber allen Glanz der phantaſtiſchen Welt, ich erblickte ſie nicht mehr als eine Heilige mit goldenem Reife um das Haupt, nicht mehr die Miene frommer Einfalt, ſondern geſchmückt von orientaliſchen Prachtgewändern, mit golddurchwirktem Flor, koſtbare Perlen in den rabenſchwarzen Haaren und einem Diadem auf der weißen Stirne.

Es glänzte in demſelben der Diamant des Kaiſers Juſtinianus, den mir mein Vater auf dem Atmeidan in dem Turban des Großherrn gezeigt, und ſtrahlte in der Nacht dunkler Locken wie der Abendſtern am nächtlichen Himmel. Mein Herz ſchlug dem reizenden Zauberbilde mit Ungeſtüm entgegen, alle meine Pulſe tobten vor Liebe, und aus den geſchloſſenen Augen träufelte der Thau unnennbarer Sehnſucht. Es war ein ſüßer erquickender Schlaf, der alle meine Lebensgeiſter ſtärkte und meine junge Bruſt mit neuem Muth erfüllte.

„Bei meinem Erwachen ſtand die Sonne hoch am Firmament. Ich raffte mich auf, um Muſtapha aufzuſuchen und ihm, wie er es verlangte, den Erfolg meiner Unternehmungen zu berichten. Auf dem Wege dahin ſtellte ich gründliche Betrachtungen über meine Schickſale an. Ich hatte in einer Nacht mein Volk verachten gelernt, und die Worte meines Erretters hatten durch ihre ſiegende Wahrheit einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Wem anders verdankte ich mein Unglück, als der Verworfenheit und dem Aberglauben meines Volkes? »Dieſes in Laſter und Brutalität verſunkene Volk rühmt ſich der allein ſeligmachenden Religion! Es kauft ſich Ablăſſe, Amuletten und Reliquien, und ſchreitet mit Zuverſicht an die abſcheulichſten Verbrechen, immer der Verzeihung des Himmels gewiß, denn kein griechiſcher Pope verweigert Dem, der ihn bezahlt, die Abſolution von allen Sünden!

»Worin beſteht mein trauriges Verhängniß, als in einem verderblichen Wahne meiner Eltern? Unheilvolle Bedeutungen wirkten nur durch ihn verderblich auf mein Loos, die Irrthümer einer ſtupiden Race liegen wie ein Fluch auf mir, der ſchlechte Ruf derſelben macht mich allein verächtlich. Gott hat uns verlaſſen, weil wir goldene Kälber anbeten. Der Name der Chriſten wird durch unſere ſchändlichen Gewohnheiten, unſern laſterhaften Lebenswandel, durch unſere Lügen und Verrätherein, durch unſere feige Verworfenheit zum Schimpfwort unter den Ungläubigen.

»Die Kraft Gottes kann nicht in unſeren Popen wohnen, die, ſelbſt laſterhaft, dem Laſter Vorſchub leiſten.«

„Solche Gedanken drängten ſich mir auf, als ich mich dem Beſeſtan Muſtapha's näherte. Es war eben Marktzeit und mein Gönner ſehr beſchäftigt. Er machte mir ſogleich das Anerbieten, ihm in ſeinem Verkaufsladen behilflich zu ſein und hörte meine Geſchichte mit großer Aufmerkſamkeit. Bei Erzählung meines Abenteuers in der Vorſtadt Sanct Dimitri äußerte er freudiges Erſtaunen. »Kind,« ſagte er, mich lobend, »Kind, Du haſt vom größten Glück zu ſagen; wenn nicht Alles in Deiner Beſchreibung trügt, ſo war es der Großvezier ſelbſt, der zufällig zu Deinem Strauße mit dem Tabernenwirth kam. Er liebt die Tapferkeit ſehr, und hat ſchon Manchen aus niedrigſter Armuth zu den höchſten Ehrenſtellen emporgehoben. Ohne

Zweifel biſt Du zu großen Dingen geboren, dafür bürgt das Außerordentliche Deines Schickſals. Beherzige die Worte Deines Retters und Du wirſt glücklich werden. Gott iſt Gott und Mahomed iſt ſein Prophet!«

„Mein Herz ſchlug höher bei dieſer ermuthigenden Rede, deren Sinn ich wohl faßte, aber ich bebte bei dem Gedanken an das Verbrechen, zu dem ich verſucht ward. »Hüte Dich, Andreas,« ſprach eine leiſe Stimme zu mir, »die Hölle ſtellt ihre Schlingen nach Deiner Seele aus!« Wünſche und Zweifel marterten mich unaufhörlich und trieben mich zu einem Entſchluß. Meine Vernunft ſchien ſich ganz meinen Neigungen zu bequemen; aber ein reicher Reſt chriſtlicher Demuth hieß mich ihren Lockungen widerſtehen. Sobald ich eine müßige Stunde gewann, eilte ich in die Wohnung eines Popen, der im Rufe beſonderer Frömmigkeit und Weisheit ſtand. Ihm legte ich ein aufrichtiges Bekenntniß meiner Zweifel und Seelenängſten ab, und bat um Belehrung und geiſtige Stärkung. Allein der fromme Mann fand das Seelenheil eines armen Perotenknaben nicht von ſolcher Wichtigkeit, um ſich damit viele Mühe zu machen. Er fertigte mich rauh und kurz ab, befahl mir in der Kirche des Patriarchen bei den wunderthätigen Leibern der heiligen Euphemia und Salome, welche erſtere alljährig am Tage des Marterthums Blut ſchwitzte, eine Menge von Gebeten zu verrichten, und ertheilte mir unter dieſer Bedingung ſeine Abſolution. Ich befolgte ſeinen Rath, obgleich

ich wenig Hoffnung hatte, durch Anwendung der empfohlenen Heilmittel von meinem Unglauben befreit zu werden. Ich fand die mir angewieſene Stelle bereits von einigen betagten Frauen beſetzt, die mit halblauter Stimme gedankenlos beteten. Demungeachtet näherte ich mich dem Altar, unter welchem die Leichname lagen, wich aber erſchüttert zurück, als ich in einer der Frauen meine Mutter erkannte. Sie hatte mich nicht bemerkt, und betete eben ſo laut, daß alle Anweſenden es deutlich hören konnten, wie ſie von Wunderthätigkeiten der Heiligen Zeugniß ablegte, indem ſie mit vieler Andacht ſprach:

»Dank Dir, heilige Euphemia, daß Du mich auf meine Bitten von meinem unglückbringenden Kinde befreit haſt!« — Ich ſtand wie vom Blitze getroffen. »Und ihr entheiligten Mauern!« rief ich wild aus, »ihr ſtürzt nicht zuſammen unter dem Schalle eines ſo frevelhaften Gebetes? Und Du, heilige Euphemia, ſchwitzeſt nicht Blut bei ſolcher Gottloſigkeit Deiner Verehrer?! Lebt wohl, ihr Altäre, Reliquien, Wunderbilder, ich werde euch nicht mehr ſehen!«

„Mit dieſem Ausrufe ſtürzte ich entſchloſſen aus dem Tempel, um nie wieder ſeine Schwelle zu betreten. »Ein Kirchenſchänder, ein Gottesleugner!« ſchrieen die andächtigen Frauen, im Chor mit meiner Mutter, die mich noch immer nicht zu erkennen ſchien. Ich hörte bald ihre Stimme nicht mehr, denn meine

Schritte waren geflügelt. Erhitzt von innerer und äußerer Bewegung langte ich auf dem Bazar an, wo Muſtapha ſeinen Beſeſtan aufgeſchlagen hatte. Da kam ein wilder Rappe mit einem jungen Reiter, der bereits Turban und Biegel verloren, den Zaum aber zerriſſen hatte, ſchäumend in entſetzlichem Sprunge auf mich losgerannt. Durch einen Seitenſprung hätte ich mich retten können aus der augenſcheinlichen Gefahr überritten zu werden. Aber in meiner Stimmung dachte ich nicht an meine Rettung, ſondern nur an die Gefahr des Reiters, der in den nächſten Secunden einen ſchrecklichen Sturz machen mußte. Ich nahm daher, einen von meinem Vater erlernten Kunſtgriff benützend, meinen Kalpak in den Mund und trat plötzlich dem wilden Renner in den Weg. Die Raſchheit meiner Erſcheinung und die wunderliche Form der perotiſchen Kopfbedeckung, die ich an dieſem Tage zum letzten Male trug, thaten ihre Wirkung; der Rappe prallte zurück, ſtieg hoch auf und blieb dann zitternd vor mir ſtehen. Der Knabe, welcher todtenbleich im Sattel hing, war gerettet. Muſtapha lief herbei, um uns Beiſtand zu leiſten, entblößte ehrfurchtsvoll ſein Haupt, ordnete eigenhändig das in Unordnung gerathene Sattelzeug, und bat den türkiſchen Knaben, einſtweilen in ſeinen Beſeſtan zu treten, um ſich von dem ausgeſtandenen Schreck zu erholen. Aber nicht ſobald war ihm dieſes Wort entſchlüpft, als der Knabe tief erröthend ſich wieder in den Sattel warf, und ohne zu

danken auf dem beſchwichtigten Rappen davon ſprengte. Der Straßenkoth ſpritzte bei dieſem unhöflichen Abreiten über unſere Köpfe zuſammen, und in der nächſten Minute waren Reiter und Pferd verſchwunden. Ich wollte mich eben tadelnd über dieſes Betragen ausſprechen, als mich Muſtapha bei Seite zog. »Andreas,« ſagte er mit feierlichem Ernſte, »Dein Schickſal iſt wundervoll! Allah hat Dich offenbar zu großen Dingen auserſehen! Wiſſe, daß Du durch Deine neue Muthprobe Ibrahim, dem Sohne des Großveziers, vielleicht das Leben gerettet haſt. Wäreſt Du der Sohn eines Paſcha, Du könnteſt nicht reicher ſein, als Du biſt durch dieſe Begegnungen mit Vater und Sohn innerhalb vierundzwanzig Stunden. Nimm den Turban und Du biſt mein Herr, ſtatt daß Du mein Diener biſt!«

„Ein Freudenſchauer durchrieſelte mein Gebein. Ich war am Wendepunkte meines Glückes angelangt, hinter mir ließ ich Gram, Noth und Schmach, vor mir tauchten die goldenen Berge der kühnſten Hoffnungen auf, leuchteten Ehre, Gewinn und Macht meinen ſehnſüchtigen Blicken!

„Ich antwortete nicht auf Muſtapha's Reden, er aber bemerkte wohl meine innere Bewegung und ließ mir Zeit, mich zu faſſen. Aber dieſer Schickſalstag ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Ich hatte kaum Zeit, um mit zitternden Händen die Waaren Muſtapha's zu ordnen, als zwei prächtig gekleidete Griechenfrauen in den Beſeſtän Muſtapha's traten und einen

perſiſchen Shawl zu ſehen verlangten, den wir zum Verkauf ausgelegt hatten. Geſchäftig breitete ich, ohne aufzublicken, das koſtbare Gewebe vor den Kunden aus und rühmte die bekannten Eigenſchaften deſſelben mit zagender Stimme; da ſchlug die eine der Frauen den Schleier zurück, ſcheinbar um den Shawl näher zu betrachten, in der That aber nur, um einen Blick voll ſchmerzlicher Innigkeit und Liebe auf mich zu heften.

„Das Traumbild der letzten Nacht ſtand ſchmucklos, aber ſtrahlend von angeborener Schönheit vor mir. Der Shawl entſank meinen Händen, meine Kniee brachen und meine Sinne vergingen in dem Taumel ſo vieler Gemüthsſtürme. Als ich wieder mein Bewußtſein erhielt, war Helene verſchwunden. Erſtaunt fragte Muſtapha, was das zu bedeuten habe. Ein Strom heißer Thränen antwortete ihm. »Deine Wünſche gehen hoch,« ſagte er zu mir im Tone väterlicher Zärtlichkeit, »Du liebſt die Tochter des Dragomans, des geizigſten und ſtolzeſten aller Griechen, und haſt ſelbſt nicht einen Maravedi! Wenn Du ein Chriſt bleibſt, darfſt Du nie Deine Augen ſo hoch erheben, aber nimm den Turban und auch dieſer Wunſch wird in Erfüllung gehen. Der Dragoman, wie ich ihn kenne, wird ſein Kind ſchwerlich einem reichen Muſelmann, aber ſicher jedem armen Chriſten verſagen, und mit Recht, denn dieſes ſchöne Weib verdient die Königin eines rechtgläubigem Harems zu ſein!«

„Begierig lauſchte ich auf jedes Wort Muſtapha's, aber meine Zunge war unfähig zu ſprechen.

„Wild kochte mein Blut in den Adern, ich dürſtete nach Luft und rannte an die kühlen Geſtade des Bosporus. Ich kam am türkiſchen Kloſter Mewlewi vorbei, wo die Gebeine chriſtlicher Heiligen ruhen, und ein Gegenſtand der Ehrfurcht ſind. Ich ſuchte Ruhe und Feſtigkeit auf den Grabſtätten von Pera, ſtürzte vor dem Kreuz nieder und betete inbrünſtig um Erleuchtung.

„Aber Chriſti Geiſt war von mir gewichen, die Gebräuche ſeines Cultus ſprachen nicht mehr zu mir. Ich flehte den Himmel um ein Zeichen an, das mir verkünde, ob der Vorſatz, den mein Geiſt in ſich wälzte, ein Verbrechen ſei. Aber der Himmel lächelte heiter und klar über meine Zweifelsangſt. Die aus dem Meere aufſteigenden Wolken blieben ſtumm, wie die heiligen Bilder auf den Grabmälern.

„Aus den Moſcheen klangen die Stimmen der Lobſänger Mahomeds herüber, die Kirchen der Chriſten waren ſtumm und verſchloſſen. Ein großer Gedanke ſchrie aus meinem Innerſten: »Es iſt nur ein Gott und ſein einziger Prophet iſt die Stimme der Natur.«

„Jubelnd ſiegte dieſe Idee über den Glauben meiner Väter, erhaben über die Vorurtheile und Irrthümer der Menſchen, wie ich mich fühlte, war ich bald entſchloſſen und ward ein — Renegat.

„Ich faßte nun den Entſchluß glücklich zu werden.

Muſtapha, der es redlich mit mir meinte, zerſtreute vollends meine Gewiſſensbedenklichkeiten. »Biſt Du erſt damit im Reinen, eine Religion abzuſchwören, was einem verſtändigen Jüngling Deiner Art nicht ſchwer fallen kann, ſo ſoll Dir das Uebrige keinen Kummer machen. Man kann die Pflichten eines echten Muſelmannes erfüllen, ohne ein Mewlewi (Myſtiker) zu ſein. Was aber das Weintrinken betrifft, dem Du entſagen ſollſt, ſo ſei Dir im Vertrauen geſagt, daß viele gute Türken in Bezug auf dieſen Punkt mit dem Propheten nicht völlig übereinſtimmen. Dagegen gewähren Dir unſere Sitten mehr Annehmlichkeiten, die Dein Glaube Dir verſagt.« Muſtapha ſchickte ſich hierauf an, einen Derwiſch aufzuſuchen, der meine Seele unter ſeine Obhut nehme, um meine förmliche Aufnahme unter die Schaar der Kinder Mahomeds zu bewirken. Da erſchien in ſeinem Beſeſtan ein Diener des Großveziers und erkundigte ſich nach dem Knaben, der ſeinem Sohne ſo muthig Hilfe geleiſtet. Er führte mich vor Soliman, der ſich ſogleich meiner erinnerte und mir befahl einen Wunſch zu äußern, um deſſen Gewährung von ſeiner Dankbarkeit zu erwarten. »Wäreſt Du nicht ein Giaur,« ſagte er, äußerſt gnädig lächelnd, »ſo würde ich Dich unter meine Pagen aufnehmen, und für Dein weiteres Fortkommen ſorgen, wie es Deine Verdienſte erfordern.« — »Großmächtiger Herr,« ſagte ich, »Du haſt geſehen, wie mich die Leute meines Volkes mißhandelt haben. Mein Vater iſt todt, meine

Mutter hat mich verſtoßen, Deine weiſen Worte haben in meinem troſtloſen Herzen Wurzel gefaßt, ich verlaſſe meinen Propheten wie er mich verlaſſen, und gebe mein Schickſal in die Hände Mahomeds und Deiner Gnade!«

»Wacker geſprochen, Knabe!« erwiderte der Großvezier freudig erſtaunt, »ich ſehe, daß Du eben ſo Deinen Kopf wie Dein Herz auf dem rechten Flecke haſt. Dein Vorſatz ſoll Dich nicht gereuen. Laß unverzüglich die üblichen Ceremonien mit Dir vornehmen, und ſchicke Dich hierauf an, mit meinem Sohne Ibrahim nach Rumelien zu ziehen, um dort mit ihm den Kriegsdienſt zu erlernen.«

»Hören iſt gehorchen!« antwortete ich und ſtammelte einige Worte des Dankes. Ich ward gnädig verabſchiedet, und zu einem Ulema geſchickt, der mich in der Religion Mahomeds unterrichtete, und hierauf die ſchmerzliche Operation vollbrachte, welche zur Eigenſchaft eines Muſelmannes unumgänglich erforderlich iſt.

„Während ich an den Folgen derſelben krank darnieder lag, beſuchte mich Muſtapha, der nun ein ehrerbietiges Betragen gegen mich angenommen hatte, ſehr häufig. Ich bat ihn unter Thränen, weder meine Mutter noch irgend Jemand von meinem Glaubenswechſel und weiteren Schickſalen Etwas wiſſen zu laſſen, und übergab ihm für die Erſtere den größten Theil der Geſchenke an Geld, welche mir der Großvezier gemacht hatte. Nicht eher wollte ich nach Stambul zurückkeh-

ren, und in der Vorſtadt Pera mich blicken laſſen, als bis mir der Ruhm meiner Kriegsthaten vorausgegangen war; — Niemand ſollte dann vermuthen können, daß der gefeierte Held das in Pera unter ſo großen Widerwärtigkeiten geborne Unglückskind ſei, — um durch mein Glück, an dem ich nun nicht zweifelte, den unſeligen Aberglauben Lügen zu ſtrafen, der mir ſo unheilbringend geweſen. Muſtapha ſchwor bei Allah, mein Geheimniß zu bewahren, und in Pera das Gerücht zu verbreiten, ich ſei gleich meinem erlauchten Großvater im Bosporus ertrunken. »Ohne Zweifel,« ſetzte er hinzu, »wird Deine fromme Mutter nicht ermangeln, der heiligen Euphemia für dieſen neuen Beweis ihrer wunderthätigen Gnade zu danken, und es über ihren Geiz gewinnen, von dem Golde, das ich ihr ſchicken werde, am Altar dieſer Heiligen eine Seelenmeſſe für Dich leſen zu laſſen.«

„Nach allen dieſen Vorbereitungen, welche um ſo leichter zu bewerkſtelligen waren, da der Großvezier, welcher nur meinen Taufnamen kannte, ſich nicht um meine Herkunft bekümmerte, ſchickte ich mich zur Reiſe in den Sandſchak Semendria an. Den Abend vorher ſchlich ich mich in türkiſcher Kleidung zu dem Hauſe des Notaras und warf mit klopfendem Herzen einen Blumenſtrauß auf den Schahniſchin Helenens. Er war nach der Dichterſprache geordnet, und ſein Sinn war: »Ich lebe um zu lieben. Ich will ſterben oder Dich gewinnen. Gedenke des Entfernten. Mein Stre-

ben geht hoch. Ich lege Schätze zu Deinen Füßen, und kränze Dich mit meinem Ruhm. Ehe die Sonne ihren Lauf um die Erde zwei Mal vollendet, ſehen wir uns wieder, oder früher Tod war mein Loos.« Die Blumenſtengel umwand ich mit einem ſeidenen Bande, worauf zum Wahrzeichen die Worte ſtanden: »Wer liebte nicht die herrlichſten Schöpfungen Gottes?«

„So glaubte ich mich hinlänglich verſtändlich gemacht zu haben, und nahm getroſt Abſchied von den ſchweigenden Mauern, welche ihre Seufzer einſchloſſen. An dem Kiosk, wo ich ſie vermuthete, kühlte ich meine heiße Stirne am Eiſengitter, das ihn umſchloß, griff gewaltig in meine Laute und ſang fliehend mit lauter Stimme eine Strophe aus einem ihr bekannten erotiſchen Klageliede.

„Meine Seele ward durch dieſen Abſchied nicht herabgeſtimmt. Eine muthige Zuverſicht hatte ſie geſtärkt und nur für freudige Bewegungen empfänglich gemacht. Mehr als an Mahomed glaubte ich an mein Glück. Frohen Herzens durchſtrich ich im Mondſcheine die Straßen von Stambul; der Turban auf dem Haupte, die leichte Wehr eines Pagen an der Seite, gaben mir eine ſtolze, muthige Haltung. Mit einer Art von Verachtung betrachtete ich die Gebäude von Pera, mit Scham und Ergriffenheit hingegen das väterliche Haus. Ich ſprach einen Segen über ſeine Schwelle, und eilte zu den Grabſtätten. Auf dem Grabhügel meines Vaters, den man an den Zäunen

eingeſcharrt hatte, betete ich mit Inbrunſt, an dem ärmlichen Denkmal des Popen Athanaſius wiederholte ſich meine innige Rührung. Auch die nahe Stelle, wo Fido, der Hund, eingegraben worden, vergaß ich nicht durch einige Thränen der Erinnerung zu weihen. Als ich endlich den Kirchhof von Pera verlaſſen wollte, erfaßte mich plötzlich eine unerklärliche Angſt. Phantasmagorien umgaukelten mich, und meine Glieder wurden von bleierner Schwere niedergezogen. Dämoniſche Laute ließen ſich neckend vernehmen, und äfften bald die Stimme meines Vaters, bald die des Popen, bald die meiner Mutter nach. »Abkömmling der Paläologen!« rief es höhnend, »welche Schmach bringſt Du über ihr Andenken!«

„Warnend rief der Pope: »der Geiſt Gottes iſt von Salomo gewichen.« — »Tolles Kind,« rief es im lachenden Tone meiner Mutter, »bleib' daheim, die Vorſtadt Pera iſt Dein Vaterland!«

„Es war mir als jage es mich hinab in die ſchauerlichen Wohnungen der Verweſenden, aber mein Verhängniß riß mich fort. Keuchend kam ich im Palaſte des Großveziers an, und noch in derſelben Nacht verließ ich mit Ibrahim Conſtantinopel.

„Unter frohem Geſange und beim Klange der Cimbeln ſchifften wir uns auf dem Bosporus, die Augen auf die im Mondesſchein glänzenden Kuppeln der Aja-Sophia gerichtet, ein. Sie verſank allmälig in das Meer, und als wir den Halbmond von ihren Zinnen

zum letzten Mal aufblinken ſahen, war es der erſte Strahl der Morgenſonne, der ihn auf einen Augenblick erleuchtete. In der nächſten Secunde war Stambul und mein ganzes früheres Leben aus meinem Geſichtskreiſe verſchwunden. So weit mein Auge reichte, konnte es die räthſelhaft umflorten Formen nicht ergründen.

„Es gab bald keine beſſeren Freunde als ich und Ibrahim waren. Ich war ſechzehn Jahre alt, und er um eines älter, doch überbot ich ihn an Fähigkeiten und Reife. Wir turnten auf den Spielplätzen, tummelten Pferde, und machten verwegene Streiche, die ſich immer auf meine Koſten endigten. Wir übten uns in den Waffen, und wenn wir uns mit hölzernen Säbeln herumſchlugen, ſo nahm ich pflichtmäßig immer die ſtärkſten Püffe hin, denn ich war dies dem Sohne meines Wohlthäters ſchuldig. Zwar befremdete es mich, daß Ibrahim mir niemals dafür, noch für meinen Beiſtand auf dem Bazar Dank wußte. Doch ſchrieb ich dies ſeinem zerſtreuten, etwas frivolen Sinne zu.

„Genug ich liebte ihn, denn er war das erſte menſchliche Weſen, deſſen Geſellſchaft mich anhaltend erfreute, und ich ertrug ſeine Launen um ſo williger, da ich die Dankbarkeit, welche ich dem Großvezier ſchuldig war, auf ihn übertrug. Für die übrigen Genoſſen Ibrahims war ich ein Gegenſtand des Neides und der Mißgunſt. Sie machten mir meine Abkunft ſtets zum Vorwurf und wollten mich nie als ächten

Muſelmann gelten laſſen, was jedoch nicht verhinderte, daß mein hoher Schutzherr mich fortwährend begünſtigte. Ich bildete mich ſchnell in allen Waffenkünſten aus und trat bald in den Kriegsdienſt der Pforte. Meine Geſchicklichkeit, meine Anlagen, meine bewährte Tapferkeit und Treue fanden ſolche Anerkennung, daß mir bald der Befehl über eine Schaar Spahis übertragen wurde.

„Allein es ſchmerzte mich, wenn meine Nebenbuhler nicht zugaben, daß meine Erhebung die Folge meiner Verdienſte ſei. »Wäreſt Du nicht der Günſtling des Großveziers,« ſagten ſie, »ſo müßteſt Du noch jetzt auf den Straßen von Stambul Dein Brot betteln.« So empfindlich dieſe liebloſe Bemerkung war, ſo konnte ich ihre Wahrheit nicht ganz wegleugnen. Es drang ſich mir daher die bittere Betrachtung auf, daß es beſſer ſei, nach der Gunſt der Großen durch Schmeichelkünſte zu ſtreben, als durch Erwerbung von Verdienſten ſich ihres Beiſtandes würdig zu machen.

„Als wir Beide im Waffendienſte hinlänglich geübt waren, zogen wir mit verſchiedenen Heeresabtheilungen im ganzen osmaniſchen Reiche umher. Es zeigte ſich die Verſchiedenheit unſerer Meinungen und Charaktere bei vielen Gelegenheiten auffallend. Ich will nicht behaupten, daß in mir mehr Kriegergeiſt wohnte als in ihm, denn er bewies oft eine ſtärkere Gemüthsabhärtung, als ich mir eigen machen konnte, und hatte

wenig Abſcheu vor dem Blutvergießen, allein bei all' dem ſchien er mehr Talent zu den Verwaltungsgeſchäften zu beſitzen, als zum Kriege, denn da er den Oberbefehl über mich führte, ſo vertraute er zu meiner Freude mir ſtets die Züge gegen Räuber und Rebellen an, während er die Eintreibung der Steuern in eigner Perſon beſorgte. Bei dieſem Geſchäfte ging er mit ſolchem Eifer zu Werke, daß die widerſpenſtigen Einwohner ſich häufig darüber beklagten, daher auch mochte es wohl kommen, daß ich ſowohl bei dem Volke, als auch bei dem unter mir ſtehenden Corps beliebter war, als er zu ſein ſich rühmen konnte.

„Wir durchſtreiften in den erwähnten Friedensgeſchäften Thracien, Rumelien, Albanien. Unſere Freundſchaft nahm täglich zu, und zwar deshalb hauptſächlich, weil unſere Neigungen niemals eine Richtung verfolgten.

„Aber meine Seele war demungeachtet nicht heiter geſtimmt. Die grauſame Bedrückung des Volkes, die Mißbräuche der Verwaltung und beſonders die ſchmachvolle Lage der Bewohner meines Stammes machten mich trübſinnig. Ruhm, Ehre und Reichthum ſchienen mir keine koſtbaren Güter, wenn man ſie auf Koſten der übrigen Menſchheit behaupten ſoll.

„Ibrahim war hierin völlig verſchiedener Anſicht. Meine eigene Genügſamkeit ſchien ihm zwar höchſt preiswürdig, aber wohl nur darum, weil ſie ſeine Mittel zur Befriedigung der eigenen Habgier vermehrte. Dagegen war ich ihm ſehr dankbar für die

heiten mir Ehre zu erwerben, die er mir großmüthig überließ.

„Ehe Ibrahim noch einen Feind gesehen hatte, war ich bereits Sieger über mehrere Häupter von Rebellen und Räubern, und zwei Mal im Gefechte verwundet worden. Ich lechzte begierig nach dem Ruhme eines Helden, und liebte Ibrahim mit Schwärmerei, weil er mir zu demselben verhalf. »Du dankst mir das Leben, Ibrahim,« sagte ich oft im Erguſſe meiner Freundesliebe, »aber ich danke Dir ein kostbareres Gut als das Leben, die Ehre.«

„Je mehr mein Freund mich aneiferte, und wegen meiner Tapferkeit mich belobte, desto inniger wurde mein Vertrauen. Eitelkeit hatte sich meines Herzens bemächtigt, und er nährte sie durch Schmeichelworte und meinem Hange entsprechende Dienstleistung. Zum Dank dafür schüttete ich mein Herz gegen ihn aus, und machte ihn zum Vertrauten meiner Geheimnisse. Ich erzählte ihm nicht nur alle meine erlebten Drangsale und Abenteuer, sondern machte ihn auch zum Zeugen meiner Liebessehnsucht. Ich schilderte ihm mit den Farben glühender Leidenschaft die Reize und Tugenden Helenens, und machte ihn mit meinem Vorsatz bekannt, sie um jeden Preis zu gewinnen. Wenn Ibrahim um die Gunst einer schönen Jungfrau buhlte, pflegte ich zu bemerken, daß ihre Reize von Helenens Schönheit weit übertroffen würden.

„Bei solchen Gelegenheiten äußerte Ibrahim un-

gläubig lächelnd: »Ich möchte wohl Deine Helene ſehen.« Er erbot ſich mir Aufträge an ſie zu beſtellen, wenn er, was ſich oft ereignete, nach Stambul reiſte, um ſeinen Vater zu ſehen und Befehle von ihm einzuholen. Ich wünſchte Nichts ſo ſehr, als ihn von der Wahrheit meiner Behauptungen überzeugen zu können, und nahm ſein Anerbieten mit lebhafter Dankbarkeit an. Welchem Würdigeren hätte ich auch mein Geheimniß anvertrauen können, der viele Gewandtheit mit einem practiſchen Weltſinn verband, durch welchen er ſeinem träumeriſchen Freunde nützlich werden konnte? Es bot ſich bald eine Gelegenheit zur Erfüllung meiner Aufträge dar. Ich gab Helenen in einem Schreiben, deſſen Beförderung ich der Geſchicklichkeit meines Freundes überließ, Nachricht von meinen Glücksumſtänden und der Zärtlichkeit meiner unauslöſchlichen Liebe.

„Begleitet von meinen Segenswünſchen, die Einkünfte einer Provinz mit ſich führend, begab ſich Ibrahim nach Conſtantinopel.

„Nach einigen Monaten kehrte er zurück. Sein Antlitz verkündete mir ſchlimme Botſchaft. »Achmed,« ſagte er mit unangenehmen Hohne, »unſere Verdienſte finden keine Anerkennung. Mein Vater hat mich wegen einiger Rechnungsdifferenzen und meiner geringen Tapferkeit geſcholten, und Deine Helene ſchickt das zur Antwort.« Bei dieſen Worten warf er mir einen dürren Blumenſtrauß hin, den ich ſogleich für denjenigen erkannte, welchen ich am Tage meiner Abreiſe [illegible]

Schahniſchin des Dragomans gelegt hatte. »Alſo iſt ſie treulos?« fragte ich bebend. »Wie Du es nennen willſt,« erwiderte Ibrahim, »man ſpricht von einem griechiſchen Kaufmann, der unermeßliche Reichthümer beſitzt, und ihre Hand erhalten ſoll.«

»So fahre hin, ſchönſter Traum meines Lebens,« ſchrie ich mit beherztem Stolze. »Von nun an ſoll kein Weib die Liebe zum Ruhme ſchmälern, die in mir wohnt.« So entſagte ich einem Verhältniſſe, das die unbeſtimmte Sehnſucht zweier Kinder zu leicht geſchürzt hatte, als daß ſein Zerreißen mich hätte tief verwunden können, und lebte fortan der Pflicht für Ehre und Freundſchaft.

»Und Du, mein großmüthiger Freund,« ſagte ich zu Ibrahim, »haſt die ungerechten Vorwürfe Deines Vaters auf Dich geladen, weil Du mich ſo ſehr geliebt, die koſtbaren Augenblicke, in welchen man Lorbeern ſammeln kann, mir zu ſchenken.« — »So iſt es, Achmed,« verſetzte er kleinlaut. »Mein Vater hat mir meine Stelle entzogen, und ſie Dir übertragen, weil er Dich derſelben für würdiger achtet.«

„So theuer mir der eigene Ruhm war, ſo beſchloß ich doch auf die Ehrenrettung meines Freundes mehr Bedacht zu nehmen, als auf die Vermehrung des erſteren.

„Eine große Heeresabtheilung wurde eben nach Theſſalien geſandt, um dort große Volksaufſtände zu unterdrücken. Der Befehl des Großveziers beorderte

uns dahin, und Ibrahim sollte an meiner Seite gegen die Rebellen kämpfen. Mißlaunig und verdrossen fügte sich Ibrahim in die ungewohnten Beschwerden des Krieges. Seine Verweichlichung bekümmerte mich tief, denn sie schwächte meine Hoffnung, daß es ihm gelingen könne, das Vorurtheil des Großveziers durch Thaten zu besiegen. Er hatte augenscheinlich wenig Lust, sein Leben aufs Spiel zu setzen, obgleich es ihm nicht an Herzhaftigkeit fehlte.

„Der Krieg war eröffnet, und die Rebellen zur Hälfte aufgerieben, ohne daß er sich hervorgethan hätte. Endlich gelang es jedoch meinen angestrengten Bemühungen, einen Plan zu entwerfen, wie er ohne große Gefahr eine auffallende Waffenthat vollbringen konnte, die sein verlornes Ansehen wieder herzustellen geeignet gewesen wäre. Durch sichere Kundschaften erfuhr ich, daß ein kleiner Haufe Arnauten sich in einer Gebirgsschlucht verborgen hielt. Das Corps, das ich befehligte, war ihnen weit überlegen. Alle Umstände sprachen für die Leichtigkeit einer Umzingelung, die ich so anordnete, daß aller Ruhm Ibrahim, alle Gefahr mir zu Theil werden mußte. Der ganze Plan war vortrefflich ausgedacht, konnte nicht mißlingen, und erfreute Ibrahim so, daß der Anstrich böser Laune gänzlich aus seinem Wesen verschwand.

„Die Zeit der Ausführung wurde festgestellt. Nie sah ich Ibrahim so fröhlich am Vorabende einer Schlacht.

„Der Morgen brach heran, als ich mit einer klei-

Schahniſchin des Dragomans gelegt hatte. »Alſo iſt ſie treulos?« fragte ich bebend. »Wie Du es nennen willſt,« erwiderte Ibrahim, »man ſpricht von einem griechiſchen Kaufmann, der unermeßliche Reichthümer beſitzt, und ihre Hand erhalten ſoll.«

»So fahre hin, ſchönſter Traum meines Lebens,« ſchrie ich mit beherztem Stolze. »Von nun an ſoll kein Weib die Liebe zum Ruhme ſchmälern, die in mir wohnt.« So entſagte ich einem Verhältniſſe, das die unbeſtimmte Sehnſucht zweier Kinder zu leicht geſchürzt hatte, als daß ſein Zerreißen mich hätte tief verwunden können, und lebte fortan der Pflicht für Ehre und Freundſchaft.

»Und Du, mein großmüthiger Freund,« ſagte ich zu Ibrahim, »haſt die ungerechten Vorwürfe Deines Vaters auf Dich geladen, weil Du mich ſo ſehr geliebt, die koſtbaren Augenblicke, in welchen man Lorbeern ſammeln kann, mir zu ſchenken.« — »So iſt es, Achmed,« verſetzte er kleinlaut. »Mein Vater hat mir meine Stelle entzogen, und ſie Dir übertragen, weil er Dich derſelben für würdiger achtet.«

„So theuer mir der eigene Ruhm war, ſo beſchloß ich doch auf die Ehrenrettung meines Freundes mehr Bedacht zu nehmen, als auf die Vermehrung des erſteren.

„Eine große Heeresabtheilung wurde eben nach Theſſalien geſandt, um dort große Volksaufſtände zu unterdrücken. Der Befehl des Großveziers beorderte

uns dahin, und Ibrahim ſollte an meiner Seite gegen die Rebellen kämpfen. Mißlaunig und verdroſſen fügte ſich Ibrahim in die ungewohnten Beſchwerden des Krieges. Seine Verweichlichung bekümmerte mich tief, denn ſie ſchwächte meine Hoffnung, daß es ihm gelingen könne, das Vorurtheil des Großveziers durch Thaten zu beſiegen. Er hatte augenſcheinlich wenig Luſt, ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen, obgleich es ihm nicht an Herzhaftigkeit fehlte.

„Der Krieg war eröffnet, und die Rebellen zur Hälfte aufgerieben, ohne daß er ſich hervorgethan hätte. Endlich gelang es jedoch meinen angeſtrengten Bemühungen, einen Plan zu entwerfen, wie er ohne große Gefahr eine auffallende Waffenthat vollbringen konnte, die ſein verlornes Anſehen wieder herzuſtellen geeignet geweſen wäre. Durch ſichere Kundſchaften erfuhr ich, daß ein kleiner Haufe Arnauten ſich in einer Gebirgsſchlucht verborgen hielt. Das Corps, das ich befehligte, war ihnen weit überlegen. Alle Umſtände ſprachen für die Leichtigkeit einer Umzingelung, die ich ſo anordnete, daß aller Ruhm Ibrahim, alle Gefahr mir zu Theil werden mußte. Der ganze Plan war vortrefflich ausgedacht, konnte nicht mißlingen, und erfreute Ibrahim ſo, daß der Anſtrich böſer Laune gänzlich aus ſeinem Weſen verſchwand.

„Die Zeit der Ausführung wurde feſtgeſtell
ſah ich Ibrahim ſo fröhlich am Vorabende einer S

„Der Morgen brach heran, als ich mit

meine Wunden überleben, um Gewiſſensbiſſe zu empfinden, und den Verluſt eines theuern Freundes zu beklagen! Welch' ſchreckliches Loos hat Dich in dem Augenblick getroffen, da Du unſterblichen Ruhm einernten wollteſt!«

»Sei deſſen außer Sorgen, heldenmüthiger Jüngling,« ſo ließ ſich eine rauhe Stimme an meinem Krankenlager vernehmen. »Dein Freund Ibrahim iſt vermuthlich in Sicherheit, und wenn ihm ein Unfall begegnet iſt, ſo war es gewiß nicht ſeine Schuld, denn er floh mit einem drei Mal größeren Haufen vor uns und hat die ganze Gegend geräumt.«

»Das lügſt Du frech,« fuhr ich auf den Verleumder los, »Ibrahim iſt ſolcher Feigheit nicht fähig, und durfte ſo ſchmähliche Flucht nicht wagen, ohne ſeinen Kopf zu verlieren.« — »Wie Du denkſt,« antwortete der Unbekannte, »Du mußt Deinen Freund beſſer kennen, ſo wie ich aber vernommen, iſt zwiſchen der Pforte und Rußland ein Krieg ausgebrochen, der den Großherrn zwingt, alle ſeine Streitkräfte zu verſammeln. Was Dich betrifft, ſo kann ich Dich verſichern, daß wir niemals Deiner habhaft geworden wären, wenn nicht Verrath Dich unſern Händen ausgeliefert hätte.«

„Mir ſchwindelte bei dem Gedanken eines Argwohns gegen Ibrahims Freundestreue.

„Mit Erſtaunen gewahrte ich, daß die Rebellen ſich meine Pflege hatten angelegen ſein laſſen. Es fehlte Nichts zu meiner Bequemlichkeit, ſelbſt nicht die

Troſtesmiene ihrer Theilnahme, welche aus den Blicken meiner Wachen leuchtete.

„Da es in unſerm Heere Sitte war, allen gefangenen Rebellen die Köpfe abzuſchneiden, ſo wunderte ich mich ſehr über den Beſitz des meinigen, der dem Vergeltungsrecht anheim gefallen war. Nicht minder erſtaunte ich, bei Menſchen, die ich als barbariſche Rebellen verachten und haſſen gelernt hatte, Gefühl von Menſchlichkeit und Gerechtigkeitsliebe zu finden. Ich äußerte hierüber mein Befremden, und fragte um die Urſache der unbegreiflichen Schonung, welche ſie gegen mich ausübten. Die tief beſchämende Antwort war:

»Das kommt daher, weil wir Chriſten ſind.«

Ich verſtummte erröthend.

»Und welchem Volksſtamme ſeid Ihr entſproſſen?« fuhr ich zu fragen fort.

»Wir ſind der Abſtammung nach Griechen, Herr,« lautete die Antwort. »Allein die Unterdrückung der Pforte und die Tirannei unſerer Häuptlinge hat aus uns Miſchlinge gemacht, deren religiöſe und ſittliche Gebräuche ebenſo wenig einen ausgeſprochenen Charakter haben, als unſere Phyſiognomien.« — »Wie iſt das möglich,« fragte ich weiter, »iſt der Großherr nicht ein gütiger Regent und ein Vater der Bedrückten? Iſt nicht der Koran ſein Geſetzbuch und lehrt dieſes nicht auf jeder Seite Nächſtenliebe und Großmuth? Gewiß, Eure Verbrechen müſſen groß ſein, da ſie ſeinen Zorn erregt und Euch Strafe zugezogen haben.«

»Herr,« erwiderte mein Wirth, »Du bist jung und unerfahren, und sprichst von unseren Verbrechen, nicht von unserer Noth. Deine Gesinnungen zeigen einen edlen Muselmann, aber Deine Worte verrathen wenig Kenntnisse von unserer Lage. Wisse, daß wir von Deinem Großherrn niemals Wohlthaten genießen. Er erinnert sich unserer Völker nicht, als um von uns Steuern einzutreiben, welche nicht zu unserem Besten verwendet werden. Gern würden wir uns noch seine Erpressungen gefallen lassen, gewährte er uns Schutz gegen die wilden Räuberhorden, welche uns überfallen, wenn seine Steuereinnehmer uns verlassen haben. So sind wir aufs Aeußerste gebracht und gezwungen worden, mit den Capitanis der Räuberhorden uns zu verbinden, um doch einer Plage los zu werden. Wir wollen entweder frei sein, oder Schutz genießen. Urtheile selbst, ob wir deshalb Verbrecher sind.«

„Diese einfache Darstellung der wahren Ursachen des Volksaufstandes machte einen tiefen Eindruck auf mich.

„Doch ich war der Herrschaft des Großherrn, dem ich Alles dankte, zu sehr zugethan, um die Unbill, welche diesem Volke angethan worden, für etwas Anderes als einen Mißbrauch anzusehen, der ohne Wissen und gegen den Willen des Sultans in dieser Provinz getrieben worden. Diese Ueberzeugung suchte ich auch meinem Wirthe beizubringen, der mich wie einen Gast ehrte, und vergessen zu haben schien, daß ich sein Ge-

fangener war. Ich erkundigte mich zugleich nach dem Schickſal, das man mir zugedacht, und erfuhr, daß man mich für eines vornehmen türkiſchen Großbeamten Sohn hielt, und als Geißel zu behalten dachte. Dies ermuthigte mich zu dem abenteuerlichen Entſchluß, in Benutzung des allgemeinen Wahnes einen Verſuch zu machen, um die Rebellen zum Gehorſam zurückzuführen, und dem Großherrn über die ſchlechte Verwaltung einer der Provinzen des osmaniſchen Reiches die Augen zu öffnen.

„Sobald ich von meinen Wunden geneſen war, ließ ich durch meinen freundlichen Wirth, der großen Einfluß beſaß, eine Verſammlung der Unzufriedenen zuſammenberufen, und hielt eine Rede an ſie, worin ich ihnen mein Vorhaben mittheilte, und ſie zum Gehorſam aufforderte.

„Meine natürliche Beredtſamkeit, verbunden mit der moraliſchen Ueberlegenheit, die mir meine Kenntniſſe erwarben, wirkte auf die durch Leiden, Entbehrungen und fruchtloſe Kämpfe herabgeſtimmten Gemüther ſo heftig, daß ſie mich im Triumph nach der Wohnung eines ihrer Capitani trugen, deſſen Obhut ſie mich anvertraut hatten. Es wurde indeſſen beſchloſſen, mich einſtweilen in ſicherem, aber ehrenvollem Gewahrſam zu halten, und eine Deputation nach Stambul zu ſenden, um die Beſchwerden des Volks vor den Thron des Großherrn zu bringen, und ihm das Anerbieten der Kriegshilfe zu machen, für den Fall eines

günſtigen Ausſchlags der Unterhandlungen. Ich verfaßte für den Capitani, der an die Spitze der Deputation ſich ſtellen ſollte, ein Schreiben an den Großvezier, worin ich meinem Gönner einfach meine eigene Lage und mit ergreifenden Worten die meiner großmüthigen Schützlinge ſchilderte. Nie wurde ein ſo kühnes Unternehmen mit größerer Zuverſicht in's Werk geſetzt, denn mein Vertrauen in die Gerechtigkeit des Sultans war grenzenlos, und ein Mißlingen oder eine Mißdeutung meines Planes ſchien mir undenkbar. Ich war mit mir ſelbſt äußerſt zufrieden, und freute mich der edlen Vermittlerrolle zwiſchen einem ſo mächtigen Regenten und einer ſo großen Anzahl Verirrter faſt mehr als des Ruhmes meiner Tapferkeit, der ſich unter den Feinden der Pforte zu verbreiten begann.

„Die dankbaren Arnauten überhäuften mich mit Ehrenzeichen und Liebkoſungen. Ihre Mädchen führten vor meinen Augen ihre Nationaltänze auf, und umkränzten meine Wohnung mit Blumen, die Volksdichter beſangen meine wenigen Heldenthaten und prieſen meine Geſtalt und den Adel meiner Seele. Nichts wurde verabſäumt, was mich erheitern und meine Zeit verkürzen konnte. Ich athmete gierig den Weihrauch ein, den man mir ſtreute, und bewunderte aufrichtig meine eigenen Verdienſte. »Trefflicher Andreas,« ſprach ich ſelbſtgefällig zu mir, »es iſt nun offenbar, daß Du beſtimmt biſt, ein großer Mann zu werden. Dein ſcharfer Verſtand, Deine Mannestugend und Gerech-

tigkeit führen Dich sicher durch alle Mühseligkeiten auf den Gipfel des Glücks. Wie wird sich der Großherr über Deine Menschenliebe und die Bekehrung ungehorsamer Unterthanen freuen. Sein Herz wird verzeihen und Dich mit Ehre bedecken!«

„Während ich im Vorgenuß irdischer Glückseligkeit schwelgte, war der Krieg mit dem russischen Kaiser wirklich zum Ausbruch gekommen. Bald lief auch die erfreuliche Nachricht ein, daß der Großherr die Geschenke der Deputation anzunehmen geruht habe, und einige Wochen später kamen die Abgeordneten selbst reichlich beschenkt zurück, und verkündeten den gnädigen Beschluß der Pforte, Gnade für Recht ergehen zu lassen und die angebotenen Hilfstruppen anzunehmen. Die Abstellung der Beschwerden sollte jedoch der Großmuth des erhabenen Beherrschers der Gläubigen überlassen bleiben. Alles schien meine Voraussetzungen zu bestätigen. Die Arnauten bejubelten die Freudenbotschaft, und ernannten mich zum Befehlshaber der Truppen, die der Pforte verheißen worden. Ich selbst war siegestrunken, gleich einem römischen Triumphator, und pries den hohen Edelsinn des Großherrn, aber wie erstaunte ich, als ich durch einen vertrauten Boten von dem Großvezier ein geheimes Schreiben erhielt, das der öffentlichen Botschaft des Sultans zu widersprechen schien.

»Du bist ein verschmitzter Bursche, Achmed,« schrieb er mit allzu unumwundener Vertraulichkeit, »die

ſeine Art, wie Du Dich aus der Schlinge dieſer Barbaren zieheſt, macht Deinen Verdienſten Ehre, was aber Dein ſonderbares Erbieten betrifft, die Rebellen unterwürfig zu machen, wenn man ihre Beſchwerden abſtellen würde, ſo ſei verſichert, daß die Weisheit des Beherrſchers aller Gläubigen nicht ſo gering iſt, dieſes einfache Mittel zur Begütigung aufſtütziger Unterthanen nicht zu kennen.

»Auch legſt Du allzugroßen Werth auf die Kriegshilfe einiger Tauſend treuloſer Hunde, welche ſchlechte Dienſte leiſten, und ſich bei vorkommender Gelegenheit bereitwillig auf die Seite unſerer Feinde ſchlagen werden. Hat ſich auch in dieſen beiden Stücken Dein Witz nicht als ſehr erfinderiſch bewährt, ſo verdient doch Dein Betragen alles Lob.

»Da uns jetzt andere Dinge beſchäftigen, ſo wollen wir aus Politik die Anerbietungen der Rebellen annehmen. Es fehlt uns jetzt an Mitteln, ſie zu züchtigen, wir werden ſie jedoch in beſſeren Zeiten nicht vergeſſen. Deine Darſtellung der letzten Begebenheiten hat mich ſehr befremdet, denn ſie weicht von dem Berichte meines Sohnes in weſentlichen Dingen ab. Sei behutſam und gedenke Deiner Pflichten.«

„Ich geſtehe, daß ich die in dieſem Briefe enthaltene Belobung wenig erbaulich fand. Eine Handlung der reinſten Menſchenliebe von ſo zweideutigem Erfolge und ſo roh mißdeutet zu ſehen, ſchmerzte mich tief. Man hatte meiner Liſt beigemeſſen, was ſich nur mein Herz zum

Verdienſt rechnete, und einen Beweggrund der Tugend mit jener gemeinen Klugheit verwechſelt.

„Um ein unglückliches Volk zu befreien, hatte ich den Schritt unternommen, und in der That ſeine Feſſeln feſter geſchmiedet.

»Wer kann,« dachte ich, »auf dem großen Weltſchauplatze Tugendhaftes unternehmen, wenn der Ausſchlag ſo entgegengeſetzt ſein kann?« Dieſe Betrachtung führte mich wieder auf meine beſchränkte Moral und Beſcheidenheit zurück, vermöge welcher ich es nicht wieder wagte, in die geheimen Beweggründe der weiſen Politik des Großherrn einzudringen, und meinen Gehorſam bedenklich zu finden. »Wer kann es wiſſen,« tröſtete ich mich, »welch' ein weiſer Vorbedacht der Güte ſeine Handlungen lenkt? Auch der Himmel ſcheint oft ungerecht, wenn er die Schickſale der Menſchen zum Beſten leitet. Daher will ich gehorchen, und nicht weiter nachdenken. Dem Fatum können dieſe Menſchen nicht entgehen, daher will ich mich nicht mehr mit ihrem Schickſal befaſſen.«

„An der Spitze von 10,000 Albaneſen und anderen gemiſchten Gebirgsvölkern zog ich nun dem Befehle des Großveziers gemäß gegen den Sammelplatz der Truppen des Großherrn. Ich ſah mich plötzlich auf dem Gipfel meines Ehrgeizes, von allen Auszeichnungen eines Kriegerfürſten glänzen, in ſchwindelerregender Höhe. Stolz überſchaute ich die große Heerſchaar, welche ſich freiwillig

unter meine Befehle gefügt, und obgleich ich noch nicht der Bestätigung meiner Würde gewiß war, genoß ich doch alle Herrlichkeiten eines Feldherrn.

„Von den Erinnerungen an die Helden Griechenlands und an Xenophons Kriegszüge begeistert, von dem erhabenen Hochmuth benebelt, welchen ein so plötzlicher Glückswechsel jugendlichen Herzen einflößt, tummelte ich vor den Gliedern meines Heeres einen prächtig geschirrten arabischen Renner mit einer Grazie und Kühnheit, welche von Allen bewundert wurde.

„Der schöne Himmel Thessaliens übergoß mit Zauber die abenteuerlichen Scenen unseres Zuges, griechische Sänger, kriegerische Musik begleitete uns auf den Schauplatz so großer Heldenkämpfe. Ueberall stieß ich auf große Erinnerungen, auf Ueberreste der Heldenzeit, von den Gipfeln thessalischer Berge winkten seltsam geformte Raubschlösser, welche aus Ruinen alter Castelle erbaut waren, in den Ebenen deuteten die Namen verfallener Städte und Dörfer auf berühmte Schlachtfelder.

»Herr,« sagte der Capitani, der noch immer mein Freund und Rathgeber war, »jene herrlichen Zeiten kehren nicht wieder. Menschen und Zeiten sind niedriger geworden.« Allein ich pflichtete hierin nicht bei. »Große Männer,« sagte ich, »machen große Zeiten, denke nicht so schlimm von der Gegenwart, noch giebt es große, erhabene Helden-Gedanken. Verlangst Du ein Beispiel für Tausende,« setzte ich erröthend in Be-

geiſterung hinzu, »ſo ſchwöre ich Dir, daß ich ſelbſt den erhabenſten Heldenſinn in mir verſpüre.« Bei dieſer Rede verneigte ſich der Capitani ehrerbietig und ſprach:

»Herr, die edle Freimüthigkeit, der Ernſt und die Wärme, womit Du ſolches behaupteſt, iſt einem alten Mann von meiner Erfahrung hinlängliche Bürgſchaft dafür, daß Du nicht durch Prahlerei Dich erniedrigſt, doch kann ich Dir nicht verhehlen, daß ich Dich um ſo mehr beklage, je gegründeter Dein Ausſpruch iſt, denn der hohe Sinn, deſſen Du Dich rühmſt, kann in ſo ſchlimmen Zeiten leicht die Urſache Deines Sturzes werden. Glücklich wird man Dich preiſen können, wenn es Dir noch gelingt, als ein Held zu ſterben.«

„Während wir ſo ſprachen, wurde das Thal enger, und wir gelangten in ein hohes Gebirgsdefilé, in welches das Heer nur in ſchmalen Colonnen eindringen konnte. Ich hatte den Unmuth noch nicht überwunden, den mir die Worte des Capitani's verurſachten, als plötzlich dicht an meinen Schläfen der Pfeil eines Bogenſchützen vorbei ſchwirrte. Ein wildes Halloh der Verfolgungswuth ſchlug in tauſendfachem Wiederhall von den Bergwänden zurück, und in einem Nu zerſtreuten ſich die geübteſten Bergſteiger meiner Schaar auf Befehl des Capitani nach allen Richtungen, um den verwegenen Meuchelmörder einzufangen. Man fand lange keine Spur von dem Banditen, bis der Capitani die Hunde loszulaſſen befahl, welche das Heer beglei-

teten. Ihr Gebell rief das Echo aus den verborgenſten Schluchten, und in wenig Augenblicken ward der Thäter durch ſie in einer Höhle entdeckt, welche nur Schlangen und Molchen zugänglich ſchien. Man ſchleppte ihn unter Mißhandlungen vor mein Angeſicht, und machte, ohne erſt meine Befehle abzuwarten, die üblichen Vorbereitungen zur Hinrichtung des Verbrechers. Allein ich wollte gegen keines meiner Mitgeſchöpfe voreilig oder ungerecht ſein, und beſchloß in einem Kriegsgerichte die Schuld des eines Angriffes auf mein Leben verdächtigen Gefangenen prüfen zu laſſen. »Herr, wenn ich Dir rathen ſoll,« wendete der Capitani dagegen ein, »ſo vernimm den Böſewicht ſogleich ſelbſt, denn wie ich Deine Lage kenne, ſo wage ich zu behaupten, daß bei dem Verhör dieſes Schurken Dinge zum Vorſchein kommen werden, deren öffentliche Erörterung Dir mehr, als dem Anſtifter dieſes Buben Schaden bringen können.« Ich fügte mich willig in ſeinen Rath, und verhörte den zitternden Mörder mit der Güte eines väterlichen Freundes.

»Erhabener Paſcha,« wehklagte der Unglückliche, »ich bin unſchuldig an dem Verbrechen, welches ich zu begehen Willens war, ich bin nur das blinde Werkzeug eines mächtigen Feindes von Dir, den die ewige Verdammniß verſchlingen möge. Ibrahim, der Sohn des Großveziers, hat mich geſendet, Dich zu ermorden, weil Deine Gefangenſchaft ſo glückliche Folgen für Dich hatte. Auf ſeinen Befehl habe ich Dich an die Feinde verrathen,

und den unglücklichen Pfeil auf Dich abgeſchoſſen. Urtheile ſelbſt, ob es einem Sclaven nicht geziemt, blind zu gehorchen. Ich bin unſchuldig, Herr, vollkommen unſchuldig.«

»Wie?« rief ich in heftiger Bewegung aus, »mein Freund Ibrahim ſtrebt mir nach dem Leben, das ich ſo oft für ihn gewagt?«

»So iſt es, Herr!« antwortete der Sclave, und der Capitani zuckte bedeutſam die Achſeln. Ich überlegte nun reiflich, was zu thun ſei. Die Gründe, welche der Meuchelmörder für ſeine Unſchuld aufführte, ſchienen mir genau denjenigen zu entſprechen, welche mich beſtimmten, dem Großherrn auch dann gegen ſeine Feinde zu dienen, wenn ich von dem Unrecht derſelben nicht vollkommen überzeugt war. Ich erwog ſomit eine der wichtigſten Fragen des Menſchenrechts und der Moral, und entſchied mich dafür, dem Diener Ibrahims ſeinen treuen Gehorſam nicht grauſam entgelten zu laſſen.

»Du biſt frei,« ſagte ich ihm, »denn die Beweggründe Deiner abſcheulichen Handlung ſcheinen mir nicht unmoraliſch, und berechtigen mich nicht, an Dir die Strafe des Mordes, deſſen ſich nur Dein Herr ſchuldig gemacht, zu vollziehen.«

„Freudig ſprang der gehorſame Knecht auf und erbot ſich mir gegen eine mäßige Belohnung Ibrahim zu ermorden. Dieſe Niederträchtigkeit überraſchte mich außerordentlich. Ich ergriff zornig eine meiner Piſtolen,

ſchwang ſie um mein Haupt, und legte auf den feindlichen Banditen an, indem ich ihm befahl, ſchnell die Flucht zu ergreifen. Der Capitani, welcher glaubte, ich würde ihn auf dem Wege niederſchießen, war zufrieden mit meinem Vorſatz, als ich aber den Mörder entſpringen ließ und das Schießgewehr ruhig in die Halfter ſteckte, tadelte er mit großem Unmuth meine Schonung gegen einen Böſewicht, der nicht ermangeln würde, ſich neuerdings an Ibrahim zu verdingen.

»Das ſteht ihm vollkommen frei,« ſagte ich mit ſalomoniſcher Richterweihe. »Du biſt ſehr im Irrthum, wenn Du glaubſt, daß ich den Menſchen wegen ſeines Mordverſuches beſtrafen will; meine Aufwallung war nur durch die Niederträchtigkeit verurſacht, mit welcher er ſich bereitwillig zeigte, ſeinem Herrn untreu zu werden.«

»Wenn Du ſolche milde Gerechtigkeit zu üben geſonnen biſt,« antwortete der Capitani, »ſo wirſt Du Mühe haben, das wilde Volk, ſo Du befehligſt, im Zaume zu halten.«

»Du ſprichſt blos klug', aber nicht weiſe,« erwiderte ich hierauf gereizt, »wiſſe, daß die Gerechtigkeit des Guten eine Macht iſt, die über Tauſende ſiegt und den böſen Willen in Feſſeln legt.«

„Da mein treuer Rathgeber ſah, daß ich meine Pflicht als Befehlshaber zu wohl kenne, um auf ſeine Einwendungen ein Gewicht zu legen, ſobald ſie nicht mit meinem Willen übereinſtimmten, begnügte er ſich

einen Seufzer auszuſtoßen und zu ſchweigen. In der That fand ich es nicht ſo ſchwer, eine ſo große Heerſchaar zu befehligen, denn wir waren gut verproviantirt, zogen durch reiche Provinzen und hatten einen kurzen Weg bis zum Ort unſerer Beſtimmung.

„Dort angelangt, überließ ich dem Capitani den Oberbefehl für die Zeit meiner Abweſenheit und begab mich vor den Thron des Großherrn, Rechenſchaft abzulegen. Ein auserleſenes Gefolge Arnauten begleitete mich nach Stambul, das ich in ſtürmiſcher Unruhe, halb in Bangigkeit, halb in ſtolzer Freude befangen, unter dem Zulaufe einer großen Volksmenge, betrat. Der Ruf meiner Thaten war mir vorausgegangen und hatte die abenteuerlichſten Gerüchte über meine Herkunft und meine Schickſale verbreitet.

„Der liſtige Renegat, der durch ſeine Künſte einen Aufſtand beſchwichtigt und der Pforte außerdem namhaften Kriegsbeiſtand aus einer verloren gegebenen Provinz verſchaffte, die Größe ſeines Glückes im Verhältniſſe zu ſeiner Jugend und ſeiner gemeinen Herkunft, bildete den Hauptgegenſtand des Tagsgeſprächs und brachte beſonders in Pera alle Zungen in Bewegung, da eine unſichere Sage den berühmten Emporkömmling aus dieſer Vorſtadt von Stambul abſtammen ließ.

„Schon vor den Thoren ſah ich an der Menge der Kalpaks unter den Zuſchauern die lebhafte Theilnahme der Peroten, von welchen ich einige erkannte,

ohne ſelbſt erkannt zu werden. Jungfräuliche Schamröthe deckte meine Wangen, als ich mich zum erſten Male als Gegenſtand öffentlicher Aufmerkſamkeit und Achtung erblickte. Gern hätte ich den ſtolzen Gang meines Pferdes in einen einfachen Paß verändert, wäre dies in meiner Macht geſtanden — ſo peinlich war mir die ſo heiß erſehnte öffentliche Bewunderung. Ich mußte durch das Thor Top-Kapu reiten, wo mein Vater als der letzte Paläologe blutig geendet. Mit pochendem Herzen näherte ich mich der unglücklichen Stelle. Der Zufall wollte, daß mein Pferd dort plötzlich ſcheu ſich aufbäumte, als wäre ihm eine geſpenſtige Erſcheinung in den Weg getreten, — nur mit ſtrenger Gewalt brachte ich es wieder in Gang. Alle Zeugen nahmen dies für eine üble Vorbedeutung, ich ſelbſt konnte mich einigen Kummers nicht erwehren, denn ich gedachte der ſchrecklichen Prophezeihung der perotiſchen Sibillen.

„Als ich, von dem Reis-Effendi dahin berufen, in die ehrwürdige Verſammlung des Reichsdivans trat, fühlte ich meine hohe Bedeutung erſt in ihrem vollen Umfange. Ich ward mit aller einem Paſcha zukommenden Ehre empfangen und durfte unmittelbar zu dem Großherrn ſprechen. Ich verrichtete mein Meldungsgeſchäft in Beiſein aller Veziere und Vornehmen des Reichs mit einer Würde, welche meine Herkunft nicht verrieth.

»Du haſt uns einen großen Dienſt erwieſen,

Achmed,« ſagte der Sultan im Kriegsrathe, »und ich ernenne Dich zum Danke dafür zum Paſcha des Bezirks, den Du uns durch Deine Liſt erobert haſt. Da der Großvezier mir nicht minder wie Deine Handlungen für Deine Treue, Deine großen Fähigkeiten und insbeſondere Deine angeborene Verſchlagenheit gegen Mahomeds Feinde Bürgſchaft leiſtet, ſo ſtelle ich Dir auch eine Bitte und die Wahl der Stellung frei, in welcher Du dem Reiche in der jetzigen Kriegsnoth dienen willſt.«

»Sonne der Gläubigen,« verſetzte ich, mich niederwerfend, »wiewohl mein Verſtand, wie ich weiß, minder ausgebildet iſt, als er unverdient gerühmt wird, und mein Glück eher eine Belohnung des Himmels für meinen tugendhaften Willen zu ſein ſcheint, als ein erworbenes Verdienſt, ſo halte ich mich doch durch das Schickſal berufen, der Führer jener Schaaren in dem Kriege gegen die Feinde zu bleiben, welche ich dem Heere des Propheten zugeführt.«

»Für einen Mann von zwanzig Jahren forderſt Du ſehr kühn,« ſagte der Großvezier, »und ich hoffe, daß der geheiligte Wille, den Du anflehſt, die Entſcheidung über Dein Begehren mir überlaſſen wird, denn wiewohl Du uns große Proben Deiner Fähigkeiten und Deines Muthes gegeben haſt, ſo dürfte doch ſelbſt die Achtung, welche wir vor Deinem Werthe haben, uns zu der Bedenklichkeit beſtimmen, ob wir einem ſo jungen und begabten Krieger eine [redacted]

anvertrauen ſollen, in welcher das Reich Gefahr läuft, ſeine Dienſte zu verlieren.«

„Ich begriff wenig von den Urſachen dieſer Bedenklichkeit, ward aber durch einen gnädigen Wink des Sultans belehrt, daß ich mich darein zu fügen hätte, ich nahm hierauf einen der Ehrenplätze ein, und blieb Zeuge des wichtigen Kriegsrathes, in welchem der Krieg gegen die Ungläubigen beſchloſſen wurde. Obwohl es meine Pflicht war, an dieſem großen Staatsgeſchäft einen lebhaften Antheil zu nehmen, ſo wurde derſelbe durch gewaltige Erinnerungen doch ſehr geſchmälert, welche meine Seele bewegten. Unter den Anweſenden befand ſich nämlich der Dragoman der Pforte, der Vater Helenens. Er überſetzte die Aeußerungen und Antworten des feindlichen Miniſters und machte ſich dadurch ſehr bemerklich.

„Ich ſuchte in ſeinen Mienen das Schickſal und die Geſinnung ſeiner ſchönen Tochter zu ergründen, konnte aber in ſeinem ausdrucksloſen Geberdenſpiel kaum eine Spur von ſeinen eigenen Geſinnungen entdecken. Bis zu dem verhängnißvollen Augenblicke, da der Großvezier mit erhobener Stimme erklärte, der Krieg ſei beſchloſſen, blieb meine Aufmerkſamkeit zwiſchen den Schickſalen der Menſchheit und den Erinnerungen an die ſeligen Augenblicke in des Popen Athanaſius Hauſe am Tendur getheilt. Vergebens machte ich es meinem Herzen zum Vorwurf, daß es ſich mit den Spielen meiner Kindheit in einem Augenblicke beſchäftigte, da

das Schickſal mehrerer Völker entſchieden wurde, es kehrte immer wieder von der phylantropiſchen Betrachtung meines beſſeren Theils auf den Tendur in Pera zurück.

„Die Nachricht von dem Beſchluß des Divans brachte in Conſtantinopel eine große Aufregung hervor. Viele mißbilligten es laut, daß ſich der Sultan von dem Großvezier ſo ſehr beherrſchen laſſe, das Schickſal der Pforte im Kriege gegen eine überlegene Macht und ihre Verbündeten zu wagen. In der Vorſtadt Pera fand ſogar das Gerücht nicht geringen Beifall, daß die große Czarin Katharina das griechiſche Kaiſerreich wieder herzuſtellen denke.“

Hier unterbrach Madame Montepiacini den Erzähler:

„Ach erzählen Sie uns doch von den Liebesabenteuern dieſer Frau, ſtatt von ihrem Kaiſerreich.“

„Ich war nicht an ihrem Hofe,“ ſagte Haſſan, „aber ich weiß, daß ihre und meine politiſche Größe gleichen Urſprung hatten — die Liebe. Die Grundſätze der meiſten Menſchen werden von dieſer Leidenſchaft geſtaltet. Doch hören Sie, wie mich meine Liebe lohnte. Ich fand Muſtapha, der in großem Elende lebte. Seine Geſtalt war abgelebt, ſein Auge erloſchen und die geliebte Pfeife ſelten angezündet.

»Mein theurer Achmed,« ſagte er zu mir klein-laut, »meine Liebe zu Dir hat mich in große[illegible]

geſtürzt. Du warſt kaum zwei Jahre von Stambul abweſend, als Ibrahim zu mir kam und Erkundigungen über Helenen einzog, indem er Aufträge an ſie von Dir zu haben vorſchützte. Ich gab ihm Beſcheid, denn ich zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit ſeiner Worte, allein bald beobachtete ich mit Mißvergnügen, daß er ſich mehr um Helenens Gunſt bewerbe, als es für den Freund ihres Liebhabers ſchicklich war. Erkundigungen, die ich im Hauſe des Notaras einzog, beſtärkten meinen Argwohn. Ich erdreiſtete mich daher eines Tages, als Helene wenige Augenblicke mit mir allein im Laden war, auf ihre ſeltſam fragenden Blicke zu antworten: Hüte Dich vor dem ſeltſam verkleideten Wolfe, der die Hürde Deines Herzens umſchleicht. Er denkt ein Lamm zu zerreißen und in ſeinem Felle durch Lügen Deine Zuneigung zu gewinnen. Ein Blick des frohen Einverſtändniſſes und ein lebhafter Händedruck ſagten mir, daß ſie mich wohl begriffen habe und mein Verdacht gegründet ſei.

»Ich freute mich des gethanen Werkes, aber bald ſollte ich Urſache finden, es zu beweinen. Durch irgend eine Unvorſichtigkeit Helenens erhielt Ibrahim Kenntniß von meiner Warnung. Er kam bald in meinen Beſeſtan geritten, zerſchlug mit einem Säbelhiebe meine koſtbarſten Luxuswaaren und ſchrie zornig: »»Thier von einem Krämer, Du complottirſt mit einem Hunde, den mein Vater auf der Straße gefunden,

gegen mich, aber Du ſollſt es bereuen, mich beleidigt zu haben.««

»In der nächſten Nacht machte er ſeine Drohung wahr. Ein Haufe bewaffneter Janitſcharen erbrach meinen Beſeſtan, plünderte ihn rein aus und vernichtete was ſie nicht fortbringen konnten. In weniger als einer Stunde war mein ganzer Reichthum, die Frucht der Mühſeligkeiten eines ganzen Lebens, vernichtet und ihr Beſitzer zum Bettler gemacht. Meine Beſchwerden waren fruchtlos, da ſich kein Zeuge finden ließ, der es gewagt hätte, den Sohn des allmächtigen Großveziers anzuklagen. Mein Verluſt war zu groß, als daß ich hätte Entſchädigung erwarten können. So verſank ich in die bitterſte Armuth und friſtete mein Leben nur von geheimen Wohlthaten Helenens, die ſeither dringend nach Dir geforſcht hat. Da ich Dir jedoch das Verſprechen gegeben habe, Nichts von Deinen Schickſalen verlauten zu laſſen, bis Du es ſelbſt für gut finden würdeſt, Dich zu entdecken, ſo konnte ich ihr wenig Aufſchluß geben. Wenn daher auch Nichts zu Deinen Gunſten geſchehen iſt, ſo vermuthe ich doch, daß Du die Verhältniſſe im Hauſe des Notaras ſo günſtig finden wirſt, als Du immer erwarten kannſt. Helene iſt inzwiſchen zu großer Schönheit herangewachſen, und hat, wie ich glaube, Andreas weniger vergeſſen, als Du ſie.«

»So iſt es denn wahr,« rief ich ſchmerzlich aus, als er ſeine Erzählung beendigt, »daß die Liebe zu

mir Jeden in's Verderben ſtürzt. Kaum habe ich den Muth, in der ſo lange verkannten Engelsſeele Helenens die Liebe zu mir zu nähren. Gewiß, ich will ſie nicht wieder ſehen, und allein mein unglückliches Fatum ertragen.«

»Und wird dann Helene weniger durch Dich unglücklich ſein?« ſagte Muſtapha. »Sie liebt Dich noch immer, und ich fürchte, ſie wird nicht aufhören es zu thun bis an ihr Ende. Denn ſie hat einen ſo beharrlichen Sinn, daß ſelbſt ihr eiſerner Vater Nichts über ſie vermag. So iſt gewiß, daß ſie alle Pläne deſſelben, ſie zu verheirathen, vereitelt und ſich in eine klöſterliche Einſamkeit zurückgezogen hat. Sie zeigt ſich entſchloſſen, eine Braut Chriſti zu werden, aber ich hoffe, daß Du ſie auf andere Gedanken bringen wirſt, denn ihre Frömmigkeit ſcheint mir aus der Liebe zu Dir erwachſen zu ſein. Es wird Dir leicht werden ſie zu ſehen und zu bekehren, denn ſeit Deinem plötzlichen Verſchwinden ſcheint ſie an den Hexenkünſten Deiner Mutter großen Geſchmack zu finden. Sie beſucht ſie häufig, ohne alle Begleitung, in einer Verkleidung, die ſie unkenntlich macht. Beide ſcheinen zu ahnen oder zu wiſſen, daß Du noch am Leben biſt, denn ſie beſtürmten mich unaufhörlich mit Nachforſchungen, da ihnen die Lügen Ibrahims keinen Aufſchluß gegeben haben. Deine Mutter drang beſonders in mich und behauptete aus dem Kaffeeorakel Dein ganzes Schickſal erforſcht zu haben. »»Wenn das iſt,««

ſagte ich, »»ſo weißt Du mehr als ich und bedarfſt meiner nicht.«« Als ſie ſich aber nicht zufrieden ſtellen ließ, ſagte ich zu ihr unwirſch: »»Weib, Du haſt Dein Kind getödtet. Lebt es noch körperlich, ſo verdienſt Du nicht es zu wiſſen, lebt es nicht, dann hat die heilige Euphemia geholfen. Du begehrſt nicht in Liebe nach Deinem Sohne, und wirſt daher nicht mehr über ihn erfahren, als Du ſchon weißt.«« Seitdem hat ſie mich mit Nachforſchungen verſchont.«

„Meine Thränen floſſen reichlich bei dieſer Erzählung. Ich ließ mich ohne Mühe überzeugen, daß ich Helenen nicht fern bleiben dürfe, nachdem mir ihre Seele ſtets ſo nahe geweſen. Meine Leidenſchaft für ſie erwachte von Neuem, und ward nicht wenig genährt durch die Vorſtellung von ihren ausgebildeten Reizen. Auch für meine Mutter fühlte ich noch kindliche Zuneigung, und ſo war ich denn bald entſchloſſen, den Rathſchlägen meines Freundes Folge zu leiſten.

„Meine erſte Sorge war jedoch, die Umſtände Muſtapha's dadurch zu verbeſſern, daß ich ihm die Hälfte meines erworbenen beträchtlichen Vermögens gab, und ihn in den Stand ſetzte, ſeinen Beſeſtan wieder aufzurichten. Nachdem ich dieſe Pflicht erfüllt hatte, dachte ich ernſtlich an die Gründung meines eigenen Glückes, welche ſo nahe und leicht ſchien. Ich ermangelte nicht die Herbeiführung aller günſtigen Verhältniſſe meinen Fähigkeiten allein und der Aufklärung meines Geiſtes zuzuſchreiben. Mein Lebensplan ſchien vollkommen

gelungen, mein Glück auf immer geſichert. »Helene liebt mich,« ſagte ich zu mir, »und der Notaras wird ſich freuen, ſeine Tochter einem angeſehenen Muſelmann zum Weibe zu geben, der feſt entſchloſſen iſt, nur eine Frau zu nehmen und dieſer bis an ſein Ende treu zu bleiben. Ich habe Alles ſehr ſcharfſinnig berechnet und mit Kraft ausgeführt, der Lohn meiner Thaten winkt als eine Paradieſesfrucht auf dem Baume meines Lebens. Ich darf ſie nur pflücken und glücklich ſein. Wie heilbringend iſt es, über die Vorurtheile und Irrthümer der Menſchen erhaben zu ſein! Nur die Aufklärung führt zur wahren Glückſeligkeit. Wäre ich ein abergläubiger Chriſt geblieben, ſo könnte ich noch für Muſtapha Briefe ſchreiben und Botengänge in der Vorſtadt Pera verrichten. Klebte ich an den Vorurtheilen der Muſelmänner, ſo wäre mir es ſchwerlich gelungen, die Rebellen zu beſchwichtigen. Mein Leben iſt gottgefällig, denn ich thue nur Gutes. Mein Glück iſt gewiß.«

„Während meines beſcheidenen Selbſtgeſpräches näherte ich mich im Abenddunkel der Wohnung meiner verlaſſenen Mutter. Geräuſchlos und zögernd trat ich in die Thüre und öffnete ſie behutſam, um nicht plötzlich die gute Frau in etwaigen frommen Betrachtungen zu ſtören. Sie nahm den ſo ſpäten Beſuch ziemlich unwirſch auf, als ſie aber einen Mann in der Tracht eines vornehmen Türken erblickte, beſänftigte ihre Stimme ſich zu einer höflichen Anfrage: wer ich ſei

und was ich von einem armen Griechenweibe in ſo ſpäter Stunde wolle. Ich betrachtete ſie lange regungslos und vermochte keinen Laut hervorzubringen vor Rührung. Ich fand ihre Geſtalt noch beleibter als vordem, allein eine krankhafte Aufgedunſenheit des Geſichts und die faſt lebloſen Augen ſagten mir, daß ſie ſich allmälig ihrem Lebensende nahe. Der erquickende Sonnenſtrahl der Liebe war ihr fern geblieben, und ihr aller elektriſchen Wärme ermangelnder Körper ſchien ſich in Erde auflöſen zu wollen.

»Was betrachteſt Du mich ſo ſtarr, Herr!« fuhr ſie nach einer Pauſe zu fragen fort. »Faſt wird mir Dein ſcharfer Blick unheimlich, denn er erinnert mich an einen Todten.«

»Sei unbeſorgt, Weib,« ſagte ich, »Du haſt von mir Nichts zu fürchten. Ich habe gehört, daß Du im Wahrſagen untrüglich biſt, und da ich in den Krieg ziehe, ſo wünſchte ich zu wiſſen, welches Schickſal meiner harrt.«

»Herr,« erwiderte meine unveränderte Mutter, »wenn Du ebenſo gut bezahlſt als ſchmeichelſt, ſo will ich Dir haarſcharf aus der Verſchränkung der Linien Deiner Hand künden, was Deiner wartet.«

„Ich legte ihr ſchweigend einen Beutel mit Piaſtern in den Schooß und ſtreckte ihr meine bebende Hand entgegen, um ſie die geheime Schrift, welche ſie ſehen wollte, entziffern zu laſſen. Sie betrachtete ſie aufmerkſam, nachdem ſie erſtaunt das Gewicht der

Börſe geprüft und dieſe ohne Bemerkung bei Seite geſchoben hatte, und ließ in abgebrochenen Sätzen die folgenden Ausſprüche vernehmen:

»Du biſt das Kind unglücklicher Eltern.«

»So iſt es.«

»Dein Vater ſtarb eines unnatürlichen Todes.«

»Du haſt es getroffen,« antwortete ich.

»Du ſiehſt, daß ich Deine Vergangenheit ſo genau kenne, als die meines eigenen Kindes —«

„Schon glaubte ich mich erkannt, aber meine Mutter fuhr fort gleichgiltig meine Hand zu betrachten. Ich unterbrach ſie in ihren Betrachtungen durch die Frage: Ob ſie wohl einen Sohn beſitze?

»Ja,« ſagte ſie, »Gott hat mich mit einem Kinde geſtraft, welches viel Unheil über mich gebracht hat. Es geht auf ſchlimmen Wegen, und ich habe erſt geſtern im Kaffee geleſen, daß es ſein Unſtern wieder in mein Haus bringen wird.«

»Ohne Zweifel wird es Dir willkommen ſein, nach langer Trennung es wieder zu ſehen, denn man liebt am meiſten die verirrten Schafe.«

»Wer ſagt Dir denn, Herr, daß wir lange von einander getrennt ſind?« fuhr meine Mutter auf mich los, »ein ungerathenes Kind kann das Herz einer Mutter nicht erfreuen, der geſegnete Leib, der ein verfluchtes Kind trägt, ſucht ſeiner Bürde los zu werden und freut ſich der ewigen Trennung. Eher wird ſich der Himmel mit der Hölle vermählen, als daß mein

Mutterherz ſich zu dem Herzen meines Kindes findet. Wiſſe, Fremdling, ich habe einen Vampyr geboren, deſſen Liebe tödtet.«

„Ich ſchwieg und ſeufzte. »Alſo hat die Zeit ihren Wahnſinn nicht geheilt,« dachte ich, »und ich habe keine Hoffnung, dieſer herzloſen Mutter Beiſtand durch ein anderes Mittel zu gewinnen, als durch einen gottloſen Eigennutz.«

„Während ich nachſann, auf welche Art ich dieſen in Bewegung ſetzen müſſe, um meine unnatürliche Mutter zu bewegen, mir zur Erwerbung Helenens behilflich zu ſein, fuhr ſie in ihren Unterſuchungen meiner Handlinien fort. »Dein Schickſal, Herr, iſt ſeltſam verwickelt. Viele Gefahren durchkreuzen Deine Lebenslinie, Ruhm und Glück begegnen ihr ebenſo oft, als Schande und Unglück. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo wirſt Du, wie es bei Deinem blutigen Handwerk möglich iſt, Viele unglücklich machen und ſelbſt — —«

„Sie ſtockte plötzlich. Mochte ihr meine innere Bewegung aufgefallen ſein und meine ungeſchickten Fragen ſie auf die Spur gebracht haben, oder ſagte es ihr wirklich die geheime Kunſt, deren ſie ſich rühmte, genug, ſie ſchien vom plötzlichen Schreck erfaßt, und ſchrie mit einer Stimme, welche noch in der Sterbeſtunde in meinen Ohren gellen wird: »Unglücklicher, Du biſt mein Sohn und haſt Deinen Gott verleugnet!«

»Und wenn ich es bin, Mutter,« ſagte ich, indem

ich ihre Hände in wildem Unmuth ergriff und feſthielt, »wenn ich es bin, fürchteſt Du nicht den Geiſt Deines Vaters und die Rache des Himmels durch Deinen unnatürlichen Haß gegen mich heraufzubeſchwören? Die Art, wie Du Dein einziges Kind nach langer Trennung im väterlichen Hauſe wieder aufnimmſt, glaube mir, ſie entfeſſelt Geiſter der Hölle und ſchreit zum Himmel wie Vatermord!«

„Dieſe Worte, in der erſten Aufwallung des Zornes geſprochen, die abergläubigen Vorſtellungen, welche ſich in meiner Mutter erweckten und meine blitzenden Blicke, wirkten auf ſie ſo heftig, daß ſie zu zittern begann und ſtammelnd mein Aufbrauſen zu beſchwichtigen ſuchte.

»Willſt Du Deiner Mutter fluchen, Andreas?« ſagte ſie mit ſanfterer, bittender Stimme, »ſie iſt unglücklich genug, daß ſie in ihren alten Tagen ſo verlaſſen und verachtet leben muß, wie eine alte Eule, während Du in Pracht und Wohlleben ſchwelgſt.«

„Schon hatten mich meine Worte gereut, — ich fand mich gedrungen, den Wahnſinn der Unglücklichen zu bemitleiden und ihren Haß, die Folge von Vorurtheilen, nicht zu vergelten. Meinen freundlichen Vorſtellungen und beſonders meiner Frömmigkeit gelang es, ihren Abſcheu vor dem Renegaten zu mildern und einigem Wohlwollen für mich Bahn zu machen. Doch gab ſie ſich ihren beſſeren Gefühlen nur mit der äußerſten Vorſicht hin, um nicht dem traurigen Schickſale

Derjenigen zu verfallen, welche mich liebten. Der Ruf von dem Glücke Achmeds, als welcher ich mich zu erkennen gab, trug nicht wenig dazu bei, ihre Stimmung zu verbeſſern.

„Es entſpann ſich eine trockene Unterhaltung zwiſchen uns, durch welche ich erfuhr, daß Helene ſich meiner oft in Liebe erinnere, daß ihr Ibrahim den Blumenſtrauß gewaltſam entriſſen und ihr keine Nachricht von mir gebracht habe. Er ſelbſt ſei heftig in ſie entbrannt, und habe Liſt, Drohung und Verſprechungen angewandt, um ihre Gegenliebe zu gewinnen, aber nur Verachtung davongetragen. Ueber mein Schickſal befinde ſich Helene in völliger Ungewißheit, doch habe ſie oft die Beſorgniß geäußert, daß ich Muſelmann geworden und mit dem elternloſen Knaben identiſch ſei, der Ibrahims Leben gerettet und dafür des Großveziers Gunſt gewonnen habe. Dieſe Befürchtung habe ſie niemals geäußert, ohne Thränen zu vergießen. Alle dieſe Nachrichten ſteigerten meine Begierde Helenen zu ſehen. Obwohl meine Mutter mich dringend ermahnte, in den Schooß der wahren Kirche zurückzukehren, gelang es mir doch, ihr die Luſt, ſolche Rathſchläge zu wiederholen, zu benehmen. Ich ſtellte ihr vor, wie mein und ihr zeitliches Glück von meinem Verharren bei Mahomeds Geſetzen abhänge, daß ihr eigenes Seelenheil dadurch nicht gefährdet ſei, und mein Schickſal um ſo weniger einen nachtheiligen Einfluß auf das ihrige ausüben könne, je verſchiedener

unſere religiöſen Begriffe ſeien. Dies ſchien ihr vollkommen einzuleuchten, denn ſie erklärte ſich ſofort für bereitwillig, allen meinen Wünſchen zu dienen, wenn anders ihr Gewiſſen es ihr erlaube und ihr Anſpruch auf die ewige Seligkeit dadurch nicht erlöſche. Die Ausſicht auf den Mitgenuß meiner Reichthümer verſetzte ſie ſogar in eine heitere zärtliche Stimmung.

»Sieh, Andreas,« ſprach ſie vertraulich, »ich liebe Dich nicht wie andere Mütter ihre Kinder, denn Du biſt nur das Kind meines Fleiſches, aber nicht das meiner Seele. Allein ich bete täglich für Dich zum Himmel, daß er Dich aus den Klauen der Hölle errette, wenn dies anders geſchehen kann, ohne mich in's ewige Verderbniß zu ſtürzen.«

„Nach dieſem aufrichtigen Geſtändniß beeilte ſie ſich mir einen Beweis zu geben, daß ſie geneigt ſei, mein zeitliches Wohlergehen zu befördern, indem ſie ſich erbot, mir zu einer Zuſammenkunft mit Helenen zu verhelfen. Sie beſtimmte mir eine Stunde des nächſten Tages, wo mein Liebchen ſich bei ihr einfinden ſollte.«

Fünftes Kapitel.

Sollen wir uns weitläufig darüber auslaſſen, wie es Haſſan Abdyl gelungen, durch den Reiz ſeiner Abenteuer und ſeine Sophiſterei, womit er ſeinen Glaubenswechſel beſchönigte, allmälig die Grundſätze aller

ſeiner Hörerinnen zu erſchüttern? Es würde ermüden. Aber Madame Lahire war gewappnet mit einem Panzer von feſten Ueberzeugungen gegen die Verführungskünſte dieſes Conſtantinopolitaners. Indeſſen dauerte der Krieg gegen ihre Tugend fort. Haſſan Abdyl ſuchte ihr durch die ſchlaueſte und gewandteſte Dialektik zu beweiſen, daß die Vielweiberei des Orients beſſer ſei, als das Verhältniß der Geſchlechter im Occidente. Aber Madame Lahire — welche ihr Gemahl verlaſſen hatte, um eine ſchöne Tänzerin von Wien zu entführen, blieb hartnäckig dabei, zu behaupten, daß ohne gegenſeitige Treue keine Liebe und Achtung möglich ſei. Haſſan Abdyl verfocht das Gegentheil und behauptete, daß niemals ein europäiſches Weib den getreueſten aller Gatten — der folglich ihr Sclave wäre — ſo achte, wie es die Türkinnen zu thun gewohnt ſeien. Madame Lahire behauptete dagegen, daß, wenn dies der Fall ſei, die Türken dies nicht ihrem Werthe, ſondern der Peitſche zu danken hätten, womit die Frauen immer bedroht wären. Haſſan Abdyl ſtellte dies in Abrede. Er ging ſo weit zu behaupten, die Europäerinnen würden alle Gott danken, wenn ſie von ihren Männern zuweilen geſchlagen würden, wenn man für ihr Wohl ſo liebreich ſorgte, wie die Türken es zu thun pflegen.

So wurde hin und her geſtritten und das Ende jeder Disputation war das gewöhnliche aller Disputationen — ſowohl unter den Frauen als

Männern, in den Zeitungen und auf den Tribünen — daß beide Theile bei ihrer Meinung blieben. Die Abneigung der Frau von Lahire erreichte, wenn er ihr widerſprach, allmälig einen ſo hohen Grad, daß ſie ihn erboſt und verwirrt, wie ſie am Schluß jeder Debatte war, mit ihren kleinen Händen ſchlug! — eine Strafe, welche der Türke auf ſeinen breiten Rücken nahm, ohne im Mindeſten zornig zu werden. Die übrigen Damen ärgerten ſich nicht wenig über ſeine Gelaſſenheit. „Dieſe Lahire," ſagten ſie, „treibt es doch gar zu arg mit ihrem Männerhaß. Wir verabſcheuen insgeheim dieſen Barbaren ſo gut wie ſie und wiſſen ſo gut wie ſie, was wir unſeren Grundſätzen ſchuldig ſind. Aber den Geſandten des Großherrn, mit dem großen Niſchman Tiſterdar (die Damen ſprachen nicht geläufig türkiſch) auf der Bruſt, mit Fäuſten zu ſchlagen, das iſt doch unzart. Und ſie ſchlägt noch dazu aus Leibeskräften. Wie er ſich nur das gefallen laſſen kann?"

Haſſan Abdyl aber fuhr gelaſſen und immer in ſeiner ſchwermüthigen Weiſe fort zu erzählen:

„Helene ſtand im Rufe der reizendſten Griechin in Stambul. Ich hatte die Gewalt ihrer Schönheit empfunden und zitterte, einen Gegenſtand ſo allgemeiner Sehnſucht zu verlieren. Die Pein meiner Ungeduld war ſo groß, daß ich nirgends Ruhe fand. Der kleinſte Aufſchub der Zuſammenkunft, der über mein Lebensglück entſcheiden ſollte, ängſtigte meine Einbildungs-

kraft durch erträumte Gefahren. Ich hätte allen meinen Ruhm hingegeben, wäre ſie minder ſchön geweſen. Die treue Anhänglichkeit ihrer Seele an den armen Andreas ſchien mir höchſt zweifelhaft, ſeitdem ich mich überzeugt, wie ſie ſo viele Leidenſchaften erweckt habe, wie Niemand ihr nahen könne, ohne von dem Wunder ihrer herrlichen Geſtalt tief ergriffen zu ſein. Wie umgewandelt war ich ſelbſt durch ſie, unähnlich war die Liebe des Mannes der Liebe des Knaben; wie unvergleichlich der mächtige Aufſchwung meines Gefühls mit der ſchwachen Tändelei meines kindlichen Gemüthes! Damals liebten wir uns, wie Engel ſich lieben, fromm und uneigennützig, jetzt rang mein heißer Wunſch nach ihrem Beſitz, nach ihrem ausſchließlichen Beſitz. Den Lüften mißgönnte ich ihre Berührung, die Augen waren mir verhaßt, die ſie ſahen, die Erde, die ihr Fuß berührte, ward von mir beneidet. Jetzt begriff ich die orientaliſche Sitte, welche die Frauen zu ewiger Gefangenſchaft verdammt. Ich wünſchte, daß kein Hauch ſie berühre, als der meinige, kein Blick ihr begegne, als der meiner Augen, kein Ton an ihre Ohren ſchlage, als der Laut meiner Stimme. So wünſchte ich, daß ſie nur allein von meiner Liebe umfangen ſei, daß alle ihre Empfindung in Liebe aufgehe, daß ſie Nichts vernehme, als Schmeichelworte meiner Leidenſchaft, Nichts fühle, als meinen brennenden Kuß, daß ihr Herz nur an dem meinigen ſchlage, ihre Wange an meinen Lippen glühe. Im

tiefſten Erdenſchooß wünſchte ich mich mit ihr verſchlungen, um in dem Geheimniß eines Schachtes ohne Eiferſucht mich ihres Beſitzes zu freuen.

„Die verhängnißvolle Stunde nahte mit träger Langſamkeit, und ich harrte ihrer im Hauſe meiner Mutter in unbeſchreiblicher Ergriffenheit.

„Helene hatte ihren Beſuch zugeſagt, um die Nachrichten zu vernehmen, die ihr meine Mutter von dem wiedergefundenen Andreas verſprochen hatte. In der Tracht einer vornehmen Perotin, tief verſchleiert und von einer Matrone begleitet, die ſie an der Thüre des Hauſes entließ, erſchien Helene. Sie war zu einer hohen ſtolzen Geſtalt emporgewachſen, und ihre Haltung war ſo würdevoll als anmuthig.

„Ich zitterte wie ein Feigling in der Schlacht, ſie ſchlug den Schleier zurück, ſah mich ſtaunend an, eine tiefe Röthe überflog ihr blaſſes Geſicht. Einen Schritt trat ſie äußerſt bewegt mir näher, dann ſchlug ſie die Hände zuſammen, preßte ſie gefaltet mit heftiger Bewegung an die Bruſt, und rief mit von Freude und Inbrunſt gebrochener Stimme: »Andreas!«

„Sie hatte mich ſchneller erkannt als meine Mutter. Ich ſtürzte ſchluchzend auf ſie zu, umfing ſie mit kühner Gewalt, drückte einen brennenden Kuß auf ihre Lippen und fühlte ihn heiß erwidert. Aber noch hingen meine Lippen an ihrem Munde, als die ihrigen erkalteten, ihre Kniee brachen und die ganze herrliche

Geſtalt wie eine gebrochene Roſe in meinen Armen zurückſank. Todtenbläſſe überzog ihr Geſicht, ein Thränenſtrom trat aus ihren Augen, und mit dem Ausdruck von Abſcheu drängte ſie mit den Alabaſterhänden den verhaßten Turban von ſich, der ſich in unſere Umarmung gemengt, wie ein höhniſcher Dämon die Freude des Wiederſehens zerſtörend. Zu ſpät ſchleuderte ich ihn von mir, und ließ meine darin verborgenen Locken, das einzige Zeichen meiner chriſtlichen Abſtammung, deſſen ich mich nie entledigt, über das Haupt wallen — die Seligkeit des Augenblicks war dahin.

„Als ich auf ſo ausdrucksvolle Weiſe meine jetzige Größe von Helenen verſchmäht ſah, ſtiegen in mir bange Zweifel auf, ob es mir, wie ich es vorausgeſetzt, leicht gelingen würde, die Vorurtheile Helenens gegen meinen Glaubenswechſel zu zerſtreuen. Indeſſen hatte ich Grund zu der beſten Hoffnung, denn von der aufgeklärten Tochter eines Notaras, der, ein eifriger Diener des Sultans, niemals im Rufe religiöſer Bedenkſamkeit geſtanden, ließ ſich erwarten, daß ſie ſich durch Vernunftgründe und meinen hochgeehrten Rang bewegen laſſen werde, nicht ſo ſtreng auf alte Glaubensregeln zu halten, die den Wünſchen ihres Herzens Hinderniſſe in den Weg legen. Bei näherer Erwägung ihrer Lage ſchien mir das ſo ausgemacht, daß ich mich gekränkt fühlte, und die Urſache dieſer Beleidigung in anderen Gefühlen ſuchte, als die mit der Religion in

Verbindung ſtehen. »Helene,« ſagte ich nicht ohne Vorwurf, »was bedeutet dieſe Kränkung, habe ich mich in Deinem Herzen geirrt?«

„Sie antwortete nicht und rang verzweiflungsvoll die Hände. Schluchzen erſtickte ihre Stimme und lange verharrte ſie in großer Faſſungsloſigkeit. Ich kniete vernichtet von Scham, Kränkung und Liebe zu ihren Füßen; meine Mutter blieb eine theilnahmloſe Zeugin des Auftrittes.

„Als ich ſie um ihre Fürſprache bat, antwortete ſie leiſe: »Wenn Jemand ſie beruhigen kann, ſo biſt Du es ſelbſt. Ich waſche meine Hände, und miſche mich nicht in Händel, wobei das Seelenheil gefährdet werden kann.« Endlich faßte ſich Helene, um Worte zu ſprechen, die wie Dolche in meine Bruſt drangen.

»So iſt es denn gewiß,« ſagte ſie ſchmerzlich, »gewiß, was ich längſt geahnt und niemals geglaubt. Du biſt jener Achmed, der den Glauben ſeiner Väter abgeſchworen, um irdiſche Glücksgüter zu erringen?«

»Du haſt es geſagt, Helene,« erwiderte ich bitter und leidenſchaftlich, »ich bin Achmed, der Günſtling des Großveziers, hochgeehrt von dem Großherrn, dem auch Dein Vater dient, und habe den Glauben meiner Väter abgeſchworen, um ein irdiſch Gut zu gewinnen, das mir koſtbarer dünkt, als die Seligkeiten des Himmels — um Dich, Helene.«

„Als ich ſo ſprach und ihre Hand ergriff, entzog

ſie mir dieſelbe, erhob ſich ſtolz von ihrem Sitze und ſprach im Tone der Entrüſtung:

»Wie, Achmed!« ſagte ſie, »Du konnteſt hoffen, daß ich das Weib eines Renegaten werden möchte? Wäre es Ehre für mich, in dem Harem eines vornehmen Türken das Herz eines grauſamen Gebieters mit georgiſchen Sclavinnen zu theilen, gewiß, ich würde es vorgezogen haben, Ibrahims Bewerbungen nachzugeben, als die Buhlerin eines Mannes zu werden, der ſeinen angeborenen Glauben abthut wie ein verächtliches Kleid.«

„Schwer betroffen richtete ich mich von der Erde auf. Wild kämpften Stolz und Liebe in meinem kochenden Herzen, — eine lange Pauſe war nicht hinreichend, um Athem und Gedanken zu ſammeln für eine Entgegnung. Indeſſen fuhr Helene in milderem Tone mit ſchmerzlicher Innigkeit fort, durch ihre Reden mein Herz zu zerfleiſchen.

»Unglücklicher Betrogener! Du glaubſt die Tochter des Notaras leicht durch Glaubenswechſel zu gewinnen, und ich geſtehe, daß ſowohl meine ſündhaften Neigungen, als die Meinungen meines Vaters und meine Erziehung von der Art geweſen ſind, um mich im Glauben ſchwach zu machen. Aber der Himmel hat ſich meiner verlaſſenen Seele angenommen, und die Lehren des frommen Athanaſius, die Du ſo[redacted] wie Deine früheren Vorſätze vergaßeſt, [redacted]

gen in mir, und der Kummer hat meinen Geiſt geſtärkt, wie das Feuer den Stahl.«

»Und welcher Art war der Kummer? wenn ich ein Recht habe, Dich darum zu fragen,« ſagte ich.

»Ich glaube nicht,« erwiderte ſie ſtockend, »daß es Dir jetzt noch frommen kann, es zu erfahren. Der Himmel hat die Gemüther verſchieden gebildet, oft derſelbe Grund, der ein ſchwaches zum Verbrechen treibt, der ſtärkt das andere zur Tugend und Frömmigkeit; zwar bin ich ein ſündlich ſchwaches Weib; aber mein Wille iſt ſtark, Gott ähnlich zu werden.

»Wir müſſen uns trennen, Andreas, denn unſere Wege führen in entgegengeſetzte Fernen. Ich habe Dir Nichts zu bieten als mein heißes Gebet, das täglich für Dich zum Himmel ſteigen wird.«

„Meine Leidenſchaft ließ es nicht zu, den Sinn dieſer Worte richtig faſſen zu können; raſende Vorſätze ſprühten in meinem Gehirn, Wahnwitz verwirrte meine Gedanken. Ich ſchlug mich mit geballter Fauſt vor die Stirn und geberdete mich gleich einem Wahnſinnigen. Die ruhige Entſchloſſenheit, mit welcher Helene ſprach, zerſtörte meine Hoffnung und die Gewalt meiner Beredtſamkeit. Nur durch außerordentliche Handlungen war ihr Beſitz zu gewinnen, und ich war dazu geneigt.

»Helene,« ſagte ich mit dumpfer Stimme, »ich bin weder Chriſt noch Muſelmann. Beharrſt Du auf Deinen Vorurtheilen, ſo ſieh mich bereit, Dir den

Ruhm meines Lebens, meinen Reichthum, meine Ehre zum Opfer zu bringen, und um Dich zu gewinnen, das wieder zu werden, was ich einſt geweſen — ein armer verachteter Chriſt.

»Verſprich mit mir zu fliehen in das Frankenland, ſo ſieht die nächſte Sonne die Ausführung meines Vorſatzes. Du haſt Gewalt über mich, Helene, mein Arm iſt ſtark. Mein Herz Dein eigen. Wie Du es willſt, werde ich ſein, ein Held der Krämer, ein großmüthiger Beſchützer der Unſchuld und Bedrängtheit, oder ein Räuber. Nur verſtatte mir, daß ich Nichts anbete, als Gott und Dich.«

»Du ſprichſt im Wahnſinn,« ſagte Helene, »wiſſe, daß Du mich nicht gewinnen kannſt durch einen neuen Glaubenswechſel. Verläſſeſt Du die Fahne des Propheten, ohne von chriſtlicher Glaubenskraft und Reue durchdrungen zu ſein, ſo begehſt Du nur einen neuen Meineid, ohne den alten zu ſühnen, und Helenens Liebe wird Keinem zu Theil werden. Kehrſt Du aber reuigen Gemüths zu dem wahren Gott zurück, ſo muß die Größe Deines Verbrechens Dir unermeßlich ſein, und Dich beſtimmen, Dein ganzes Leben ſtrengen Bußwerken zu weihen.

»Glaube mir, nicht zu gering wird die Strafe für Dich ſein, welche die Pforte über Renegaten verhängt, die zu ihrem alten Glauben zurückkehren — an der Narrenkette in einem Spitale zu verſchmachten. Hätteſt Du Kraft, ein ſo grauſames Schickſal zu er-

tragen, ſo würde meine Seele ſich mit Dir vereinigen und mein Körper in der Abgeſchiedenheit eines Kloſters nur der Buße für Dich leben, bis der Tod uns zu einem unvergänglichen Leben vereinigt. Gehe hin und verſöhne Dich mit Gott, willſt Du meine keuſche Liebe gewinnen; vergiß mich auf immer, biſt Du auf ewig von ihm gewichen.«

„Dieſe mit Weihe geſprochenen Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich, aber mein ſtolzer Geiſt ſiegte über die hinreißende Gewalt der Schwärmerei. »Wie grauſam und hart biſt Du auf einmal geworden,« ſagte ich, »wie hat thörichter Fanatismus Deine Seele ſo verblendet, daß Du die ſchönſten Flammen, welche die Natur in uns anfacht, verachteſt! Welch ein böſer Geiſt hat die Klarheit Deiner Vernunft umnebelt? Dem Glauben meines Kindesalters ſoll ich mich wieder hingeben, weil eine fromme Laune Dein Gemüth krank gemacht hat! O, laß mich nicht glauben, daß dieſer Wahn unheilbar iſt, ſei barmherzig, erlöſche nicht den letzten Funken meiner Hoffnung durch Deinen abergläubiſchen Eigenſinn. Spiele nicht mit der Liebe eines Mannes, der ſeine ganze Seligkeit in Deinen Beſitz geſetzt. Nimmer kann ich von einem Weibe, ſo reich an allen Reizen der Schönheit und Jugend, glauben, daß ſie von der Geiſteskrankheit ſiecher Bettler befallen ſei.«

»Andreas, ich beweine Dich,« erwiderte die Unerbittliche gelaſſen, »Du ſprichſt in der Weiſe der

Unglücklichen, welche für ihr Verbrechen keine beſſere Entſchuldigung finden, als die angebliche Thorheit des Beſſeren. Wer die Schwachheiten ſeines Gemüths am wenigſten zu beherrſchen weiß, iſt ſtets am geneigteſten, ſeine Klugheit zu rühmen, die ihm deren Befriedigung geſtattet. Welcher Sünder ſuchte nicht die Thorheit der Tugend zu beweiſen, um ſich zu rechtfertigen. Jeder, deſſen Herz verdorben, prahlt gern mit ſeinem Verſtande, der unermüdet nach Troſtgründen für ein ſchlechtes Gewiſſen forſcht, deſſen Zweifel eine Täuſchung nach der andern ergreift und verwirft.

»Möge Dich Dein guter Genius vor dieſem Ende bewahren und zur Erkenntniß führen; mein Segen und mein Gebet begleiten Dich — lebe wohl!«

„Sie reichte mir ruhig die Hand zum Abſchiede, — ich bemerkte kaum, daß ſie heftig zittere, und ſah in ihrem Betragen nur die grauſame Kälte einer Treuloſen. »Du haſt mich nicht geliebt,« ſagte ich, »und Deine Frömmigkeit ſcheint mir nur eine Maske Deiner Treuloſigkeit.«

»Wenn es Dich lehren kann, meinen Verluſt gleichmüthig zu ertragen,« lautete ihre trockene Antwort, »ſo glaube dies immerhin — es wird nicht der gefährlichſte Deiner Irrthümer ſein. Treulos bin ich nicht, denn kein Gelübde bindet mich an Dich, und käme auch das unſchuldige Liebesverſtändniß, das zwiſchen uns geherrſcht, einem Gelübde gleich, ſo wäre

es durch Dich zerriſſen, denn alle meine Gelübde ſind der heiligen Jungfrau geweiht, die Du verleugneſt.«

»Gut denn,« endigte ich mit erzwungenem Stolze, »mein Herz wird ſich von Schwächen losreißen, die meine Mannheit verzehren. Lebe wohl, Helene, wir ſehen uns nie wieder.«

„Unſere Hände begegneten ſich, mein Geſicht blieb abgewendet, ſie aber näherte ſich leiſe meiner Stirne, machte mit kalten Fingern das Zeichen des Kreuzes darauf, küßte es und — ging tief erblichen der Thüre zu. Jeder ihrer Schritte belaſtete mein Herz mit neuem Gewicht, Todesangſt wechſelte in mir mit verzweifelten Entſchlüſſen, Mannesſtolz bannte mich an die Stelle. Endlich verließ mich alle Seelenkraft und alle Wildheit meines Blutes kam zum Ausbruch. Ich riß den Dolch aus meinem Gürtel, zückte ihn gegen meine Bruſt und rief der Grauſamen zu:

»Helene, noch einen Schritt und ich ſchwöre!«

»Halt ein mit Deinem Schwur, Unſinniger!« rief ſie mir entgegen, und kehrte mit langſamen Schritten zurück. Ihre Geſtalt richtete ſich ſtolz empor, ihre erloſchenen Augen glänzten wieder von dem Feuer der Begeiſterung, ihr Geſicht ſtrahlte in Verklärung. »Schwöre nicht, ehe Du meinen Schwur vernommen. Bei der heiligen Jungfrau, Deiner und meiner Seligkeit ſchwöre ich Dir, daß keine noch ſo ſchreckliche Drohung meinen Entſchluß erſchüttern, meinen Schritt hemmen wird. Stoße den Stahl in Deine Bruſt, wenn

Du nicht den Muth haſt, ihn in die meinige zu verſenken, die Dir danken würde für die Wohlthat Deines Zornes. Aber hoffe nicht einen Blick der Liebe aus meinen Augen. Ich bin eine große Verbrecherin, aber noch habe ich ſo viel Gotteskraft in mir, um den Selbſtmord eines Gottverlaſſenen ohne Mitleid zu ſehen, und ſeinem Blute mit Abſcheu zu entfliehen.«

„Der Dolch entfiel meinen Händen, ich ſank anbetend hin vor ſo unbegreiflicher Seelengewalt eines Weibes und verhüllte mein Angeſicht. Ein Strom von leidenſchaftlichen Thränen löſte den Starrkrampf meiner Verzweiflung in ſanfteren Schmerz auf, und erſchütterte die Kraft der Geliebten. Sie beugte ſich zu mir herab, und weinte heißen Liebesthau auf mein Haupt.

»Theurer Andreas,« lispelte ſie leiſe, »möge Deine Seele nie ahnen, was die meinige bewegt. Meine Kraft iſt nur der rettende Arm eines guten Engels, der mich von dem Abgrund des ewigen Verderbens zurückreißt.« Ein feuriger Kuß brannte auf meinen Lippen, und Helene war entſchwunden. Mir war als hätte ein Engel des Heils mich durch einen Weihekuß dem verlornen Himmel wiedergegeben.

„Des andern Tages erzählte ich meinem Freunde Muſtapha mein Abenteuer, und klagte ihm meine Liebesnoth. Er ſchüttelte lächelnd das Haupt, und hörte kaltblütig meine glühende Beſchreibung der Scene an. »Nichts natürlicher,« ſagte er, als ich geendet hatte,

»als das Benehmen Deines Liebchens. Aber wenn Du mir folgen willſt, ſo wendeſt Du gegen ſie ein Mittelchen an, das ſie gar bald in ein willfähriges Täubchen umwandeln wird. Ich kenne nichts Sonderbareres, als die abenteuerliche Grille der Chriſtenmädchen, ſich, wie ſie es nennen, ihrem Propheten zu vermählen, den Liebſten mit Redensarten abzuſpeiſen, und in dieſem Leben unglücklich zu werden, um jenſeits des Grabes deſto mehr in Paradieſes-Freuden zu ſchwelgen. Dieſe Grille iſt aber ſehr leicht zu heilen, und Du haſt Nichts zu thun, als Deinen Geiſt in das Myſterium des Islamismus recht einzuweihen, um den böſen Zauber mit einem Winke Deiner Augenwimper zu löſen.«

»Was meinſt Du?« fragte ich geſpannt, »hältſt Du es für möglich, die religiöſe Begeiſterung einer Chriſtin zu entkräften? Undenkbar! Glaube mir, ich habe alle Vernunftgründe angewendet, um ſie von ihrem Unrecht zu überzeugen, allein es iſt mir vollkommen mißlungen.«

»Vernunftgründe, Herr!« entgegnete Muſtapha, »Vernunftgründe, ſagſt Du? Welche Bedeutung hat dieſes Wort in gemeiner Sprache?«

»Vernunftgründe,« belehrte ich den Cannibalen, »ſind ſolche Vorſtellungen, welche ein vernünftiges Weſen auf dem Wege des Nachdenkens zur Erkenntniß einer Wahrheit führen ſollen.«

»Ich weiß nicht, ob ich Dich recht verſtehe,« ant-

wortete er gleichgiltig, »aber ſo viel ſcheint mir gewiß, daß Du ein ſehr unpaſſendes Mittel gewählt haſt, ein verliebtes und von einer ſeltenen Narrheit beſeſſenes Mädchen in Dein Lager zu bringen. Wären Dir die heiligen Lehren des Islams geläufiger, ſo würdeſt Du ſchwerlich auf eine ſo unbehilfliche Art verfallen ſein, den Willen eines Weibes Dir zu unterwerfen.«

»Wenn das iſt, Muſtapha,« erwiderte ich ungläubig, »ſo wirſt Du, der in der Religion Mahomeds erfahrener iſt, als ein Neuling wie ich, mir wohl jene weiſen Lehren des Korans nicht vorenthalten, welche mir zur Erwerbung Helenens behilflich ſein können.«

»Nicht alle Wahrheiten des Islamismus ſind im Koran enthalten,« behauptete Muſtapha, »viele der koſtbarſten haben ſich bei den Kindern des Propheten nur durch Ueberlieferung erhalten und durch ein gewiſſes Herkommen, das uns eine weit ſicherere Regel giebt, als die Kenntniß der heiligen Bücher, die nur von Wenigen verſtanden werden. Allein ich zweifle ſehr — wenn Deine Weisheit es erlaubt, Herr! — daß Deine Methode, durch Vernunftgründe eine Jungfrau zu erobern, dieſen hergebrachten Grundſätzen des wahren Heils angemeſſen iſt. Mit Gewißheit kann ich annehmen, daß niemals ein rechtgläubiger Paſcha von zwanzig Jahren, ein Günſtling des Großherrn, der ſo oft es ihm beliebt von den Reichthümern der Unterthanen ſeines Paſchaliks Beſitz nehmen kann, an der Meinungsverſchiedenheit einer ſchönen Griechin Anſtoß

gefunden hätte. Vielmehr ſind alle echten Kinder Mahomeds vollkommen überzeugt, daß ein Weib keine anderen Gedanken haben dürfe, als jene, welche in dem Hirn ihres Gebieters entſpringen. Allein ich fürchte, Herr, Du biſt noch immer von den alten Vorurtheilen Deines Glaubens zu ſehr befangen, um das weiſe Geſetz unſerer Gewohnheiten hinlänglich zu verehren.«

»Mein Freund!« antwortete ich ungeduldig, »Du wirſt ſehr wohl daran thun, mir ohne Umſchweife zu ſagen, was nach Deiner Meinung ein guter Muſelmann in meiner Lage thun ſoll, oder kann. Sei überzeugt, daß ich geneigter bin, als irgend Einer, das Gefährlichſte zu unternehmen, um Helenen zu gewinnen, wenn es anders mein Gewiſſen mir geſtattet.«

»Herr,« bedeutete mir der Lehrer des wahren Heils, »Du mußt ein Gewiſſen haben zärtlicher als ein Mewlewi, und ein Herz, haſenmüthiger als eine Schweſter Ibrahims, wenn es Dir gefährlich oder bedenklich ſcheinen kann, das mit Gewalt zu nehmen, von dem Helene ſelbſt bekennt, daß es Dein Eigenthum iſt, und das von Niemandem bewacht iſt, als von der Vaterliebe eines Mannes, der dieſe Helene mit großer Freude in der Gewalt eines vornehmen Muſelmannes ſehen wird, durch welchen ſich ſein Einfluß bei der Pforte befeſtigen und ſein Reichthum vermehren könnte. Bring' ihm ein entſchloſſenes Herz, eine Stirne, welche zugleich Drohungen und Verhei-

ßungen ausſpricht, und die Einkünfte eines halben Jahres von Deinem Paſchalik, und Helene iſt die Deinige.«

»Der Himmel bewahre mich vor einer ſo rohen Verrätherei an dem Vertrauen meiner Geliebten. Ich will ihren Beſitz nicht mit ihrer Seelenruhe erkaufen. Gewiſſensbiſſe würden ſie tödten, und ihre Seele würde mich vor dem Throne Gottes als Mörder anklagen.«

»Glorwürdiger Achmed,« entgegnete Muſtapha, »Du zeigſt offenbar durch Deine Reden, daß Du ebenſo wenig in der Liebe als in der Lehre des wahren Heils erfahren biſt. Möge das unnatürliche Mädchenherz verdorren, das ſich ein Gewiſſen daraus macht, den Mann ihres Herzens zu lieben. Ich bin ein alter Muſelmann, habe viele Weiber von allen Glaubensbekenntniſſen gekannt, wie Deine Mutter bezeugen kann, und leiſte Dir Bürgſchaft für das Gewiſſen Deiner Geliebten. Verſtändige Dich mit ihrem Vater, daß er ſeiner Tochter einen Schlaftrunk reiche, ſende dann Deine Diener in finſterer Nacht vermummt aus, um das junge Reh in ſeinem Lager zu überfallen, laſſe den geraubten Leib in ein Bad ſetzen, mit Wohlgerüchen ſalben, in prächtige Gewänder kleiden, und in dem reichen Harem eines Paſcha von hinſchmelzenden Tönen erwecken, und zeige Dich dann der Staunenden von Reiz umfangen mit der Glut eines Bräutigams; — und beim Barte des Propheten ſchwöre ich es, ihr Gewiſſen wird Dich nicht wieder beläſtigen.«

„Ich kann mir nicht das rühmliche Zeugniß geben, daß die Worte Muſtapha's den beabſichtigten Eindruck auf mich verfehlt hätten, — ſie entzügelten vielmehr alle meine Wünſche und vermehrten den Brand verzehrender Empfindungen in meinem Innern. Und in der That liegt eine Wahrheit in dieſen Anſichten. Die Stimme der Natur iſt eine ewige Offenbarung Gottes, welche immer den verkehrten Gedanken der Menſchen widerſpricht. Indeſſen vermochte ich ohne Zwang eine ſo große Gewalt über mich auszuüben, daß keine Geberde meine Gedanken verrieth, deren Offenbarung ich als eine Profanation der Heiligthümer meines Gemüthslebens ſcheute. Dadurch befeſtigte ſich der Ruf von meiner großen Verſchlagenheit, die der Sultan öffentlich im Divan gerühmt hatte, immer mehr, und man fürchtete mich ſchon, ehe man mich ehren gelernt hatte. Ich entfloh mit Abſcheu den Thoren und Böſewichtern, die mich mit Bewunderung verfolgten, und ſuchte die verborgenſten Stellen der Cypreſſenhaine auf, um ſtillen Lüften meine Leidenſchaft zu vertrauen. Allein je mehr dieſe mich von den Geſchäften meines Berufs entfernte, deſto größer war mein politiſcher Ruhm; denn während ich mit Seufzen an Helenen dachte, vermuthete man mich im geheimen Rathe der Veziere, verſunken in die geheimnißvollen Abgründe der auswärtigen Politik.. Ganz Stambul rühmte die wunderbaren Anlagen des jungen Renegaten Achmed, der an politiſcher Umſicht und Schlauheit

die weiſeſten Großbeamten des Sultans hinter ſich laſſe. Ich ward von dieſen beneidet und mit Mißgunſt angeſehen, ehe ich noch den kleinſten Faden dieſer kunſtreichen Gedanken entwirrt hatte.

„Der Großvezier allein ſchien ſchärfer zu ſehen, nachdem er über das Verfahren Ibrahims Erkundigungen eingezogen, ohne mich jedoch ſelbſt jemals darüber zu befragen, und mit mir einige perſönliche Zuſammenkünfte gehabt hatte. Nachdem er mich weniger mit wohlwollender Theilnahme als achtungsvollem Mißtrauen ausgeforſcht und den wahren Zuſammenhang der Ereigniſſe, welche mich zu ſo ungewöhnlichem Range erhoben, ermittelt hatte, ſchien er plötzlich eine ſehr geringe Meinung von meinen Talenten zu faſſen, denn er erklärte mir mit vielem Vertrauen, aber auf eine wenig ſchmeichelhafte Weiſe, wie er mich für gänzlich unbefähigt halte, den Oberbefehl über das albaneſiſche Corps zu führen, und ſeine väterliche Obſorge mir eine andere viel geringer ſcheinende Beſtimmung anweiſe, damit ich unter ſeiner unmittelbaren Obhut bei der Hauptarmee als Anführer der großherrlichen Spahis Lorbeeren ſammeln könne.

„Allein ganz Conſtantinopel behauptete, der Großvezier halte es für ſeinen eigenen Einfluß auf die Politik der Pforte gefahrbringend, einen ſo gewandten Geiſt wie der meinige aus den Augen zu laſſen. Ohnehin wegen Herbeiführung des Krieges gegen ihn eingenommen,

beſchuldigte ihn die öffentliche Stimme des Neides und der Eiferſucht, mit welchen er hochſtrebende Geiſter unterdrücke. Dieſe Erklärung ſeiner Handlungsweiſe war zu allgemein und ſchmeichelhaft für mich, als daß ich ſie hätte in jeder Beziehung für unwahrhaft halten können, — ich betrachtete mich als ein Opfer großer Staatsintriguen, die mich willkürlich der Unabhängigkeit beraubt hatten, die meinem Verdienſte doch nur entſprechend wäre. Indeſſen ward mein Mißmuth über die Vereitlung der ſtolzen Hoffnungen, die ſich an das Commando der Albaneſen knüpften, zu ſehr von meinem Liebesgram gebrochen, und meine ungerechte Anſicht von den ſelbſtiſchen Motiven des Großveziers ward nicht zur Verſtimmung gegen meine Wohlthäter.

„Mit Ausnahme ſeiner und Muſtapha's blieb jedoch Jedermann überzeugt, daß er undankbar und eigennützig gegen mich gehandelt. Was meine perſönliche Ueberzeugung betraf, ſo beſchuldigte ich nur Ibrahim, und war überzeugt, daß er, kaum aus Aſien zurückgekehrt, all' ſeinen Einfluß auf das Vaterherz geltend gemacht habe, um mich zu erniedrigen.

„Der Großvezier gönnte mir wenig Zeit zu Groll und Liebesgedanken; er ließ allen Heerführern den Befehl zugehen, ſich zum feierlichen Aufbruch am folgenden Tage vorzubereiten, denn die Feinde der hohen Pforte waren nicht ſaumſelig bei ihrer Rüſtung geweſen, obgleich die Kriegserklärung der Pforte ihren

Feindſeligkeiten zuvorkam. Es gewährte mir Troſt, veranlaßt zu werden, meine weiteren Schritte zur Erwerbung um Helenens Beſitz aufzuſchieben; denn wie ſehr ich auch geneigt war, den Rath Muſtapha's in leidenſchaftlichen Augenblicken zu befolgen, ſo gerieth ich doch bei Erwägung der Pflichtmäßigkeit meiner Abſichten in Zwieſpalt mit meinen Gefühlen und Begriffen. Es waren die letzteren in der plötzlich ſo ſtürmiſchen Bewegung meines Lebens in unheilbare Verwirrung gerathen, die Lehren des frommen Athanaſius, das erhabene Beiſpiel meiner Geliebten, Verachtung der mahomedaniſchen Religion, Rachegedanken gegen Ibrahim, gekränkter Ehrgeiz, Phantaſien über das Project der ruſſiſchen Czarin zur Wiederherſtellung des griechiſchen Kaiſerreichs, Liebe und Kampfluſt durchkreuzten in wildem Gewirre die Welt meines Denkens und Empfindens. Ich bat den Himmel um einen Lichtſtrahl, der mich leite, aber die Finſterniß um mich her ward immer undurchdringlicher. Meine Bahn war vorgeſchrieben, und die Verhältniſſe zwangen mich in ihre Enge. Alle Auswege waren von den Engeln der Rache umſtellt, mein Verhängniß riß mich fort, — mein Loos war gefallen. Die Nothwendigkeit beſtärkte mich nun in dem freiwillig gefaßten Vorſatze, als ein Held zu leben und zu ſterben.

„Als der Abend herannahte, und ich tief ſeufzend das letzte Geſchäft meines Berufs verrichtet hatte, dachte ich an einen Liebesgruß an Helenen. Wie ſchal und

nichtswürdig hatte ich mit ihrem Bilde in der Bruſt die Freuden des Stolzes gefunden! Wie wenig herzerhebend war die Erhabenheit über Tauſende gemeindenkender Sclaven, wie unbefriedigend für eine ſtolze Seele die Gleichſtellung mit vornehmen Großen, welche unter ihren Purpurgewändern kleine, ränkevolle Seelen verbargen! Wie ſie ſich beneiden, wie ſie ſich hintergehen und in Demuth überbieten gegen die Mächtigern, wie ſie hochmüthig und tirranniſch ſind, ſie, die ſelber Sclaven ſind, gegen die ihrigen! Ich begriff, wie leicht es ſei, auf den Höhen der Menſchheit ſie verachten zu lernen. Meine geheime Liebe ſchien mir heiliger und ehrwürdiger, als die Triebfedern Derjenigen, welche meine Schwärmerei verſpottet haben würden, hätte ich dieſelbe ihnen nicht verborgen.

„Tief gerührt von wehmüthigen Erinnerungen kleidete ich mich in die Tracht eines Lautenſpielers und begab mich in der Stille der Nacht unter das Dunkel der Cypreſſen, die Helenens Kiosk umgaben. Die Frauen ſchienen bereits in Schlaf verſunken, denn außer der flötenden Nachtigall ließ ſich in der zaubervollen Nähe des Frauengemachs kein Laut vernehmen. Durch die wohlbekannten Laubengänge trat ich näher, um meinen Abſchiedsgeſang anzuheben, als ich die dunkle Geſtalt eines Mannes ſich dem Gebüſch nähern ſah, welches die Fenſter des Kiosk beſchattete. An die Stelle gewurzelt, erwartete ich athemlos, was dieſer verdächtige Beſuch für Folgen haben werde. Ein lei-

ſes Zeichen des Unbekannten befreite mich aus der Ungewißheit, die Fenſter des Kiosk öffneten ſich, und Helene erſchien ängſtlich und um ſich blickend, »Ibrahim,« lispelte ſie ſchüchtern, »biſt Du es?«

»Ich bin es, holde Taube und hoffe, Du wirſt mich unter Deine Flügel aufnehmen. Grauſame, wie konnteſt Du ſo lange durch Deine Sprödigkeit mich martern? Oeffne ſchnell den andern Flügel des Fenſters und thue Buße.«

„Bei dieſen Worten machte der Unbekannte Anſtalt, über die Aeſte der Gebüſche in den Kiosk einzuſteigen; allein ein Stoß von Helenens Hand warf ihn auf den Boden zurück, zugleich zog die muthige Griechin aus den Falten ihres Gewandes ein Terzerol hervor, und bedeutete ihm drohend: »Wilder Thor, kannſt Du glauben, daß eine Taube ſich einem Raubthier Deiner Art nähern werde, ohne die Klauen eines Falken zu bergen? Noch einen Verſuch der Annäherung, und Du biſt des Todes. Todesangſt war Deine Kupplerin, Todesangſt ſoll zwiſchen uns bleiben und vermitteln. Du biſt ein Mörder und droheſt Mord, und weil ich ihn Dir glaube, bin ich Deiner Einladung gefolgt, um den Preis von Dir zu erfahren, um welchen von Dir Schonung eines mir theuern Lebens zu erkaufen iſt. Ich habe Deine Anſchläge auf Achmeds Leben erfahren, und weiß wer Du biſt.«

»Wohlan denn,« erwiderte Ibrahim ſich aufraffend, »weil Dein Herz ſo eiſern iſt als das meinige,

ſo will ich den Handel mit Dir auf eine andere Art ausmachen, wie es Deine Gemüthsart erfordert. Mir gilt es gleich, an wem Dein Herz hängt, wenn ich nur die Stelle Deines Buhlen vertreten kann. Magſt Du es wiſſen, daß ich dieſem ſtraßengebornen Glückspilze mit aller Kraft meines Willens nach dem Leben trachte, und daß Nichts in der Welt ihn retten kann, als Deine Unterwerfung. Du kennſt nun den Preis, den ich fordere, und es ſteht bei Dir, ihn mir zu geben. Oeffne mir Dein Gemach und Dein jungfräuliches Lager, und Dein Buhle iſt ſicher vor meiner Nachſtellung.« Eine Geberde der Umarmung begleitete dieſe heftigen Worte. »Halte Deine Zunge im Zaume, Ibrahim,« erwiderte Helene zornentbrannt, »daß ſie nie vermöge Deine ſchändliche Forderung zu wiederholen, oder beim ewigen Gott, ich befreie mit einem Drucke meines Fingers die Welt von einem Ungeheuer.« — »Ganz nach Deinem Gefallen,« antwortete Ibrahim, ſcheu der Mündung des Feuergewehres ausweichend. »Ich verlaſſe Dich, da Du meine Vorſchläge nicht annimmſt, aber deſſen ſei gewiß, daß jeder Schritt der Entfernung neue Entwürfe zu Deinem und Deines Buhlen Verderben gebären wird.«

Unentſchloſſen, angſtvoll zauderte Helene, ich wollte hervorſtürzen und den Böſewicht niederdolchen, aber die pathetiſche Schönheit dieſes Augenblicks hielt mich in Bewunderung gefeſſelt. Noch dieſes Entſchluſſes Zeuge wollte ich ſein, und dann die Scene beendigen. Mein

Herz bangte, die Willfährigkeit Helenens zu erleben, als ſie ihrem Peiniger in gemildertem Tone zurief: »Bleib', Ibrahim! noch giebt es ein Mittel der Verſtändigung. Tritt näher, damit unſere Unterredung keine Zeugen wecke.« Freudig gehorchte Ibrahim und trat mit ſchmeichelnder Geberde ſo nahe, daß ihr Athem ihn berühren mußte. »Es wäre vergeblich, Dein Herz bewegen zu wollen. Ich will daher nur von Deiner Rache ſprechen, und ihren Anwalt machen. Du forderſt einen Preis für Deine Schonung, den ich Dir nicht gewähren kann. Nicht für mein, nicht für Achmeds Leben kann ich meine und ſeine Ehre verkaufen. Aber Deine Rache will ich ſtillen. Achmed ſoll nicht über Dich frohlocken. Ich frage Dich, Ibrahim, willſt Du abſtehen von Deinen Vorſätzen und Forderungen, wenn ich Dir ſchwöre, daß Dein Nebenbuhler nie mehr von mir erlangen ſoll, als Du ſelbſt erlangt haſt? Wenn ein menſchliches Herz in Deinem Buſen wohnt, ſo gewähre meine Bitte. Der Himmel wird Dir gnädig ſein, wenn Du Deine Rache auf dieſe Art befriedigſt. Ich will mein Leben in einem Kloſter beſchließen.« Sie faltete ihre Hände zu einer bittenden Geberde, welche Ibrahim mit der Schnelligkeit eines Stoßfalken benutzte, um ihr das Terzerol zu entreißen, ſich auf das Geländer zu ſchwingen, und mit gezücktem Dolche ſich auf die Erſtarrende zu ſtürzen. »Ein Laut und Du biſt verloren,« drohte er der Ohnmächtigen hohnlachend, »das Blatt hat ſich gewendet.« —

„Ehe er noch weiter ſprechen konnte, hatte ihn mein Arm ereilt und entwaffnet. Ich warf einen Blick dankbarer Liebe auf Helenen, die ſchreiend zu Boden ſank, ſetzte das Terzerol auf Ibrahims Bruſt, und rief ihm zu: »Bei Deinem Leben, folge mir!«

„Ibrahim war nicht frei von Aberglauben. Als er plötzlich eine Fauſt in ſeinem Nacken ſpürte, und dann mich mit todtdrohenden Augen vor ſich ſah, bebte er zurück, und folgte willenlos meinen Bewegungen. In wenigen Augenblicken hatten wir den Garten des Notaras verlaſſen, und durch die verödeten Straßen den Weg nach den entlegenſten Gegenden der Vorſtadt eingeſchlagen. Auf einem übergraſten Platze, der ehemals eine Reitbahn geweſen und von einigen Bäumen beſchattet wird, weit entfernt, wie es mir däuchte, von Menſchen und Wohnungen, brach ich das tiefe Schweigen, und ließ meinen Gegner los, nachdem ich wiederholte Verſuche der Flucht vereitelt hatte. Der Mond erleuchtete den Platz mit ſo hellem, ungetrübtem Glanze, daß wir das Weiße im Auge erkennen konnten, kein Stein hinderte auf dem Boden die freie Bewegung unſerer Füße, und die ſtille Einſamkeit dieſes Platzes ward nur von dem Gezirp der Inſekten belebt.

»Ibrahim,« ſagte ich, als wir hier anlangten, »der Platz iſt günſtig, das Mondlicht geſtattet vollkommen den Gebrauch der Waffen, womit wir Beide verſehen ſind. Du verſtehſt Dich auf den Säbel ſo gut wie ich, und wenn ich dieſes Feuergewehr und den Dolch

wegwerfe, ſo ſind wir auf unſere Klingen beſchränkt, einander vollkommen gleich. Ich erkläre Dir hiermit offene Fehde, und da Du Dein Leben durch meuchelmörderiſche Anſchläge an mich verwirkt haſt, ſo verwerfe ich jeden Aufſchub des Kampfes.«

„Der Feigling antwortete mir durch einen neuen Verſuch der Flucht, aber ich rief ihm ihn feſthaltend zu: »Allah ſei Zeuge meines Vorſatzes. Ich ſchwöre, daß Du dieſen Platz nicht lebend verlaſſen wirſt, es ſei denn, Du hätteſt mich im offenen Zweikampfe überwunden.« Als mein hinterliſtiger Feind ſah, daß er nicht ohne Kampf entkommen könne, machte er eine leichte Miene der Einwilligung, und ſtürzte ſich, nachdem ich ihn kaum losgelaſſen, mit blankem Säbel auf mich, ehe ich noch den meinigen entblößt hatte. Mit Mühe entging ich durch eine Wendung dieſem Ueberfalle und ſtellte das Gleichgewicht des Kampfes wieder her. In einem Nu entbrannte ein ſtürmiſches Gefecht, das, beiderſeits regellos geführt, brennende Wunden auf unſere Körper hagelte. Endlich gelang es mir, durch einen kräftigen Gegenhieb Ibrahim zu entwaffnen und ihn durch einen Fauſtſtoß niederzuſtrecken. Nachdem ich ihn ſo überwunden, ſetzte ich meine Kniee auf ſeine verrätheriſche Bruſt, ritzte ſein Geſicht mit der Spitze meines Säbels auf und verſprach ihm das Leben zu ſchenken, wenn er ſchwöre, von meuchelmörderiſcher und buhleriſcher Nachſtellung gegen mich und Helenen abzulaſſen. »Allah ſei Zeuge, daß der Kampf von meiner

Seite redlich geführt ward. Dieſes blutige Zeichen nimm hin, als ein Merkmal Deiner Schande und eine unerlöſchliche Erinnerung an Deinen Eid.« Ich ließ ihn hierauf eine gräßliche Eidesformel nachſprechen, was er haſtig und mit ſtöhnender Stimme unter flehentlichen Bitten um ſein Leben that, und ließ ihn hierauf die Schande ſeiner Freiheit genießen. Allein ehe er ſich noch aufrichten konnte, umringte uns ein toller Haufe Janitſcharen, welche unſern Zweikampf mit angeſehen hatten. Ein trunkener Aja kam auf uns zu, um die Friedensſtörer zu verhaften, wobei er mir jedoch hinlänglich Gelegenheit ließ, zu entſpringen. Seine Aufmerkſamkeit war nur auf Ibrahim gerichtet. »Daß mir der Schuft nicht entkomme,« rief er bedeutungsvoll winkend ſeinen Leuten zu, »der Schuft, der dieſen braven Muſelmann mit einem Säbelhiebe hinterliſtig niedermachen wollte. Ich will ihm ein Abendmahl von hundert Streichen auf ſeine fluchtgewandten Fußſohlen bereiten laſſen, damit er lerne, wie man einem redlichen Manne ſtehen muß im offenen Kampfe. Beim Propheten, mein Dolch hätte den Weg in ſein Haſenherz gefunden, wäre ich an der Stelle dieſes wackern Burſchen geweſen. Ich rathe Dir, mein Sohn, in dem Narrenkleide, das nie ein beſſerer Mann getragen, Dich aus dem Staube zu machen, ehe ich Deine Flucht von Amtswegen bemerken muß.« Da ich der Liſt Ibrahims zutraute, daß er ſich ohne Mühe durch ein Geſchenk aus dem Handel ziehen werde, ſo be-

folgte ich den Rath des Aja, um meine Erkennung zu vermeiden. Allein Ibrahims Gedanken hatten durch den Schreck ſo gelitten, und der Aja zeigte ſich ſo unbeſtechlich, daß er ſeine Freilaſſung nicht anders bewirken konnte, als indem er ſich zu erkennen gab. Schon am folgenden Tage verbreitete ſich die Kunde von unſerem nächtlichen Zweikampfe über ganz Stambul, und drang bis zu den Ohren des Großherrn.

Die junge Sonne des nächſten Tages fand Stambul in großer Bewegung. Die Kaſernen, die Straßen und öffentlichen Plätze, ſo wie alle Dörfer in der Umgebung wimmelten von Waffen und Kriegsvölkern, lange Wagenzüge gingen nach allen Richtungen, das ſchwere Geſchütz raſſelte ſchwerfällig durch die Thore. Allmälig wuchs das Getöſe zu einem wilden Brauſen, unter dem die Gebäude der Stadt zitterten. Des Großherrn Kriegsmacht zeigte ſich im vollen Glanze, ſowohl in der Anzahl herrlicher Pferde, als in den reichgeſchmückten Waffen und der beſten Mannſchaft des Reichs. Das Volk ſtrömte in die geöffneten Moſcheen, wohin ſich die Ulemas in größter Feierlichkeit begeben hatten, um Rache vom Himmel über die Feinde Mahomeds herabzurufen. In den Häuſern aber weinten Mütter und Jungfrauen um Diejenigen, die dem Tode geweiht waren. »Glücklich, die beweint werden,« ſagte ich, als ich mich in den Sattel ſchwang, um mit den Spahis auszuziehen, zu Muſtapha, der mir den Bügel hielt und den Abſchiedsgruß an meine

Mutter beſtellte. Schwermuth preßte mir mein Herz zuſammen, und ſeufzend ſchickte ich mich an zum Auszuge an der Spitze der Truppen.

»Siehe, Herr, es begiebt ſich ein Wunder,« rief Muſtapha, »ich ſehe Deine Mutter ſich durch die Menge drängen, um ihren Sohn noch ein Mal zu begrüßen.« In der That war es ſo. »Andreas,« rief ſie mir keuchend zu, »ich bringe Dir den letzten Gruß der Liebe, und meinen Mutterſegen. Helenens erbauliche Ermahnungen und Deine Großmuth gegen mich ſind mir tief in's Herz gedrungen. Es ſteht im Buche des Schickſals geſchrieben, daß Du von Deiner Höhe herabſtürzen und daß Dein Fall mich tödten wird. Ich fühle, daß mein Ende nahe iſt. Andreas, mein einziges Kind,« ſetzte ſie mit Angſt hinzu, »wenn Du mein Haupt im Zorne mit Deinem Fluch beladen haſt, ſo nimm ihn zurück, denn ich ſegne Dich.« Erſchüttert beugte ich mich zu dem unglücklichen Weibe hinab, und umarmte ſie, in Thränen verſtummend. »Gott verzeih' uns Allen,« ſagte Muſtapha mit Rührung. »Amen! Amen!« rief meine Mutter, die keine Thränen hatte, aber ungewöhnlich angegriffen war. Sie ließ ein Amulet und zwei Blumen in meinen Händen, deren Bedeutung mir die Geberin verrieth. Ihr Sinn war traurig und unzweideutig. »Hoffnungslos und treu!« hieß der letzte Gruß Helenens. Das Zeichen zum Aufbruch war gegeben, und meine letzten Grußworte verhallten im Erzgeräuſche der Waffen.

Das Geſchrei des Volkes von Stambul erfüllte die Lüfte, als die Fahne des Propheten enthüllt wurde. Der feierliche Auszug begann, und der Mufti ſtieg auf das Minaret der Moſchee Mahomeds, und rief uns mit lauter Stimme zu: »Eure Feinde ſollen vor Euch verſchwinden, wie der Thau und die Sterne vor der aufgehenden Sonne; Eure Spieße mögen glänzen wie der Blitz, der vor dem Donner hergeht; Eure Säbel ſollen ſein wie die Sicheln in den Händen geſchickter Schnitter, und Eure gezogenen Röhre ſollen die Wirkung des Wetterſtrahles haben. Dabei vergeſſet Mahomed und ſeine heiligen Geſetze nicht; erinnert Euch, daß die Ungläubigen, die Ihr tödtet, Euch zu Staffeln dienen werden, damit Ihr auf ſelbigen in den Himmel ſteigen und Euch einer ewigen Herrlichkeit nähern könnt.« — Während dieſe Worte wie eine Stimme aus den Wolken in unſere Ohren und begeiſterten Herzen drangen, zog das Heer in großer Stille zu den Thoren hinaus. Der Großvezier ritt vor demſelben, auf einem mit Edelſteinen und Gold bedeckten Pferde, umgeben von den Paſchas und Heerführern. Seine Stirn war tief gefurcht, und ſein Auge glänzte von dem kriegeriſchen Geiſte, der in ihm wohnte. Als der Mufti ſeinen feierlichen Spruch beendigt hatte, ritt der Großvezier an die Schwelle der Stadtthore zurück, und rief aus: »Dieſe Thore ſollen mir auf immer verſchloſſen ſein, wenn ich nicht als Sieger über meine Feinde zurückkomme!« Mit dieſem Schwur

ſprach der Unglückliche ſein Urtheil. — Die Thore von Stambul ſollten ſich ihm nie wieder öffnen! Möge ſein Schickſal das meinige werden, hatte ich ihm leiſe nachgerufen. Tief in Gedanken verſunken ritt Soliman an unſerer Spitze einher, und ſchien die Wolken, welche ſich über dem Reiche Mahomeds geſammelt hatten, durch ſeine blitzenden Blicke zerreißen zu wollen. Niemand wagte es ſeinen Tiefſinn zu ſtören, und Alle zitterten ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Indeſſen ſah ich ruhig und im Bewußtſein meines Rechtes auf Alles gefaßt dem Augenblicke entgegen, wo er ſich meiner und Ibrahims erinnern werde, der ſchon in der Nacht dem Hauptheere vorausgegangen war. Unſer Zug ging nach dem Norden, dem Ungarlande zu, wo die Verbündeten der Czarin ihre Streitkräfte geſammelt und die türkiſchen Grenzfeſten umringt hatten. Nach einem Marſche von wenigen Stunden erreichten wir das erſte Nachtlager, das zugleich den zerſtreuten Heertheilen zum Sammelplatze diente. Hier unter dem Zeltdache eines Sommerkioskes ertheilte der Großvezier den Unterfeldherern ſeine Befehle. Als die Reihe mich traf, fand ich den Großvezier allein mit Ibrahim, der mit geſenktem, trotzigem Blicke, wie ein Verbrecher vor ſeinem Vater ſtand. Soliman empfing mich mit dem ſtrengen Blick eines Richters. Nachdem er meinen Bericht über die Vorfälle der Nacht vernommen hatte, erhob er ſich von ſeinem Sitz, und ſprach: »Achmed, ich war Dir ein Leben ſchuldig und

habe Dich wie ein Vater mit meiner Liebe bezahlt. Du haſt aber in dieſer Nacht meine Schuld quitt gemacht, Du haſt mir mehr als das Leben meines Sohnes geraubt, Du haſt ſeine Ehre todt geſchlagen. Der Großvezier kann Dich nicht tadeln, denn Du haſt nach meinen Begriffen großmüthig gehandelt, aber der Vater muß Dich aus ſeiner Nähe verbannen, damit er nicht gereizt werde, den Schimpf, den Du ihm angethan, zu rächen. Dein ſtolzer Sinn ſtrebt nach Unabhängigkeit; wohlan, ſie ſoll Dir werden. Empfange aus meinen Händen den Ferman des Großherrn, der Dich zum Befehlshaber des Arnautencorps mit unumſchränkter Machtvollkommenheit ernennt. Du wirſt nur meinen Befehlen gehorchen, und Deine Beſtimmung führt Dich nach einer andern Richtung dem Feinde zu. Hilf Dir nun ſelbſt; auf meine Liebe haſt Du keinen Anſpruch mehr.« — »Großmüthiger Herr,« erwiderte ich ergriffen, »ich gehorche willig Deinen Befehlen, wenn ſie auch nicht von Deinem Wohlwollen gegeben werden. Wenn auch die Beleidigung, zu der mich Dein Sohn gezwungen, mir Deine Liebe raubt, ſo wirſt Du doch ſelbſt durch Härte nicht hindern können, daß mein Herz ſtets in dankbarer Liebe meinem Wohlthäter ergeben bleibt, und den Segen des Himmels über ihn und die Seinigen herabfleht. Zum Beweiſe deſſen will ich Ibrahim meine Hand in Freundſchaft reichen und ihm brüderlich beiſtehen in dem blutigen Tagewerke, das wir beginnen.« Ich nä-

herte mich Ibrahim und bot ihm Verſöhnung; allein er wendete ſich ab von mir. Der Großvezier aber ſprach in ſtrengem Tone: »Weh' dem Kinde Solimans, das ſolche Schmach verzeiht! Geh' Deiner Beſtimmung nach, Achmed, denn Du biſt ein Mann des Krieges, obwohl Dein Herz ſo ſanft iſt, wie das eines Kindes; was Ibrahim betrifft, ſo ſiehſt Du, daß er keine Waffen hat, und die Kriegsdienſte verläßt. Nie werden Eure Wege Euch wieder zuſammenführen, nur mögt Ihr Euch vor zufälliger Begegnung hüten, denn das ſchwöre ich Euch, daß ein neuer Handel dem Sieger und Beſiegten die Brücke nach dem Paradieſe öffnen wird.« Mit der Formel: »Hören iſt gehorchen!« ſchied ich zögernd von meinem Wohlthäter. Obgleich er einen tirranniſchen Geiſt hatte, hing ich doch mit Kindesliebe an ihm, dem Schöpfer meiner Größe, und der Verluſt ſeiner Gunſt war mir daher ſehr empfindlich. Die Ehre meiner hohen Stellung konnte mich dafür nicht entſchädigen, und aller Glanz meines hohen Ranges ließ mein Herz ungetröſtet. Vergebens machte ich mir wegen der Ungenügſamkeit meiner Wünſche Vorwürfe. »Habe ich nicht die Zielpunkte meines Ehrgeizes erreicht?« fragte ich meine unſtillbare Sehnſucht, »gehorchen nicht Tauſende meinen Befehlen, ſtehen mir nicht Schätze zu Gebote — winken mir nicht paradieſiſche Genüſſe im Umkreiſe meiner Macht? Gewiß, ich bin glücklich, und meine Seele iſt nur undankbar für die Wohlthaten

des Himmels!« — Meine Beſtimmung war, mit dem Corps gemiſchter Völker, das ich den türkiſchen Heeren zugeführt, gegen Beſſarabien und die Krimm aufzubrechen, und den Feind durch fortgeſetzte Einfälle in ſeine Grenzen zu beunruhigen. Jauchzend empfingen mich die regelloſen Schaaren, deren Abgott ich geworden war. Die ihnen angewieſene Beſtimmung entſprach ihren Neigungen vollkommen. Sie waren an die Abenteuer des kleinen Krieges gewöhnt, mit den Elementen deſſelben vertraut, und gegen ihre Einwirkungen auf Gemüth und Körper abgehärtet, beuteluſtig und tapfer. Der wildfrohe Sinn, der ſie belebte, theilte ſich bald meinem jungen Herzen mit, das in Kampfluſt, Ehr- und Genußbegierde bald ſeiner tiefen Wunden vergaß. Was meine Seele nicht aus eigener Kraft vermochte, ward ihr durch die Macht des Beiſpiels eingelernt. Aus meinem Liebeskummer ſelbſt erwuchs die ſinnliche Leidenſchaft, die mich antrieb, ihn durch Genuß zu betäuben. Der tiefe Ernſt des Capitani, meines Rathgebers, nährte die heilige Flamme meines ſtillen Schmerzes, während das Kampfleben des Tages mich zu phyſiſchem Genuß trunken hinriß. Während der Kapudan-Paſcha die feindlichen Küſten beſtrich und mit ſeiner Flotte das Meer beherrſchte, näherten wir uns dem Pruth, der Donau und dem Dnieſter. Im Vordringen gegen die Krimm und Kuban begegneten wir dem Feinde in ſchwachen Abtheilungen. Zwiſchen den Unternehmungen der regelmäßigen Truppen, mit wel-

chen ich in Uebereinſtimmung wirkte, fochten meine Schaaren glücklicher gegen den Feind. Wir begrüßten mit Jubel ſeine Feuerblitze, wir ſtürzten uns kampffreudig in ſeine dichteſten Maſſen ohne Kriegskunſt, Maſchinenkraft und Uebergewicht, blos kräftigen Armen, kühnem Unternehmungsgeiſte und jenem Erbtheil meines Volkes, »der natürlichen Kampfliſt« vertrauend. Schwerfällige Maſſen wurden von unſerer Tollkühnheit zuſammengeworfen, eiſerne Linien durchbrochen, ſtark befeſtigte Orte überrumpelt. In jedem Gefechte mich perſönlich auszeichnend, holte ich mir Ruhm, und der Ruf meines Namens verbreitete Schrecken in der Gegend, welche ich bedrohte. So ging unter glänzendem Erfolg ein Feldzug glorreich für mich vorüber. Ich hatte einen ſchönen Landſtrich mir unterworfen, Städte hatten mir gehuldigt, reiche Beute war meinen Schaaren geworden. Aber mein Glück ſiechte an dem Wurme ernſten Nachdenkens und angeborner Menſchenliebe. Dieſes Blutvergießen ohne Zweck, dieſes blutige Tagewerk des Mordes, dieſes umſichgreifende Elend unſchuldiger Familien, endlich die Plünderung und Verhöhnung der Gotteshäuſer, die meiner Kindheit heilig geweſen, laſteten ſchwer auf meinem Gewiſſen. Wer wird dieſe zahlloſen Blutthaten verantworten? Welcher Seele ewige Verdammniß kann das Elend Tauſender von Schlachtopfern ſühnen und aufwiegen? O jammervolles Schickſal der Größe! Eine demantumpanzerte Seele kann ſich nicht vor den

Martern des Gewiſſens ſchützen. Grauſames Weltverhängniß, das die Leichen der Ermordeten zu Stufen ſchichtet, auf welchen der Ruhm und Glücksgeiz die Gipfel ſeiner Wünſche erſteigt! Dieſe Gedanken verſenkten mich oft in tiefe Schwermuth. Mit Abſcheu ſah ich Blut, und immer wieder Blut auf meinem Säbel kleben. Das Geſtöhn der Sterbenden und Verwundeten, die tauſend und tauſend Flüche der Kämpfenden und Ueberwundenen gellten noch im Traume an meine Ohren. Gräßliche Mordſcenen gaukelten um mein Kopfkiſſen in wilden Phantaſien. Das Knirſchen der Kampfwuth unterbrach meine Athemzüge. Helenens anmuthsvolles Bild neigte ſich thränend über mich und weinte auf die glühenden Wangen des bluttriefenden Renegaten. Nur Eines tröſtete mich: die Zuneigung der braven Geſellen meines Kampflebens, die mich, der täglich ſein Blut für ſie verſpritzte — wie ſie es thaten für mich — über Alles liebten und vergötterten. Nichts glich ihrer Zärtlichkeit für mich, Nichts ihrem Eifer mir zu dienen. Sie bezahlten mit ihrem Blute, was meine Gemächlichkeit fördern konnte. Und wenn mich, wie ſie es nannten, die böſe Laune beſchlich, ließen ſie nicht nach, bis es ihnen gelungen war, mich zu erheitern. Aber ſeltener und ſeltener gelang es ihnen. Da traten ſie heimlich zuſammen, Führer und Soldknechte, und beriethen ſich, wie der böſe Geiſt zu bannen ſei, der mich zuweilen quäle. Sie erforſchten als Grundquell meiner Schwermuth die Liebe. Eines

Abends, als ich an leichten Wunden krank in meinem Zelte saß, brachten sie mir als Kriegsbeute ein Weib, die Tochter eines Erschlagenen. Sie stürzte zu meinen Füßen nieder und bat um meinen Schutz. Leidenschaftliche Erinnerungen erwachten ungestüm in mir, als ich dem bebenden Mädchen in's thränende Auge blickte. Das war Helenens lebendiges Ebenbild an Wuchs, Haar und Gesichtsbildung, in jugendlicher, fast kindischer Unbefangenheit. Auf ihrer klaren Stirn fehlte nur der leise Schatten heiliger Weihe, und ihrem Schmerze fehlte der Ausdruck der Schwärmerei — aber nicht minder schön dadurch war sie. An ihrer Brust hing als Zeichen ihres Glaubens ein Kreuz, in ihrem Gürtel stak ein Dolch, aber ihre gefalteten Hände schienen mit der Führung dieser Waffe nicht vertraut. Sie nannte sich Brigitte, und war eine Waise. Sie war die Tochter eines im Kampfe gefallenen Staroſten, und von Abstammung eine Griechin. »Hoher Herr,« bat sie mit einer klaren, kindlichen Stimme, »beschütze eine arme Waise, o laß mich frei, und schütze mich, denn sie wollen mich in den Harem des grausamen Achmed Hassan Abdyl bringen.«

»Mädchen, Du sprichst im Wahne,« erwiderte ich mit Wärme, »wer kann sagen, daß ich grausam bin?« Sie richtete sich bestürzt auf, und sah mir lange, Anfangs furchtsam, dann beruhigt in's Gesicht. »Du Achmed?« fragte sie mit mildernder Stimme. »Du hast recht, man hat mich bethört, Du bist nicht grausam.« —

Die unſchuldsvolle Zuverſicht, womit ſie dies ſprach, bezauberte mich. Ich verſprach ihr Schutz und Freiheit, ſobald ſie davon Gebrauch machen wolle, und ſagte ihr, daß ich keinen andern Harem beſäße, als ein Herz voll Erinnerungen an die Liebe eines Weibes, das ihr vollkommen gleiche an Schönheit und Anmuth. Sie hörte aufmerkſam auf meine Worte und erwiderte meine Schmeicheleien mit dankbaren Blicken — Freude und Mißtrauen — mein Herz gerieth in Bewegung. Die Verwirrung, welche ſie ergriffen, theilte ſich mir mit; ich ſchwieg betroffen über meine Aufregung. Brigitte ſchwankte zwiſchen Zögern und Eile in Unruhe. Endlich nahte ſie ſich auf den halben Raum eines Schrittes, und ſagte theilnehmend, mein feuchtes Auge betrachtend: »Du biſt wohl unglücklich?« — »Möglich, daß Du gut räthſt,« ſagte ich lächelnd und mit Mühe mich bemeiſternd.

»Du unglücklich?« fuhr ſie ſtaunend fort, »Du, Achmed, der berühmte ſtolze Held, ſo jung, und — welch' eine Thörin muß das Mädchen ſein, das Dich verſchmäht oder betrogen hat.«

„Kaum geſprochen, ſchien ſie die Worte zu bereuen, und bat um ihre Freilaſſung. Allein der Wohnſitz ihrer Väter war zerſtört, ihre Freunde entflohen, ermordet. Ich ergriff ihre Hand und ſuchte ſie zu beruhigen, — ſie ließ ſie in der meinigen liegen; Worte der Zärtlichkeit entſchlüpften meinen bebenden Lippen. Sie ſank erröthend nieder, legte die Stirne auf

meine Füße und ſtammelte mit hingebender Innigkeit: »Wenn Du mich nicht verſchmäheſt, ſo bleibe ich bei Dir, als Deine Sclavin, Deine Magd.«

„Ich hob ſie an meine Bruſt empor und war glücklicher. Die Hingebung der Unſchuld wirkte beruhigend auf das ſtürmiſche Lavameer meiner Leidenſchaft. Aber ſtille Seufzer trachteten nach Helenen.“

Hier geſtattete ſich Achmed Haſſan Abdyl neuerdings einen Ruhepunkt.

„Nun,“ ſagte Madame Lahire zankend, „der Wolf tritt nun ſchon recht deutlich aus dem Schafpelz hervor. So ſeid Ihr Männer alle — wenn Ihr das Weib Eurer unreinen Leidenſchaft nicht erringen könnt, ſo möchtet Ihr die Welt in Blut erſäufen — habt Ihr ſie aber, dann erliſcht Eure Flamme gar bald. Dieſe Brigitta, finde ich, hat Sie etwas gar zu ſchnell getröſtet! Hören Sie, Herr Geſandter, Sie werden einſt Rechenſchaft geben müſſen über die Thränen, welche Sie uns leichtgläubige Frauen vergießen machen durch Ihre Geſchichte, an welcher, wie ich fürchte, nicht viel mehr Wahres iſt, als an den Schwüren, welche Sie in die Hände Ihrer Helene ablegten. Wir hören Ihnen da mit offenen Mäulern zu und weinen uns die Augen roth, und am Ende iſt Alles nur ein Märchen aus Tauſend und einer Nacht.“

„Sie ſind alſo ſchon eine Ungläubige,“ ſagte Achmed ſcherzend, doch immer in jenem ſanften kla-

genden Tone, womit er ſeine Abenteuer erzählte, „noch ehe ich meine Geſchichte vollendet habe.“

„In Bezug auf Ihre Geſchichte, gewiß,“ erwiderte Frau von Lahire und reichte dem Geſandten halb theilnehmend, halb ungläubig lächelnd die Hand zum Abſchiedskuß.

Sechstes Kapitel.

Am nächſten Abend ſetzte Haſſan ſeine Geſchichte fort:

„Der Paſcha, welcher das türkiſche Heercorps befehligte, minder glücklich als ich, ließ ſeinem Unmuthe freien Lauf und ergoß ſich in Schmähungen gegen den Emporkömmling, den die Vorſtadt Pera ausgeſpieen, um mit einem Haufen ſchlechten Geſindels muſelmänniſche Waffen zu entweihen. Da er meine Zwietracht mit dem Sohne des Großveziers kannte, ſo beſchloß er, dieſen Umſtand zu nützen, um ſich eines verhaßten Nebenbuhlers zu entledigen. Die Kriegsereigniſſe boten ihm bald willkommene Gelegenheiten zur Ausführung ſeines verderblichen Planes, welche ihn zugleich von der Verantwortlichkeit für das Mißgeſchick ſeiner Truppen entheben ſollten. Die Peſt und viele Niederlagen, die Folge der Unwiſſenheit des Paſcha, hatten ſeine Schaaren merklich gelichtet, während die meinigen ſich vollkommener Geſundheit und des Sieges erfreuten.

Neidiſch auf meinen Erfolg und den wachſenden Ruhm meines Namens, ließ er mir Weiſungen zugehen, welche unzweckmäßig waren und meine Kräfte zerſtreut hätten, die ich aber unbefolgt ließ, indem ich mich auf meine Unabhängigkeit berief. Dies beſtimmte den Paſcha zur Zurückhaltung des Soldes für meine Truppen, welche ohnehin unregelmäßig und ſchlecht bezahlt wurden. Eine Zeitlang gelang es meiner Leutſeligkeit, das Murren der Truppen zu unterdrücken; allein die ſteigenden Entbehrungen, bei allem Ungemach der Jahreszeit und des Krieges, brachte endlich die Unzufriedenheit zum Ausbruche. Meine Berichte an den Großvezier blieben unbeantwortet und meine Lage ward täglich mißlicher. Weder gütliche Vorſtellungen, noch Strenge konnten meine Truppen im Zaume halten, ſie zerſtreuten ſich theilweiſe, um Beute zu machen und überfielen die Janitſcharen des Paſcha, welche ihre Noth verhöhnten, um ſich ihrer Vorräthe zu bemächtigen. Das ganze Corps nahte ſich der Auflöſung. Da es mir an Mitteln fehlte, in einer von uns eroberten, von den Janitſcharen hingegen ausgeplünderten Gegend meine Truppen zu erhalten, ſo vermochte ich ſie auch nicht zum Gehorſam zurückzuführen, da ich die äußerſte Strenge im Beſtrafen, bei der Gerechtigkeit der Beſchwerden, anzuwenden für unverträglich mit meinem Gewiſſen hielt. Ich ſah mit ſteigendem Kummer mein Anſehen täglich tiefer ſinken und eine Macht ſich zertrümmern, welcher die Pforte we-

ſentliche Kriegsvortheile zu danken hatte. »Wie ſchwach ſind die Stützpunkte des Ruhmes und der Größe, wenn elende Ränke einer niedrigen Seele ſie vernichten können. Alle meine Verdienſte werden durch ein ſchmachvolles Ende getilgt, und mein Andenken verhöhnt werden, wenn ſich jetzt meine Laufbahn ſchließt. O, Stolz der Helden, wie gebrechlich ſind Deine Werke!« ſo rief ich kummervoll aus, und dachte der Unglücksprophetin in der Vorſtadt Pera, deren Ausſprüche in Erfüllung zu gehen ſchienen.

„Da traten die vornehmſten Häuptlinge meines kleinen Heeres vor mich hin, um die Entſcheidung ihres Schickſales von mir zu verlangen. »Herr,« ſagten ſie mir, »wir lieben Dich als einen tapferen Helden und folgen Dir in Noth und Tod. Aber führe Du uns auch zu Ruhm und Beute. Der Großherr hat uns verrathen und verlaſſen, wie er ſchon oft gethan, nachdem wir ihm mit unſerem Blute gedient. Warum ſollen wir ihm treu bleiben, wenn er uns dem Elende und der Schmach preisgiebt? Laßt uns aufbrechen gegen dieſen verrätheriſchen Paſcha, ſeine Macht aufreiben und mit ſeinem Kopfe auf einer Lanze zu den Feinden übergehen.« Ich verwarf mit Abſcheu dieſen Vorſchlag und verſuchte die Kraft meiner Beredtſamkeit noch ein Mal. Mit Mühe vermochte ich blos die Häuptlinge zum Aufſchub der Ausführung ihres Vorhabens zu bewegen, bis ich ſelbſt in Stambul ihre gerechten Klagen vor den Thron des Großherrn gebracht

haben würde. Ein Brief des Großveziers, den mir der Paſcha überſchickte, beſtärkte mich in dieſem Entſchluſſe. »Wenn Du ein reines Gewiſſen haſt,« ſchrieb er, »und ſich die Sachen ſo verhalten, wie Du ſie darſtelleſt, ſo begieb Dich unverzüglich nach Stambul und melde dem Großherrn Deine Lage. Da mir im Kriege das Wohl echter Muſelmänner mehr am Herzen liegen muß, als das eines Haufen treuloſer Abenteurer, die Alles, was ſie thun, nur aus Raubſucht thun, ſo kann ich den Paſcha nicht tadeln, wenn er Euch darben läßt, um ſelbſt nicht umzukommen. Die Weisheit Abdulhamids mag darüber entſcheiden. Geh' nach Stambul.« Alſo darum nur hatte er meine Wünſche erfüllt, weil ſie mich in's Verderben ſtürzen mußten! Alſo belohnte die Kriegspolitik der hohen Pforte die Dienſte guter Krieger, die ihr mehr nützten, als die ſchwerfälligen Maſſen des echt muſelmänniſchen Paſchas. Alſo konnten patriotiſche Thaten eines bekehrten Rajah ihn nicht einem feigen Türken gleichſtellen. Mein Herz grollte gegen meinen Wohlthäter, der mich nur ſo hoch erhoben, um mich deſto tiefer zu ſtürzen. Ich entſchloß mich, unverzüglich ſeinen Rath zu befolgen, und ſeine und des Paſchas Kabalen zu entkräften, aber mein Rathgeber und Freund, der Capitani, rieth mir, die Flucht zu ergreifen und meine Feinde der Rache des Himmels zu überlaſſen. »Nimmermehr!« ſchwur ich dagegen, »iſt mein Untergang im Rathſchluß der Vorſehung beſtimmt, ſo weiß ich zu

ſterben. Achmed wird den Tod ſeiner Ehre nicht überleben.« Mit Thränen nahmen die Capitani Abſchied von mir. Tiefe Rührung erregte der letzte Gruß Brigittens, die ich der Obhut des Capitani Demetrius überlaſſen mußte. Der Wechſel meines Glückes ſchien ſie in Trauer zu verſenken, aber das empfindlichere Unglück war ihr mein tiefer Seelenkummer, deſſen Urſachen ſie halb errieth, halb kannte. Mein Herz war noch von Helenen voll, doch erweckte der kindliche Ausdruck des Schmerzes, womit Brigitte mich verließ, mein inniges Leidweſen. Ich beklagte es, ihr Schickſal an das meinige gefeſſelt zu haben, das eine traurige Wendung zu nehmen ſchien. Kein Wunſch zur Rückkehr in ihre Heimath äußerte ſich in ihr, ſie beſtand darauf, daß mein Wille und mein eigenes Loos das ihrige beſtimmen ſolle. »Willſt Du, daß ich gehe, Herr,« ſagte ſie weinend, »ſo verſtoße mich. Willſt Du es nicht, ſo warte ich Deiner und kehrteſt Du erſt in Jahren zurück.« Von dreißig Reitern begleitet trat ich meine Reiſe nach Stambul an. Kaum hatte der Paſcha dies erfahren, als er einen Eilboten nach Conſtantinopel abſchickte, um meiner Ankunft durch ſeine Meldung zuvorzukommen. Allein das Unglück hatte die althelleniſche Argliſt in mir geweckt, welche mir allein Muth und eine freudige Entſchloſſenheit gab, ſo gewaltigen Gefahren wie ein Mann zu begegnen. Der Bote ward von meinen Kundſchaftern aufgegriffen und ſeiner Briefſchaften beraubt. »Meine Freunde,« ſagte

ich zu meinen Begleitern, als ich das Schreiben an den Großherrn ihnen zeigte, »dieſe Pergamentrolle will ich ſelbſt fußfällig Abdulhamid überreichen. Wenn er gerecht und weiſe iſt, wie ich zu glauben Urſache habe, ſo wird er den Lügen des Paſcha keinen Glauben ſchenken, wenn aber ſeine menſchliche Schwachheit durch die Liſt meiner Feinde gegen mich erregt würde, wie ſehr zu fürchten ſteht, ſo enthält dieſe Rolle mein Todesurtheil. Ich hoffe jedoch durch Gottes Hilfe dieſem zu entgehen, wenn ich anders Eurer Treue verſichert bin.«

»Herr, zähle auf uns,« antworteten einmüthig meine Gefährten, »wir werden mitten unter den Janitſcharen des Großherrn nur Deinen Befehlen gehorchen, denn wir wiſſen, daß auch wir preisgegeben ſind, wenn wir Deinen Schutz verlieren!« Beruhigt zog ich weiter, im Vertrauen auf die überzeugende Kraft der Wahrheit, deren Beweiſe den Sultan zur Abſtellung meiner Beſchwerden beſtimmen würden. Aber die unſchuldsvolle Zuverſicht auf mein Recht war gewaltig erſchüttert worden durch das treuloſe Betragen des Großveziers. Der Saame des Argwohns war aufgegangen in mir, und ein ſchlaues Umſichblicken trat an die Stelle meines blinden Glaubens. Emſig ſpann mein freigewordener Geiſt die Fäden der Liſt, in welchen ſich fremde Bosheit verfangen ſollte. Ich begann mit verwegenem Sinn meine Unternehmungen.

„Sieg, oder ehrenvolles Ende! war mein Zweck.

Nur der Schmach wollt' ich entrinnen, nicht dem Tode. Allein ſo lange ich lebe, haben ſtets die außerordentlichſten Begebenheiten die Entwürfe meines Geiſtes vereitelt, die griechiſche Liſt diente mir nur in den Augenblicken der dringendſten Gefahr, wie die plötzliche Hilfe eines Dämons. Als ich in Stambul, vom Staub der Reiſe bedeckt, mit meinen Gefährten anlangte, hatte eben das Bairamsfeſt begonnen. Die Straßen in den entlegenen Theilen der Vorſtädte waren daher menſchenleer. Die ſtille Unbemerktheit meines Einzuges, der nur die Aufmerkſamkeit einiger Juden, gebrechlicher Straßenbettler und der Hunde erregte, wirkte verſtimmend auf mein Gemüth! Ich ſuchte Zerſtreuung, um die Contraſte zu vergeſſen, die meine Erinnerung mir vor die Seele führte. Ich ließ mich mit Vorübergehenden in ein Geſpräch ein, um die Neuigkeiten der Stadt zu erfahren. Beſonders zog eine arme krüppelhafte Griechin, die des Weges kam und betend die Perlen eines Roſenkranzes zählte, meine Aufmerkſamkeit auf ſich.

»Heil Dir, Achmed,« rief ſie, mich grüßend, »Du kommſt zu guter Zeit mit Siegesbotſchaft nach Stambul. Heute ſind alle Muſelmänner feſtlich geſinnt, und die Trauer flüchtet ſich zu den armen Rajas, welche von Eurer Großmuth leben.«

„Ich kannte das Weib; ſie war eine der Unglücksprophetinnen der Vorſtadt Pera. Gern wäre ich ohne Antwort an ihr vorbeigeritten, aber ſie hinkte an ihrer

Krücke ſo gewandt einher, und zeigte ſich mit dem Ausdrucke einer großen Schadenfreude ſo entſchloſſen mir Neuigkeiten zu erzählen, daß meine Neugierde mich drängte zu erfahren, was ihr auf dem Herzen liege. Ich erwiderte daher ihren Gruß. »Was iſt Neues in Stambul?« fragte ich ſie.

»Herr,« erwiderte, luſtig auf den Krücken forthüpfend, die Sybille, »lauter frohe Begebenheiten. Seitdem Krieg iſt, hat das Unglück ſich nur zu den Heeren geſellt, in Stambul ſelbſt giebt es nur Glückliche, vom Großherrn abwärts bis zum Hund, der ſein Brot auf der Straße findet. Hochzeiten, Herr, luſtige Hochzeiten ſind an der Tagesordnung!«

„Sie ſchwieg eine Weile und lachte wie ein Kobold vor ſich hin, an heimlichen Gedanken ſich ergötzend.

»Der Glücklichſte unter Allen,« fuhr ſie endlich höhniſch fort, »das wirſt Du glauben, iſt der Großherr. Es giebt kein Kriegsereigniß, keine Botſchaft, kein Feſt endlich, wovon er nicht Nutzen und Genuß zöge. So wird ihm morgen, am dritten Tage des Bairamfeſtes, wenn er vom Gottesdienſt in der Aja-Sophia zurückgekehrt, eine reine unberührte Jungfrau von Deiner Mutter zugeführt.«

»Was ficht Dich an,« entgegnete ich zornig, »daß Du mir allbekannte islamitiſche Landesgebräuche als Neuigkeiten auftiſcheſt?«

»Du haſt Unrecht Dich zu ereifern, Herr,« ſagte

das Weib, noch luſtiger als vorher, »weißt Du doch nicht, was es mit dieſer auserwählten Jungfrau für eine Bewandtniß hat. Ich bin gewiß, daß Du mir dankeſt, wenn ich Dir ſage, wer dieſe Jungfrau iſt.«

„Sie ſchwieg abermals, und ließ mich von meiner Neugierde foltern, indem ſie nicht verabſäumte, mit meinem Pferde Schritt zu halten. »Und wer iſt die Glückliche?« fragte ich endlich ungeduldig.

»Glückliche — ſagſt Du? Wohl glücklich iſt das Mädchen, das einen ſolchen Freier hat. Aber man ſagt, die Auserwählte zeige diesmal viel Furcht und Widerſpenſtigkeit. Ganz Stambul ſpricht davon, denn ſie iſt berühmt wegen ihrer glänzenden Schönheit — ein Maler hat aus ihrem Portrait ein Bild der heiligen Jungfrau gemacht, vor dem die ganze Chriſtenwelt von Pera kniet. Aber die jungen Männer beten dort am andächtigſten.« — »Alſo iſt ſie eine Griechin?« fragte ich mit hochpochendem Herzen. — »So iſt es, Herr,« lautete die Antwort, »eine vornehme, reiche Griechin. Ihr Vater ſoll Dragoman werden für den Liebesdienſt, den er dem Sultan erweiſet, und bereits große Schätze von der Großmuth Abdulhamids empfangen haben. Es wird Dich freuen, Achmed, zu erfahren, wer es iſt — ſicherlich, es wird Dich freuen.«

»Sprich — «

»Du wirſt Dir die Seiten halten vor Lachen, Achmed! Denke Dir das Glück für die Tochter eines

Kaufherrn, denn der Vater iſt kein anderer, als der reiche Filz Notaras, und die Auserwählte ſeine Tochter — Helene.«

„Wüthend ſpornte ich mein zurückſcheuendes Pferd. Das Weib war plötzlich verſchwunden, und nur ihr höhniſches Gelächter ließ ſich noch von ihr vernehmen. »Weh' mir,« rief ich, in Schwindel erblindend, »wenn dies kein Spuk der Hölle war!«

„Dieſe Eine Thatſache, welche mit Macht an mein Herz ſchlug, brachte meine ganze Tugendpolitik in Verwirrung. Kaum hatten die Thorwachen meine Ankunft melden können, als ich die Wahrheit jener unheilvollen Ausſage in den Begebniſſen erkannte, die mir widerfuhren. Als ich vom Pferde ſtieg, umringte mich bereits eine vom Großherrn geſandte Ehrenwache und die Hausbeamten beriefen mich vor ſeinen Thron. Aus allen Anſtalten und den unheilverkündenden Mienen der Mabeindſchis und Kulbuck-Veſirleris, die das Vertrauen des Großherrn genoſſen und mich in das Serail einluden, ſah ich, daß mein Untergang beſchloſſen war, denn die Ehren, die man mir erzeigte, waren Nichts als die herkömmliche Schmückung eines Opfers. Jeder meiner Schritte war bewacht, jede meiner Mienen ward von Kundſchaftern beobachtet und gedeutet. Ich verkannte keinen Augenblick die Gefahren, welche hinter dieſen falſchen Zärtlichkeiten einer Tigergrauſamkeit auf mich lauerten und fühlte mich im Taumel von dem Gipfel meiner Größe herabſtürzen.

Leicht enthüllte ſich mir die Verkettung der unglücklichen Verhältniſſe, welche meinen Fall herbeiführten, ihr natürlicher Zuſammenhang führte mich zur Welt- und Menſchenverachtung. Mein gerechtes und großmüthiges Betragen gegen Ibrahim hatten mir auf immer die Gunſt des Großveziers geraubt; alſo zeigten ſich die gemeinen Leidenſchaften dieſes Großen ſtärker, als ſein Eifer für das Gemeinwohl und ſeine Achtung vor dem Sittengeſetze. Mein Verſchmähen des Rathes zur gewaltſamen Entführung Helenens, meine Achtung ihrer ſchönen Gefühle, hatten nur Unglück für uns Beide zur Folge. Ich, der ich mir bewußt war, gegen meinen Freund und die heiligen Vorurtheile meiner Geliebten großmüthig und edel gehandelt zu haben, ward dafür vom Großvezier verfolgt, geſtürzt; und Helenens Gewiſſenszartheit, heiliger Eifer und großherzige Entſagung führten ſie in den Harem des Sultans. Welch ein Lohn für die Tugend! Der Ruf ſelbſt, den Helenens Tugendhandlungen verbreiteten, war es, der die Aufmerkſamkeit des Beherrſchers der Gläubigen und den Schimpf ihr zuzog, den ſie vermeiden wollte. Um nicht das rechtmäßige und einzige Weib ihres Geliebten zu werden, ward ſie das Kebsweib eines Sultans, deſſen Liebe ſie mit Hunderten theilen mußte. So erntete ſie Schmach für Tugend, während ich für Großmuth Unterdrückung fand. Und Diejenigen, die uns ihren Leidenſchaften opferten, bewieſen faſt täglich vor Gott die Reinheit ihres Glaubens.

„Ich hatte wenig Zeit dieſen Betrachtungen nachzuhängen, die mich in eine fieberhafte Aufregung verſetzten. Der Großherr verlangte lebhaft mich zu ſprechen und ließ mich mit höhniſchen Ehren in das Serail begleiten. Mit Mühe behauptete ich den Anſchein von Unbefangenheit, denn ich wußte, daß die geringſte Aeußerung von Beſorgniß mich verderben würde. Die Ehrenwache des Sultans wollte mich in ihre Mitte nehmen, aber ich verſäumte nicht, die Haltung eines über die Maßen begünſtigten Lieblings des Großherrn gegen ſie anzunehmen und brachte ſie dadurch in Verwirrung. Durch herriſche Befehle ſie leitend, ließ ich ſie mir vorausziehen und folgte mit meinen treuen Reitern nach. Als ich der Sitte gemäß vor dem Thore des Serails vom Pferde ſtieg, gab ich ihnen heimlich den Wink, daß die Entblößung meines Säbels das Signal für ſie ſein ſollte, mir Beiſtand zu leiſten. Trotzige Geberden gegen die verhaßten Janitſcharen, welche ſie verhöhnten, verſicherten mich ihres Gehorſams. Mit feſtem Schritte ging ich durch das furchtbare Thor Orta-Kapu, an dem Dſchellad-Odaſſi — dem Gemache des Henkers — vorbei, aber nicht ohne meine Getreuen auf die ſchreckliche Bedeutung dieſes Ortes aufmerkſam zu machen. Unter der Wölbung dieſes Einganges wurden, einer alten Sitte gemäß, die geſtürzten Günſtlinge des Sultans, welche hohe Ehrenſtellen bekleideten, unverſehens ergriffen und auf der Stelle hingerichtet. Hier waren ſchon viele Häup-

ter gefallen, die es gewagt, eigene Gedanken zu haben.

„Schweigend führten mich die Kapidſchi-Baſchi in den kleinen Gehörſaal des Großherrn.

„Ich warf mich vor ihm nieder und überreichte ihm mit kecker Zuverſicht das Schreiben des Paſcha, das ich mit meinem Berichte begleiten wollte. Allein die unwillige Geberde des Sultans veranlaßte den Kulbuck-Veſirleri, mir Stillſchweigen zu gebieten. Ohne ein Wort zu ſprechen, muſterte der Beherrſcher der Gläubigen meine Geſtalt und gab dann ſeinem Vertrauten einen finſtern Wink. Dieſer fing hierauf an, mir eine Reihe von Fragen vorzulegen, deren jede mir das Todesurtheil verkündete.

»Biſt Du nicht urſprünglich ein Rajah?«

„Ich bejahte nickend.

»In der Vorſtadt Pera unter ungünſtigen Vorbedeutungen geboren, durch einen Spruch der Ulemas zur Erſäufung verurtheilt, weil die Weisheit der Sterndeuter Dein Leben als unheilvoll für Stambul und den Beherrſcher der Gläubigen erklärt hatten, durch einen Hund wunderbar gerettet, in Hererei erzogen, dann zum Islam übergegangen?«

„Ich vermochte nicht auf dieſe Fragen zu antworten. Bedeutungsvoll winkend fuhr der läſtige Frager fort: »Haſt Du nicht durch Ueberredungskünſte Rebellen zu ſcheinbarem Gehorſam zurückgeführt, und dann im Feldzuge gegen die Ungläubigen ihre Wider-

ſpenſtigkeit und Exceſſe gegen die Janitſcharen unbeſtraft gelaſſen? — «

»Herr aller Sterblichen,« unterbrach ich den Kläger, indem ich mich an den Großherrn wendete, »erlaube nicht dieſer Schlangenzunge die Verleumdung eines redlichen Mannes und das Verhör deſſelben, denn ich erkenne in dieſem ſchändlichen Heuchler meinen Todfeind und Nebenbuhler Ibrahim.«

„Er war es. Ein ſchadenfrohes Lächeln überflog ſein boshaftes Geſicht, als er ſich von mir erkannt ſah, denn mein ohnmächtiger Zorn war ihm nicht fürchterlich. Mit dem Vertrauen eines unverſchämten Günſtlings, der durch die Leidenſchaft ſeines Herrn eine Gewalt über ihn erlangt hatte, wendete er ſich fragend an den Sultan, der ihm mit vieler Ruhe in gnädiger Geberde befahl, in ſeinem Verhör fortzufahren. Lügen und Entſtellungen häuften ſich in demſelben aufeinander, und der ſchlau berechnete Schlußſatz in ſeinen Anklagen war die Beſchuldigung eines geheimen Einverſtändniſſes mit der ſchönen Chriſtin, auf welche ſeine Gnaden, der Großherr, ſein Auge geworfen. Dieſe verhöhnende Anklage regte Wuth und Eiferſucht in mir auf. Ich antwortete auf keine der Fragen, und bat, mich vor einem anderen Richter verantworten zu dürfen.

»Wie? Du wagſt es, die richterliche Weisheit der Sonne aller Sterblichen zu verhöhnen?« ſchrie Ibrahim in erheuchelter Entrüſtung. »Deine Hoheit entſcheide

über den Verräther.« Der Großherr machte eine unwillige Bewegung mit ſeinem Fuße.

»Gehe hin, Unglücklicher,« ſagte Ibrahim, als Dolmetſcher dieſer Geberde, »und erwarte in Deinem Hauſe die Befehle des Großherrn.« Dieſer gemäßigte Schluß ward von einem boshaften Lächeln begleitet. Eine unmäßige Freude ſchien das Schlangengemüth meines Todfeindes zu verzücken, und die Augen des mächtigen Beherrſchers aller Gläubigen rollten unheilverkündend in ihren Höhlen. Jeder ſeiner Blicke ſchien mir ein Henkersſtreich. Kein Zweifel blieb mir über mein Schickſal. Ein Verſchnittener führte mich durch die Thüren der Odaſſis bis hinab in den Hofraum, wo er den Thürhütern von Orta-Kapu ein Zeichen gab. Ich ahnte die Bedeutung deſſelben! Es war das Thor aus dieſer in eine andere Welt, welches ſich mir öffnete. Aber ich war nicht vorbereitet, den ſchauerlichen Gang zu unternehmen. Das ſardoniſch lächelnde Antlitz des Henkers, der ſich am Thore zeigte, wo er ſein blutiges Amt an jenen Großen verrichtet, welche, wie ich, in Ungnade gefallen, der ungeheure Mörſer in der Nähe, worin Empörer zerſtampft wurden, und die erwartungsvollen Mienen der Wachen und Aufſeher, erfüllten mich mit Grauen vor der Nähe eines unverdienten Todes. Rachedurſt und die Empörung meines Innern ſtärkten die erfinderiſche Liſt gerechten Zornes durch den Muth der Verzweiflung. Je größer die Gefahr, je unwahrſcheinlicher meine

Rettung war, inmitten von tauſend Bewaffneten und abgeſchnitten von meinem Häuflein treuer Kriegsgefährten, je höher ſtieg mein Muth, der ſich an der Erhabenheit des Augenblicks ergötzte. Ich dachte in dieſem Momente der höchſten Noth nicht an den Beiſtand des Himmels, der mich verlaſſen zu haben ſchien, ſondern an meine eigene Kraft und Entſchloſſenheit ſtellte ich die Zumuthung meiner Rettunng aus den Gefahren der tiefſten Schmach. Meine Blicke eilten flüchtig umher, um ein Mittel zur Flucht zu entdecken, aber ſie trafen nur auf Sclavengeſichter, die meine Schritte belauerten, und das Pferd des Sultans, welches in wilder Unruhe durch den Hofraum geführt wurde; der Ausgang des Thores war noch lockend offen, und jenſeits deſſelben ſtanden die Capitanis meiner Leibwache in banger Erwartung meines Beginnens. Einen Augenblick nur überlegte ich unentſchloſſen, dann gab ich das verſprochene Zeichen, ſtürzte mich mit geſchwungenem Säbel auf den Sclaven, der des Großherrn Pferd — das einzige, das durch die ſchreckliche Orta-Kapu in das Innere des Serails gelangt — führte, und in einem Nu faß ich in dem prächtigen Sattel, den ſein Rücken trug, das Ungeſtüm des Renners kam mir zu Hilfe, denn er riß ſich aufbäumend von dem Sclaven los und jagte mit der Eile des Sturmwindes dem Thore zu, wo meine Leibwache die Janitſcharen niedermetzelte. Ein wildes Geſchrei erfüllte das Haus der Glückſeligkeit. Ströme von Blut überſchwemmten

den Boden. Die Thorwache war in einem Augenblicke überwältigt und ich war gerettet. Das Pferd des Großherrn jagte in wilden Sätzen wie ein fabelhafter Gedanke an den Blicken der erſtaunten Bewohner von Stambul vorüber. Die braven Reiter mit zerfetzten blutigen Gewändern folgten in ſtürmiſcher Haſt ſeinen Hufen. Da ſich Orta-Kapu im Kampfgedränge geſchloſſen hatte und Niemand von unſeren Feinden zu Pferde ſaß, ſo konnte man uns nicht augenblicklich verfolgen. Die Ueberraſchung hinderte die Uebrigen, welche uns begegneten. Als die Lärmſchüſſe von den Wällen ein außerordentliches Ereigniß verkündeten, hatten wir ſchon die Thore von Stambul hinter uns. Die Kunde von unſerer wunderbaren Flucht klang den Einwohnern der Stadt wie ein Märchen, ſie ſahen ſie und glaubten ſie nicht. Und in der That war Niemand mehr darüber erſtaunt, als der Held des Märchens, Andreas. Ich erwachte aus dem Wuthrauſche, in welchem ich mich befreit, nur um das Ungeheure der fortbeſtehenden Gefahr zu ermeſſen. Aber zugleich fühlte ich die wohlthätige Steigerung aller Geiſteskräfte, wodurch die Natur uns in großen Gefahren zu Hilfe kommt. Die Gefahr der Tapfern, die mir ſo wacker beigeſtanden, ging mir näher, als meine eigene. Um ſie zu retten, führte ich ſie in einen entlegenen Cypreſſenwald am Ufer, und befahl ihnen, ſich hier zu zerſtreuen und getrennt ihr Heil zu verſuchen. Rührend war der Abſchied von den Braven, die ihr

Blut für mich verſpritzt hatten. Ich fühlte mich aller Verpflichtungen los und ledig, nur nicht derjenigen, die mir das kriegeriſche Volk der albaniſchen Berge durch ſeine Treue auferlegte. In einer kurzen Anrede, wie der Drang des Augenblickes ſie zuließ, dankte ich der kleinen Schaar.

»Flieht auf allen Wegen, die ſich Euch öffnen,« ſagte ich zu ihnen, »werfet Alles von Euch, das Euch kenntlich macht, und ſucht zu Waſſer und zu Lande die Unſrigen zu erreichen. Berichtet ihnen das treuloſe Verfahren des Sultans, und bringt ihnen meinen Schwur, daß ich ſie nicht verlaſſen werde. Ich will Euch halten, was der Großherr verſprochen, Sold und Ehre — ich will Euch mehr als das gewähren: Gelegenheit zur Rache. Sie ſoll blutig ſein und gerecht, bei dem Gott aller Himmel und dem Teufel aller Höllen! So ſchwöre ich Euch Treue wider die Fahnen des lügenhaften Propheten und für das Kreuz der Chriſten. Ob uns die Welt verflucht oder ſegnet, ich will Euer bleiben mit Leib und Seele, ſo lange ſie beide zuſammenwohnen.«

„Jauchzend nahmen die wilden Söhne der albaniſchen Berge meine Schwüre auf. »Herr, Du biſt ein großer Held,« ſprachen ſie, »und Deine Worte ſind die eines braven Mannes, wie wir ihn zu unſerem Anführer brauchen. Sie klingen wie Kriegsmuſik in unſere Ohren und Herzen, die der Gelehrten Heuchelei und weibiſches Geſchwätz nicht verſtehen. Unſere Ge-

danken ſind Säbelhiebe, unſere Religion iſt das Recht der Vergeltung.« Sie verließen mich ungern, um einzeln auf ihre Rettung bedacht zu ſein, — nur die Vorſtellung, daß ich ſicherer mich retten könne, wenn ich allein ſei, konnte ſie bewegen, mich ohne Schutz zu laſſen. »Achmed,« ſagten ſcheidend dieſe Blutrechner, »wir meſſen aus, wie man uns einmißt. Glaubſt Du durch Aufopferung Eines oder des Andern Dein Heil zu fördern, ſo zähle auf unſeren guten Willen, für Dich den Tod zu erleiden. Wir haben eine einfache Rechnung mit der Welt. Wer für uns ſein Leben einſetzt, dem geben wir das Leben; wer uns dem Tode preisgiebt, dem geben wir den Tod.« So gingen dieſe Söhne der Natur von mir, und ich achtete ſie höher als die Tugendmänner, womit die Welt angefüllt iſt, welche Alles einſetzen, um Nichts zu verlangen. Mein Schmerz war ausgebildet, mein Geiſt hielt ſich feſt an den Gedanken des Vergeltens. Erfüllt von ihm ritt ich an's Ufer, wo es am höchſten, und das Meer am tiefſten, und die Wachtſchiffe des Großherrn täglich zu kreuzen pflegten. Hier jagte ich den ſchweißtriefenden Hengſt in die wirbelnde Brandung, die ihn und ſein koſtbares Geſchirr fortriß, warf meinen Turban, mit den Abzeichen meiner Würden, in's Meer und ſprach einen Fluch über dieſe Opfer. Niemand beobachtete mich an der einſamen Stelle, wo ich ſchnell meine Kleidung ſo verwandelte, daß Niemand mich erkennen konnte. Ein ſcharfer Dolch befreite

mich von meinem Barte und meine Kleidung von allem Schmuck. In wenig Minuten hatte ich das Anſehen eines zerriſſenen griechiſchen Bettlers. In dieſer Geſtalt richtete ich zuverſichtlich meine Schritte in die Vorſtädte von Stambul. Nachdem mich zwei Mal die Hoffnung hierher geleitet, kam ich jetzt an der Hand einer Führerin, welche noch keinen Vertrauenden betrog, der ihr das Leben verpfändete — der Rache.

„Es war der dritte Tag des Bairam. In der kommenden Nacht ſollte Helenens heilige Jungfräulichkeit den großherrlichen Lüſten preisgegeben werden. Es war der Todestag meines unglücklichen Vaters. Ich ſtand, im Fieberfroſte zitternd, an der Stelle, wo ſein Blut die Erde tränkte und ſann auf Rache. Hunderte eilten an mir vorüber, und erzählten nach, was ich ſelber den Janitſcharen gemeldet: Achmed habe ſich in's Meer geſtürzt, der Engel Aſſou habe ihn der Hölle zugeführt. Das Pferd des Sultans ward ſo mit meinem Turban von den Hafenwächtern gefunden. Tauſend Märchen gingen über meine Todesart von Mund zu Mund. Meine Begleiter waren ſpurlos verſchwunden. Ich hörte dieſe Sagen von den Vorübergehenden und in mein Herz niſtete ſich der Hohn. Menſchenfeindliche Gedanken übereif'ten meine Empfindungen; von Zeit zu Zeit ſchlug jedoch die Flamme meiner verhöhnten Liebe in wilder Lohe empor. Klage an Klage gegen die Welt, gegen den Himmel ſtrömten aus meiner Bruſt, den bitterſten Tadel ergoß ich über

mich ſelbſt. »O wie eitel war Dein Beginnen und Dein Streben! Wie verkehrt ſind Deine Gedanken. Dieſe Welt voll Thoren hat Dich berückt; dieſe Menſchen voll Laſter ſollten Deine Treue lohnen?! Sie haben die Natur der Tiger, und Du heiſcheſt von ihnen als ein Lamm Gerechtigkeit. Deine Thorheit allein iſt die Wurzel Deines Verderbens. Wer kennt Pflichten im Dienſte eines Tirannen, wer Treue gegen einen treuloſen Herrn? Ein Thor, ein zehnfacher Thor! Du verſchwendeſt Edelmuth an Raubthiere, Heldentugend für einen Dieb. Die Lüge war die Fahne, der Du folgteſt, ein geſtohlenes Reich das Kleinod, für das Du kämpfteſt. Weh' über dieſe jammervolle Welt! Weh' über dieſes Leben ohne höheren Zweck! Es iſt ein trugvoller Tauſchhandel, Einer beraubt den Andern, und der über Allen ſteht, iſt ſelbſt der größte Räuber. Er lebt ſeinen Lüſten und Genüſſen, und Tauſender Beſitz iſt ſeine Beute. Sie verkaufen ihm ihre Dienſte für Sold, und zahlen ihn mit Betrug. Recht und Tugend ſind Erfindungen der Dichter. Jeder nimmt, was er erlangen kann und verlangt das Uebrige als ſein Recht. Jeder weiß eine Regel und ein Geſetz der Beſchränkung für die Selbſtſucht der Anderen, aber ihn ſelbſt treibt nur Begierde. Jeder glaubt mit Worten, und leugnet durch Handlungen. Jeder ſpricht zu den Menſchen als ein Richter: »»ihr ſollt««, aber Keiner: »»ich ſoll««. Jeder weiß Pflichten Anderen zu lehren, ſich ſelbſt legt ſie Niemand auf.

»Gott iſt nicht, oder die Menſchen ſind Teufel und ihre Welt iſt die Hölle. Im ewigen Naturleben mit unerkannten Zwecken erzeugen Menſchen und Dinge ſich ſtets zu neuem Daſein. Ihr Leben und Thun iſt nothwendig, und ſie ſind gegeben, wie ſie werden, gleich der Pflanze, die im Keime ſchon die Geſtalt der Entwickelung verbirgt. Und im Ei liegt unſer ganzes Weſen vorausbeſtimmt. Der Kluge brütet es aus in der Sonne des Glückes; der Thor verkümmert im Schatten ſelbſtgenügſamer Eitelkeit. In dem großen Lebensall, deſſen Geſammtheit uns unermeßlich, ſind wir Götter und Geſchaffene. In unabänderlichen Schranken befangen, bewegen wir uns ohne Pflichten. Ein Saame, geſäet von unbekannter Hand, wachſen, wuchern oder verkümmern wir auf gutem oder ſchlechtem Erdreich. Wir ſtreben nach dem Strahl der Wärme und dem Saft der Nahrung. Alles iſt unſer, was wir erreichen können. Unſere Laſter ſind krankhaftes Hungern, unſere Tugenden krankhaftes Verſchmähen. Der Geſunde nimmt, um zu geben, und giebt, um zu nehmen. Auf und thu', was Du vermagſt. Fordere Dein Theil zurück, das fremdes Gierwuchern Dir entriſſen, und rotte die Wurzel aus, die Dein Gedeihen hindert. Die Klugheit iſt der Inſtinkt des Naturſtrebens. Folge ihr, Deine kranke Seele muß geſunden. Die Menſchen glauben nur Gott, weil ſie ihn fürchten. In Dir wüthet höheres Naturſtreben. Ohne Zaghaftigkeit ſchießt das Große aus niedrigem

Sumpfe zur Sonnenhöhe empor. Seine Wurzeln verzehren das nachbarliche Naturleben. Wie der Upasbaum, ſo gedeiht ein Held durch mächtige Naturkraft in hehrer Einſamkeit. Sein Hauch tödtet, und die Verweſung der Opfer ſeines Verlangens befruchtet die Zweige des Unnahbaren.« So vermeſſenes Gedankenſpiel bereitete meinen Geiſt zu neuem Verlangen vor. Meine Wünſche ſtrebten ohne Hemmung nach Liebe, Genuß und Ehre. Der Beſitz Helenens war meiner entzügelten Begierde die Brücke zu einer ſeligen Zukunft. Meine Wünſche theilten ſich in die Schätze dieſer Welt, und Alles war mir bedeutungsleer, was meinem Begehren nicht entſprach. Mit verfinſtertem Geiſte begann ich die Wege einzuſchlagen, die mir Leidenſchaft und verwegene Liſt anzeigten. Ich ging an dem Hauſe meiner Mutter ſtumpfſinnig vorüber, denn in mir war jedes Gefühl erloſchen, mit Ausnahme der Liebe zu Helenen, in deren vulkaniſchem Feuer jede andere Empfindung zerſchmolz. Es verbarg ſich tief in dem Krater meiner Bruſt und mein Aeußeres war in Eiskälte erſtarrt. Einen eiſernen Entſchluß unter der Maske theilnahmloſer Gleichgiltigkeit verſchließend, trat ich vor Muſtapha, der, wieder reich geworden, in Wohlleben ſchwelgte, und gab mich ihm zu erkennen. Sein Entſetzen über meine Erſcheinung glich einem Schlaganfall — nicht mehr hätte ihn der Todesengel erſchrecken können, als mein Beſuch, der deſſen Vorbote zu ſein ſchien. Nachdem ich ihm kürzlich

meine Abenteuer erzählt, redete ich ihn folgender Weiſe an:

»Mein Freund, da in dieſer Welt weder Blutsverwandtſchaft noch Freundſchaft, weder Tugend noch uneigennützige Liebe zuverläſſig ſind, in den Augenblicken der Noth vielmehr aller Lebens-, Liebes- und Freundſchaftsverkehr in einem Gegenhandel von Dienſtleiſtungen beſteht, ſo habe ich mit Vertrauen mich nur Dir zuwenden können, denn Du biſt mein Schuldner. Ich würde Dich jedoch nicht mahnen, Deine Freundſchaftsrechnung mit mir quitt zu machen, wenn nicht Etwas zu gewinnen wäre, was mir theurer iſt als mein Leben. Ich frage Dich alſo, willſt Du, da Du nun wohlhabender biſt als je, mir ſo viel von Deinem Beſitz anvertrauen, als nothwendig iſt ein Schiff zu meiner Flucht zu kaufen, und einen Menſchen durch Beſtechung zu vermögen, daß er ſein Leben für mich wage? Ich werde Dir dieſen Dienſt reichlich vergelten, denn da ich weiſer geworden bin, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß ich in den Beſitz großer Schätze und Ehren gelangen werde, welche mich in den Stand ſetzen, Dich und die Deinigen glücklich zu machen.«

„Als ich ſo ſprach, ſah mich Muſtapha ernſt und traurig an. Die Angſt bebte auf ſeinen Lippen und kalter Schweiß rann von ſeiner Stirne.

»Achmed,« ſagte er, nach einer Pauſe forſchenden Nachdenkens, »ehe ich auf Deine Fragen antworte, möchte ich wiſſen, ob Du Dich auf der Spur des

Wahnſinnes befindeſt, oder ob wirklich der Satan Dein Schickſal zum Verderben Jener leitet, die Dich lieben. Was hat Dich bewogen, nachdem Dich ein Wunder gerettet, in den Rachen der Gefahren Stambuls zurückzukehren, und Dich und mich, wie es wahrſcheinlich iſt, in's Verderben zu ſtürzen? Du ſchlägſt die Dienſte, die ich Dir leiſten ſoll, ſehr gering an, wenn Du ſie nur Bezahlung einer Schuld nennſt, denn wenn ich Dir auch Geld und Gut ſchulde, das ich beſitze, ſo gehört doch mein Leben mir, und dieſes iſt unfehlbar mit dem Deinigen verfallen, wenn es ans Licht kommt, daß ich Dich geſehen, ohne Dich zu ergreifen und lebendig oder todt auszuliefern.«

»Wie Du denkſt, Muſtapha,« erwiderte ich bitter, »es begegnet mir nicht das erſte Mal, daß ich Undank einernte, wo ich Liebe und Wohlthat geſäet. Wenn Du mir nicht helfen willſt, ſo ſage nein und liefere mich dem Sultan aus. Willſt Du helfen, ſo thue es, ohne mich um Dinge zu fragen, die ich für mich behalten will. Uebrigens liegt mir wenig daran, ob Du es weißt, daß ich Helenen noch ein Mal zu ſehen wünſche, ehe ſie für mich verloren geht.«

»Unglückſeliger!« antwortete Muſtapha, »Du willſt ſie nicht nur ſehen, in Deinen vermeſſenen Blicken leſe ich, daß Du daran denkſt, ſie dem Großherrn durch einen Deiner Satansſtreiche zu entreißen. Steh ab von Deiner Raſerei und fliehe. Erwäge die Verantwortung vor Gott, wenn Du das Leben Aller, die

Dich lieben, Deiner wilden Leidenſchaft zum Opfer bringſt. Ob Du ein Giaur oder Muſelmann biſt in Deinem Herzen, ſo mußt Du doch zagen vor der Gerechtigkeit des ewigen Gottes.«

»Seit wann biſt Du ein Mewlewi und Prediger geworden, Muſtapha?« ſpöttelte ich in boshafter Laune, »haſt Du die ſchönen Lebensregeln ganz vergeſſen, die Du mir gegeben haſt, und den herrlichen Unterricht in der Lehre des wahren Islams? Hoffe nicht, mich zu bethören; biſt Du ein undankbarer Hund, der mich verrathen will, ſo zeige Dich in Deiner wahren Geſtalt und wirf die Maske des Heuchlers von Dir, denn ich kenne Dich und befolge nur Deine Lehren; Helene liebt mich, was iſt natürlicher, als daß ich ſie beſitzen will?«

„Muſtapha mochte einſehen, daß alle vernünftigen Vorſtellungen an dem Starrſinn eines Unglücklichen verſchwendet ſeien, deſſen ganze Seele nur von einem einzigen Gegenſtande eingenommen werde. Er ſchwieg eine Weile überlegend, brachte einige Briefe in Ordnung, ertheilte Befehle an ſeine Diener, und zeigte in ſeinem ganzen Benehmen eine Entſchloſſenheit, welche an Feſtigkeit der meinigen nichts nachgab. Dann eröffnete er mir ſeinen Vorſatz mit folgenden Worten, die mir als der Ausdruck einer tugendhaften Geſinnung bei großen Irrthümern und Schwachheiten eines braven Mannes ewig unvergeßlich ſein werden: »Gut denn, Dein Wille ſoll geſchehen. Niemand ſoll Muſtapha nachſagen

können, daß er undankbar sei. Ich habe seit Deiner Flucht Anstalten gemacht, um mich von Constantinopel zu entfernen und den Verfolgungen Ibrahims zu entgehen. Ein längst ausgerüstetes Schiff harrt im Hafen meiner Befehle, Du kannst Dich desselben bedienen, seine Abfahrt ist bereits angezeigt. Ich selbst werde mich an Bord desselben begeben und Dein Unglück mit Dir theilen. Thue nun, was Dir gut dünkt, mein Leben und mein Besitz ist in Deiner Hand. Ich bin gewiß, daß Gott Nichts geschehen lassen wird, als was geschehen muß und nicht zu ändern ist. Daher opfere ich gern meine Selbstliebe der Dankbarkeit auf, um nicht durch das Bewußtsein des Undankes meine Selbstliebe zu verbittern.«

„Von diesem Augenblicke an beobachtete Mustapha ein unverbrüchliches Schweigen. Er duldete die ungestümen Zeichen meiner Erkenntlichkeit und befolgte meine Anordnungen, ohne sich die geringste Bemerkung zu erlauben, und schien sich als ein Opfer durch Gebet zum Tode vorzubereiten. Dabei behielt er den Anschein so vollkommener Ruhe, daß Niemand aus seinem Betragen mehr schließen konnte, als Mustapha wissen lassen wollte. Er nahm mich als einen griechischen Briefschreiber aus Scutari öffentlich in seine Dienste, ein Vorwand, der mir gestattete, mich in seine Gemächer zurückzuziehen. Als er aber sah, wie ich in der Sicherheit seines Hausfriedens verschiedene Vorbereitungen zur Ausführung eines gefährlichen Planes

machte, begab er ſich in die Moſchee, um ſeine Abendandacht zu verrichten, und überließ mich der Einſamkeit in einem entlegenen Theile ſeiner Wohnung. Dort häufte ich Strickleitern und Blendlaternen, Verkleidungen und Waffen, und bereitete meinen Geiſt zu einer Unternehmung vor, die nur in Vorausſetzung einer grenzenloſen Liebe von Seite Helenens einen vernünftigen Zweck und einige Wahrſcheinlichkeit des Gelingens bieten konnte. Mein Vertrauen war unerſchütterlich. An Gott hatte ich verzweifelt, die Welt war mir entfremdet, aber nie ſtieg ein Gedanke des Zweifels an der Liebe Helenens und ihrer Beſtändigkeit in mir auf; das Gerücht von dem ſtrengen Gewahrſam, in welchem ſie ihr Vater bis zur feierlichen Abholung in den Serail zu Hauſe hielt, bürgte mir, daß mein Glaube gerecht war.

„In der Verkleidung einer griechiſchen Handelsfrau begab ich mich daher in voller Zuverſicht in das Haus des Notaras, Roſenperlen und Wohlgerüche zum Verkauf bietend. Ich verlangte, Helenen meinen Kram zu zeigen, gab vor von Muſtapha geſandt zu ſein und geheime Mittel zu beſitzen, durch deren Anwendung junge Frauen die Erfüllung geheimer Wünſche ſich verſichern könnten. Der zweideutige Sinn dieſer Angabe konnte Helenen nicht entgehen und mußte ihre Aufmerkſamkeit erregen. Man wollte mich abweiſen, allein einige Geſchenke veranlaßten die dienſtthuenden Frauen und Sclavinnen, die Helenens Gemächer bewachten,

mein Verlangen zu melden. Ich ward von denſelben in ein verdüſtertes Gemach geführt, das von Ambra duftete und deſſen Teppiche mit Blumen beſtreut waren. Feſtlicher Schmuck bekleidete Wände und Thüren, aber mitten unter dem Gepränge eines aufgedrungenen Schmuckes wohnte ein Bild der tiefſten Trauer — Helene. Sie empfing meine Erſcheinung mit dem haſtigen Scharfblick ahnungsvoller Wünſche; ein krampfhaftes Zuſammenbeben ihrer Geſtalt offenbarte mir, daß ich von der Unglücklichen erkannt ſei. Zitternd beſah ſie meinen Kram und die Todesangſt um mich ſpiegelte ſich in allen ihren Geberden. Umlauert von den dienenden Frauen blieb uns nur zum Austauſch weniger Worte Gelegenheit, während Helene ſie durch einen geſchickten Vorwand entfernt hatte. Alle meine beſonnenen Anſchläge zur Rettung Helenens verwirrten ſich in meinem erhitzten Gehirne, als ich mit ihr allein war. Ohne die Unmöglichkeit der Ausführung zu bedenken, machte ich ihr den Vorſchlag zum Austauſch der Kleider. Sie ſollte in meiner Weibertracht ihren Wächterinnen entfliehen und mich meinem guten Schwerte überlaſſen, das ich zu meinem Schutze bei mir führte. Allein dieſer und viele andere haſtig erdachte Rettungspläne ſcheiterten an der Ergriffenheit, Unſchlüſſigkeit und Angſt der Geliebten, ehe ſie noch vorbereitet waren. Die koſtbaren Minuten verflogen und wir hatten durch unſere Zuſammenkunft Nichts gewonnen, als den herzdurchbohrenden Schmerz eines aller Wahrſcheinlichkeit

nach letzten Wiederſehens. Schluchzend lag ſie an meinem Herzen, als die Thüren aufgingen und Notaras finſter und barſch hereintrat, die ſeltſame Scene mit Staunen betrachtend. Indeſſen ſchien er nichts Schlimmes zu vermuthen, als eine Herzensergießung gegen eine alte Freundin, die ihm jedoch ſo wenig gefiel, daß er mir drohte, mich mit den Füßen hinauszuſtoßen, falls ich es nochmals wagte, ſein Haus zu betreten, das allen Fremden ſtreng verſchloſſen blieb. Ein Blick der Verzweiflung und ich ſtürzte ſinnlos zur Thüre hinaus. Denſelben Abend ſchloß der Harem des Sultan den Himmel meines Herzens ein. »Fliehe nun,« ſagte Muſtapha, »fliehe und verſuche den Himmel nicht länger. Sie iſt für Dich verloren, denn leichter kannſt Du dem Grabe ein Opfer abfordern, als dem Harem des Sultan ſeine ſchönſte Zierde.« Aber mich entmuthigten die Schrecken nicht, die den Verwegenen drohten, die ſich dieſem Heiligthume zu nähern wagten. Je mehr ſich die Möglichkeit, Helenen zu gewinnen, von mir entfernte, je geſteigerter begehrte der glühende Wunſch meiner Liebe nach ihr. Durch eine erkaufte Sclavin erhielt ich Kunde von Allem, was ſich im Innern des Harems begab. Helene war mit der üblichen Feierlichkeit dem Sultan überliefert und ohnmächtig in einen entlegenen Kiosk an der Spitze des Serails gebracht worden: dort bewachten ſie zahlreiche Sclavinnen. Von dort ſandte ſie mir ihren letzten Gruß und erinnerte mich an ihre letzte Zuflucht

— den Dolch. Aber ich ſchwur mit ihr zu ſterben, wenn es mir mißlänge ſie zu retten. Stündlich wuchſen die Gefahren, welche mich umringten, dringender wurde der Sultan, ſchwieriger der Nachrichtenwechſel mit dem Harem, Verdacht war auf allen Seiten rege geworden. Die Noth beſtimmte die zweite Nacht nach dem dritten Bairamsfeſte zur Flucht. Muſtapha begab ſich insgeheim an Bord — der anbrechende Morgen ſollte mich und den Schatz, den ich durch kühne That zu erringen hoffte, dem griechiſchen Meere zuführen. Aber zwiſchen meinem Entſchluſſe und ſeiner Ausführung lag eine entſetzliche Kluft von Gefahren. Ich wagte ſie; ununterbrochenes Einverſtändniß mit Helenens Zofe Maria und ihrer Gebieterin erleichterte meine Vorbereitungen. Alle Wünſche Helenens wurden erfüllt, ihre Einſamkeit durch Nichts geſtört. Der Sultan ſchien ihre Gefühle zu ehren, und von der Zeit die Heilung ihres Grames zu hoffen. Am dritten Tage nach Einſchließung in den Winterharem ſandte ſie mir einen Zettel mit folgenden Worten: »Komm' in dieſer Nacht, wenn Du mich retten kannſt; Du wirſt meine Wächter in tiefem Schlafe finden.« — »Ich komme,« war meine Antwort.

„Die Jahreszeit ſchien uns zu begünſtigen. Schwere Wolken lagerten ſich über das Meer, und der herabſtrömende Regen deckte ſeinen Fluthenſpiegel mit undurchſichtigem Nebel. Alle Wachen begaben ſich unter

den Schutz eines Daches, düſter leuchteten die Signale durch den Schleier der Nacht. Kein feindliches Auge konnte es bemerken, als ich in einem leichten Boote allein auf den bewegten Wogen mich durch die Schiffe des Hafens hinausſtahl bis an die Spitze des Harems. Mit unſäglicher Anſtrengung lenkte ich das Fahrzeug gegen Wind und Strömung bis unter die Mauern des Harems, wo es die Brandung zu zerſchellen drohte. Eine Stunde verging, ehe ich in der undurchdringlichen Finſterniß das Signal entdeckte, das mir das Gefängniß Helenens anzeigen ſollte. Hier war kein Ort zur Landung, ſchroffe Mauern ſtiegen ſenkrecht aus dem Meere empor, und die Wellen ſchlugen mächtig an ihren Felſengrund an. Nach wiederholten fruchtloſen Verſuchen gelang es mir endlich, eine eiſerne Kugel mit daran befeſtigtem Seile über die Höhe der Mauer hinüberzuſchleudern, und ſo den Kahn an der Mauer feſtzuhalten. Hierauf kletterte ich in ſteter Todesgefahr an dem Seile die Mauer hinan, auf deren Höhe mich die Kräfte ſo verließen, daß ich in das Gebüſch hinabſtürzte. Einen Augenblick lag ich ſo beſinnungslos hier; als ich mich mühſam wieder aufrichtete, ſah ich nahe vor meinen Augen das Signal Helenens. Mein Muth, erſt darniederliegend an Erſchöpfung, raffte ſich neubelebt auf; ſo erblickt ein Schiffbrüchiger ein nahes Rettungsboot, wie ich das Zeichen des Zieles aller Gefahren und — ihres Gipfels! Ein leiſes Geräuſch an den Fenſtern des obern Stockwerkes des Kiosk überzeugte

mich, daß ich erwartet ſei. Ueber Brüſtungen und Gitterſtäbe erſtieg ich in ſtürmender Eile den ſteilen Raum, der mich von Helenen noch trennte; mein Athem verging, und ein ſtechender Schmerz machte ſich in meinem Herzen fühlbar, als mich weiche Arme mit der krampfhaften Gewalt der Todesangſt umfingen. Tief aufſeufzend ſank ich auf den Teppichen nieder, und heiße Thränen ſtürzten über meine Wangen. Am Ziele meiner verwegenſten Gedanken angelangt, glaubte ich den Augenblick nicht überleben zu können. Die Wonne des Wiederſehens, die Gefühle, welche unſer Weſen erfüllten, dieſe Miſchung von Freude und Schmerz, Todesangſt und Hoffnung — ſie ſchildere ich nicht, aber meinen Augen entſtrömen reichliche Thränen, und mein Herz zittert, während ich die Begebenheiten dieſer Stunden mir vergegenwärtige. Ich habe Gott und der Welt getrotzt mit frevlem Muthe, und an tauſend Klippen, woran Menſchenkraft zu ſcheitern pflegt, die meinige bewährt, aber nie kann ich dieſes Augenblickes gedenken, ohne zum Kinde zu werden, und aller Schwachheit in mir den Sieg zu laſſen. Die theuer bezahlten Kräfte ſelbſt, die mein Unglück mir erworben, verlaſſen mich, und Troſtloſigkeit wirft mich nieder, gedenke ich noch heute dieſer Stunde! Die Ruhe der Mannheit, der Gleichmuth der Frömmigkeit, der frohe Muth des Verdienſtes, die Selbſtzufriedenheit und Hoffnung verlaſſen mich, gedenke ich dieſer Stunde! Die Pein dieſer Erinnerung iſt das Strafgericht meiner Vergehen — ich

ertrage ſie nicht, ohne immer wieder einen großen Schritt zum Ende meiner Tage hin zu machen.! — — —

„Während der Liebe Wonnerauſch uns der Außenwelt entzog, während unſere Seelen eine Ewigkeit des Entzückens durchſchwärmten, während uns dennoch der Raum dieſes Reichthums an Glückſeligkeit nicht mehr als eine irdiſche Minute ſchien, ſchritt das Erdenleben unaufhaltſam vor, und die Geſetze einer beſchränkten Natur machten ſich unerbittlich geltend. Der Sturm hatte ſich gelegt, und ein matter Tagesſchein blickte durch zerriſſene Wolken. Schrecklich war unſer Erwachen. Die orientaliſche Pracht des Gemaches, in dem wir uns befanden, tauchte vor meinen Blicken auf wie ein Märchen. Der Gedanke: es iſt der Harem des Sultan, der uns umgiebt, erwachte in ſeiner furchtbaren Bedeutung. Noch waren wir nicht gerettet, von Gefahren der Entdeckung umfangen. Ein Fehltritt, ein lauter Athemzug, und tauſend kleine Zufälle konnten uns verderben. Lautlos raffte ich mich auf, umhüllte haſtig Helenen mit einem Mantel, und trug ſie an's Fenſter. Maria trat leiſe herein, warf ſich auf die Kniee und bat um Beſchleunigung der Flucht. Noch war Alles todtenſtill, die Athemzüge der ſchlafenden Sclavinnen im Vorgemach waren allein hörbar. Helene umklammerte meinen Hals, ich umfing kräftig ihren zitternden Leib, und ſchwang mich auf die erſte Stufe der Strickleiter — ſie ſchwankte mächtig unter der Laſt. Der zweite Schritt war vorſichtig gethan, ich warf

einen Blick über die Mauern in's Meer — ein Schrei der Verzweiflung entfuhr meiner athemloſen Bruſt; der Kahn war verſchwunden! Die ſtürmiſche Bewegung des Meeres hatte ihn vom Taue losgeriſſen. Einen Augenblick rang ich ſtillſtehend mit einer Ohnmacht, die Nacht des Schwindels trat vor meine Augen, aber die Liebe ſiegte über die Schwachheit des Körpers. Ich brachte Helenen in den Kiosk zurück, und ein ſchrecklicher Fluchgedanke gegen das Verhängniß durchzuckte die Nerven meines Gehirnes. Meine Beſinnung entwich, und ich ſtieß einen Schrei des Wahnſinnes aus. Als ich wieder zu mir kam, ſah ich Helenen mit aufgelöſtem Haare, todtenbleichem Antlitz, aber mit ruhigem und inbrünſtigem Andachtsblick ein Crucifix in einer Hand vor ſich hinhaltend, die andere auf ihr Herz gepreßt, auf den Knieen liegend. Sie betete laut und mit Innigkeit:

»Allbarmherziger, höre mein Gebet! Nimm mein Leben als Opfer hin, nur rette ihn, den Mann meines irdiſchen Herzens, rette ihn vor dem Tode in den Armen der Sünde; laß ihn nicht ſterben, ehe ſich ſeine Seele gereinigt von Irrthum und Zweifel, führe ihn an der allmächtigen Hand Deiner Liebe auf den Weg der Buße zur Erkenntniß, Gnade und Wiedervereinigung. Ewiger Himmel, erbarme Dich ſeiner!« Geſtärkt durch dieſes Gebet ſtand ſie auf und reichte mir meine Waffen. »Flieh', Geliebter,« ſagte ſie mit freudiger Zuverſicht. »Der Himmel hat mein Opfer an-

genommen. Zwanzig Schritte von hier oſtwärts ſteht eine hohe Cypreſſe, über ſie kannſt Du die Mauer des äußeren Hofraumes im Harem erreichen — weiter helfe Dir Gott und Dein Muth.« Aber in mir lebte nicht die Kraft ihres Gottvertrauens, und ich zögerte einen Weg der Flucht einzuſchlagen, der Helenen verrathen und verderben mußte. Ich hatte meine Rechnung mit der Welt abgeſchloſſen, und dachte nur an die Möglichkeit, von Helenen die Folgen meiner Verwegenheit abzuwenden. — »Denke nicht an meine Rettung, nur Eins kümmert mich — kannſt Du mir verzeihen?« Ein zärtlicher Blick und eine heiße Umarmung antworteten mir. Von wildem Schmerz erfaßt, preßte ich ſie an meine Bruſt, ſie, dieſes Wunder von Schönheit und Liebe, den Inbegriff meiner irdiſchen Glückſeligkeit! Von ihr getrennt war mir die Welt Nichts mehr als Staub und Aſche.

„Ich beſaß Nichts mehr in dieſer Welt — was konnte ich an ihr verlieren? Ich war entſchloſſen zu ſterben, aus dieſer Umarmung in den Tod zu gehen. Ich bat ſie zu leben, und ſich nicht zu verrathen. Sie ſegnete mich ſchweigend, und ich entfloh. In einem Augenblicke hatte ich die Höhe der Mauer erreicht, unter welcher das Grab des Meeres ſich öffnete, ich ſah zurück, angſtvoll war Maria zuſammengeſunken, aber Helene ſtand mit gefalteten Händen, und mit heiterem, verklärtem Geſichte gegen den Himmel blickend,

am Fenſter, und rief mit unerſchütterlichem Vertrauen: »Gott wird ihn retten!«

„Die rauſchenden Wäſſer riefen mich hinab in ihre Tiefen, mit dem Seufzer »Helene« auf den Lippen taumelte ich hinunter. Sie iſt gerettet, war mein letzter Gedanke — mit ihm ſchloß ſich mir ein Leben, das nur noch wie ein Traum in meinem Gedächtniſſe lebt — —

„Ich ſank einen Augenblick unter, aber die Wellen ſtießen mich aus, das kalte Element brauſte auf, und ſchien ſich gegen meine Aufnahme in ſich zu ſträuben, wie wenn ein Feuerbrand in daſſelbe geworfen wird. Ich kämpfte und rang mit den Wellen, um unterzugehen — umſonſt, ich blieb immer ſchwimmend auf ſeiner Oberfläche, alle Qualen des Sterbens empfindend, ohne den Tod zu leiden.

„Der Inſtinct des Lebens ſiegte endlich über meinen Entſchluß, und ich begann regelmäßig zu ſchwimmen, ohne den Zweck der Rettung vor mir zu haben, ohne Gedanken, ohne Empfindung, ähnlich einer Amphibie, lebend um zu leben. Das Erſte, was in mir einige Seelenthätigkeit erregte, war der leiſe Ruderſchlag eines ſich nähernden Bootes, und das Vernehmen vorſichtig geſprochener Worte: »Ohne Zweifel — er iſt verloren, ſein Boot treibt dort umgeſchlagen auf den Wellen — wir ſind zu ſpät gekommen. Allah war nicht barmherzig gegen ihn, und hat ihn umkommen laſſen.«

„Es war die Stimme meines Freundes, der mit einem

vertrauten Diener ausfuhr mich zu ſuchen. Ich hörte ihn tief ſeufzen, und häufig das Wort Allah ausrufen, was er nur im äußerſten Schmerze that.

»Hier, Muſtapha,« rief ich ihm zu, »rette mich, meine Kräfte verlaſſen mich!«

„Ein freudiger Ausruf antwortete mir. Ich ergriff ein mir dargebotenes Ruder, und ſtieg in das Boot. Muſtapha beſtürmte mich, nach Art einer Mutter, die ein verzogenes Kind in ihren Armen hält, mit Fragen, Liebkoſungen und Vorwürfen, allein ich konnte ihm Nichts entgegen ſetzen, als ſtumpfſinniges Hinbrüten. Er theilte mir mit, daß er ausgefahren ſei, um mir beizuſtehen und die Flucht zu erleichtern, denn ſein größeres Boot ſollte nicht wieder in den Hafen zurückkehren, ſondern im Propontus an der Küſte von Aſien das Schiff erwarten, deſſen Ausfahrt am Tage geſchehen ſollte. Er hatte angenommen, daß meine Unternehmungen leicht ein Ereigniß herbeiführen könnten, wodurch die Abfahrt ſeines Schiffes gehindert würde, und ſolche Maßregeln ergriffen, daß wir auch ohne dieſelbe in Sicherheit kämen. Unfähig zu überlegen, ließ ich Alles geſchehen, was er anordnete, und half mit, das Boot aus dem Bosporus noch vor Anbruch des Morgens hinauszurudern. Ein friſcher Wind begünſtigte uns, und in wenigen Stunden legten wir an einer öden, einſamen Stelle der aſiatiſchen Küſte an. Alles dies geſchah, ohne daß ich aus dem Zuſtande froſtiger Betäubung erwachte. Unempfindlich

gegen Gefahr, und unerfreut über meine Rettung, fühlte ich Nichts als die kalte Morgenluft und die eiſige Näſſe meiner Kleider. Der plötzliche Wechſel von verzehrender Gluth und eiſiger Erdenkälte, von höchſter Luſt und äußerſtem Schmerz, von Freude und Schreck, Todesgefahr und Sicherheit hatten mein Gedächtniß gelähmt; mein Leben lag wie ein Traum hinter mir. Wir verbargen uns am Ufer hinter Felſenblöcken und Sandhaufen. Die Sonne begann mich zu erwärmen, und meine Kleider zu trocknen. Ich legte mich auf den dürren Sand, und verſank in todähnlichen Schlummer. Muſtapha wachte, und erwartete das Schiff, aber die Sonne ſtieg und ſank über den Horizont, fremde Wimpel jagten vorbei, doch von Muſtapha's Fahrzeug zeigte ſich keine Spur. Unbekümmert um die Aengſten dieſes Lebens ſchweifte mein Geiſt im Reiche der Träume zwiſchen Schreckbildern des Fieberwahnes umher. Stürmiſche Finſterniß umgab mich, und ein Wirbelwind von Wetterdünſten riß mich in endloſe Fernen fort. Allmälig bildeten ſich klare Geſtalten um mich her, die Nacht zertheilte ihr Dunkel und zerfloß in lichte Nebel, die ein Lichtmeer von Sonnenglanz enthüllten. Geblendet bebte ich zurück, da umfaßten zwei mächtig befiederte Genien meine Seele, und brachten ſie vor den Geiſt Gottes, der, unwahrnehmbar meinem unreinen Sinne, im Lichte thronte. »Unnahbarer Richter, Herr des Lebens, Urſprung der Gerechtigkeit!« alſo ſprach der Geiſt der Anklage zu

meiner Linken, »ich bringe vor Dein ewiges Antlitz die Seele eines Gefallenen!«

»Ewiger Geiſt der Liebe,« ſagte der Engel der Rechtfertigung zu meiner Rechten, »ich bringe in den Lichtkreis Deiner ewigen Tugend einen Liebenden. Seine Tugend iſt Liebe, ſein Fehl iſt Liebe!«

»Er hat Dich geleugnet!« ſagte der Kläger.

»Er hat Dich angebetet in der Schönheit Deiner Werke, die ihn verblendete!« ſagte der Fürſprecher.

»Seine Hände ſind von unſchuldigem Blute befleckt!« ſagte der Engel zur Linken.

»Herr, ſein Geiſt war nicht bei ſeinen ungerechten Thaten!« ſprach flehend der Engel zur Rechten.

»Er hat Die verdorben, welche ihn liebten!« rief der furchtbare Kläger, und zerriß mit ſeinen Händen die Wolken des Lichtes, welche die Erde verbargen. Finſtere Wolken wurden ſichtbar, und aus ihrem Dunſte ſah ich fahlen Schein, den Tag der Erde zum Himmel emporleuchten. Aus dem Erdenleben ſtiegen Sterbeſeufzer empor, ſie ſäuſelten Anfangs wie Kinderſtimmen durch die dicken Lüfte des Erdballes, dann wurden ſie lauter und lauter, ein ſchreckliches Klagegeſchrei des Schmerzes und der Todesangſt.«

»Ewiger Richter,« rief der klagende Geiſt, »höre wie die Erde zum Himmel ſchreit um Rache!«

„Da warf ſich der Engel zur Rechten wimmernd nieder, und weinte himmliſche Thränen. »Herr Gott

Sabaoth,« rief er in Zerknirſchung, »ſei gnädig dem Sünder!«

„Als ſein Flehen verklungen war, verfinſterten ſich die Himmel vor mir. Der Engel der Rechtfertigung war verſchwunden, der Engel der Rache hielt mich mit glühenden Blicken gebannt. »Er ſterbe!« ſchrien Donnerſtimmen in der Höhe, »er ſterbe!« wiederholten Stimmen aus der Tiefe. »Er ſterbe den Tod der Sünde!« rief der Racheengel — »den Tod der Schmach!« richteten die Himmel, »den Tod der Verfluchung!« höhnten die Teufel, während ich in bodenloſe Tiefe verſank. Die Geiſter der Rache und Barmherzigkeit kämpften um mich. Die Hölle ſpie mich mit ihren Flammen an, der Himmel ließ erquickenden Thau auf meine Stirne fallen, aber ein Engel der Gnade hielt mich von den Abgründen der Verdammniß zurück. In unermeßlicher Höhe öffneten ſich mir wieder die Himmel des ewigen Gottes. Dort knieeten auf lichten Wolken drei weibliche Engelsgeſtalten, in der Glorie Gottes verklärt: Helene, Maria und meine Mutter, und hoben die Hände empor. »Gott der Gnade,« beteten Helene und Maria, »wir bringen Dir unſer Erdenleiden zum Sühnopfer für ihn dar!«

»Seine Liebe hat meinen Geiſt gereinigt,« ſetzte Helene hinzu.

»Seine Liebe hat dem Himmel meine Seele ge-

rettet,« ſprach meine Mutter mit heiterem Lächeln, die Werke ihrer Buße zu Zeugen rufend.

„Ihre Stimmen verhallten und feierliches Schweigen umgab die Gedanken Gottes. Aus harmoniſchem Liſpeln gebaren ſich himmliſche Töne, die als Entzücken und Schmerz durch meine Seele gingen. Die Flügel der beiden Genien umrauſchten mich wieder. Der Engel der Rechtfertigung weinte, aber er war getröſtet, der Engel der Vergeltung trat ernſt aus dem Nebel hervor, aber ſeine Blicke waren nicht mehr ſo verdunkelt.

»Dein Urtheil iſt geſprochen,« ſprach er ernſt zu mir, indem er mich fortriß, »Dein Geiſt ſoll den Becher der Leiden eines Gottverlaſſenen bis zur Hefe leeren, Dein Arm ſoll ſein eine Geißel Gottes, Deine Bruſt ein Herd der bitterſten Erdenpein. Aber der Engel der Barmherzigkeit folge Deinen Schritten, und führe Dich durch Strafe und Buße zur Erkenntniß und Wiedervereinigung zurück.«

„Als ich erwachte, fühlte ich noch an meiner Stirne die Hand des Vergeltungsengels. Der Traum und ſein Troſt ſchwanden aus meinem Gedächtniſſe, erſt nach Jahren entwickelte ſich die Erinnerung an denſelben in ihrer Klarheit. Die Wirklichkeit des Augenblickes dagegen umgab mich mit Widerwärtigkeiten. Der Abendwind trieb mir Sand in die Augen, die ſteigende Fluth benetzte meine Füße. Wir eilten auf eine Anhöhe, um den herandringenden Wellen zu entfliehen, und ſchauten

finſter auf das Spiel der Wogen in den letzten Strahlen der ſinkenden Sonne. Meine Augenlider ſanken wider zuſammen, als mich ein Ausruf Muſtapha's aus dem Schlummer aufſchreckte. Ich blickte convulſiviſch auf, und ſah mit halbgeöffneten Augen einen dunklen Körper auf der Fluth gegen das Ufer treiben. Er ſchien jeden Augenblick die Geſtalt zu wechſeln, und hatte Aehnlichkeit mit einem Seethiere. Näher und näher brauſte die Brandung, und eine mächtige Woge warf den Körper zu unſern Füßen hin, auf den Sand. Ein zweiter Ausruf im Tone des Mitleides verrieth eine beſondere Theilnahme Muſtapha's. Ich lauſchte hochgeſpannt einer Unterredung mit unſerm Gefährten, der mit ihm hinabging, den Gegenſtand näher zu betrachten. — »Ein menſchlicher Leichnam,« ſagte der Letztere. »Der Körper eines Hingerichteten,« ſetzte Muſtapha hinzu, und brachte ihn auf's Trockene. Laut athmend fuhr ich empor, und ſah wie Muſtapha ſich bemühte den Sack zu öffnen, in welchen der Leichnam gehüllt war.

»Der Leichnam eines Weibes,« ſagte er halbleiſe. Mit einem Sprunge war ich unten. Der Sack wurde geöffnet, eine nackte Leiche an's Licht der Dämmerung hervorgezogen. Ein ſchönes Marmorbild erſtorbener Reize zeigte ſich meinen Augen. Das Haupt der Todten ruhte, vom gelöſten triefenden Haar verhüllt, auf dem erſtarrten Buſen. Ich hatte eine ſchreckliche Ahnung und ſtand unſchlüſſig, ob ich meine Augen öffnen oder

ſchließen ſollte. Ich hatte nicht den Muth die Stelle zu verlaſſen, und doch fürchtete ich den Anblick der Leiche. Sie löſten ein Amulet von dem Halſe der Todten, unter dürren Blumen eingeſchloſſen fanden ſie ein in Roſenöl getränktes Blatt. Muſtapha reichte es mir hin, da ſeine ſchwachen Augen ihn die Schriftzüge nicht erkennen ließen. Ich las im Fieberſchütteln: »Wer liebte nicht die herrlichſten Schöpfungen Gottes!«

„Das Blatt mit den verblichenen Schriftzügen meiner Knabenhand ſank zu Boden, meine Arme ſchleuderten meine Gefährten von der Leiche hinweg, umfaßten dieſe und trugen ſie zur Höhe empor. Die Abendſonne warf ihren letzten Strahl auf das Angeſicht Helenens! — Ich kann es nicht mehr ſagen, was in dem Augenblick in mir vorging. Nur was äußerlich geſchah, hat ſich durch die Sinne meinem Gedächtniſſe eingeprägt. Ich lebte in dieſem Augenblicke außer mir, während ein Dämon meinen Körper zu beſitzen ſchien. »Was lachſt Du, Achmed?« ſagte Muſtapha mit zitternder Stimme. Die Antwort war ein verſtärktes Gelächter.

»Er iſt wahnſinnig,« ſagte Muſtapha's Diener, »ſieh', Herr, wie er den Leichnam brünſtig umfängt, an ſeine Bruſt drückt, wie er ſein Geſicht in das Leichengeſicht vergräbt, die naſſen Haare um ſein Haupt ſchlingt und ſo ſchauerlich lacht, daß man es in der Hölle hören muß. Er ſcheint im Krampfe dem Erſticken nahe. — Jetzt reißt er ſich los — und lacht, ergreift

die Leiche wieder, hebt ſie auf ſeine Schultern — Allah, welche Kraft des Wahnſinnes! — und ſtürzt mit der Laſt fort, mit der Eile eines Vogels.«

»Auf! ihm nach,« rief Muſtapha, und ſetzte ſich mit dem Diener in Bewegung, um mich aufzuhalten, allein ihre müden, abgeſpannten Glieder eigneten ſich nicht zum Wettlauf mit dem Wahnſinn eines Verzweifelten. »Achmed, Achmed, halt ein, halt ein, Dein Freund Muſtapha ruft Dich.« — Ich hörte die Stimme, aber beflügelte meine Schritte. Keuchend blieben meine Verfolger zurück, und da ich ihre Stimmen nicht mehr vernahm, ſo rief ich mir ſelbſt zu — aber mein Weſen war in zwei fremdartige Theile zerfallen, wovon der eine im Wahnſinne befangen ſich von der Vernunftherrſchaft losgeriſſen hatte. Ein ungeheures Geſpenſt ragte der Olymp in weiter Ferne zum Himmel empor, dorthin richteten meine Füße ihren Lauf, dort auf dem Götterberge wollte ich Helenen beſtatten. Der Abend ward Nacht, das Meer ſchwand hinter meinem Rücken, größer und größer wurden die Geſtalten des Götterthrones. Es begegneten mir Menſchen, aber wer nicht erſchrocken von mir floh, oder meinen Lauf hindern wollte, den hielt mein hochgeſchwungener Dolch von mir ab. Ueber Felder, Sand und Moor eilte ich hin, viele Stunden gingen vorbei, ehe ich auf die Vorhöhen des Berges gelangte. Erſchöpft ſtürzte ich wiederholt zu Boden, aber ein Blick auf die ſchöne Leiche und ihre gebrochenen Augen, woraus Licht und Seele ent-

flohen, ſpannten meine Kraft zu neuen Anſtrengungen. Leichten, ſicheren Schrittes, wie die Gazelle, klomm ich an nacktem Felſen hinan, nicht gewahrend, daß die Bekleidung meiner Füße zerſtückt abfiel und meine Ferſen bluteten, nicht achtend, daß, jemehr ich dem grauen Eishaupte näher kam, die Luft eiſiger, der Wind ſtärker wurde. Endlich als die Nacht faſt zu Ende ging, erreichte ich eine Anhöhe mit Schnee bedeckt, von einem Amphitheater geſpenſtiger Felſengeſtalten umgeben. — Ich ſank erſchöpft zu Boden.

„Da ſah ich die Götter des alten Hellas um mich verſammelt, Zeus und die Juno, Aphroditen, Pallas und die übrigen, umraucht von ambraduftenden Wolken. Ich trat vor den Thron des Gottes der Götter, zu den Füßen des ewigen Adlers, der die Blitze bewacht.

»Allmächtiger Zeus,« rief ich zu der hehren Geſtalt des Gottes empor, »gieb mir den Lebensfunken dieſes Weibes zurück. Sie war eine Göttin unter den Weibern, ihre Liebe empfiehlt ſie der Fürſprache Cytherens, ihre Schönheit, großer Zeus, muß Dein Mitleid erregen, Du kannſt nicht dulden, daß ſo viele Reize eine Beute des Orkus werden. Ich fordere ſie von Dir zurück, Zeus, denn ſie iſt mein eigen und ihre Seele hat mich nie verlaſſen. Zeus barg ſein Haupt in Wolken, und berieth ſich mit Cytheren und Juno.

»Laſſe ſie den finſtern Mächten,« ſagte Juno, »und ſalbe die Stirn des Jünglings mit Lethe, daß er ſeine Liebe vergeſſe und glücklich werde.« — »Gieb

ihr die Unſterblichkeit,« flehte Cythere, »ſie verdient bei Göttern zu wohnen und ihre ewigen Freuden zu genießen.«

»So will ich,« rief Zeus und berührte die Stirne Helenens mit einem Lichtſtrahl ſeiner leuchtenden Augen. Augenblicklich öffneten ſich Helenens Augen, ihr Geſicht überſtrahlte ein überirdiſcher Glanz von roſigem Licht, und ihr Mund lächelte himmliſch. Sie richtete ſich langſam, freudig ſtaunend, empor, und breitete die Arme nach dem Lichte aus. Entzückt wollte ich in ihre Umarmung eilen, aber ein Donner des Zeus ſchlug mich zurück, der Adler deckte mit mächtigen Schwingen das Götterbild Helenens, die Feuer des Himmels entbrannten vor mir und der Blitz ſchleuderte mich hinab in den Abgrund des Erdenthales, aber durch die Wolken drang die Stimme Cytherens:

»Kein elender Sterblicher wage ſich in die Umarmung der Götter. Der Blitz des Vaters Zeus hat Dich gerettet, denn das Liebesfeuer der Unſterblichen tödtet. Geh' hin und räche Helenen, erwirb Dir durch Heldenthaten die Unſterblichkeit, die Dich allein mit ihr, der Du noch unwürdig biſt, vereinigt.« Die Himmel ſchloſſen ſich, und ich erwachte aus meinem Fiebertraum am hellen Tage am Fuße des Olymps.

„Und hier, meine Damen," ſchloß Haſſan Abdyl, „endigt meine Geſchichte. Die weiteren Irr- und Bußfahrten meines Lebens ſind bald erzählt. Ich kämpfte an der Spitze meiner Arnauten, welche ich um mich

ſammelte für die Befreiung meines Volkes, und folgte ſo meiner Phantaſie und meinem Herzen. Laſſen Sie mich ſchweigen von den fürchterlichen Erfahrungen, die ich machte! Ich begriff bald bei kälterem Blute, daß dieſer Nationalkampf ein vergeblicher ſei, daß es ſich in dieſer Welt nicht um Nationalitäten handele, ſondern um Recht und Unrecht, Freiheit und Unterdrückung. Der Sultan ſtarb. Der Kaiſer Leopold machte Frieden mit der Pforte, Rußland zog ſeine Truppen zurück. Ich ſchloß mit der Armee des Kapudan-Paſcha eine Capitulation, wodurch ich den Stämmen, welche ich befehligt hatte, beſondere Freiheiten und Begünſtigungen erwirkte. Ganz Europa war damals meiner Meinung, daß in der griechiſchen Sache, in der ehrgeizigen Idee Katharinens, den Orient mit den Waffen zum Chriſtenthum zu bekehren, Vorurtheil gegen Vorurtheil kämpfte, daß auf dem Wege der National- und Religionskriege für das Wohl der Menſchheit Nichts gewonnen wird. Der neue Sultan, welcher nun den Thron beſtieg, Willens ſich mit der europäiſchen Civiliſation zu verſöhnen, ſuchte meinen Rath und meine Freundſchaft. Ich ſagte ihm Beides zu unter der Bedingung, daß ich niemals verbunden ſein ſolle die Waffen gegen meinen Stamm zu ergreifen. Dieſe Bedingungen wurden erfüllt, und der Großherr betraute mich mit der Sendung, für die Pforte an den europäiſchen Höfen um Freundſchaft zu werben. Ich vertrat auf dieſe Weiſe die chriſtliche Civiliſation und

die Nationalität meiner Stammgenoſſen gegen die Pforte und die Unabhängigkeit dieſer gegen Europa. Ich bereiſte ganz Europa. Welche niederſchlagende Beobachtungen ich bei dieſer Gelegenheit über die troſtloſen Menſchheitsverhältniſſe des Zeitalters machte — das iſt eine Sache, deren Beſprechung Sie ermüden würde. Was meine gegenwärtige Stellung betrifft, ſo werden Sie, meine Damen, als ſtrenge Richterinnen, es vielleicht ungebührlich finden, daß ein geborner Chriſt den Turban trägt. Aber blicken Sie um ſich in Ihrem Reiche der Aufklärung und Sie werden bemerken, daß es den meiſten Menſchen dieſer Zeit ſo geht wie mir — ſie tragen falſche Zeichen und Farben. Wie viele Türken tragen das Kreuz auf ihrer Bruſt, wie viele Atheiſten die Tonſur, wie viele Männer des Friedens das Schwert, — dieſe Welt der Gegenwart iſt durch und durch Lug und Trug! Es giebt nur zwei wahre Parteien — die Guten und Böſen. Die gerechte Sache aber, welche man öffentlich bekennen und mit ſeinem Blut vertheidigen ſoll — ſie muß erſt gefunden werden."

Haſſan Abdyl's Erzählung machte einen tiefen Eindruck auf ſeine ſchönen Zuhörerinnen, aber am meiſten war Madame Lahire davon ergriffen. Sie wußte einen Vorwand zu finden, um ihm mit Anſtand eine Unterredung unter vier Augen gewähren zu können,

die er von ihr erbat, um, wie er ſagte, ihr einen Zuſatz zu ſeiner Geſchichte erzählen zu können, welcher nur für ſie beſtimmt ſei. Sie ahnte, was er ihr zu ſagen hatte, und geſtattete ihm unter einem ſchicklichen Vorwande zu bleiben, als die Damen mit rothgeweinten Augen von dem holden Erzähler und Madame Lahire ſich verabſchiedet hatten. Man belohnte ihn für ſeine Offenherzigkeit mit leiſen Händedrücken, Blicken der Zärtlichkeit und verſtohlenen Kußhänden. Die Nacht darauf träumten Alle von Helenen, von dem Türkenkriege, von Abdyls Viſionen.

„Und nun," ſagte Madame Lahire, als ſie mit Abdyl allein war, „nun ſagen Sie mir — Ihre Lebensgeſchichte —"

„Meine Lebensgeſchichte," ſagte Haſſan lächelnd, indem er ihre Hand ergriff und an ſein Herz drückte, „iſt — wie Sie allein geahnt haben — großentheils eine Dichtung!"

„Sie ſind alſo ein Dichter!" ſagte Lahire, indem ſie Haſſan mit zärtlicher Bewunderung anſah. „In der That, Sie haben eine außerordentliche Phantaſie. Sie ſind alſo kein Renegat, kein Grieche, der die Waffen gegen ſeinen Stamm getragen?"

„Nein, meine Theure, ich bin Haſſan Abdyl Achmed, Sohn des Capudan-Paſcha, ein echter Muſelmann, aber die Geſchichte, welche ich Ihnen erzählte, iſt zum Theil die eines Griechen. Ich habe die Sitten dieſes Volkes ſtudirt, ich habe mich mit den religiöſen und

ſittlichen Begriffen der Chriſten bekannt zu machen geſucht, um dieſe chriſtliche Civiliſation zu begreifen. Meine Reiſen in Europa haben meine Beobachtungen vervollſtändigt. Ich habe demnach geſucht, Ihnen die Seelengeſchichte eines Mannes von Ihrem Stamme darzuſtellen und die verſchiedenen Seelenſtimmungen zu ſchildern, welchen er unterworfen iſt. Ich habe gefunden, daß es in Europa viele ſolche Renegaten giebt, und daß die meiſten Menſchen Ihrer Civiliſation mit ſich und der Welt in einem fortwährenden Widerſpruche leben. Ich habe auf meinen Reiſen gefunden, daß dieſe Civiliſation keine Glücklichen macht; daß dieſe barbariſche Geſittung, welche Europa dem Oriente vorwirft, ſeiner eigenen gegenüber weit glücklichere Menſchen und Familien macht; daß dieſe ſtrengen und ſchwärmeriſchen Ideen, welche die Grundlage Ihres Familienglückes ausmachen ſollen, in der That die Ihres Elendes ſind; daß dieſes Vergeiſtigen der Liebe zu den grauſamſten Täuſchungen und Enttäuſchungen führt und von dem Gipfel poetiſcher Träume die Herzen in die Sümpfe der Herabwürdigung und des Laſters ſtürzt!"

„Nun, ich dächte," ſagte Madame Lahire den Kopf ſchüttelnd, „das Kapitel, welches Sie uns heute erzählten, wäre eine blutige Satyre auf die türkiſche Geſittung. Wie Sie erzählten, hat dieſe barbariſche Einrichtung der Familie das Leben einer Schuldloſen gekoſtet und Sie wagen ſie noch uns anzupreiſen?

Wahrlich, jetzt begreife ich, daß Sie nur bittere, grausame Ironie beabsichtigen. Sie verspotten die offenbare Hinneigung unserer Lebensweise zu den türkischen Sitten, indem Sie uns die Greuel erzählen, welche diese Ehelehre des Propheten erzeugt, und wollen uns den Werth des Schatzes begreiflich machen, welchen wir so leichtsinnig, die Heiligthümer unserer Religion mit Füßen tretend, von uns werfen. Ist es nicht so? Wie kann es anders sein? Ich bin in der That sehr neugierig, wie Sie sich aus der Schlinge ziehen wollen, welche Sie Ihrem Lehrsatze — wie ich meine, absichtlich gestellt haben."

„Gemach, meine schöne Freundin," sagte der Türke mit schwermüthiger Ruhe lächelnd, „Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß die traurige Begebenheit, welche ich Ihnen soeben erzählt habe, meinen Satz umstoßen könne durch die moralische Gewalt eines entgegengesetzten Beispieles. Leider, meine schöne Freundin, theilen Sie die gewöhnliche Schwäche dieser europäischen Civilisationsintelligenz, Sie lassen sich vom Scheine hinreißen und vergessen Unterscheidungen zu machen. Ich habe nur behauptet, daß die türkische Eheeinrichtung weit moralischer und vernunftgemäßer sei, als die europäische, — aber ich habe nicht behauptet, daß der Sultan das Recht habe, sich mit Gewalt seine Frauen zu nehmen und sie zur Treue zu zwingen, ohne daß sie sich durch ihren freien Willen ihm ergeben hatten."

„Wie?“ ſagte die Gräfin, „und Sie könnten
auben, daß es wirklich mit Vernunft begabte Geſchöpfe
ben könne, welche ſich freiwillig in eine ſo un-
ürdige Knechtſchaft begeben könnten?“

„Gewiß,“ entgegnete Haſſan Abdyl bedeutſam lä-
elnd, „und ich kann Ihnen die tiefe Ueberzeugung,
elche ich hege, nicht beſſer beweiſen, als indem ich
hnen eine Wette anbiete, deren Seltſamkeit Sie nicht
leidigen kann, da Sie wiſſen, wie hoch ich Sie ehre
id wie zärtlich ich — Sie liebe. Wohlan denn,
ollen Sie ſich gefangen geben und bekennen, daß ich
echt habe, wenn Sie ſelbſt, ſchöne Dame, durch
e überzeugende Gewalt meiner Gründe überwunden,
r eingeſtandenen Zuneigung Ihres Herzens nachgeben,
id ohne Rückſicht auf die europäiſche Convenienz und
re Geſetze, mit Verleugnung Ihrer bisherigen ſittlichen
rundſätze, ſich mir unbedingt in Liebe hingeben?“

„In der That,“ antwortete die Gräfin hoch erröthend und ſehr überraſcht, „Sie ſind kühn, und wenn ie nicht ein Barbar wären, ich könnte Sie unverſchämt nennen. Aber ich nehme Ihre Wette, ſo unzart iſt, an, denn ich kann durch Ihre ſichere Beſchäftigung Nichts verlieren.“

„Triumphiren Sie nicht zu früh,“ ſagte der Türke e Hand küſſend, „es giebt Geheimniſſe in dem Rapport, welcher zwiſchen der Vernunft und dem Herzen ſteht, die Ihnen noch fremd ſein dürften. Die Gewalt, durch die Vernunft auf das Herz zu wirken,

zerſplittert zwar in der Regel an den Nichts begreifenden Starrköpfen der Alltagsmenſchen, aber ſie iſt um ſo ſtärker gegenüber edler gearteten, ſo zu ſagen, vom Geiſte durchdrungenen Naturen wie die Ihrige."

„Ich muß geſtehen, mein Freund," entgegnete die Dame lächelnd, „wenn Ihre türkiſche Art zu denken zuweilen das Zartgefühl einer Dame von europäiſcher Bildung verletzen muß, Ihre Galanterie hingegen durch feine Artigkeit wieder ausgleicht, was jenes rückſichtsloſe Geradezudenken aus der Regel gebracht hat. Sagen Sie mir, haben Sie Ihre Politeſſe im Orient oder Occident erworben?"

„Galanterie, Politeſſe?" fuhr Abdyl fort, „ich kenne ſie nicht — ich habe ſie niemals gekannt. Das, was Sie in Europa ſo nennen, iſt nur ein elendes Surrogat jener aufrichtigen, ungeheuchelten Zärtlichkeit, welche der Orientale einer Freundin gegenüber an den Tag legt. Sie wiſſen nicht, was Sie eingeſtehen durch die Annahme dieſer nichtsſagenden Redensarten! Verlaſſen und verwaiſt von wahrer Liebe, wie die Europäerinnen es ſind, fühlen ſie eine Art von Troſt in dieſen Täuſchungen, ſo wie die Männer ihrerſeits aus Mitleid ihnen mit vollen Händen dieſe leeren Schaalen einer Frucht zuwerfen, deren Kern ſie nicht bieten können. Es ſind Almoſen, welche man Bettlerinnen zuwirft."

„Wahr, ſehr wahr," entgegnete Nina, indem ſie lebhaft ſeine Hand ergriff, „ja dieſe Galanterien ſind

Almoſen, die man uns giebt — ach nein, ſie ſind noch ſchlimmer, ſie ſind falſches Geld, durch deſſen Geſchenk man die Noth unſerer Herzen verhöhnt. Ach, Sie haben zuweilen ſo glückliche Ideen, warum müſſen ſie mit ſo vielen rohen Begriffen verbunden ſein!"

„Darum, meine Theure —" ſagte Abdyl ruhig, zärtlich und väterlich zugleich, „darum, mein gutes Kind, weil Ihrem verzärtelten Herzen Manches als roh erſcheinen muß, was Nichts iſt als geſunde Natur und Vernunft — weil Sie ſo verzogen worden ſind, daß man Ihre Seele ſo von aller Berührung dieſer — in der That rauhen, friſchen, aber kerngeſunden Naturidee fern gehalten hat, wie man Ihren Körper der rauhen Witterung, der freien, friſchen Luft entzog. Das iſt die Folge Ihrer verkehrten europäiſchen, phyſiſchen und pſychiſchen Erziehung, welche Leib und Seele verzärteln, ſo daß ſie dann unter der erſten Berührung eines ungewohnten rauhen Lüftchens leiden — ſiechen und — leider oft genug, elend hinſterben. Iſt das nicht genau Ihr Fall, ſchöne Frau? Man hat nur ſchönen, zarten, lieblichen und weichlichen Ideen den Zutritt in Ihre Seele geſtattet, man hat Ihr Herz und Ihren Verſtand nur für das Angenehme, Schöne — höchſtens für das zart Tragiſche empfänglich gemacht; dann aber hat man Sie mit dieſer zarten Complexion in das rauhe, kalte Leben hinausgeſtoßen, wo Sie ein Nordwind empfing und ein Gewitterſturm auf Ihrer Lebensfahrt begleitete —

Sie litten, entſetzt ſchauderten Sie in ſich zurück — geſtehen Sie, meine Freundin, Ihre Begriffe haben Sie elend gemacht!"

„Und wenn es ſo wäre," antwortete Frau von Lahire, „was bewieſe mein einzelnes Unglück gegen unſere ſittlichen Begriffe? Haben ſie nicht Jahrhunderte die europäiſche Menſchheit geleitet und auf jenen Höhepunkt der Civiliſation geſtellt, welcher unſer Stolz iſt?"

„Meine theure Freundin," entgegnete Haſſan Abdyl, „ich habe Ihnen eine Viſion erzählt, wie ſie dem Seelenleben eines Europäers entſpricht. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine im orientaliſchen Geſchmack entgegenſtelle, einen Traum, den ich hatte, ſei es wachend oder träumend.

„Ich war im Himmel!

»Welch' ein Wimmern bringt von der Erde zu mir?« fragte der Herr der Welten.

»Es ſind die Menſchen, Herr!« antworteten die Engel.

»Warum klagen ſie?«

»Sie ſind unglücklich.«

»Unglücklich? Habe ich nicht die Liebe in ihre Herzen gepflanzt, auf daß ſie glücklich ſeien?«

»Sie lieben ſich nicht mehr, ſie haſſen und verfolgen ſich.«

»Alſo hat der Engel, den ich zum Schutz der Liebe auf die Erde geſandt, meinem Gebote getrotzt und ſie verlaſſen. Wo iſt er?«

»Herr, er weilt unter den Sterblichen — er meidet die Räume des Himmels, denn Herr, wiſſe, er iſt abgefallen von Dir.«

»Und wem dient der Verruchte?«

»Herr, er dient Satanas, dem Fürſten der Hölle.«

»Und wie dient er dem Verfluchten? In welcher Geſtalt, unter welchem Namen wandelt er auf der Erde?«

»Herr, als Du ihn zur Erde ſandteſt, nannteſt Du ihn Aſael, den Geiſt der Liebe. Er aber mißbrauchte ſeine Macht. Es gefiel ihm nicht den Menſchen zu dienen, er wollte herrſchen über ſie, er wollte ein Reich ſtiften zwiſchen Dir und der Hölle, und ſchloß einen Bund mit dem Fürſten der Finſterniß.

»Grimmig ſchüttelte Aſael das dunkle Haupt, als er gewahrte, wie gering ſeine Macht ſei gegen die Macht des ewig Böſen. Da kam Satanas, der Fürſt der Finſterniß, zu ihm und ſprach: »»Du dauerſt mich, Aſael. Ich bin mächtiger als Du, denn ich bin Herr in meinem Reiche, Du nur ein Diener. Aber Du könnteſt Herr ſein dieſer Erde, wie ich der Hölle, und herrſchen über Länder und Meere und alle Sterblichen, anſtatt daß Du jetzt ihnen dienen mußt und ihre Wohlfahrt pflegen, und ihnen Leib und Seele be-

wachen. Es iſt unwürdig eines ſtarken, unſterblichen Geiſtes. Biſt Du doch nur wie eine Magd in dem Haushalte der Menſchheit!««

»Und Satanas führte Aſael auf ein freies Feld, wo Pferde weideten, und zeigte ihm einen Edelhengſt vom ſchönſten Schlage. Er ſchlich matt und faul dahin und graſte verdroſſen, und er ſah aus als ob er ſiech wäre. Da trieb Satanas aus der Ferne eine Edelſtute herbei. Der Hengſt aber blies plötzlich durch ſeine Nüſtern und richtete ſich empor, ſtolz und herrlich anzuſchauen, den Hals gereckt, die Muskeln ſtraff und mit geſpitztem Ohr hinſchauend, woher die Stute kam. Und ſein buſchiger Schweif peitſchte die Lüfte und war hoch erhoben und ſeine Adern ſchwollen an und jeder Nerv zuckte von innerem Feuer und edler Geſchlechtskraft. Und er ſauſte dahin, daß die Erde zitterte und Alles rings umher entfloh, um ſeinem Triebe zu folgen.

»»Sieh',«« ſagte er zu dem gefallenen Engel, »»wie ſchön und herrlich und furchtbar und mächtig iſt dieſes Thier in ſeiner Manneskraft! Um wie viel herrlicher, mächtiger und furchtbarer wäre der Menſch durch ſie in ſeiner edleren Natur! Man muß ihm dieſe Kraft verkümmern, um ihn zu beherrſchen. Man muß ihm die natürliche Befriedigung entziehen, um den Trieb zu vernichten oder irre zu leiten.««

»»Das, was man thut, um ein Roß unter das Joch

zu bringen, muß dem Menſchen geſchehen. Haſt Du ſchon einen Stier und einen Hengſt an einen Pflug geſpannt geſehen? Und eine Kraft, welche das Thier — als unvernünftig — unbändig macht, wie ſollte ſie den Menſchen nicht unüberwindlich machen — zum wahren Herrn der Erdenſchöpfung? Selbſt Dämonen vermöchten Nichts über ihn. — Aber nimm ihm dieſe Kraft und er iſt matter als ein verſchnittener Ochſe; mach' ihm dieſe Kraft zur Qual und Plage, und er wird ſich aufreiben. Aber da Du es mit den Menſchen nicht machen kannſt, wie mit dem Pferde und Ochſen, ſo mußt Du ein anderes Mittel gegen ihn anwenden. Es giebt ein ſolches Mittel — ſicherer als das Meſſer — erprobt an Menſchen und Thieren: die Furcht. Wecke die Furcht im Menſchen und er iſt entmannt. Furcht und Mannheit ſind nie beiſammen. Wo Furcht iſt — flieht die Mannheit, und wo die Mannheit fehlt, da iſt immer die Furcht.««

»Aſael ging hin und folgte dem Rathe des Satans.

»Und er verbreitete Wehklagen und Elend auf ſeinen Schritten und ſuchte Bundesgenoſſen. Er veruneinigte die Menſchen unter ſich. Er machte ſie gegen einander mißtrauiſch, habgierig, herrſchſüchtig. Er machte aus ihnen Knechte und Despoten. Und er vereinigte ſich mit den Unterdrückern und lockte ſie durch Ausſichten auf Ruhm, Macht und Anſehen. Er ſagte zu ihnen: »»Ihr könnt nur zweierlei ſein, Herren oder Knechte. Was wollt Ihr ſein?««

»»Herren!«« ſagten ſie.

»»Gut, wenn Ihr Herren ſein wollt, ſo müßt Ihr das Reich der Liebe einſchränken. Denn wo die Liebe herrſcht, da könnt Ihr nur dienen — Gott und den Menſchen. Ihr müßt der Liebe Geſetze auferlegen — das iſt, ihr Hinderniſſe in den Weg legen. Ihr müßt aus der Liebe gegen Euer Geſetz ein Verbrechen machen.««

»Und wer ſind die Unglücklichen, welche da herrſchen wollen in meinem Reiche?« fragte wieder Gott.

»Herr, ſie nennen ſich Prieſter, und ſagen auf Geheiß Aſaels, ſie ſeien Abgeſandte von Dir.

»Und Aſael ſagte ihnen: »»Sehet, der Menſchen iſt eine große Zahl. Ihr müßt ſuchen ihre Mehrzahl elend, hilflos, uneinig unter ſich und lieblos zu machen. Ihr müßt ihnen ſagen, der Herr will, daß die Menſchen nicht dem Fleiſche leben. Daß ſie nicht für dieſe Welt leben ſollen, ſondern für eine andere, welche ſie nicht kennen. Denn die Triebe der Sinne, welche Gott in die Menſchen gelegt, um ſie aneinander zu ketten, um ſie glücklich zu machen, indem ſie ſich gegenſeitig beglücken, entziehen ſie Eurer Herrſchaft. Sie machen, daß ſie ſich lieben, unterſtützen, beiſtehen und Eurer nicht bedürfen. Sie machen ſie unabhängig, frei, ſtark, ſie machen, daß ſie ſich vermehren. Und weil dieſe Triebe frei ſind, ſo machen ſie, daß ſich die Menſchen gegenſeitig zu gefallen,

anzuziehen ſuchen. Sie machen, daß man liebt, um geliebt zu werden, ſie machen die Liebenden einander treu und ſorgſam. Das darf nicht ſein, wenn Ihr herrſchen wollt. Ihr müßt ihnen ſagen, Gott will nicht, daß Ihr Euch liebt, ohne daß wir es Euch erlauben. Ihr müßt ihnen ſagen, daß es ein Verbrechen iſt, ohne Eure Heiligung zu lieben; daß es Tugend iſt, das Fleiſch abzutödten; daß die heiligen Triebe der Natur die Erbſünde des Geſchlechtes ſeien; daß die Menſchenliebe die verbotene Frucht im Paradieſe ſei. Ihr müßt ihnen ſagen: Ihr ſollt nur ein Weib haben und Euch niemals trennen von ihr. Denn durch dieſen Zwang werdet Ihr die Liebe tödten. Wer ſich voreilig gebunden, wird ſchmachten nach Freiheit. Er wird unglücklich ſein; er wird ſein wie in einem ewigen Kerker und ſein Daſein verwünſchen. Und das Weib, durch das Geſetz geſchützt, wird hochfahrend, zänkiſch, eiferſüchtig werden. Es wird den Mann belauern wie ein Häſcher, ſeine Blicke ſelbſt und ſeine Seufzer im Traume. Es wird ſelbſt ſeine Gedanken beherrſchen wollen. Der Mann wird ein Sclave ſein, und es wird ſeine Seele martern, bis er todt iſt. Um aber den Unfrieden, den Haß deſto ſicherer zu erzeugen, ſollt Ihr den Weibern dennoch ſagen: Ihr ſollt dem Manne unterthan ſein! Denn ſo nur könnt Ihr machen, daß ſie ſich haſſen lernen. Denn das Weib wird denken — nur weil Du mein Sclave biſt, gehorche ich Dir! Du biſt mein Eigenthum und

ich gehorche nur mir ſelbſt, wenn ich Dir gehorche. Uebertrittſt Du aber das Geſetz, ſo bin ich frei — Du aber bleibſt mein Züchtling. Und ich werde Dich dann martern — ich werde Dich langſam tödten. Der Mann aber wird denken: Sie iſt mein Eigenthum, ſie muß mir gehorchen. Ob ſie mich liebt oder nicht — ſie muß gehorchen — ich bin ihr Herr! Und ſo wird ihr ganzes Leben ein blutiger Kampf ſein um die Herrſchaft. Die Welt aber wird ſie bewachen wie Gefangene. Sie wird ihren privilegirten Zuſtand ihnen mißgönnen. Und die Jungfrauen werden das Weib haſſen, welches einen Mann beſitzt, und ſie werden es ſuchen zu ärgern, zu verleumden. Und die Männer werden den Eheherrn verachten, weil er ein Sclave iſt — eines ſchwachen Weibes Sclave, und ſie werden doch auch ihm ſein Weib mißgönnen und es zu verführen trachten.««

»Und die Prieſter gingen hin und thaten wie ihnen befohlen worden. Sieh, Herr, darum wimmern die Menſchen in ihrem Elend. Denn ſie ſind elend, — Die, welchen die Prieſter geſtatten ſich zu lieben, und Jene, welchen ſie es verwehren. Und die Einen verfolgen die Andern. Die Einen haſſen, weil ſie nicht lieben dürfen — weil ſie immer gepeinigt werden von ihrer Sehnſucht und Mannheit; die Andern, weil ſie Sclaven ſind.«

„So ſprach noch lange der Engel und ſchilderte

das Elend der Menſchheit. Aber ich erwachte vor dem Spruche der erzürnten Gottheit."

Nach dieſer Erzählung verſtummte Haſſan Abdyl — Madame Lahire aber war in Thränen ausgebrochen. Sie erinnerte ſich aller ihrer ehelichen Leiden, aller der Seelenpein, welche ſie erduldet. Das Bild ihres Gatten, der ſie ſo geliebt und den ſie von ſich geſtoßen, weil ſeine Sinne ſich von ihr gewendet, ſtand vor ihrer Seele. Schluchzend warf ſie ſich an die Bruſt des Türken. Ewige Wahrheit ſchien aus ſeinem ruhigen Auge zu leuchten, von ſeinen Lippen zu ſtrömen. Dieſer Mann, der ihr ganzes Geſchick in ihren Augen geleſen, er ſchien ihr ein höheres Weſen.

Siebentes Kapitel.

„Meine Damen," ſagte Haſſan Abdyl des andern Abends im Cirkel der Sieben, „Sie behaupteten, es wäre Ihnen unmöglich, einen Türken zu lieben, der mehrere Weiber hätte. Sie verlangten von mir zu wiſſen, wo mein Harem ſei — wohlan, ich will Ihnen antworten — hier iſt er! und Sie ſelbſt ſind die Beweiſe, daß Sie Unrecht hatten."

Alle ſahen ſich erſtaunt, ſchuldbewußt und verlegen an. Alle ſchlugen darauf die Augen nieder.

So viele ehrſame Grundſätze überwunden, ſo viele Tugend beſiegt, es war erſtaunlich! Haſſan Abdyl ſchwelgte im Gefühle ſeines Triumphes.

„Meine Damen," ſagte er, nachdem er ſich eine Weile an der Verwirrung ſeines ganzen Harems geweidet, „da nun kein Geheimniß mehr unter uns waltet, ſo will ich nun, als wahrer Muſelmann, durch ein Gleichniß Ihnen die Nutzanwendung meiner Geſchichte vorlegen.

„Die Engel des Himmels — ich überlaſſe es Ihnen, ſich den orientaliſchen oder occidentaliſchen Himmel darunter zu denken — ſpielten einſt in den ewigen Räumen des Weltalls. Ich bemerke, daß dieſe Engel Ihnen, meine Damen, an Charakter und Schönheit ſehr ähnlich waren. Sie waren auf einander eiferſüchtig und doch liebten ſie einander. Einer von ihnen hatte den ſchalkhaften Einfall, demjenigen ſeiner Geſpielen, den er am meiſten liebte und daher am liebſten neckte, einen Sonnenſtrahl zu ſchenken. Er ſuchte ihm den roſigſten und den wärmſten aus, und ſagte: »Sieh', liebes Brüderchen, dieſen Sonnenſtrahl, den ſchönſten von allen, ſollſt Du allein für Dich behalten. Halte ihn feſt und erluſtige Dich an ihm.« Mit dieſen Worten flog der Schelm davon und überließ den kleinen Thoren ſeiner glückſeligen Täuſchung.

„Der beſchenkte Engel aber freute ſich mit Ent-

zücken des goldenen Sonnenſtrahls. Er drückte ihn auf ſein Herz, er ließ von ihm ſeine Augen liebkoſen. Er war glücklich. Da trat ein kleines Wölkchen vor die Sonne. Der Strahl verſchwand. Da erſchrak der Engel und flog aus, den verlorenen Strahl zu ſuchen. Aber dieſer fiel bald hier, bald dorthin, barg ſich bald in den Wolken, verſteckte ſich bald in die Tiefen, ſtürzte ſich in die Gewäſſer und ſpielte auf den Gipfeln der Berge.

„Der Engel flog ihm raſtlos nach — er rief ihn, er weinte, er zürnte. Endlich ermüdete er und fing bitterlich zu weinen an. Und er klagte Himmel und Erde an, daß ſie ihm ſein Eigenthum geraubt. Und er war ſehr unglücklich. Da trat mitleidig der Engel zu ihm, der ihn ſo bitter getäuſcht, und küßte ihm die Thränen von den Augen und ſagte:

»Kind — wie biſt Du thöricht! Wie kann ich Dir ſchenken, was nicht in meiner Macht ſteht? Weißt Du nicht, daß dieſer Strahl dem Himmel angehört? Daß uns dieſer milde Gott damit nach Willkür erfreut und ihn uns wieder entzieht, um Andere damit zu beglücken?«

„Da tröſtete ſich der Getäuſchte und trocknete ſeine Thränen und lachte ſeiner Thorheit.

„Und er war wieder glücklich!

„So, meine Kinder,“ ſchloß Haſſan Abdyl, „ſo iſt es mit der Liebe. Wenn man ſie Euch ſchenkt,

ausſchließlich und auf ewige Zeiten, werdet Ihr durch die Täuſchung elend. Wenn Ihr aber wißt, daß ſie ein milder Strahl des Himmels iſt, den der Menſch nicht in ſeiner Gewalt hat, bleibt es Frieden in Eurer Seele und die Wonnen des Lebens entfliehen nicht aus Eurer Bruſt."

IV.

Philemon und Baucis

oder

die philoſophiſche Ehe.

Erſtes Kapitel.

Die Erde lag im Wolkendunkel,
In Mitte einer Frühlingsnacht,
Da kam im Kleid voll Sterngefunkel
Der Engel, der die Welt bewacht,
Hernieder auf die bange Erde
Und ging hinab von Haus zu Haus,
Zu hören aller Noth Beſchwerde,
Zu forſchen alle Träume aus,
Zu prüfen in der Buſen Tiefen
Der bangen Seufzer ſtillen Schmerz,
Im Buſen Aller, die da ſchliefen,
Zu prüfen ſtreng das Menſchenherz.

Und aller Schläfer ſtille Klagen
Und aller Ach's geheimer Sinn
Und ihrer Pulſe wildes Schlagen,
Sie nannten als Verrätherin
Die Liebe All', die Gott entwandte,
Die in den Adern ihnen brannte,
Die trugvoll, täuſchend, vielgeſtaltig,
Nur Frevel übe und gewaltig
Des Menſchenlebens Heil zerſtöre,
Die jeden Trauenden bethöre,

Die nimmermehr das Herz beglücke,
Die mehr verwunde als entzücke,
Verrätherisch mit Gleißnertücke
Die treue Unschuld arg berücke —
Und als das allergrößte Wehe
Verklagten sie — die heil'ge Ehe!

Dr. Philemon war noch eine jener guten alten Wiener Naturen, immer kreuzfidel und von Witz und Spaß sprudelnd, immer offenherzig und aufrichtig bis zur liebenswürdigen Grobheit, immer geneigt, sich ein wenig über andere Leute lustig zu machen, dabei aber gutmüthig bis zur Weichheit, empfindsam für fremde Leiden, und was noch mehr sagen will, neidlos theilnehmend an fremdem Glück und fremder Freude, dabei ein geschworener Feind aller Dummköpfe und Schurken — kurz, ein echter Wiener aus der guten alten Zeit. Dieser glückliche Charakter ward freilich nicht wenig begünstigt durch körperliche Eigenschaften, welche in Wien jetzt ebenso selten sind als jene Charakterzüge: eine unverwüstliche Gesundheit, ein frisches lebhaftes Auge, ein weiß und rothes, volles Gesicht und — echtes Vollblut — Wiener Race, asiatisch-römischen Ursprungs — braune, weiche Haare, dunkle Augen, schlanker, ebenmäßiger Wuchs — ein gewissermaßen eleganter Körperbau, ovale Gesichtsform und perlengleiche kleine Zähne.

Dr. Philemon war übrigens ein sehr geschickter Arzt, ein scharfsinniger Naturphilosoph, und da sein

Geiſt immer beſchäftigt war, ſo litt Philemon ſehr auffallend an Zerſtreuung. Dieſe, verbunden mit ſeinem Humor, ſeinen eigenthümlichen und ungenirten Manieren, machte ihn bei einer durchweg angenehmen äußeren Erſcheinung zu einem komiſchen Original, doch nicht auf Koſten der Achtung, welche ſein Charakter Allen einflößte, denen er bekannt war. Seine Schilderung zu vollenden, ſagen wir noch, daß er zweiunddreißig Jahre zählte, ganz Europa und den Orient bereiſt hatte, und was ſeinen Geiſt und Charakter betrifft, ſeinem Alter weit voraus geeilt war, während ſein Körper ſo friſch und lebendig, wie der eines Jünglings von ſechzehn Jahren war.

Das geiſtige Ebenbild des Dr. Philemon, bis auf die kleinſten Details, war eine gewiſſe Madame Baucis, eine junge Wittwe von zweiundzwanzig Jahren, welche ein fünfundfunfzigjähriger Ehemann durch ſeinen vorzeitigen Tod nicht allzuſehr betrübt hatte, denn er war verliebt, geizig, wollüſtig, ein Trunkenbold und ein Feind ſeines Nächſten geweſen, der als ſchlechter Advocat die Armen plünderte und die Reichen beſtahl.

Madame Baucis hatte das lachendſte, klarſte Antlitz unter allen Wienerinnen, ihre Haut war durchſichtig und rein, ihre Wangen waren friſch, roth, ihr Auge feurig, unſtät, wie ihr ganzes Weſen von jener vollblütigen, queckſilbernen Unruhe, welche nicht eine Secunde unbeweglich bleibt, — ſie hatte ſo viele Wärme in ihrem vollen, üppigen und elaſtiſchen Körper, daß

ſie mitten im Winter offene Fenſter liebte, und wenn ſie fünf Minuten in einem geheizten Zimmer war, zu erſticken glaubte. Sie ſang den ganzen Tag wie eine Lerche, hatte immer alle Hände voll zu thun, ſelbſt wenn es für ſie Nichts zu thun gab; lachte oft, ohne zu wiſſen weshalb, und war immer guter Dinge. Sie liebte einen freien Scherz, ſie neckte gern die Männer und ließ ſich necken, aber niemals war ſie es, welche den Kürzeren zog, und immer hatte ſie die Lacher auf ihrer Seite — denn da ſie nicht im Geringſten ſchwärmeriſch oder nervös war, ſo wußte ſie ſich recht gut und rechtzeitig zu beherrſchen und ward niemals die Dupe eines verliebten Einfaltspinſels oder eines Alcibiades, der mittelſt eines ſchwarzen Bartes und großer Geckenhaftigkeit die weiblichen Tugenden der Wienerinnen auf allen ſeinen Schritten niederwirft. Obgleich ſie nämlich ſehr ſanguiniſch war, ſo war ihr Verſtand und die Kraft ihrer Fröhlichkeit ſo gewaltig, daß ihr die Lügen der Leidenſchaft Nichts anhaben konnten und nur dazu dienten, ſie auf's Aeußerſte zu ergötzen. Daher war ihr Niemand gefährlich, als — Dr. Philemon, der ihr Ebenbild war. Und das tückiſche Schickſal wollte, daß ihr der Zufall gerade dieſen Mann in dem verfänglichſten aller vertraulichen Verhältniſſe, d. h. in dem eines jungen Hausarztes zu einer jungen ſchönen Dame, zuführen ſollte. Madame Baucis litt nämlich vermöge ihrer Vollblütigkeit ſehr an heftigen Wallungen und beängſtigendem Herzklopfen, welches

weniger gefährlich als erſchreckend war. Da nun ſolche Zufälle ſich ſehr plötzlich einzuſtellen pflegen, und da Dr. Philemon gerade in der Nähe wohnte, ſehr wenig Praxis hatte und ſich durchaus keine Mühe gab, große Beſchäftigung zu affectiren, ſondern ſtundenlang, gegenüber der Wohnung der Patientin, am Fenſter ſeine Pfeife ſchmauchte, ohne ſich um ſein vis à vis zu kümmern, und da dieſe Gleichgiltigkeit nichts weniger als artig war und die Neugierde der Madame Baucis reizte, wer denn dieſer Hyperboräer ſei, der gar keinen Blick hatte für eine zweiundzwanzigjährige Wittwe, welche von aller Welt vergöttert wurde, — ſo war es durch die Zuſammenwirkung aller dieſer Zufälligkeiten ſehr natürlich, daß Madame Baucis bei dem nächſten Herzklopfen, welches ſie einſt gerade befiel, als Dr. Philemon wieder einmal ſehr unverſchämter Weiſe am Fenſter Tabak rauchte und Sperlinge fütterte, ohne die junge Wittwe auch nur eines Blickes zu würdigen, — ſich entſchloß, dieſen unempfindlichen Bärenhäuter, der nothwendig ein guter Arzt ſein mußte — zu ſich rufen zu laſſen.

Dr. Philemon erſchien auch pflichtſchuldigſt binnen wenigen Minuten — denn ein Krankheitsfall war ihm nicht, wie ſeinen meiſten Collegen, eine gewohnte Geſchäftsſache, ſondern eine wichtige Begebenheit, ein Unglück, bei welchem ihm das Herz klopfte, ohne daß er jedoch Faſſung und Geiſtesgegenwart verloren hätte.

Und ſo war denn die erſte Empfindung, welche

ausſchließlich und auf ewige Zeiten, werdet Ihr durch die Täuſchung elend. Wenn Ihr aber wißt, daß ſie ein milder Strahl des Himmels iſt, den der Menſch nicht in ſeiner Gewalt hat, bleibt es Frieden in Eurer Seele und die Wonnen des Lebens entfliehen nicht aus Eurer Bruſt.“

IV.

Philemon und Baucis

oder

die philoſophiſche Ehe.

Es währte nicht lange, so entwickelte sich zwischen Doctor und Patientin, kraft der sympathetischen Wirkung so verwandter Charaktere, Temperamente, Neigungen und Lebensansichten, eine große Vertraulichkeit. Doctor Philemon, nicht gewohnt mit seinen Patienten, wer sie auch waren, viele Umstände zu machen, nannte sie bald nicht mehr anders, als „meine Tochter, mein Kind, mein Herz, mein Schatz", und zankte mit ihr, als ob er nur dafür bezahlt würde.

„Schon wieder Herzklopfen?" pflegte er zu sagen, wenn der Zufall vorüber war, — „kein Wunder — es klopfen so viel junge Herren an die Thüre, daß das Herz dann klopfen muß. Sagt's Ihnen schon, taugt Nichts das verliebte Schmachten — na, 's ist schon gut, zieren Sie sich nicht — das verliebte Schmachten, sage ich. Die Natur will einen ordentlichen Lebenswandel — kann Ihnen nicht helfen, schöne Frau, Sie müssen heirathen."

„Nein und nein und nein, sage ich Ihnen!" schrie Madame Baucis erbost, „lieber sterben als heirathen. Wenn Sie kein anderes Mittel wissen, Doctor — nun so thue ich Ihnen den Possen und sterbe am Herzklopfen, obwohl, wie Sie sagen, noch Niemand daran gestorben ist. Das wird Ihrer Kunst wenig Ehre machen."

„Und warum wollen Sie denn nicht heirathen, Sie Satanskind?"

„Weil die Männer alle Nichts taugen, weil sie

alle liederlich ſind, weil ich noch keine glückliche Ehe geſehen habe, weil alle meine Freundinnen elend ſind als Weiber, weil ich ſelbſt ſchon einen Mann gehabt, und vor allen Dingen, weil die Männer alle ſo feig und niederträchtig ſind, uns am Altare feierlich Treue zu ſchwören und doch dieſen Schwur weder halten können, noch wollen."

Erſtaunt faltete der Doctor ſeine Hände. „Herr Jemine, ſchönes Frauchen," ſagte er faſt fröhlich, „Sie ſprechen ja da wie ein Buch, ganz meine Anſichten, nur weiblich ausgeſprochen, alſo biſt Du, kleines Dönauweibchen, ſo geſcheidt als ſchön und gut. Das freut mich, in der That, das freut mich — wir ſympathiſiren, wie ich ſehe. Auch ich habe mir vorgenommen, niemals zu heirathen."

„Und warum denn Sie, Doctor? — Sie können ja nur in die Lage des Betrügers kommen, nicht in die des Betrogenen."

„Ich will aber nicht betrügen, mein Kind, und ich will niemals der Sclave eines Weibes werden, und das iſt ein Ehemann, wenn er es liebt und wenn er treu iſt, und kein Egoiſt, und kein Pantoffelheld, und kein Haustirann — kurz, ich will Nichts von alledem ſein, was ein Ehemann — entweder oder — ſein muß — ich will nicht meine Menſchenpflicht meiner Eheſtandspflicht, ich will meine Natur nicht einem unnatürlichen Zwange, meinen Geiſt und mein Gewiſſen

nicht der Ehemoral aufopfern — kurz, ich will ein Mann bleiben und deshalb kein Ehemann sein."

„Das ist wenigstens ehrenhaft — kurzum, Doctor, daß Sie's nur wissen, Sie gefallen mir — Sie werden kein Weib unglücklich machen und selbst nicht unglücklich werden."

„Nein," fuhr der Doctor in Eifer gerathend fort, indem er in der Zerstreuung die Hand der Dame sehr unsanft ergriff und sie an allen seinen heftigen Gesticulationen, womit er seine Reden zu begleiten pflegte, theilnehmen ließ, „nein, ich werde kein Weib unglücklich machen und ein Mann bleiben, der seinen höheren Beruf nicht vergißt, nicht handeln wie unsere Aerzte, Priester (der gute Doctor vergaß ganz, daß er in einem katholischen Lande sprach), unsere Richter, Advocaten und noch viel höhere Personen, welche der Meinung leben, alle ihre Menschenpflicht gehe darin auf, ihren Weibern zu gefallen, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, gute Ehewirthe zu sein und ihrem Familienegoismus alle ihre öffentlichen Berufspflichten schmählich hinopfern, ich will Nichts wissen von dieser verderblichen Moral, welche die Ehe erdacht und welche jeden Ehemann in die Alternative stellt, entweder ein schlechter Ehemann, oder ein schlechter Staatsbürger und Mensch zu sein, ich will einem höheren Berufe leben, als wie ein Tischler, der keinen höheren Beruf kennt, als des Tags seine Bretter zu hobeln und des Nachts — —"

Wenig fehlte, so hätte der gute Doctor in der

Zerſtreuung ſein nur für die Ohren ſeiner Kaffeehausfreunde berechnetes unſchickliches Gleichniß vollendet, aber zum Glück unterbrach ihn Madame Baucis.

„Au, au!“ ſchrie ſie, „Sie zerquetſchen mir ja die Hand, Doctor, laſſen Sie mich doch los!“

Dr. Philemon war aber nicht der Mann, ſich unterbrechen zu laſſen, und fuhr fort zu declamiren:

„Habe ich nicht Recht? Ein guter Ehemann iſt in der Regel ein ſchlechter Staatsmann, ein ſchlechter Advocat, ein ſchlechter Soldat — Alles, was er ſein kann, iſt ein guter Handwerker, und ſelbſt als ſolcher bleibt er ein ſchlechter Bürger, der für Nichts Sinn hat, als für ſeine vier Pfähle, — ein guter Ehemann muß ſein Fleiſch abtödten, um ſeinen lächerlichen Eid zu halten, wer aber ſein Fleiſch abtödtet, tödtet auch ſeinen Geiſt, ich muß das wiſſen, denn ich bin Arzt; die ſtolze, kräftige, männliche Natur duldet keinen Zwang — er entwürdigt, entkräftet ſie, dem Manne ziemt Freiheit, er ſoll lieben, aber er darf kein Sclave der Liebe ſein. Aber was ſind dieſe Ehemänner in der Regel? Weder gute Ehemänner, noch gute Bürger; ihren Weibern zu Liebe betrügen und plündern ſie den Staat und die Geſellſchaft; ihren Begierden zu Liebe betrügen ſie ihre Weiber und reißen unglückliche Mädchen in's Verderben; ihre Natur, von Zwang umgeben, von Furcht beherrſcht, artet in heimliche Ausſchweifung aus und die edle Kraft der Mannheit wird für ſie eine Quelle des Siechthums, der Ent-

markung, der ſittlichen Schmach. Nein, nein, ich werde niemals heirathen!"

Madame Baucis hörte mit Aufmerkſamkeit und ſtillem Beifall zu. So hatte noch Niemand in Worte gebracht, was ſie ſelbſt dachte, indem ſie ihrem unwillkürlichen Widerwillen gegen die Ehe nachhing. Erröthend vor Aufregung vollendete ſie nun ihrerſeits des Doctors Philippika gegen den Eheſtand.

„Und die Weiber," ſagte ſie, „ſind denn dieſe etwa beſſer und glücklicher durch die Ehe, als die Männer? Alle Männer haſſen von Natur den Zwang der Geſchlechtstreue, alle Männer fühlen wie Sie, wenn ſie es auch nicht bekennen. Die Folge iſt, daß man uns nur heirathet, weil man nach unſerer Mitgift begehrt, oder aus einer ſinnlichen Selbſttäuſchung, welche bald nach den Flitterwochen verſchwindet. Iſt dieſe Täuſchung verſchwunden, dann werden die armen Opfer des Betrugs durch immer größere Treuloſigkeiten gefoltert; gewohnt durch unſere Erziehung die Geſchlechtstreue als den einzigen ſicheren Beweis der Liebe zu betrachten, ſind wir allen Martern der Eiferſucht Jahrelang preisgegeben, bis wir allmälig, von Schmerz aufgerieben, entweder in Verzweiflung umkommen, oder abgeſtumpft werden, bis zahlloſe Kränkungen unſere Herzen erbittert, uns zänkiſch, widerwärtig, boshaft gemacht haben und bis wir dahin gelangen, als alte Xantippen an dem allmälig gealterten, entnervten Manne eine ebenſo ſchreckliche Rache auszuüben, wie

die Qual geweſen, welche unſeren allzu ſehr trauenden Herzen zugefügt worden. Nein, nein, ich laſſe mich nicht hintergehen, ich werde nie, niemals heirathen!"

„Wohl geſprochen!" fiel Philemon wieder ein, „wohl und mir aus der Seele geſprochen — aber das iſt nicht Alles — wir haben von den Männern und Weibern geſprochen, ſprechen wir von den Kindern. Das Herz blutet mir als Arzt, wenn ich dieſe krüppelhaften, ſiechen Kinder der Ehe ſehe, welche eine abgemüdete Liebe mit einem ſchlaffen, in Gram und Kummer aufgelöſten Weibe erzeugt hat. Die nie ruhende Mannheit ſtrebt hinaus aus dem Zwange der Ehepflicht, ſie ſucht geheime Zerſtreuungen an Orten, wo in dem Geheimniß verborgener Sinnenfreuden die furchtbarſten Seuchen gepflegt werden, der Mann empfängt den Giftſtoff und bringt den Keim des Todes in die Familie, der Tod wird mit den Kindern groß, und da er mit dem Principe des Lebens, der Zeugung ſelbſt verwächſt, ſo bringt er jene ſchrecklichen partiellen Zerſtörungen des Lebens hervor, welche das Leben ſelbſt nur zu einer ewigen Krankheit, die Geburt zum erſten Anfang des Sterbens machen. Ich als Arzt muß das wiſſen. Da giebt es Skropheln, Höcker, Drüſen, Nervenkrankheiten — welche alle nur eine Quelle haben — die matte Ehe und die gebrochene Ehe. Nein, nein, ich werde niemals heirathen!"

So ſich ergießend mit jener leidenſchaftlichen Vorliebe für eine gefaßte Meinung, welche ſich auch in

Uebertreibungen gefällt, die nur aus einer intensiven Wahrheitskraft der Ueberzeugung entspringen, war das seltsame ehefeindliche Paar im Zimmer auf- und abgeschritten. Plötzlich blieb aber der Doctor stehen.

„Aber um's Himmelswillen, närrisches, sympathetisches Frauchen, wie kommen Sie zu solchen geläuterten Ansichten — Sie, so jung, so schön, so ohne Erfahrung?"

„Auf sehr natürliche Weise," antwortete Baucis, indem sie den Zeigefinger auf Stirne, Augen und Ohren legte, „durch meine fünf Sinne, Doctorchen, welche mich nie sitzen ließen, weil ich niemals ein einfältiges Gänschen war, welche blind vor Liebe und Eitelkeit nicht sieht, was uns täglich und stündlich umgiebt, — durch einen Gran reine Vernunft und die Beobachtung ehelicher Freuden meiner Eltern, welche einander gegenseitig aus lauter Liebe frühzeitig unter die Erde gebracht haben."

„Armes Kind," sagte Philemon, „so jung und schon so hellsehend, das ist auch ein Unglück."

„Wenigstens aber kein so großes," erwiderte Madame Baucis.

Dieses ernste Gespräch hatte beide Theile sichtlich sehr angestrengt — sie hielten erschöpft inne — diese lustigen Herzen waren sehr erstaunt über ihre gravitätische Disputation. Wie auf ein gegebenes Zeichen brachen Beide plötzlich in ein Gelächter aus.

„Aber was fang' ich mit meinem Herzklopfen an?" ſagte die Baucis.

„Das iſt wahr!" erwiderte Philemon mit komiſchem Schrecken, „das iſt wahr, ich habe mich ganz vergeſſen. Nun warte, ſchönes Frauchen, ich will auf ein anderes Mittel denken."

Drittes Kapitel.

Schöne Augen, rothe Wangen,
Schlanker Glieder Ebenmaß,
Schmeichelnd ſchmachtendes Verlangen,
Sehnſuchtsblicke thränennaß,
Schmeichelworte, Liebesſchauer,
Mienen voll von ſüßer Trauer,
Händedrücke lind verſtohlen,
Ueberraſchung wonniglich,
Auf den leichten leiſen Sohlen,
Sie allein beſiegen mich:
Ach, und wirkſam iſt vor Allen
Ganz gewiß mir zugefallen
Der Geſchenke holde Macht
Und der Zauber ſtiller Nacht!

Liebes-Credo.

Madame Baucis hatte einen Roſenſtock, den ſie ſehr liebte. Dr. Philemon aber, ein Freund der Natur und folglich auch der Blumen, hatte ihr denſelben entführt. Er poſtirte ihn an ſein Fenſter, brachte ihn in ein vergoldetes Töpfchen, umgab ihn mit allerlei

Zierrath von Blumen und trieb Abgötterei damit. Madame Baucis ſah mit ſtillem Wohlgefallen alle die Poſſen, welche er mit ihrem Stocke trieb, ſie ſah die Sorgfalt, womit er ihn begoß, reinigte, pflegte, und wie er ſie, als ſie lachend zum Fenſter herausſah, gleichſam wie mit einer Monſtranz, damit aus der Ferne ſegnete.

Es wäre ſchwer zu errathen, was ſie ſich dabei dachte. Wir können nur berichten, daß ſie, als ſie einſt Philemon zuſah, bei ſeiner Beſchäftigung eine große Wehmuth empfand, welche die Urſache war, daß ſie ihre gewöhnlichen Zufälle bekam und ohnmächtig am Fenſter niederſank. Da ſie ihr Dienſtmädchen fortgeſchickt hatte, ſo hätte dieſer Unfall ſchwere Folgen haben können, hätte der gute Doctor ihn nicht beobachtet und wäre er nicht haſtig herbeigeeilt, um ihr Hilfe zu leiſten.

Da gab es Nichts zu bedenken, da durfte nicht gezögert werden, die Patientin lag bewußtlos auf dem Boden. Der menſchenfreundliche Arzt beeilte ſich ihre Kleider zu lüften, ſie auszuſchnüren und eigenhändig in das Bettchen zu legen. Es begegnete ihm dabei, daß ihm ſehr heiß wurde. — Madame Baucis erholte ſich in ſeinen Armen in dem reizendſten Negligee, ſie warf ihm einen dankbaren Blick zu und ſie zürnte nicht, als er in der Freude ſeines Herzens, ſie geneſen zu ſehen, ihre heißen Lippen küßte, was vielleicht der Doctor gethan hat, um ihnen Lebenswärme einzuhauchen.

Einige Wochen nach dieſem Ereigniß hatte Madame Baucis ganz merkwürdige und neue Krankheitszufälle. Sie ließ natürlich wieder Dr. Philemon holen, denn ſie hatte nun einmal Zutrauen zu ihm, und erzählte ihm, was ſich mit ihr begebe. Dr. Philemon erſchrak darüber heftig. Er war ſehr zerſtreut, wie gewöhnlich, aber dies Mal über die Maßen unwirſch dabei.

„Schöne Geſchichte das," — platzte er endlich heraus, „wiſſen Sie, meine ſchöne Frau, daß man für Zuſtände dieſer Art nicht den Arzt — ſondern die Hebamme rufen läßt?"

Madame Baucis ſah ſehr verſchämt zu Boden, aber geberdete ſich ſehr unſchuldsvoll und ſchien gar nicht ſehr betreten.

„Aber um's Himmelswillen," fuhr der Doctor in ſeiner Zerſtreuung zu greinen fort, „ſagen Sie mir doch, welcher Galgenſtrick eine ſo ehrſame Frau, eine ſo geſcheidte und beſonnene Frau zu übertölpeln ſich vermeſſen hat? Muß ich das erleben an Ihnen? Solch' ein Muſter der Frauen! Wo iſt der ſchnöde Haſenfuß, der Sie ſtraucheln machte? Ich breche ihm alle Rippen entzwei!"

Madame Baucis antwortete nicht, aber als ſie den Doctor in ſeiner klaſſiſchen Zerſtreuung gegen ſein eigen Fleiſch und Blut ſo wüthen hörte, konnte ſie nicht an ſich halten und brach hinter ihrem Taſchentuche in ein erſticktes krampfhaftes Gelächter aus.

Das brachte den Doctor zur Beſinnung. Er wurde zuerſt roth, dann weiß, dann wieder roth, ſann eine Weile nach und ſchien zu rechnen, dann blies er, indem er raſch auf- und ablief, als ob ihm ſeine Weſte zu eng geworden wäre, und blieb endlich ſtehen, indem er ganz außer ſich vor Verlegenheit ſagte:

„Sapperlot, ſapperlot, Frauchen, mir ſcheint, wir haben — nein, ich habe da eine große Thorheit begangen. Frauchen, Herzensfrauchen —" weiter konnte er nicht mehr, er kniete wie ein reuiger Sünder zu den Füßen ſeiner Magdalena nieder und preßte ſeine Lippen an ihre Hände, indem er ſtammelte:

„Frauchen, ich bin ein großer Böſewicht!" Frauchen aber zürnte dem Sünder nicht zu ſehr.

„Ach, meine Schuld iſt ja ſo groß wie die Ihrige," ſagte Madame Baucis tröſtend.

„Falſch, Frauchen, grundfalſch — muß das wiſſen als Arzt, dem Manne ziemt es ſich zu meiſtern — der Mann nur handelt — des Weibes Natur iſt die Hingebung. Schurkiſche Moral das, die den Weibern auferlegt, was den Männern ziemt — keine Entſchuldigung — hätte das bedenken ſollen — war meine Pflicht — was nun anfangen, was nun anfangen!"

Der Schmerz des braven Mannes war ſo aufrichtig und tief, daß er Madame Baucis rührte.

„Ach, Sie ſind doch ein guter Menſch," ſagte ſie, während er ſich vor die Stirne ſchlug und ſich troſtlos geberdete.

„Guter Menſch," ſagte er mit bitterer Selbſtverhöhnung, „ja, ein guter Menſch von dem Schlage der nichtsnutzigen Tagediebe, welche glücklich ſind, wenn ſie ein ehrbares Frauenzimmer in Unehre und Unglück bringen, ſagen Sie lieber ſchlechter Menſch, ein Erzſchelm — ja, hol' mich der T. — das bin ich. Was kann ich Ihnen zum Erſatz geben für Ihre Ehre? Man wird Sie verhöhnen, beſchimpfen — mein Gott, das ertrage ich nicht! Heirathen und ernähren kann ich Sie nicht — habe ſelbſt kaum zu leben, Sie verlieren Ihren Wittwengehalt, wenn Sie einen armen Teufel heirathen — und dann — wie ich Ihnen ſagte, wäre ich ein ſchlechter Ehemann — mein Gott, mein Gott, das iſt ein großes Elend! Ach, wenn ich doch mit meinem Leben das Unglück wieder gut machen könnte, ich würde ja gern ſterben, wenn ich Sie nur nicht unglücklich gemacht hätte."

„Ach, ſo lieben Sie mich denn, guter Mann?" ſagte Madame Baucis, vor Freude erröthend.

„Ob ich Sie liebe? — i du mein Himmel," ſagte Philemon, „hätt' ich denn ſonſt den Kopf verloren, wenn ich Sie nicht liebte? — bin ich denn noch der kalte beſonnene Doctor Philemon? — träume ich denn nicht jede Nacht von Ihnen und denke ich denn an etwas Anderes mehr, als an Sie? — Ach Gott, dieſe Liebe hat mich überraſcht wie ein Fieber, ich dachte nichts Arges, als ich mit Ihnen ſo leichtfertig ſcherzte, und Ihre Händchen küßte und Ihre Blumen ſtahl, —

das iſt über mich gekommen wie ein Zauber — ich habe den Verſtand verloren unter dieſen Tändeleien meiner verteufelten Spaßmacherei — man ſollte immer auf ſeiner Hut ſein — ich ſchäme mich wie ein Knabe —"

„Und wenn Sie mich denn lieben," ſagte Baucis ſchüchtern, „wenn Sie mich wirklich lieben —"

„Nun, was kann es helfen — ich habe Sie ja doch unglücklich gemacht."

„Unglücklich — nein," ſagte Madame Baucis, indem ſie in Thränen ausbrach, „ich bin ja glücklich."

Und ungeſtüm warf ſich die Liebeglühende an die Bruſt des Doctors. Der Doctor wußte nicht zu antworten — ſeine Arme umſchlangen ihren Leib, und Bruſt an Bruſt überhäuften ſich die Liebenden mit zärtlichen Namen und zahlloſen Küſſen.

„Aber, Herzensweibchen — es iſt ja doch ein Unglück — wir können uns nicht heirathen, und die Leute, die böſen Leute —"

„Was kümmern mich die Leute, wenn Du mich liebſt —"

„Ach, Kind — Du weißt nicht, was Du ſprichſt, Du kennſt nicht dieſe Welt, welche ſich an fremdem Unglück ergötzt, welche Alles zu Verbrechen ſtempelt, was nicht nach ihrer Ordnung iſt, — Du wirſt vor Kummer vergehen, und ich werde mich immer anklagen, der Urheber Deines Elends zu ſein."

„Nein, nein — Du liebſt mich — ich werde nicht

elend ſein, Du wirſt mich nicht verlaſſen, wirſt mich ſchützen und vertheidigen, wir werden glücklich ſein."

„Du verkennſt vielleicht Deine Kräfte, gutes Frauchen, ein Weib kann nicht ſo leicht den Vorurtheilen der Welt trotzen wie ein Mann, und ſelbſt dieſer erliegt ihnen zuweilen. Blutige Kriege ſind wegen der einfältigſten Vorurtheile geführt worden, und Helden, welchen Armeen zu Gebote ſtanden, haben ſie nicht beſiegen können. Erwäge, ehe Du voreilig handelſt, noch giebt es Mittel, wenigſtens das Geſchehene geheim zu halten — eine Entfernung von einigen Monaten und verborgene Verpflegung des Kindes kann wenigſtens den Ruf ſchützen, wenn auch das Unglück nicht gut machen."

„Wie?" ſagte Baucis verſchämt, indem ſie ihr Geſicht an ſeiner Bruſt verbarg, „Sie könnten mir zumuthen und rathen, mein Kind zu verleugnen, es fremder Pflege anzuvertrauen, oder wohl gar jenem ſchrecklichen Schickſale der Findelkinder preiszugeben? Niemals — mag da geſchehen was immer, ich werde mich nicht von meinem Kinde trennen."

Philemon drückte ſie begeiſtert an ſein Herz. „Braves, edles, herrliches Weib — das habe ich von Dir erwartet, — alſo biſt Du entſchloſſen, mit mir einen Bund zu errichten gegen die Bosheit und Dummheit, welche uns verfolgen werden?"

„Ich bin es."

„Und wenn Dich die Weiber über die Achſel an-

ſehen, Deinen Umgang meiden, in verächtlichen Ausdrücken von Dir ſprechen?"

„Ich werde es ertragen!"

„Und Du willſt mir angehören, ohne durch einen Eid, ohne durch das Geſetz meiner verſichert zu ſein — Du willſt mir Dein Schickſal anvertrauen?"

„Ich will es!"

„Und wenn die Verführung ihre Netze gegen Dich ausſtellt, weil ſie einen leichten Fang zu machen glaubt, und wenn der Verſucher Dir naht, wie wirſt Du widerſtehen, ohne die Kraft, welche dem Weibe ihr guter Ruf gewährt?"

„Ich werde widerſtehen — ich begehre nach keines anderen Mannes Liebe, als nach der Deinigen, und ich werde glücklich ſein, Dir allein anzugehören!"

„Alſo eine Ehe ohne Schwur, Weihe und Betrug — willſt Du ſo — frei und auf Vertrauen errichtet — ohne vermeſſene Verſprechungen auf Zeiten, welche nicht zu berechnen ſind — willſt Du ſo?"

„Ich will ſo — mein Philemon. Dein eigen werde ich ſein Zeitlebens, und dennoch ſollſt Du frei ſein, ſollſt ein Mann ſein und Deinen Beruf höher achten, als Dein Weib —"

„Bſt, ſtille, halt ein!" ſagte Philemon, ſeine Heiterkeit wieder gewinnend, „ſprich nicht mehr von meiner Freiheit — fangen wir nicht mit einer Lüge an, denn ich fühle wohl, damit iſt es aus: ich bin

auf Gnade und Ungnade Dein Gefangener — ich hoffe, Du wirſt Deinem Sclaven nicht allzu hart begegnen."

Und ſie küßten ſich und lachten und waren ſich Beide bewußt, daß ſie niemals von einander laſſen würden.

Viertes Kapitel.

Aus den Flitterwochen dieſes ſeltſamen Paares wurden Jahre. Wie? — das iſt ein pſychologiſches Geheimniß. Wir können nur Vermuthungen darüber anſtellen. Rings um ſich herum ſahen Philemon und Baucis Ehen ſchließen und nach kurzer Dauer zerfallen, ſie ſahen nirgends dieſe dauerhafte Zärtlichkeit und verliebte Galanterie, welche ſie ſich ſelbſt bewahrt hatten. Philemon, in dem ſchönen Bewußtſein ein Herz zu beſitzen, das nicht ſeines Gleichen hatte, und Reize zu genießen, welche nicht minder ſelten waren, fürchtete immer ſein koſtbares Eigenthum zu verlieren, obgleich er dazu keine Urſache hatte. Er war daher unermüdlich in Aufmerkſamkeiten, er ſuchte dieſes ihm ſo theure Weib, welches ſo frei war wie er ſelbſt, dadurch immer mehr an ſich zu ketten, und Baucis befand ſich in demſelben Fall. Sie beſtrebte ſich unaufhörlich, ihren Philemon glücklich zu machen, ihm zu gefallen, ſie vernachläſſigte ſich niemals und bewahrte ſich im-

mer jenen Reiz der Schamhaftigkeit und der äußerſten Delicateſſe, welcher in der Ehe meiſt ſchon in den erſten Monaten verſchwindet. Jene rohe Ungenirtheit, jenes Sichgehenlaſſen, jene unſchamhafte Bloßſtellung aller Fehler, übler Gewohnheiten, moraliſcher und phyſiſcher Gebrechen, welche ſich Eheleute meiſtens erlauben, weil ſie durch unzertrennliche Bande aneinander gefeſſelt ſind, fand in dem Verhältniſſe des philoſophiſchen Paares niemals Statt.

Wir wollen ſehen, wie ſie die Prüfungen beſtanden, welche gewöhnlich den Bund zweier Herzen bedrohen!

Dr. Philemon ſtand bei einem der berühmteſten Aerzte der Hauptſtadt, dem Dr. Milius, in großem Anſehen. Dieſer ſuchte oft ſeinen Rath in gefährlichen Krankheitsfällen, er zog ihn zu ſeinen Conſilien und übertrug ihm einen Theil ſeiner Praxis. Dr. Milius war ein Weltmann, hatte große Connexionen und ein bedeutendes Vermögen.

Eines Tages berief er ihn zu ſich, um ihm einen überraſchenden Antrag zu machen.

„Mein Freund," ſagte er, „Sie ſind ein geſchickter Arzt, ein braver Menſch — ich habe einen Plan mit Ihnen. Meine Tochter iſt in den Jahren, wo ich an ihre Verſorgung denken muß. Sie iſt wohlgebildet und wohlerzogen — Sie gefallen ihr, und wenn ich nicht irre, ſo ſind auch Sie ihr nicht abgeneigt. Die Stelle eines Primararztes in L. iſt erledigt, ich kann

ſie Ihnen verſchaffen — wollen Sie mein Eidam werden? Antworten Sie nicht gleich, ich laſſe Ihnen acht Tage Zeit, um ſich zu bedenken und die Geſinnungen meiner Tochter zu erforſchen. Ich weiß zwar, Sie haben ſich mit einer jungen Witwe ohne Vermögen verplempert, aber Sie haben keine Ausſichten, dieſes Verhältniß iſt Ihnen in Ihrem Fortkommen hinderlich, ich hoffe, dieſe Sache wird kein weſentliches Hinderniß meines Planes ſein. Man kann ſich mit der Perſon abfinden — ich biete Ihnen meinen Beiſtand an."

Dr. Philemon ward zum erſten Male in ſeinem Leben traurig. Die ihm dargebotene Ausſicht auf Rang, Vermögen, einen ausgezeichneten Wirkungskreis, brachte ſeinen Ehrgeiz in Aufruhr — und des Doctor Milius Tochter war wirklich ein bezauberndes Geſchöpf, welches ihm durchaus keinen Widerwillen einflößte.

Dr. Philemon eilte in's Freie — um mit ſich zu Rathe zu gehen? — Nein. Aber ein ſo wichtiger Zwiſchenfall in ſeinem Leben, eine ſo reizende Ausſicht mußte geiſtig durchlebt werden. Dr. Philemon malte ſich mit den reizendſten Farben einer lebhaften Phantaſie das Glück aus, welches ihm angeboten wurde. Zuerſt die Annehmlichkeiten eines Ranges in dieſer Geſellſchaft, welche das Verdienſt nur ehrt, wenn es von Glanz umgeben iſt, die Vortheile ſeiner Stellung und der damit verknüpften Verbindungen. Er berechnete, wie viel Gutes er ſtiften, wie vielen Leidenden er helfen, wie viele Glückliche er machen könnte, und

dies allein machte ihn wehmüthig. Ach, der Arme iſt ſo wenig im Stande Gutes zu thun! Dann dachte er aller ſeiner geheimen Wünſche. Er hatte große Vorliebe für Comfort, Glanz, Bequemlichkeit, anſtändigen und vernünftigen Luxus. Er liebte eine gut beſetzte Tafel, wie ſelten konnte er jetzt eine ſolche ſich verſchaffen. Er wünſchte ſich eine Equipage, um mehr Kranke beſuchen zu können und weniger körperlich angeſtrengt zu ſein. Eine Bibliothek, eine Gemäldeſammlung, ein kleines Naturalienkabinet — ein Landhaus in der Nähe der Stadt in einer reizenden Lage, — das waren für ihn unerreichbare Dinge bis jetzt geweſen — er konnte mit einem Male in den Beſitz derſelben gelangen. Er konnte ſich ein Reitpferd, Bediente halten, einen botaniſchen Garten anlegen, er konnte eines der glänzendſten Häuſer machen, denn ſeine Praxis mußte durch eine ſolche Stellung einen großartigen Aufſchwung gewinnen. Endlich malte er ſich die Freuden des Beſitzes in Bezug auf die ihm beſtimmte Braut aus, deren blendenden Reizen gegenüber er manchmal von treuloſen Gedanken gegen Baucis heimgeſucht wurde. Er hatte ihr nicht ſelten ſeine Bewunderung zu erkennen gegeben, manche Roſe von ihrer ſchönen Hand erhalten und mit ſchuldigem Reſpect in ſein Knopfloch geſteckt. Er war immer ſtolz geweſen darauf, von dieſer Dame ausgezeichnet zu werden, und der Gedanke, dieſes ſchöne Geſchöpf heimzuführen, ſie in ſeine Arme zu ſchließen, den Brautkuß von ihr zu

empfangen, mit ihr Hymens Heiligthum zu betreten — brachte sein Blut in keine geringe Wallung.

Nachdem Philemon einige Stunden seine Phantasie an diesem Gemälde eines Glückes ergötzt hatte, welches selten Sterblichen zu Theil wird, faßte Philemon den merkwürdigen Entschluß, diesem Glücke augenblicklich und für immer — zu entsagen. „Ich habe es ja bereits genossen!“ sagte er zu sich, „und schwerlich würde es in der Wirklichkeit so entzückend sein, wie in meiner Einbildung — ich habe es genossen, habe mich daran gesättigt und nun ist es Zeit — an meine Pflicht zu denken — nein, nicht blos an meine Pflicht, sondern an das Glück, welches ich diesem Glücke opfern sollte.“

Und nun malte er sich die stillen Freuden seines gegenwärtigen Besitzes aus — wie ihn diese Baucis liebte, wie sie sich jeden Morgen für ihn schmückte, mit welchem Vertrauen sie sich ihm hingegeben, — mit welcher rührenden Freude sie die unbedeutendsten Geschenke von ihm aufnahm, wie sie um ihn besorgt war, welche Freuden sie ihm täglich zu bereiten suchte! Ob wohl dieses reiche Fräulein fähig wäre, jemals solche Freuden zu gewähren und zu empfinden, welche nur dem Armen beschieden zu sein scheinen? Seine kleine ärmliche Wohnung war ihm theurer als ein Palast, sein blumengeschmücktes Fenster, dieses Observatorium, dieser Vorposten der Liebe, gewährte ihm so selige Erinnerungen, daß es ihm ernstlich als ein ungeheures

Opfer ſchien, ſie gegen ein glänzendes Hotel zu vertauſchen. Dann ſeine Armen im ganzen Stadtviertel, welche ihn ihren jungen Vater nannten, welche ihn ſo ſtolz machten, weil er fühlte was er ihnen war, wie viele Familienväter, Mütter, Waiſen er durch ſeine ärztliche Sorgfalt gerettet hatte, wie hätte er denken können ſie zu verlaſſen! Konnte er denn wiſſen, ob ein größerer Wirkungskreis ihm ſo viele Zeit und Gelegenheit gewähren würde, Gutes zu ſtiften? Er wußte wohl, wie ſchwer es auch wieder in den höheren Kreiſen iſt, Gutes zu thun, mit welchen Cabalen der ehrliche Mann zu kämpfen hat, wenn er mächtig iſt, wie ſich Alles gegen ihn verſchwört, wie ihn Alles haßt und verfolgt, theils weil man ihn nicht begreift, theils weil man ihn beneidet, theils weil man ihn fürchtet. Aber in ſeinem kleinen Wirkungskreiſe war er allmächtig! Er hatte Niemanden um Erlaubniß zu fragen, ob er dieſe oder jene wohlthätige und vernünftige Anordnung zum Beſten einer armen Familie treffen dürfe — man folgte ihm blindlings, man bemühte ſich, ihn für ſeine Aufopferung durch Folgſamkeit und Dienſtfertigkeit zu belohnen. Er war kein Arzt der Apotheke! Er wußte, wie wenig der Armuth gedient ſei mit freien Medicamenten, mit Spitälern und Diſtrictsärzten! Er wußte, wie viele Menſchen jährlich an keiner anderen Krankheit ſterben als am Mangel, Mangel an geſunder Nahrung, Mangel an geſunder Wohnung, an Wärme, Kleidung! Wenn eine an ſolcher Krankheit leidende Familie wegen

eines speciellen Falles um seinen ärztlichen Beistand bat, begnügte er sich nicht ein Recept zu schreiben, sondern spürte der Lage seiner Patienten nach, unterstützte sie durch seinen Rath, wies ihnen Arbeit und Nahrung zu, empfahl sie den Armenvätern und ruhte nicht bis er geholfen hatte. Diese Armen waren ihm theuer geworden. Ihre dankbaren, freudigen Blicke und Grüße, wenn sie ihm und Baucis begegneten, in welchen allein keine Spur jener Beimischung von Spott zu finden war, welche ihm die Genüsse der „gebildeten" und „besseren Gesellschaft" verleidete, sie gewährten ihm ein unnennbares Glück. Und wem anders verdankte er dieses Glück als seiner tugendsamen Baucis, welche es allein über ihn vermocht hatte, ihn an dieses Stadtviertel, an seine kleine Praxis und seine Armen zu fesseln.

Nachdem er so sein gegenwärtiges Glück jenem erträumten, jetzt so leicht zu verwirklichenden entgegen gestellt hatte, beschloß er seine Selbsterforschung mit einer tiefen, philosophischen Betrachtung. Wie leicht konnte der Wechsel seines Glückes ihn hochmüthig, kaltherzig, unempfindlich machen. Die Leichtigkeit des Genusses stumpft die Nerven ab, die Gewohnheit sich immer hocherhaben über seine Mitmenschen zu sehen, macht anmaßend, gefühllos, selbstsüchtig. Das menschliche Herz hat ein gewisses Maß von Freude und Leid, welches es ertragen kann. Dieses Maß für die Freuden in einer höheren Stellung wird ungemein erweitert, es

gehört viel mehr dazu es auszufüllen, das Maß für die Leiden aber wird kleiner, man kann viel weniger ertragen. Es war leicht vorauszuſehen, daß — Philemon ſich geſtehen mußte, daß ſein Maß der Freude immer voll, das Maß der Leiden aber in der Regel ſehr leer war, in einer Veränderung ſeiner Lage wenig zu gewinnen, aber viel zu verlieren war.

Dieſe Betrachtungen veranlaßten Philemon ſein Haupt zu entblößen und einen Blick der Gottesfurcht zum Himmel zu ſenden, der ſo weiſe Vorſorge getroffen, daß menſchlicher Ehrgeiz, Despotismus und Habſucht um die Früchte ihrer Anſtrengungen gerechter Weiſe betrogen und die Armen in ihrem Elende oft deſſelben oder größeren Glückes theilhaftig werden, als die Reichen genießen. Fröhlich lenkte er ſeine Schritte ſtill vor ſich hinträllernd ſtadtwärts.

„Nach alle dem," ſagte er für ſich, „was bin ich im Grunde anders, indem ich das Opfer bringe, als ein ganz abſcheulicher — Egoiſt?"

Dieſes Meiſterſtück der Caſuiſtik, wodurch es ihm gelang, ſeine edle Reſignation in einen Act der Selbſtſucht zu verwandeln, machte ihn ſo vergnügt, daß er ſich entſchloß, dieſen Tag als einen der Luſtbarkeit gewidmeten zu betrachten, und all' ſeinem angebornen Muthwillen die Zügel ſchießen zu laſſen. Er rechnete es zu den koſtbarſten Privilegien ſeiner unbedeutenden, aber völlig unabhängigen Stellung, daß er ziemlich Jedermann die Wahrheit trocken in's Geſicht ſagen

durfte. Dieſes Privilegium erſchien ihm beſonders an dieſem Tage von unſchätzbarem Werthe und er beſchloß heute einen ausſchweifenden Gebrauch davon zu machen. Tauſend ſchnurrige Gedanken durchkreuzten ſeinen Kopf, und an Gelegenheiten zu derben Schwänken in der hanebiegenen Wiener Manier fehlte es nicht. Unter den ihm Begegnenden war es ihm nicht ſchwer, Zielſcheiben ſeines Witzes zu finden.

„Ganz gehorſamer Diener, Ew. Hochwürden," begrüßte er einen galanten Prieſter, „wie befindet ſich Ihre Frau Gemahlin?"

„Apropos, iſt es wahr," ſagte er zu einem Arzte, der Alles mit Merkur curirte, „daß Sie ein Privilegium gewonnen haben, aus Queckſilber Gold zu machen?"

Auf dieſe Weiſe neckte er noch ein Dutzend ſchlechter Advocaten, beſtechlicher Beamte, Bankerottiers, Pflaſtertreter, dann begab er ſich nach Hauſe und ſchrieb unter lauten Ausbrüchen ſeiner Luſtigkeit folgenden unterſchobenen Brief im Namen ſeiner Geliebten an Fräulein Milius.

„Verehrtes Fräulein!

„Mit größter Beſtürzung habe ich vernommen, daß Ihr Herr Vater mit dem Gedanken umgeht, Dr. Philemon, meinen Geliebten und Verlobten, den Vater meines Kindes mit Ihnen zu vermählen. Ermeſſen Sie meinen Schrecken und Kummer, wenn

Sie vernehmen, daß dieſer Ihnen beſtimmte Bräutigam durch hundert Eide und feierliche Gelöbniſſe an mich gebunden iſt. Ich wende mich an Ihr edles Herz, welches nicht zugeben wird, daß meine Liebe und Treue ſo verrathen wird. Ich würde den Schmerz ſeines Verluſtes nicht ertragen und nicht überleben. Unmöglich könnten Sie einen Mann lieben, der im Stande wäre feierliche Eide zu brechen und ſein eigenes Kind zu verleugnen, indem er eine andere Ehe ſchlöſſe als die, welche er gelobt hat einzugehen.

Ihre ergebenſte
Baucis, verlobte Philemon."

Dieſer Brief war das einzige Mittel ſich aus der Schlinge zu ziehen, ohne das Fräulein und ihren Vater durch eine Ablehnung ſo glänzender Anträge zu verletzen und ſie ein Zutrauen bereuen zu laſſen, welches er, wie er wohl fühlte, durch etwas zu freundſeliges Betragen gegen das Fräulein hervorgerufen hatte. Nachdem Philemon dieſen Brief zur Poſt gegeben und ſich ſomit des erſten, immerhin aber frommen Betrugs ſchuldig gemacht, ſchlug er ſich die ganze Geſchichte aus dem Kopfe und beſuchte ſeine Patienten — nach ihnen aber Madame Baucis.

Fünftes Kapitel.

Der gute Philemon hatte aber ſeine Rechnung ohne Wirth gemacht — er hatte nicht gewußt, daß Fräulein Milius ſelbſt ihren Vater inſpirirt habe, indem ſie meinte, Philemon habe nur nicht den Muth, ihre Hand zu begehren. Sie hatte ſo verſtändige Erziehung genoſſen, um nicht mit der gewöhnlichen Strenge ein Verhältniß zu beurtheilen, welches ſie dem Dr. Philemon läſtig glaubte. Sie war zu jung und ſchön, um zu zweifeln, daß Philemon mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, ſich aus einem Mißverhältniß zu befreien, ergreifen werde. Alles dies wußte Dr. Philemon nicht, auch hatte ihn ſeine Menſchenkenntniß ſo weit ſitzen laſſen, daß er es völlig überſah, wie wenig das Herz einer Nebenbuhlerin einer zärtlichen Rührung für das Object ihrer Eiferſucht fähig ſei. Fräulein Milius war ein heroiſches, ein „emancipirtes" Frauenzimmer, welches in ſeinen eigenen Angelegenheiten ſelbſt zu handeln pflegte. Sie faßte daher nach Empfang des erwähnten Schreibens den einfachen Entſchluß, die Rivalin, welche ihr einen geliebten Mann ſtreitig machte, kennen zu lernen und ſich von dem Stande der Dinge zu unterrichten, ehe ſie ſich entſchließe, Dr. Philemon, von welchem ſie nicht zweifelte, daß er um ihre Hand bitten werde, einen Korb zu geben und ihn an ſeine Pflicht zu verweiſen.

Fräulein Milius erſchien daher am früheſten Morgen in der Wohnung der Madame Baucis, welche nicht wenig überraſcht war über dieſen Beſuch.

„Madame," ſagte das Fräulein, „Sie begreifen, welche Angelegenheit mich hierher führt —"

„Nicht im Geringſten, mein Fräulein," antwortete Baucis."

„Sie haben mir aber doch geſchrieben!"

„Sie ſind im Irrthum, mein Fräulein."

„Alſo ſind Sie denn nicht Madame Baucis, die Freundin des Dr. Philemon?"

„Das bin ich in der That."

„Und dieſer Brief, iſt es nicht der Ihrige?"

Auf den erſten Blick erkannte Madame Baucis die Hand ihres Gelieben, obgleich er ſie zu verſtellen geſucht hatte. Neugierig ergriff ſie das Blatt, las es haſtig, wechſelte die Farbe einige Male und legte dann überlegend die Hand an ihr ungeſtüm pochendes Herz. Sie begriff ſogleich den Zuſammenhang der Dinge und das große, edelmüthige Opfer, welches ihr Philemon zu bringen im Begriffe ſtand. Sie erkannte im Augenblick die unermeßlichen Vortheile einer ſolchen Verbindung für Philemon, und da ſie ihn wahrhaft und uneigennützig liebte, ſo brauchte ſie nicht lange, um den Edelmuth ihres Geliebten durch einen heroiſchen, begeiſterten Entſchluß zu überbieten.

Fräulein Milius hatte den ſtürmiſchen Wechſel der Gemüthsbewegungen ihrer Nebenbuhlerin ſchweigend

und mit Theilnahme beobachtet. Sie glaubte, eine wüthende Eiferſucht beherrſche das Herz derſelben und ſie begriff, daß ein Mann wie Philemon geeignet ſei, eine ſolche zu erregen. Sie war daher ſehr überraſcht, als Madame Baucis ihr den Brief mit den Worten zurückſtellte:

„Mein Fräulein, dieſer Brief iſt nicht von mir — man hat Sie getäuſcht, niemals werde ich im Stande ſein, Dr. Philemon in ſeinem Glücke hinderlich zu werden. Jemand — ein Feind Philemons — hat dieſen Brief wahrſcheinlich geſchrieben, um Sie, mein Fräulein, irre zu machen, — aber ich erkläre Ihnen feierlich, daß ich dem Glücke meines Freundes nie in den Weg treten werde.“

„Aber Madame,“ erwiderte das Fräulein, „es handelt ſich nicht nur um ſein Glück, ſondern auch um das meinige.“

„O, er wird Sie glücklich machen,“ ſagte eifrig Madame Baucis, „er iſt das beſte Herz, die treueſte Seele, das tiefſte, innigſte Gemüth — gewiß, er wird Sie glücklich machen.“

„Wenn er aber mich nicht liebt, wenn ſeine ganze Seele bei Ihnen zurückbliebe, die Sie es ſo ſehr zu verdienen ſcheinen, daß man Sie treu liebt?“

„O, was das betrifft,“ ſagte Madame Baucis mit ſchmerzlichem Lächeln, „da können Sie ruhig ſein — er liebt Sie ja — ich weiß es gewiß, er liebt Sie, trägt er nicht immer Ihre Roſen im Knopfloch und,

Fräulein, wenn Sie hörten, mit welcher Bewunderung er von Ihnen ſpricht — gewiß, er liebt Sie mit Leidenſchaft, er wird mich vergeſſen, unſer Verhältniß war nur die Frucht einer — Verirrung, eines unglücklichen Augenblicks, das Ihrige iſt langſam gereifte Liebe, innige Liebe für das Leben dauernd, — gewiß, Sie werden mit ihm ſehr glücklich ſein."

„Meinen Sie wirklich?" ſagte das Fräulein erglühend, „ach, Madame, Sie machen mich glücklich, und ich werde Sie ſtets als meine Schweſter lieben."

„Ja, ich bin überzeugt, kein glücklicheres Paar wird es geben, als Sie Beide und — in der That kein ſchöneres — glauben Sie mir, Fräulein, ich werde ſehr, ſehr glücklich ſein, Sie glücklich zu wiſſen."

„Edles, treffliches Herz!" rief das Fräulein aus, indem ſie Madame Baucis umarmte, dann aber ſetzte ſie hinzu, „glauben Sie aber nicht, daß ich Ihr edles Benehmen nicht vergelten werde, mein Vater wird für Ihre Zukunft ſorgen und für das — Kind Philemons werde ich ſelbſt ſorgen wie für mein eigenes. Iſt Ihnen das genehm?"

„Alles, Alles!" antwortete Madame Baucis, indem ſie fühlte, daß ſie ihre Kräfte verließen, „aber entfernen Sie ſich jetzt ſchnell, Philemon wird gleich hier ſein, es würde uns Alle in Verlegenheit ſetzen — wir ſprechen noch weiter. —"

Damit drängte ſie das Fräulein liebreich und unter Schmeichelworten zur Thüre hinaus.

„Alſo auf baldiges Wiederſehen — morgen," ſagte das Fräulein, Madame Baucis gefühlvoll umarmend, und ging. Madame Baucis aber ſank weinend in einen Stuhl und weinte fort, ohne Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen bis zum ſpäten Abend, wo Philemon zu kommen pflegte.

Doctor Philemon hatte ſich inzwiſchen wieder bei Milius eingefunden. Er erwartete nichts Anderes, als daß man den Antrag zurücknehmen und bedauern werde, daß er ſich mit Madame Baucis ſo tief eingelaſſen habe. Er hatte für dieſen Fall ſchon einige zerknirſchte Seufzer in Bereitſchaft, welche dem guten Doctor Milius anzeigen ſollten, wie hoch er das Unglück anſchlage, nicht ſein Eidam werden zu können. Er war daher nicht wenig betreten, als ihm Milius mit überaus großer Freudigkeit entgegenkam, und ihn ſogleich als ſeinen Schwiegerſohn umarmte.

„Ich weiß ſchon, was Sie mir ſagen wollen," ſagte Milius, „bin von Allem unterrichtet — eine ſehr verſtändige Perſon, dieſe Madame Baucis — aber Sie Duckmäuſer, wie konnten Sie Ihre Leidenſchaft für meine Tochter ſo verbergen, daß ich immer faſt daran zweifelte? Und wer iſt denn der nichtsnutzige Menſch, der im Namen der Madame Baucis an meine Tochter geſchrieben? — Oder wiſſen Sie das gar nicht? Nun, da leſen Sie — ich muß geſtehen, der

Streich war gut angelegt, aber meine Tochter, das Kernmädel, läßt ſich nicht ſo leicht anführen, war ſelbſt bei Madame Baucis — was ich zwar nicht verrathen ſollte — und da hat ſie denn eine ſehr verſtändige Perſon gefunden, die ſich freut über Ihr Glück und meiner Tochter geſagt hat, wie ſehr Sie ſie lieben; — aber ſo geht es den Vätern, während ich mir Mühe gebe Euch zu vereinigen, ſeid Ihr hinter meinem Rücken ſchon längſt mit einander einig."

Dr. Philemon war wie vom Blitz getroffen. Alſo waren ſeine fein angelegten Operationen vereitelt — und durch w e n? — durch ſeine Geliebte ſelbſt, welcher er das Opfer bringen wollte. Zum erſten Male war Dr. Philemon gegen ſeine Geliebte in hohem Grade aufgebracht — denn ſie hatte ihn faſt in die Lage gebracht, aus purer Verlegenheit eine Andere heirathen zu müſſen. Mit Mühe gewann er ſo viele Geiſtesgegenwart, um die Vaterfreude ſeines Protectors herabzuſtimmen und ſich weiteren Explicationen zu entziehen.

„Ach, verehrter Herr Medicinalrath," ſagte er, nachdem er einige Faſſung gewonnen, „leider ſind wir noch nicht ſo weit — es walten noch andere ſchwere Hinderniſſe ob, welche beſeitigt werden müſſen, Hinderniſſe, welche ich in dieſem Augenblicke nicht namhaft machen kann, und welche augenblickliche Schritte erforderlich machen."

Dr. Milius nahm dieſe Bemerkung ſehr verdrießlich auf, er ſah ſeinen präſumtiven Eidam mit einem

Blick des Mißbehagens an, gestattete ihm jedoch nach einigen Gegenreden sich zu entfernen, um jene Schritte zu machen, ohne weiter in sein Geheimniß zu dringen.

Dr. Philemon begab sich eilig und höchst erzürnt zu Madame Baucis, welche er blaß und verweint zu Hause fand. Er hatte zum ersten Male kein Mitleid mit ihren Thränen und schien sie gar nicht zu bemerken. Er warf ungestüm den Hut von sich, stellte sich Madame Baucis gegenüber in Positur eines Großinquisitors und begann sein Verhör:

„Madame belieben also gegen mich Cabalen zu schmieden?" donnerte er sie an.

„Ich, mein Gott — Cabalen gegen Sie?" antwortete Madame Baucis heftig erschrocken.

„Ja, Sie gegen mich," fuhr Philemon mit steigendem Zorne fort, „also sind Sie eine Complottmacherin, eine Ränkeschmiedin? Oder haben Sie nicht mit dem Fräulein Milius gesprochen — he?"

„In der That, das habe ich, mein Freund!" sagte Baucis zitternd, „aber —"

„Was aber, hier giebt es kein Aber, haben Sie nicht einen von mir in guter Absicht geschriebenen Brief für den eines Betrügers erklärt, Sie, die Sie meine Handschrift sogleich erkennen und meine Absicht begreifen mußten? Ist es so? Antworten Sie."

„Ja doch, ich habe es gethan — aber wie konnte Dir einfallen in meinem Namen zu schreiben und dies zu schreiben? Ich will ja nur Dein Glück, Phile-

mon.“ Und weinend wollte ſie ſich in ſeine Arme ſtürzen — aber Philemon wich ſtreng zurück und fuhr fort:

„Mein Glück, mein Glück? Und das wollen Sie wider meinen Willen machen, gleichviel, ob mich dieſes Glück unglücklich macht oder nicht, und dann, wie Madame, Sie unterſtehen ſich mich zu verleumden? Wiſſen Sie, daß Sie unverſchämt gelogen haben? Zu ſagen, daß ich dieſes Fräulein leidenſchaftlich liebe — haben Sie das nicht geſagt? He?“

„Ach mein guter Philemon, höre mich!“ ſagte Madame Baucis mit einem flehenden Blicke, „ſtoße Dein Glück nicht von Dir, glaube mir, ich habe es in guter Abſicht gethan: — mein Himmel, ſoll ich denn, ich, die ich Dich ſo liebe, ein Hinderniß Deines Glückes ſein! Das Fräulein iſt ja ſo ſchön, liebenswürdig, reich, ihr Vater kann Dich glücklich machen, alle Deine Wünſche werden in Erfüllung gehen, Du wirſt reich und geehrt ſein, und ich werde mich Deines Glückes freuen. Was kann ich denn Dir bieten, eine arme Witwe, ſoll ich denn Dir zur Laſt werden? Soll ich wünſchen, daß Du mich als die Klippe betrachten mußt, woran Dein ganzes Lebensglück ſcheitert? — Philemon, ich bin ja nur glücklich, wenn Du es biſt.“

„So, Madame, alſo haben Sie eine ſo gute Meinung von mir, daß Sie glauben können, ich meinerſeits könnte glücklich ſein, wenn ich Ihnen das Herz

gebrochen hätte? Nein, Madame, Sie täuſchen mich nicht — das iſt es nicht, was Sie bewegt, ſolche Cabalen zu ſchmieden, Liebe zu mir iſt es nicht, nein, Haß, Sie ſind meiner überdrüſſig, Sie wollen ſich meiner entledigen, das iſt es."

Philemon hatte jetzt den Punkt getroffen, wo Baucis verwundbar war. An einem Zweifel an ihrer Liebe mußte ihr Widerſtand, Philemons Opfer anzunehmen, ſcheitern — mit frommer Schadenfreude beobachtete Philemon die Wirkung ſeiner Liſt. Sie war vollkommen.

Laut weinend warf ſich Baucis auf das Sopha und konnte vor Schluchzen lange keine Worte finden.

„Gott verzeih' Ihnen dieſe Grauſamkeit!" ſtammelte ſie endlich.

Schnell den Eindruck des Augenblicks benutzend, fuhr Philemon mit etwas gemildertem Tone fort.

„Und wenn Sie mich wirklich lieben, ſo geben Sie mir einen Beweis davon."

„Fordere — was Du willſt, Philemon," ſchwärmte Madame Baucis, „mein Leben, Alles — "

„Alſo ſetzen Sie ſich an Ihr Schreibpult," befahl Philemon, „und ſchreiben Sie, was ich Ihnen dictire!"

Baucis gehorchte.

Philemon dictirte:

„Mein Fräulein!

„Verzeihen Sie es meinem gekränkten Herzen,

daß ich Sie heute Morgen aus einer unüberlegten Delicateſſe belogen habe. Philemon liebt Sie nicht. Sie würden nur unglücklich werden als ſeine Gemahlin, denn ich kenne ſein Herz und weiß, daß es ewig mir ergeben ſein wird. Um Ihres Herrn Vaters ehrendes Vertrauen zu ſchonen, hat er die Liſt gebraucht in meinem Namen zu ſchreiben. Was er Ihnen aber ſchrieb, mein Fräulein, iſt die Wahrheit. Er wollte Ihnen und mir eine Kränkung erſparen. Ich aber habe mich von meiner Liebe zu Philemon hinreißen laſſen, Sie zu täuſchen, aber ich erkenne, wie ſträflich es wäre, in der Meinung Philemon glücklich zu machen, Ihr eigenes Lebensglück, das mir und Philemon theuer iſt, aufzuopfern. Ob zwar mein geliebter Freund durch keinen Eid an mich gebunden iſt, ſo iſt er doch nicht im Stande mein liebendes Vertrauen in ihn zu verrathen, indem er mich, die ihm Alles geopfert, einſam und verlaſſen einem grauſamen Schickſal preisgäbe.

Ihre ergebene Dienerin

Baucis."

Der Brief, unter tauſend Thränen geſchrieben, war beendigt. Aber Philemon befahl ſeiner Freundin, welche ſich nun in ſeine Arme ſtürzen wollte, ihn ordentlich zu ſiegeln und zu adreſſiren. Dann übergab er ihn einer Dienerin mit der Weiſung, ihn augenblicklich in

das Haus des Dr. Milius zu tragen. Erſt nachdem er dies Alles beſorgt, athmete er tief auf und duldete es, indem ihm ſelbſt große Thränentropfen über die Backen liefen, daß Baucis ſeinen Hals umſchlang und an ſeiner Bruſt die ſeligſten Thränen weinte.

Sechstes Kapitel.

Abermals floſſen einige Jahre dahin und in dem Verhältniſſe des Liebespaares trat keine Veränderung ein. Die einzige Frucht ihrer Liebe aber, ein munterer Knabe, wuchs blühend heran und vermehrte die ſtillen und beſcheidenen Freuden ſeiner Erzeuger. Philemon übernahm es ſelbſt, den Kleinen, als er das erforderliche Alter erreicht hatte, zu unterrichten — der Knabe nannte ihn Vater und weinte ſo oft Philemon ſeine Baucis verließ, um ſeufzend ſein Kämmerlein zu ſuchen. Auch Baucis konnte ſich einiger verſtohlener Seufzer nicht erwehren, wenn ſie täglich und ſtündlich durch kleine Zufälligkeiten daran erinnert wurde, daß ihr Bund im Widerſpruche mit den Geſetzen der Welt ſtehe. Es fehlte nicht an zarten Freundinnen und Nachbarinnen, welche, im Stillen das Glück der Beiden beneidend, die Pein dieſes Gefühls zu vermehren ſuchten. Tauſend kleine Neckereien und triumphirende Seitenblicke der ehrſamen Ehefrauen ſollten ſie überzeugen, daß ſie eine

Unglückliche sei. Aber sie war es nicht. Unerschütterlich blieb sie ihren Vorsätzen treu und die kleinen Unheilstiftungen der Klatscherei vermochten Nichts über ihren klaren Verstand und ihr nur von einem Gefühl durchdrungenes Herz. Allein diese kleinen Prüfungen waren es nicht allein, welche das Schicksal ihr auferlegt hatte, weit größere sollten die Kraft ihrer Seele erschüttern.

Bisher hatten sich die beiden Liebenden eines ziemlichen Wohlstandes erfreut. Der kleine Witwengehalt, dem kleinen Ertrag der Praxis Philemons zugeschlagen, gab ein mäßiges Auskommen, welches doch vor schmerzlichen Entbehrungen schützte. So lange dies fortdauerte, beobachtete die Welt gegen das isolirte, philosophische Paar immer die Dehors einer wohlverdienten Achtung. Aber plötzlich versiegte das Oelkrüglein der Witwe — der kleine Gehalt wurde plötzlich durch finanzielle Krisen, welche die Fonds erschöft, worauf ihre Pension versichert war, eingestellt und fast gleichzeitig nahm die Praxis Philemons bedeutend ab, da die Zahl der Aerzte immer im Zunehmen und seine Connexion durch das gespannte Verhältniß zu Milius im Abnehmen war. Das trostlose Paar sandte einen Blick zum Himmel, beschloß aber nur um so treuer an sich zu halten.

Ungetrübt flossen die Tage der beiden Glücklichen hin — seltsam, man nannte diese beiden Menschen, welche durch keinen Eid und kein gesetzliches Band an

einander gefeſſelt und vollkommen frei waren — die Inseparables! Aber die Prüfungen ihrer Liebe und Treue dauerten fort und ſie waren oft grauſam. Beide ſahen indeß kühn und entſchloſſen allen Unfällen entgegen, ſie fürchteten nur eines, einen Wechſel ihrer edleren Gefühle, aber eben dieſe Furcht war es, welche ſie vor dieſem Unglück bewahrte. Indeſſen ſchien es nach einigen Jahren der zärtlichen Baucis, daß ihr Philemon ſinnlich kälter gegen ſie werde, daß er länger von ihr weg bleibe als bisher, und daß bei ihr ſeine Seele zuweilen abweſend ſei. Immer hatte ſie mit heimlichem Schreck an jenen Fall gedacht, den ihr Philemon ſo oft als leicht möglich, ja faſt unvermeidlich vorausgeſagt hatte. Philemon, in Allem was er that offen, entſchieden, unverſtellt, ließ ihr bald durch ſein verändertes Betragen merken, daß dieſer Fall eingetreten ſei. Ihr weibliches Zartgefühl erzitterte bei dieſer Gewißheit, ihre keuſche Seele konnte ſich einer Regung eiferſüchtigen Widerwillens nicht erwehren — aber die empfindlichen Schmerzen, welche ihr Herz grauſam anfielen, wurden nicht wenig gemildert und abgekürzt durch den Gedanken: er iſt frei, durch keinen Eid gebunden, er hat mich nicht betrogen! Was aber ihr Unglück faſt zu Nichts machte und ſogar in ein relatives Glück verwandelte, war die ſtolze Ueberzeugung, welche ſie gewann, daß, wie treulos auch die Sinne dieſes Mannes ſeien, den ſie über Alles liebte — ja den ſie ſo liebte, daß ſie ihm zuweilen ein Glück wünſchte,

welches ſie ihm vielleicht nicht mehr gewähren konnte — doch ſeine Seele ihr ganz und gar eigen wäre — denn, da er frei und durch kein Verſprechen gebunden war, warum riß er ſich nicht los von ihr, warum verließ er ſie nicht, warum folgte ſein Herz nicht ſeinen Sinnen?! Er konnte ja willkürlich ein Band zerreißen, welches ſcheinbar ſo leicht geſchürzt war, ſich von einer Laſt befreien, welche ihm das Leben erſchwerte und ihm mancherlei Freiheitsbeſchränkungen auferlegte. Ihre Seele lernte durch dieſe Betrachtungen frühzeitig den Unterſchied zwiſchen Geſchlechtstreue und Herzenstreue, ein Unterſchied, welcher den Ehefrauen, die Beides verwechſeln, meiſt erſt dann begreiflich wird, wenn ſie durch Rache und Bosheit über die verletzte erſte das koſtbarſte Gut, die zweite, entweder in Gefahr geſetzt zu verlieren, oder verloren haben. Die Herzenstreue war ihr ein Heiligthum, — um es ſich zu bewahren, niemals dem Manne ihres Herzens die furchtbare Wahl zu laſſen, entweder mit der Reſignation eines indiſchen Fakirs das Fleiſch abzutödten und die Ehe als das Grab ſeiner Begierden zu betrachten, oder ſich von dem Herzen wie von dem Leibe eines geliebten Weibes zu trennen, entweder ein ganzes Leben lang in einem Kampfe mit ſeinen Sinnen zu leben, welcher gerade den edelſten, begabteſten und vollkommenſten Naturen ſchrecklich werden muß, oder ſein Herz zu tödten, um ſeine Sinne zu befreien! — um nicht den Mann, den ſie ſo ſehr liebte,

deſſen Liebe ihr größtes, ihr einziges Gut war, in dieſe grauſame Wahl zu ſtellen, wobei ſie Alles zu verlieren, Nichts zu gewinnen hatte, da die ſinnliche Natur völlig unabhängig vom moraliſchen Willen iſt, — vermied ſie jede Berührung eines Gegenſtandes, über welchen ſie frei und duldſam zu urtheilen ſich gewöhnt hatte.

Nicht wenig trugen Philemons philanthropiſch-phyſiologiſche Vorleſungen, welche er ſeiner Geliebten zum Beſten gab, dazu bei, die duldſame Gemüthsruhe derſelben zu befeſtigen.

„Die ewigen Geſetze der Natur," ſagte er ihr einſt, dem Drange nachgebend, Anſichten mitzutheilen, welche er in ſich verſchließen mußte, in einer Welt, deren Einrichtungen durchaus ſeiner Theorie widerſprechend organiſirt waren, „die Geſetze der Natur ſind zuweilen grauſam, ſie zerreißen unſer Herz, aber wir dürfen und können ihnen niemals ungeſtraft widerſtreben. Giebt es etwas Furchtbareres für uns als den Tod, dieſes Verſiegen unſerer Lebenskraft, dieſes Aufhören zu ſein — und doch, wem könnte es einfallen, dieſer Naturnothwendigkeit Trotz zu bieten? Dennoch thun die Menſchen gleich Thörichtes, indem ſie den Sinnen Gebote auferlegen wollen, dennoch wagen ſie es, aus unwiderſtehlicher Triebe Kraft und deren Abnahme Verbrechen zu machen!

„Die ausſtrebende Manneskraft — von Thoren Schwachheit genannt — iſt nicht minder unbe-

zwingbar wie der Tod. Ihre Richtung kann nicht gelenkt und gezügelt werden, entweder ſie erreicht ein Ziel, oder ſie artet aus und zerſtört das Individuum — es giebt nichts Drittes. Ein Weib, welches ſich beklagt, daß die ſinnliche Liebe ihres Gatten ſich ihr nicht mehr zuwende oder ſie zeitweilig verlaſſe, iſt ebenſo thöricht, als ob ſie ſich beklagte, wenn die Sonne aufhört zu ſcheinen. Der Haß der Eiferſucht iſt ſo thöricht, wie der Haß gegen einen Leichnam wäre.

„Die Sinnlichkeit iſt eine Naturkraft wie jede andere. Sie gehorcht keinem menſchlichen, ſondern nur dem ewigen Geſetze der Natur. Sie ſtumpft ſich ab durch die Gewohnheit deſſelben Reizes.

„In naturgemäßer Freiheit ſtrömt ſie aus wie ruhiges, belebendes, zeugendes Licht — in der Beſchränkung wird ſie zügellos und zündend, aus einem ſchaffenden Princip ein zerſtörendes und Tod zeugendes.

„Im Weibe iſt minderes Begehren, daher beſchränkte Naturfreiheit.

„Daher entſpricht dem Naturgeſetze die größere ſittliche Freiheit des Mannes und die Unterthänigkeit des von ſeiner größeren Kraft beherrſchten Weibes.

„Aber grauſame Täuſchungen des menſchlichen Verſtandes, unnatürliche Verirrungen machten das Verhältniß gleich — das Recht des Weibes gleich dem des Mannes, obwohl er factiſch es immer beherrſcht.

„Es iſt herzbrechend, das Elend zu bedenken, zu welchem das Weib durch die unſelige Täuſchung der

männlichen Geſchlechtstreue verurtheilt wird, wie eine verderbliche Einpflanzung fixer Ideen in das Gemüth des Weibes ſein ganzes Leben vergiftet und allmälig die edelſten Herzen verdirbt, den Familienfrieden zerſtört und den Lebenskelch beider Geſchlechter über und über mit Bitterkeit erfüllt. Dieſe exaltirte ſchwärmeriſche Vorſtellung von einer unnatürlichen und unmöglichen Sinnenliebe ohne Abſchweifungen und ohne Ende — dieſer Glaube an eine Pflicht, wenn ſie todt iſt in Bezug auf das legitime Object, oder wenn ſie relativ erſchwacht, ſie vollends in Bezug auf die übrige Welt abzutödten — wie viele Tauſend Unglücklicher macht ſie, welche, in natürlicheren Begriffen erzogen, glücklich hätten werden können! Welcher ſelbſtquäleriſche Romantismus wird dadurch erzeugt, welcher gerade die Lebensgeſchichte der lebendigſten und begabteſten Natur zu einem Romane macht, worin das menſchliche Herz durch die raffinirteſten Seelenfoltern langſam getödtet wird! Wie vieler Seelenadel, wie viel Tugend, wie viele der edelſten Gefühle werden oft durch dieſe ſchrecklichen Leiden vernichtet, welchen beide Geſchlechter durch eine Täuſchung — einen gewöhnlichen Aberglauben — unterworfen ſind! Dieſes eingebildete Unglück der ſinnlichen Untreue, wie viele Millionen Opfer macht es, welche es oft ein ganzes Leben furchtbar büßen, was ein Augenblick regelmäßigen Naturlebens verſchuldet.

„Das iſt die Erbſünde der zwei letzten Jahr-

tauſende. Und wie die heutige Menſchheit ringt, ſich von Vorurtheilen loßzureißen — dieſes, von ſchlimmen Leidenſchaften, der Eitelkeit, Eiferſucht und Neid unterſtützt, iſt kaum noch erſchüttert, obgleich jeder Einzelne für ſich es erkennt, — denn es hat ſchreckliche Bundesgenoſſen: die beleidigten Wünſche der Wolluſt.

„Wie unendlich traurig iſt dieſe Verkehrtheit des Pflichtgefühles! Welch' ein Unglück, daß in der That die verwerflichſten Schwachheiten und Laſter der menſchlichen Natur, die menſchliche Eitelkeit, die Selbſtſucht, der Neid, die unerſättliche ausgeartete Begier der Wolluſt, ſich aller Vorwände der Tugend bemächtigen, um ihre frevelnden Wünſche zu befriedigen!

„Welcher Fluch liegt auf dieſer europäiſchen Civiliſation!

„Man könnte ein Meer füllen von den Thränen, welche aus der reinſten Dummheit geweint werden!

„Und welche Gefahr für das vernunftgemäße und naturrichtige Menſchheitleben!

„Die ſchlechten Leidenſchaften, theils durch die Wirkungen des Vorurtheils nicht befriedigt, theils dadurch gehindert, ſtreben nach einer unbedingten ausgearteten Sinnenfreiheit — Gemeinſchaft der ſinnlichen Genüſſe, nach einer thieriſchen Naturfreiheit, welche die höhere Natur des Menſchen mit dem der Thiere gleichſtellt — Communismus!

„Und dieſes Syſtem der philoſophiſchen »Schweine«, wie es zu Zeiten Epikurs niemals erhört war, in ſol-

cher Excentricität — es wird ſeine Epoche haben und es hat — Dank ſei es der hohen Weisheit und Tugend vieler unſerer, in repreſſiven und menſchenfeindlich machiavelliſtiſchen Maßregeln ſich gefallender Staatsmänner — **bereits ſeine Epoche begonnen!**

„Die ſyſtematiſche Unterdrückung des politiſchen Geiſtes — das iſt, aller anderer als individuell-egoiſtiſcher Gefühle und Gedanken, hat bereits dieſer Philoſophie die Thore geöffnet!

„Die Thoren, ſie ſchwächen das Gemeingefühl der Menſchen und klagen über die Auflöſung der Gemeinſchaft!“

Dieſe Anſichten waren Philemons Steckenpferd. Die Moraliſten mögen ſie prüfen, ob ſie richtig ſind. So viel iſt aber gewiß, daß ſie Baucis beruhigten, daß ſie ſelbe zur Erkenntniß brachten, wie entfernt die Liebe von allem Egoismus ſei. Der Alleinbeſitz von Philemons Herzen war ihr einziges Beſtreben. Weit entfernt in Leichtfertigkeit auszuarten, gewöhnte ſich Baucis doch daran, mit heiterer Ruhe an das zu denken, was gewöhnlichen Weibern das Fürchterlichſte iſt, ja darüber mit Philemon mit fröhlicher Reſignation zu ſcherzen. Und ſeltſam, dieſe Duldſamkeit und Ergebung brachte auf Philemon eine Wirkung hervor, welche allmälig ſeine Sinne beherrſchte, welche ſein Herz und ſeine Sinne ſo ſtimmte, daß er die größte Liebeswonne nur am Buſen ſeiner Baucis fand, deren

Anmuth und Schönheit durch ſolche Tugend unzerſtörbare Reize gewann. Er ſagte daher oft zu ihr:

„Weiß ich doch, trotz meiner Wiſſenſchaft, es nicht zu ergründen, wie es kommt, daß ich Dich ewig jung finde, daß ich keine Zerſtörungen der Zeit an Dir finde, daß Du in einer ſo reichen Natur immer der Punkt bleibſt, wo die größte Anziehungskraft mich feſſelt.“

Und Baucis fühlte, daß er wahr rede. Seine Gluthen erkalteten nicht. Sein Herz war immer voll Zärtlichkeit gegen ſie. Sie mußten ſich immer lieben durch eine moraliſche Nothwendigkeit. Sie wußten es nicht, wie es kam, daß ſie immer glücklich waren, während ſo viele Ehen in ihrer Umgebung immer unglücklich waren.

„Woher kommt dies, Philemon?“ fragte Baucis lächelnd, „wir ſind doch nicht vollkommener als andere Menſchen.“

„Es kommt daher,“ antwortete Philemon, „daß wir frei ſind — darin, daß wir Nichts von einander zu fordern, ſondern nur zu geben haben, und daß wir immer die Seligkeit des Empfangens empfinden, ohne jemals den bitteren Schmerz der Verweigerung zu fühlen.“

Und ſo waren ſie in dieſem Denken und Fühlen unbeſchreiblich glücklich.

Schluß.

Des Lebens Prüfungen — wie wenig Liebende beſtehen ſie ſiegreich! Ein Paar, welches ſich ewige Treue geſchworen, wie viele Feinde ihres meiſt voreiligen Bundes haben ſie zu bekämpfen! Zuerſt das Schickſal mit ſeinem unerbittlichen Walten, den grauſamſten Wechſel der Glücksumſtände, welche oft das beſte Herz verbittern, das weichſte Gemüth abhärten, die zärtlichſte Liebe in gramvolle Gleichgiltigkeit verwandeln. Wehe dem ſchwachmüthigen Paare, welches die Armuth auf die Probe ſtellt! Der Mangel iſt der Todfeind aller Zärtlichkeit und beide verbundene Herzen müſſen eine faſt übermenſchliche Kraft der Liebe in ſich haben, um ihn zu überwinden. Wie ſelten aber findet ſich ſolche Kraft im menſchlichen Herzen, welches meiſtens unter harten Schickſalsſchlägen zerbricht, um nie wieder ein Ganzes zu werden. Das Unglück zerſtört die Phantaſie, die holde Pflegerin liebevoller Gedanken, es ſtumpft die Nerven ab, deren Lebendigkeit die Gefühle wach hält, es verlöſcht das Feuer des Blutes, welches immer neues Leben in das Herz ſtrömen läßt, kurz, es tödtet nur zu häufig in ſchwachen Naturen den beſſeren Theil. Aber nicht nur das Unglück iſt ein Feind der Liebe und Treue, die eigenen Fehler und Schwächen verlöſchen nicht ſelten am geſchwindeſten die heiligſten Flammen des Herzens.

Die beiderſeitigen Fehler ſich zu verzeihen, immer wieder zu verzeihen, ſie geduldig zu ertragen, das Heer von Launen, welchen das menſchliche Herz unterworfen iſt, die Foltern der Eiferſucht, die empfindlichen Kränkungen des Jähzornes, die Phantasmen der Melancholie, die kleinen Bosheiten und das beleidigende Phlegma, Scheltworte und Schmollen, ja vielleicht Thätlichkeiten einer wilden Gemüthsart, die Stichelreden der üblen Laune, die Vorwürfe undankbarer Stimmungen, Unrecht und Verkennung aller Art — Alles dies ein ganzes Leben lang nicht blos gleichmüthig und fühllos, ſondern mit Liebe zu ertragen, nie zu ermüden in der Liebe, — das iſt die ſtärkſte aller Prüfungen des menſchlichen Herzens. Dieſe Prüfungen trennen oft Herzen, die, ſo lange Jugend und Sinnlichkeit ſie vor Verbitterung bewahrten, mit Demantfeſſeln aneinander gebunden waren, die nur ineinander gelebt und Jahre lang ein Beiſpiel poetiſcher Eintracht und Harmonie der Seelen gegeben hatten.

Auch unſer Liebespaar hatte dieſe Prüfungen zu überſtehen. Der Sonnenſchein des Glückes wich von ihnen und der Sommer der Jugend ging vorbei. Aber die Freiheit feſſelte dieſe Herzen ſtärker aneinander, als es der Zwang gethan haben würde.

Auf den öffentlichen Spaziergängen Wiens begegnete man einſt häufig einem greiſen Paare, welches mit ſichtbarer, faſt jugendlicher Freude an den öffentlichen Vergnügungen Antheil nahm. Der Mann, ein ſchöner

Greis von noch blühendem Aussehen, frischen Augen, zeigte in seinen Bewegungen eine Lebhaftigkeit, welche mit seinem Alter angenehm contrastirte. Die Frau glich ihm vollkommen. Sie gingen immer Arm in Arm, und aufmerksame Beobachter bemerkten häufig, wie lebhaft noch zwischen ihnen jener Austausch von kleinen Zärtlichkeiten war, welcher in den meisten Ehen schon nach den ersten Jahren einem ceremoniösen und kalten Wesen Platz macht. Dieses überaus heitere Paar war Philemon und Baucis, welche noch immer unverheirathet waren, obgleich ihre Verhältnisse sich so gestaltet hatten, daß sie ihr Bündniß hätten in die Regel bringen können. Philemons Praxis hatte sich allmälig so gebessert, daß er längst im Stande gewesen wäre ein anständiges Haus zu führen, Madame Baucis hat eine Erbschaft gemacht, welche den Wohlstand der Familie noch fester begründete. Auch waren beide Theile in das Alter getreten, wo von den sinnlichen Leidenschaften kein Bruch der Ehe mehr zu fürchten war. Aber seltsam! Dieses Paar fürchtete sich durch die Ehe zu verlieren. Es hatte in beiderseitiger Freiheit so harte Prüfungen bestanden, es hatte, um sich treu zu bleiben und unter sich Frieden zu halten, in einem mehr als dreißigjährigen Kriege gegen neidische Eheweiber, welche ihnen ihr Glück mißgönnten und es durch Verleumdung zu zerstören suchten, gegen spöttelnde Freunde und naserümpfende Freundinnen, gegen die gute Meinung der Dummheit

und die ſalbungsvollen Rathſchläge des „geſunden Verſtandes“ gelebt, aber die Prüfung der Ehe ſchien ihnen Beiden allein eine zu gefährliche zu ſein, um ſich ihr leichtſinnig zu unterwerfen. Demungeachtet hatte es Philemon für ſeine Pflicht gehalten, ſeiner Baucis einen Antrag zu machen. Er erſchien daher eines Tages im ſchwarzen Frack, mit einem mächtigen Blumenſtrauße in der Hand und feierlicher, doch etwas ſchalkhafter Miene am Geburtstage ſeiner Baucis, bog ein Knie huldigend vor ihr, welche über dieſe Anſtalten ſehr beluſtigt war, und begann ſich wie folgt mit ihr zu expectoriren:

„Madame,“ ſagte er, „Sie beſitzen nun ſeit dreißig Jahren mein Herz.“

„Nun, ſoll ich es Ihnen etwa wieder herausgeben?“ erwiderte Madame Baucis etwas betroffen.

„Im Gegentheil — ich komme vielmehr — ich will — ich biete Ihnen —“

Unter dieſen Anſtrengungen gerieth der gute Doctor aber in einen heftigen Angſtſchweiß, der ſeine Bereitwilligkeit Lügen ſtrafte. Aber die Pflicht war für dieſen Mann ein eiſernes Gebot — und er hielt es für ſeine Pflicht „ein Ende zu machen“.

„Kurz und gut, Madame,“ fuhr er fort, „wir haben Beide Vermögen, wir ſind über die Jahre der Anfechtung hinaus, ich bin Ihr Schuldner, kein Hinderniß ſteht unſerer geſetzlichen Verbindung im Wege,

wir können uns ohne Gefahr heirathen, ich biete Ihnen meine Hand — wollen Sie mir die Ihrige geben?"

Madame Baucis war durch dieſen Antrag keineswegs ſehr angenehm überraſcht. Sie hatte Mühe eine gewiſſe Angſt zu verbergen, welche ihr der Antrag Philemons machte, und antwortete ziemlich gedehnt:

„Nun ja, mein Freund, wenn Du durchaus willſt, Du weißt, ich folge Deinen Wünſchen als Befehlen."

„Durchaus?" fragte Philemon etwas aufathmend, „nein, durchaus nothwendig iſt es nicht, Sie haben Ihren freien Willen, Sie können mich ausſchlagen, ich wollte Dir blos zeigen, daß ich meine Pflichten kenne."

„Nun denn, Herr Bräutigam," antwortete Baucis ſchnell, „ich entbinde Sie dieſer Pflichten."

„Aber —"

„Kein Aber," fuhr Madame Baucis fort, indem ſie den vor ihr knieenden grauen Seladon auf die Augen küßte, „antworte mir lieber auf eine Frage nur von den Tauſenden, die ich Dir vorlegen könnte: Haſt Du es vergeſſen, wie Du ein freier Mann mir zu Liebe eine glänzende Verbindung mit einem reizenden Geſchöpfe ausgeſchlagen, kannſt Du es ermeſſen, wie glücklich mich dieſes Opfer gemacht hat?"

„Und Du," antwortete Philemon lebhaft, „haſt Du mir nicht ein größeres Opfer gebracht, als wir Beide darbten und der reiche Hauswirth Dir ein Vermögen

von hunderttausend Gulden zu Füßen legen wollte — er war ein angenehmer Mann, angesehen und reich, ich ein armer Schlucker, wir Beide von der Welt sehr geringgeschätzt, Baucis, es hat mich zum glücklichsten aller Sterblichen gemacht."

„Nun siehst Du, mein Philemon, so glücklich hat uns die Freiheit gemacht — und noch heute — soll ich's Dir gestehen — noch heute, täglich macht es mich glücklich, Dich frei zu wissen und doch — mein eigen, denn Du bist ja noch immer ein Mann, der eine junge, schöne und reiche Frau glücklich machen kann, und ich bin stolz darauf, daß Du frei bist."

„Und Du," sagte Philemon freudig, „wärest Du nicht die Perle jedes Hausweſens? Müßte sich nicht jeder Mann glücklich schätzen, Dich heimzuführen?"

„Und doch willst Du mich unglücklich machen —"

„Ich Dich unglücklich?"

„Nun, Du willst mich heirathen, ich werde Dich dann besitzen wie meinen Muff und mein Sopha, das mir Niemand nehmen kann — ich werde Dich vielleicht nicht mehr so zu schätzen wissen, wenn ich Dich nicht mehr verlieren kann."

„Du hast Recht, mein Engel — Nichts mehr davon — aber die Leute, die böſen Leute!!!"

„Lassen wir sie reden!"

„Aber sie sagen — welch' ein Skandal! — diese alten Liebenden — wann werden sie zu Vernunft kommen? — sie können doch heirathen, warum thun sie es nicht —?"

„Nun gerade nicht, weil sie sich darüber ärgern. Haben wir, so lange wir der Welt Urtheil nicht verachten — sondern leidend es ertragen mußten — haben wir es damals ertragen, so wollen wir uns jetzt rächen — gerade nicht."

„Recht so, Weibchen," jubelte Philemon, „nun gerade nicht."

„Wir wollen ſie recht ärgern — und einander recht lieb haben.“

„Wir wollen uns luſtig machen über dieſe geſtrengen Familien, welche uns einſt das Leben verbitterten und nun in Unfrieden unter ſich leben.“

„Alſo abgemacht — wir bleiben die Alten.“

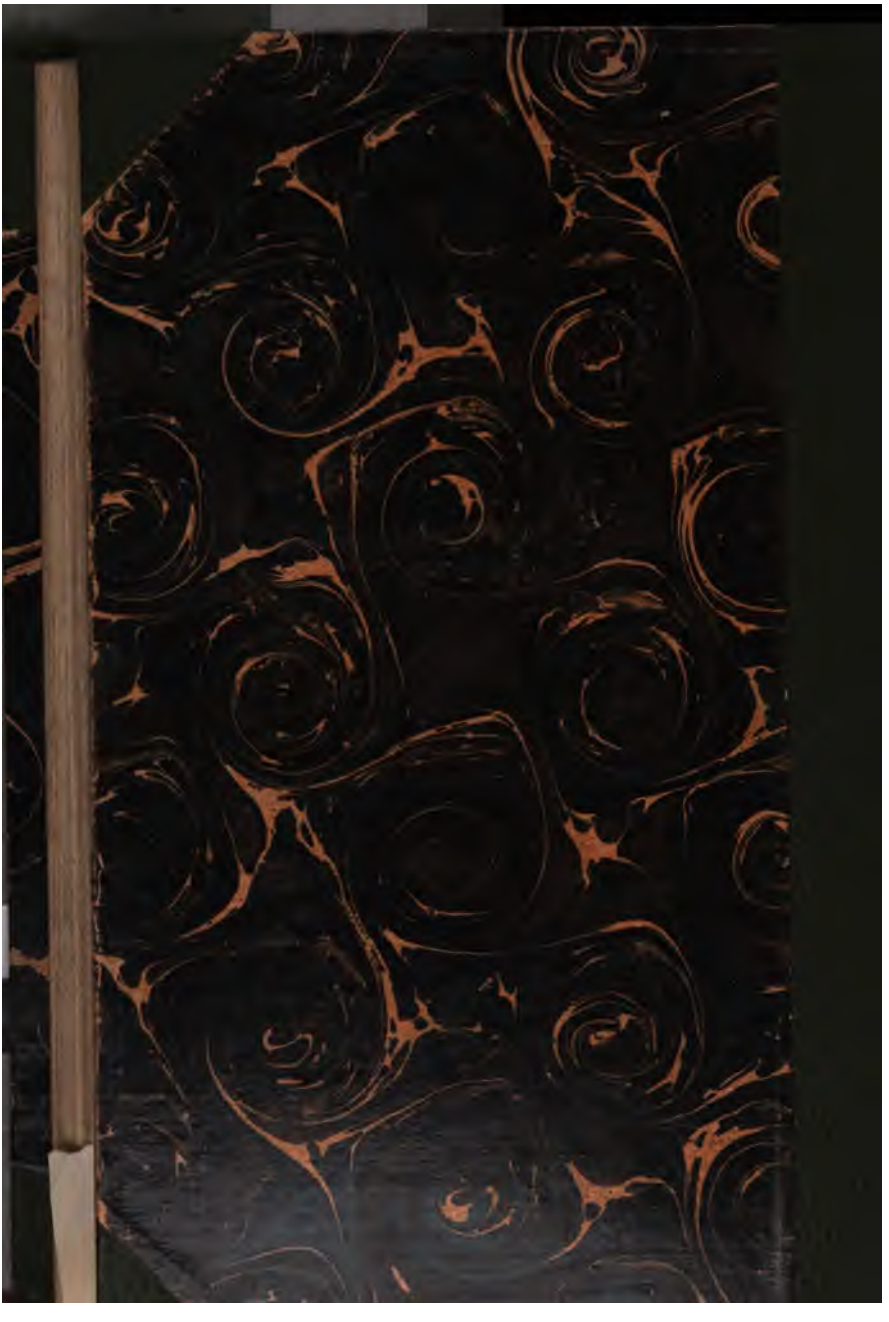
Ein heiterer, lichter Lebensabend folgte auf dieſen letzten Pact der greiſen Liebenden. Sie betrachteten mit lächelndem Mitleid die Welt, welche ſie getadelt, verfolgt und verhöhnt hatte — dieſe Welt, welche in Ausartungen und Laſtern aller Art ſtückweiſe um ſie her zerfiel! Sie vergalten ihr nicht Gleiches mit Gleichem, ſie halfen oft den Unglücklichen, ſie erwieſen Liebe Jenen, welche ſie einſt verſpottet hatten. Und ihre Zufriedenheit wurde nur getrübt durch das Elend und den Unfrieden, den ſie in der Familienwelt ſahen, welche ſie umgab. Es machte ſie lebensſatt, unter ſo vielen Unglücklichen allein glücklich zu ſein. Dieſes durch und durch zerrüttete Familienleben, dieſes Siechthum der Generation — es tröſtete ſie nicht über ihre vergangenen Leiden, es peinigte ſie. „Gott,“ ſagte Baucis oft zu Philemon, „Gott ſcheint die Menſchen wieder verderben zu wollen!“ Philemon antwortete nicht und ſeufzte. Der Herr erbarmte ſich endlich dieſer einſamen Glücklichen und befreite ſie von dem Anblick ſeines furchtbaren Gerichts. Ihre letzten Gedanken waren ein Gebet für ihre Mitmenſchen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck der Reclam'ſchen Officin in Leipzig.

PT 2281 .G56 .G3 C.1
Das galante Wien.
Stanford University Libraries
3 6105 035 466 791

PT
2281
.G56.G3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.